Auf Deutschlands hohen Schulen.









447





VERLAG · HANS LUDWIG THILO · BERLIN W.

Von diesem Buch sind für Bücherfreunde
200 Exemplare besonders luxuriös
ausgestattet, auf feinstem Kunst-
druckpapier gedruckt und in
Ganzleder gebunden.
Der Preis dieser
Exemplare
beträgt
20 M.



Titelzeichnung
und Zierstücke
von
Hans Baluschek.

Auf
Deutschlands hohen Schulen.

Eine illustrierte kulturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens.

Bearbeitet und herausgegeben von

Dr. R. Fick

unter Mitwirkung

von

Hanns Freiherrn von Gumppenberg * Dr. A. Langguth
Dr. Hofmeister * Dr. Paul Grabein * Jul. Kirchhoff
Dr. Joh. Noelting * Dr. Fritz Hoffmann * Dr. Römpler
Dr. W. Fick * H. Langla * Fritz Hupfer * Otto Wendt
Dr. Doege * Dr. G. Conrad.

Mit 400 Abbildungen und Zierstücken.



Verlag
Hans Ludwig Thilo,
Berlin * Leipzig
MDCCCC.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin-Schöneberg.



Vorwort.

> Wie soll ich dich nennen, du hohes, edles, rohes, barbarisches, liebliches, unharmonisches, gesangvolles, zurückstoßendes und doch so mild erquickendes Leben der Burschenjahre? Wie soll ich euch beschreiben, ihr goldenen Stunden, ihr Feierklänge der Bruderliebe? Welche Töne soll ich euch geben, um mich verständlich zu machen? Welche Farben dir, du nie begriffenes Chaos! Ich soll dich beschreiben? Nie! Deine lächerliche Außenseite liegt offen, die sieht der Laie, die kann man ihm beschreiben, aber deinen inneren, lieblichen Schmelz kennt nur der Bergmann, der singend mit seinen Brüdern hinabfuhr in den tiefen Schacht. Gold bringt er herauf, reines, lauteres Gold, viel oder wenig, gilt gleich viel. Aber dies ist nicht seine ganze Ausbeute. Was er geschaut, mag er dem Laien nicht beschreiben, es wäre allzu sonderbar und doch zu köstlich für sein Ohr. Es leben Geister in der Tiefe, die sonst kein Ohr erfaßt, kein Auge schaut. Musik ertönt in jenen Hallen, die jedem nüchternen Ohr leer und bedeutungslos ertönt. Doch dem, der mit gefühlt und mit gesungen, giebt sie eine eigene Weihe, wenn er auch über das Loch in seiner Mütze lächelt, das er als Symbolum zurückgebracht.

Das Burschenleben, wie es Hauff mit diesen begeisterten Worten preist, und die Stätten, an denen es sich abspielt, in ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihrer heutigen Gestalt zu schildern, ist die Aufgabe dieses Buches. Es will das studentische Leben der Gegenwart zu seiner reichen kulturgeschichtlichen Vergangenheit in Beziehung setzen und aus ihr heraus erklären, und so die akademische Welt dem Verständnis dessen, der in ihr lebt oder im Begriff steht, in sie einzutreten, näher bringen. Wie mancher, der zum ersten Mal die Schwelle der alma mater überschreitet, steht pochenden Herzens und befangen der neuen Welt gegenüber, die sich ihm eröffnet und der er von nun ab angehören soll; wohl läßt ein ahnendes Vorgefühl der „akademischen Freiheit" seine Brust schwellen, aber das unbekannte Land, in das er sich halb zögernd, halb ungeduldig vorwärts drängend hineinbegiebt, ist ihm fremd und unverständlich. Dies Buch soll ihm ein Führer und zuverlässiger Berater sein. In das allmähliche Werden des heute Bestehenden, in den Geist unserer Väter, die uns als ein reiches Erbe den Schatz, den wir in unsern Universitäten besitzen, hinterlassen haben, soll es einen Einblick verschaffen, damit vor allem die heranwachsende Generation, ohne darüber die Anforderungen des heutigen Lebens zu vergessen, sich stets voll Pietät der Größe und schlichten Erhabenheit des von unsern Vorfahren geschaffenen Werkes bewußt bleibt.

Daß die Lösung dieser Aufgabe, bei dem weiten Umfange des zu bearbeitenden Stoffes und bei den Gegensätzen, die das geschichtliche und das moderne Studentenleben umspannt, nicht den Beifall aller finden wird, ist vorauszusehen. Das Buch hat eine — schon durch die Titelzeichnung versinnbildlichte — Tendenz, die

hoffentlich von vielen, namentlich unter der akademischen Jugend, gebilligt werden wird. Für solche, die in der Bethätigung eines ehrenhaften deutschen Studententums nur die Bewahrung toter Formen sehen, nicht aber den lebendigen Quell echt deutscher Volksart erblicken können, der hier so kräftig sprudelt wie nirgends, ist dies Buch nicht geschrieben; es wendet sich vielmehr an alle, die deutsch empfinden und an der Pflege deutschen Burschenlebens festhalten. An diese aber wendet es sich ohne Unterschied und mit dem Bemühen, ihnen allen gerecht zu werden, von der Voraussetzung ausgehend, daß die schöne Vergangenheit unseres Studentenlebens nicht gewissermaßen als ein Sondervorrecht einer einzelnen Gruppe, sondern als Gemeingut allen angehört, die sich als deutsche Burschen fühlen.

Wenn es trotz dieses Bestrebens den Anschein haben könnte, als seien die alten Korporationen über Gebühr berücksichtigt, so liegt das an dem ganzen Charakter des Werks, das in erster Linie eine Kulturgeschichte sein will und sich darum vor allem auf das Material, das sich aus der Geschichte dieser Verbindungen ergiebt, stützen mußte. Ohne die Vorarbeiten auf diesem Gebiete, vor allem ohne die gründlichen Forschungen des Dr. W. Fabricius, dessen Werk über die „deutschen Corps" den meisten meiner Mitarbeiter und mir eine überaus dankenswerte Hilfe gewesen ist, wäre die Herstellung des vorliegenden Buches, zumal in der kurzen mir zu Gebote stehenden Frist eines knappen Jahres, nicht möglich gewesen.

In der entgegenkommendsten Weise bin ich von Seiten der studentischen Korporationen selbst durch Übersendung von Druckschriften und Bildern unterstützt worden; ich hoffe, daß das Interesse, welches die Studentenschaft dem Buche bei seiner Ankündigung und während seines Entstehens entgegenbrachte, auch dem fertigen Buche bewahrt bleibt, und bitte auch fernerhin Berichtigungen, Ergänzungen und sonstige Mitteilungen an mich gelangen zu lassen.

Meine Mitarbeiter haben mich bei der Fertigstellung des Werkes getreulich unterstützt; ihr Anteil läßt sich im Einzelnen nicht genau abgrenzen, doch möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß die Darstellung des historischen Abschnitts bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts im wesentlichen der Feder des Frhrn. v. Gumppenberg entstammt, und daß die größtenteils auf handschriftlichen, bisher unveröffentlichten Quellen beruhende Arbeit über Rostock von dem Bibliothekar Dr. Hofmeister, die Monographie über Königsberg von Oberlehrer Dr. Fritz Hoffmann herrühren. Meinem Kollegen Dr. Doege, der sich auch der Bearbeitung der Bibliographie unterzogen hat, bin ich zu besonderem Danke verpflichtet, weil er mich auf die reichen Schätze der jetzt der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums unterstellten Freiherrlich v. Lipperheide'schen Kostümsammlung aufmerksam gemacht und so den Bilderschmuck des Werkes um manches interessante Blatt vermehrt hat. Der Herr Verleger, der kein Opfer gescheut hat, um den Wert des Buches durch Beschaffung eines reichen Illustrationsmaterials zu erhöhen und ihm eine glänzende Ausstattung zu geben, hat sich um die Herstellung des Buches in seiner vorliegenden Gestalt ein nicht geringes Verdienst erworben.

Berlin, im Dezember 1899.

Der Herausgeber.



Inhaltsübersicht.

I. Teil.

Hochschulwesen und Studententum im allgemeinen.

2. Teil.

Die einzelnen Hochschulen.

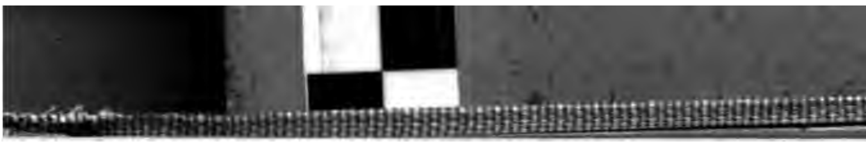


... kecken ...
...en,
...zig Gut,
...ahren.
... Studio,
... in's weite,
...es, des Lebens froh,
...heit zum Geleite.

Doch wo Du weilst auf Deiner F
Sei Zierde deutscher Jugend,
Ein echter Erbe deutscher Art
Und jeder Burschentugend,
Deß Herz stets heiß entgegenschwillt
Dem Edlen und dem Rechten,
Deß Arm, wenn's Burschenehre gilt,
Auch kühnlich weiß zu fechten!

Und der mit hellem Hochgesang
All' Trübsal scheucht von dannen,
Der froh bei Sang und Gläserklang
Die Sorgen weiß zu bannen!
Wo wär' ein Fürst auf seinem Thron,
Den Glück und Gunst umbuhlen
Wie Dich, Du junger Musensohn
Auf Deutschlands hohen Schulen!

Paul Schettler.



I. Teil.

Hochschulwesen
und
Studententum im allgemeinen.





Wer ist's, deß jugendheller Sang
All' Trübsal scheucht von dannen?
Der froh bei Sang und Gläserklang
Die Sorgen weiß zu bannen?
Dem Lust wird aller Mühen Lohn,
Den Glück und Gunst umbuhlen?
Du bist es, junger Musensohn,
Auf Deutschlands hohen Schulen!

Als Weggenoß' den kecken Mut,
Sind allzeit die Scholaren,
Ob Freiheit auch ihr einzig Gut,
Durch deutsches Land gefahren.
So ziehst auch Du, jung Studio,
Hinaus in's Reich, in's weite,
Der Sorgen los, des Lebens froh,
Die Freiheit zum Geleite.

Und ob's Dich treibt zum Ostseestrand,
Zu Neckar, Lahn und Saale,
Ob zu des Rheines Rebenrand,
Zu Berge oder Thale, —
Allüberall in deutschen Gau'n
Steht Dir Dein Haus bereitet,
Die hohen Hallen stolz zu schau'n,
Darin die Weisheit schreitet.

Doch wo Du weilst auf Deiner Fahrt,
Sei Zierde deutscher Jugend,
Ein echter Erbe deutscher Art
Und jeder Burschentugend,
Deß Herz stets heiß entgegenschwillt
Dem Edlen und dem Rechten,
Deß Arm, wenn's Burschenehre gilt,
Auch kühnlich weiß zu fechten!

Und der mit hellem Hochgesang
All' Trübsal scheucht von dannen,
Der froh bei Sang und Gläserklang
Die Sorgen weiß zu bannen!
Wo wär' ein Fürst auf seinem Thron,
Den Glück und Gunst umbuhlen
Wie Dich, Du junger Musensohn
Auf Deutschlands hohen Schulen!

Paul Schettler.



I. Teil.

Hochschulwesen und Studententum im allgemeinen.





Vorgeschichte.

Tam pro papa, quam pro rege
Bibunt omnes sine lege.
Bibit constans, bibit vagus
Bibit rudis, bibit magus.
Aus den Carmina burana.

Wie fast alle Formen ihrer Kultur haben die Deutschen auch das Universitätswesen von den romanischen Nachbarn übernommen. Aber der deutsche Geist hatte von jeher mit dem umfassenden Künstlergenie die Eigentümlichkeit gemein, daß er bei der bloßen Nachahmung des Fremden nicht stehen bleibt, vielmehr bei aller offensinnigen Empfänglichkeit, seiner ursprünglichen Art getreu, das Aufgenommene umbildend sich anpaßt und zu höherer Bedeutung erhebt. Einen weiten Weg allmählicher Entwicklung mußten die deutschen Universitäten zurücklegen; heute aber wird niemand mehr bestreiten, daß unsere Sonderart ihnen zu einer ganz einzigen Stellung verholfen hat. Heinrich von Sybel konnte in einer akademischen Rede stolz darauf hinweisen, daß die deutsche Hochschule jetzt in ganz Europa den Universitäten als Muster und Vorbild gilt, nachdem das Urteil englischer und französischer Sachverständiger wiederholt ihre Überlegenheit in jeder Hinsicht anerkannte. In der That hat es nur die deutsche Hochschule verstanden, Forschung und Unterricht in fruchtbarster Weise zu verschmelzen und sich die notwendige schulmäßige Geschlossenheit zu erhalten, ohne auf den Segen der Freiheit Verzicht zu leisten.

Ältere Vorbilder.

Die ältesten Vorbilder der Universitäten waren die großen Lehranstalten des späteren Altertums, so das 280 v. Chr. von Ptolemäos Philadelphos in Alexandria gegründete Museion, ferner die seit 130 n. Chr. als Anstalt organisierte berühmte Philosophenschule zu Athen und ihre „Athenäen" genannten Tochteranstalten in Rom, Lugdunum (Lyon), Nemausus (Nimes) und Konstantinopel; außerdem wirkten wohl auch vorbildlich die von arabischen Fürsten und Gönnern ins Leben gerufenen „Medressen" des früheren Mittelalters, wo neben muhammedanischer Theologie, Jurisprudenz und arabischer Grammatik auch Medicin, Astronomie und Mathematik gelehrt wurden. Den Keim der christlichen Universitäten bargen schon die Kloster- und Domschulen, die seit dem 8. Jahrhundert vielfach als „scholae publicae" auch Schüler von auswärts annahmen. Weltlichen Ursprungs war vielleicht die uralte medicinische Hochschule zu Salerno, deren Entstehen in tiefes Dunkel gehüllt ist; wir wissen von salernitanischen Ärzten aus dem elften Jahrhundert und noch früherer

Kloster- und Domschulen.

Zeit. Von den übrigen ersten Universitäten des Mittelalters steht indessen fest, daß sie aus freien Schulen des zwölften Jahrhunderts hervorgingen, welche meist durch Erweiterung und Vervollkommnung der alten Klosterschulen, zum Teil aber auch selbständig entstanden, als der damalige lebhafte Aufschwung der Wissenschaften, insbesondere das Emporkommen der „scholastischen“, d. h. rationalen und dialektischen Theologie neue und bessere Lehranstalten nötig machte. Die Lehrer wie die Schüler der freien Schulen konnten jederzeit die Schule verlassen und anderswo Lehrthätigkeit oder Studium fortsetzen; dabei zogen oft die Schüler den Lehrern, die Lehrer den wanderlustigen Schülern nach, zum Kummer der betreffenden Stadt, für welche die Anwesenheit beider einen hohen Wert repräsentierte. Aus dem Bewußtsein dieser Bedeutung und Unabhängigkeit ergab sich für Lehrer und Lernende bald das gemeinsame Bestreben, den Vorteil ihrer Stellung auszunutzen und sich unter Inanspruchnahme bestimmter Vorrechte zu festen Körperschaften zusammenzuschließen. Konnten sie doch der stillschweigenden Zustimmung der Stadtobrigkeit ebenso sicher sein wie der Beschützung und Privilegierung seitens des Papstes, dem an jeder Ausbreitung seines Einflusses lag; und damit war ihnen dann auch in letzter Linie die bestätigende Gunst des weltlichen Landesherrn gewiß. So wuchsen die im 12. Jahrhundert auftauchenden französischen und italienischen Universitäten einfach aus den bestehenden Verhältnissen heraus, sie fanden nur gelegentlich die officielle Anerkennung bei Papst und Kaiser, wurden aber nicht förmlich „gegründet“. Ebenso waren die im 13. Jahrhundert privilegierten Universitäten schon vorher als größere Schulen berühmt, und auch späterhin zeigte sich noch oft genug der gleiche allmähliche Übergang. Bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts hinein nannte man die Hochschule „scholae“ (scolae), wie sie ja auch gewöhnlich aus der Vereinigung mehrerer kleinerer Einzelschulen entstand; im zweiten und dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts kam der Ausdruck „studium“ dafür in Gebrauch, seit etwa 1250 wurde dann die Benennung „studium generale“ allgemein; daneben kamen auch die Ausdrücke „studium universale“, „studium solenne“ oder „locus famosus“ vor. Der Zusatz „generale“ bezog sich lediglich auf die Studierenden, so daß man „studium generale“ ungefähr mit „Lehranstalt für Alle“ übersetzen müßte. Das Wort „universitas“ wurde dagegen im Mittelalter in einem weiteren Sinne gebraucht: es bezeichnete ganz allgemein jeden organisierten Verband; so sprach man auch von einer „universitas studii“, ein Ausdruck, der nicht nur auf die Gesamtheit der Magister und Scholaren, sondern ebenso auf die Mitglieder einer einzelnen Fakultät angewandt wurde. Die Bezeichnung „alma universitas“ trat erst im 14. Jahrhundert unter politischem Einfluß hervor, dagegen kam der Ausdruck „mater universitas“ schon früher auf. An den deutschen Universitäten wurde dann die Benennung „studium generale“ mit „universitas“ vertauscht, zuerst in einem Aktenstücke Karls IV. vom Jahre 1355. Zu dem Charakter einer „Lehranstalt für Alle“ tritt dann noch, den Begriff der mittelalterlichen Hochschule vollendend, der einer privilegierten Lehranstalt hinzu, im Gegensatze zu den Partikularschulen, die für Lehrer wie Schüler keine Privilegien besaßen. Von den Privilegien der Hochschulen waren die wichtigsten das Recht der Promotion und das der Zusprechung der „facultas ubique docendi“, welch letzteres für alle Universitäten allgemein wurde, seit Papst Gregor IX. es 1233

Freie Schulen des zwölften Jahrhunderts.

Die ersten Universitäten.

„studium generale“ und „universitas“.

Privilegien, Immunitäten und Freiheiten.



Aus dem Manuale scholarium.

der Toulouser Hochschule zugebilligt hatte. Zu den Privilegien kamen dann auch noch Immunitäten und die Freiheit von Steuern, Abgaben und Zöllen.

Unter den romanischen Universitäten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ragten vor allem Paris und Bologna hervor; jenes namentlich als die „Mutter der Scholastik", dieses als die glänzendste Pflegestätte der Rechtsgelehrsamkeit. Da beide, insbesondere Paris, die Entwicklung des deutschen Universitätswesens vorzugsweise bestimmten, muß etwas näher auf die Verfassung und korporative Gestaltung dieser berühmten Hochschulen eingegangen werden.

Bologna war nicht die älteste Rechtsschule Italiens, doch überflügelte sie Bologna. im 12. Jahrhundert Pavia und Ravenna, die im 11. Jahrhundert größere Bedeutung besessen hatten. Der Versuch der italienischen Rechtslehrer, die Bestimmungen Justinians über die Rechtsschulen auf die entstehenden Universitäten anzuwenden, mißglückte, da jene Aufstellungen für die Verhältnisse des Feudalstaats nicht mehr zutrafen. Die Weiterbildung des Scholarenrechts mußte daher auf dem Wege von Verträgen und Privilegien erfolgen, oder auch einfach durch Usurpation. So setzten die Bologneser Scholaren bei Kaiser Friedrich I. in dem 1158 auf den Roncalischen Feldern erlassenen Gesetz der Authentica (nach dem Anfangsworte „Habita" genannt) zuerst von allen Hochschülern ein Privileg durch, dem zufolge alle zu einer Studienanstalt behufs wissenschaftlicher Ausbildung Reisenden, namentlich aber die Studierenden der Rechtswissenschaft in den besonderen Schutz des Kaisers genommen und unterwegs wie an Ort und Stelle vor jeder Behelligung sicher gestellt wurden. Als Angeklagte sollten sie nach Belieben ihre Professoren oder den Bischof der Stadt zum Richter wählen. Dieses Privileg Barbarossas wurde die Grundlage aller Privilegienbriefe, welche die Universitäten später von den Kaisern und Landesherren erhielten, es gab ferner indirekt Veranlassung zu einer korporativen Verbindung der Scholaren, insofern es diesen besonders zugute kam und der Zusammenschluß mehr Schutz nach außen und ungestörteren Genuß der Freiheiten verbürgte. In Bologna vereinigten sich zuerst die scholares forenses der Rechtswissenschaft. Der Charakter der Bologneser Scholarenkorporationen war zunächst der durch wechselseitigen Vertrag begründeter freier Innungen von Landsleuten am fremden Orte, ganz wie z. B. auch die deutschen Kaufleute zu ähnlichem Zweck nationale Genossenschaften im Auslande bildeten; sie setzten sich daher nur aus fremden Italienern und Nichtitalienern zusammen. Die Korporation übernahm auch für jeden ihrer Angehörigen die Unterhandlung mit den Hausbesitzern über Wohnungsmiete u. s. w., eine der Hauptangelegenheiten des mittelalterlichen Scholarentums. An der Spitze jeder Scholarenverbindung stand ein „rector societatis" oder „universitatis scholarium", nach dem Muster der italienischen Städteverfassung, nicht zu verwechseln mit dem „rector scholarum" oder magister, der lediglich die Schule, d. h. den Unterricht leitete. Gleichfalls dem italienischen Städtewesen nachgebildet waren die consiliarii (procuratores) der Rektoren, von denen jede „Nation" (um hier den für die älteren Studentenverbindungen gebräuchlichen Ausdruck einzuführen) einen besaß. Die Zuerkennung aller Rechte einer Genossenschaft an die Bologneser Scholaren wird um so begreiflicher, wenn man bedenkt, daß in Bologna fast nur jus civile und jus canonicum gelesen wurde, Wissenschaften, die damals nur reifere Männer anzogen, darunter viele, die in ihrer Heimat schon Ämter bekleideten; dementsprechend wurden auch in Bologna die Scholaren ganz wie die Rechtslehrer selbst „domini" tituliert.

Bis in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts bestanden sicher vier, wahrscheinlich aber noch mehr nationale Korporationen in Bologna. Da besonders jene Scholaren zur Bildung solcher genossenschaftlichen Verbände neigen mußten, deren heimische Rechtszustände und Gewohnheiten gleichfalls von genossenschaftlichem Geist durchdrungen waren, kamen dabei vor allem die Deutschen in Betracht, in deren Heimat das Genossenschaftsrecht um die Wende des Jahrhunderts schon in voller Blüte stand; außer ihnen noch die Franzosen und Engländer, und etwa die Provençalen und Catalonier. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bildung der

bolognesischen Scholarenverbände in erster Linie ein Werk der Deutschen war. Noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts verschmolzen diese Verbände in die zwei großen Korporationen der Transalpiner oder Ultramontaner (mit 17 Nationen) und der Cisalpiner oder Citramontaner (mit 18 Nationen) unter je einem Rektor. Der zu den Transalpinern gehörigen deutschen Nation war das besondere Vorrecht zugestanden, daß jedes fünfte Jahr der Rektor der Ultramontani ausschließlich aus der deutschen Nation gewählt werden mußte. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts war ein gemeinsamer Rektor über beide Korporationen gesetzt. In Bologna und an anderen



Aufnahme eines Novizen in die deutsche Nation zu Bologna.
(Aus: Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis, herausgegeben von Friedländer und Malagola.)

italienischen Universitäten ernannte von Anfang an jede Nation jährlich ihren consiliarius (Prokurator), außerdem, wenn die Wahl eines neuen Rektors nötig wurde, einen „Elektor"; von den Elektoren wurde dann der Rektor gewählt, der den vereinigten Nationen als ausübende Person und Richter vorstand. Rektor konnte ursprünglich sowohl ein Professor als auch ein Scholar werden, doch wurde es seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Brauch, ihn aus den Scholaren zu wählen. Ebenso durfte der Rektor ursprünglich Laie sein, bis im Beginne des 14. Jahrhunderts ein Gesetz das Klerikat des Rektors forderte. Vom Fakultätswesen findet sich in Bologna wie an den nach seinem Vorbild organisierten übrigen Hochschulen Italiens nur insofern eine schwache Spur, als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Nationen sich in zwei große Genossenschaften, die „Juristen" einerseits und die „Artisten" (Mediciner, Philosophen) andererseits schieden, wobei aber die Nationen als Unterabteilungen der beiden „Fakultäten" fortbestanden und die ent-

scheidende Macht in den Händen der Scholaren verblieb. Die Lehrer wurden von den Studierenden gewählt, jährlich wiedergewählt oder auch schon nach einem Jahr entlassen; sie hatten kein Stimmrecht in den Versammlungen, konnten nicht zu den Nationsämtern gewählt werden, waren dagegen der Gerichtsbarkeit der Scholaren unterworfen; als bloßen Angestellten der Universitätsgemeinde war ihnen auch nicht der geringste Einfluß auf die Gesetzgebung zugestanden. Lehrgang, Examina und Promotionen lagen wohl in der Hand eines „collegium doctorum", allein dieses bestand nicht etwa aus dem Lehrkörper, sondern aus geborenen Bolognesern, deren Familien wenigstens seit zwei Generationen in Bologna das Bürgerrecht besaßen und die, wenn sie auch in Bologna promoviert sein mußten, doch nur zum geringeren Teil an der Hochschule lehrten; es war lediglich eine Art städtischer Gilde, die einerseits zur Bürgergemeinde gehörte, andererseits auch der Scholarenuniversität unterstand, und deren Thätigkeit zudem seit 1209 von dem Archidiakonus kontrolliert wurde.

Stellt sich die Universität Bologna als ein demokratisches Gemeinwesen dar, so bildete sich an der Universität **Paris**, deren Schülerschaft sich vorwiegend aus Klerikern und unreifen Jünglingen zusammensetzte und daher das Fortwirken des alten Klosterschulwesens ermöglichte, eine durchweg aristokratische Verfassung heraus. Paris.

Die Pariser Hochschule entstand im Anschluß an die Domschule auf der Seineinsel und die Klosterschulen zu St. Geneviève und St. Viktor. Als der Ruhm des scholastischen Philosophen und Theologen Abélard in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts viele Lernbegierige nach Paris lockte, genügten diese alten Lehranstalten nicht mehr, so daß sich eine Anzahl Lehrer mit ihren Schülern in ihrer Umgebung niederließen. Zwischen solchen Einzelschulen bestand zunächst kein anderer Zusammenhang, als daß alle bei dem kirchlichen Schulherrn des Territoriums die Autorisation nachsuchen mußten. Dieser „Kanzler" (in Deutschland hieß er gewöhnlich „Scholasticus") hatte neben der Beaufsichtigung des Unterrichts in der Dom- oder Klosterschule, die er meist einem „rector" oder „magister scholae" übertrug, auch die Anstellung oder wenigstens Zulassung und Überwachung aller Lehrer in der Diöcese inne. Bei der wachsenden Menge der Bewerber war er schließlich mit der bloßen Vorlegung von Zeugnissen zufrieden, so daß das Kanzleramt bald zu einem einfachen und häufig im Dienste der Habgier mißbrauchten Rechte herabsank und sein Einfluß, der auch die Gerichtsbarkeit über die Lehrer in sich schloß, diesen ungehörig erscheinen mußte. Die Folge war, daß sich die Lehrer zu gemeinsamer Abwehr zusammenschlossen und sich mit einer Vorstellung an Papst Innocenz III. wandten, der selbst in Paris studiert hatte und wie seine Vorgänger stets bereit war, die Macht der lokalen Behörden einzuschränken. So erlangte die Pariser Lehrerschaft schon damals die thatsächliche, wenn auch noch nicht die formelle Selbständigkeit der Gesamtschule, indem 1213 durch päpstliches Schiedsgericht ein Vertrag zwischen dem Kanzler und der „universitas magistrorum et scholarium" zustande kam, nach welchem in Erteilung der licentia docendi der Lehrerbeschluß über die Entscheidung des Kanzlers gestellt wurde; 1215 bestätigte der päpstliche Legat die weitere Bestimmung, daß jeder Scholar der Gerichtsbarkeit seines Magisters unterstehen sollte. Aus der privilegierten Vereinigung aller **Magistri** der vier in Paris bestehenden Disciplinen der Theologie, des Jus, der Medicin und der artes (sc. liberales) ging also die Pariser Universität hervor; ja das „consortium magistrorum" („collegium magistrorum", „universitas doctorum") war geradezu die Universität selbst, insofern nur die Magister in den Versammlungen Stimmrecht besaßen. Da nun die „Artisten", d. h. die magistri artium liberalium, für sich und ihre Schüler ganz andere Interessen zu vertreten hatten, als die Theologen, und diese wieder andere als die Juristen oder Mediciner, schlossen sich nach und nach die Magister gleicher Disciplin enger an einander an, um ihre gemeinsamen Interessen zu wahren. So erhielt der Ausdruck „facultas", der zuerst nur eine Disciplin bezeichnet hatte, allmählich die zunftmäßige Bedeutung eines Professorenkollegiums gleicher Disciplin. Schon 1213 zeigten die

Magister der vier Disciplinen ihre Sonderart in der verschiedenen Geltendmachung ihrer Befugnisse bei Promotionen, und kurze Zeit darauf erhielt jede „Fakultät" ihre eigenen Statuten, namentlich auf Grund einer Bulle Gregors IX. vom Jahre 1231. Theologie, Recht und Medicin standen als „obere Fakultäten" der „unteren Fakultät" der artes oder Philosophie gegenüber; die theologische Fakultät war von ihnen die vornehmste und angesehenste, nächst ihr die juristische, in der seit 1219 nur mehr kanonisches Recht gelehrt wurde. Das Studium in den oberen Fakultäten setzte mehrjähriges Studium in den artibus voraus, ja Viele machten erst hierin das Magisterexamen, ehe sie Theologie, Jurisprudenz oder Medicin studierten. Doch hatte die Artistenfakultät nicht bloß als Vorbereitungskurs Bedeutung, sie trieb auch ihre besonderen wissenschaftlichen Forschungen: in ihr entschied sich der Sieg der Dialektik über die ältere Richtung, in ihr wurden die Kämpfe um die Berechtigung der aristotelischen Studien und der Streit zwischen Nominalismus und Realismus ausgefochten. Die in ihr herrschende größere Freiheit ließ Papst Innocenz IV. sogar die artes als die „wahre Wissenschaft" preisen, weil sie nur um ihrer selbst willen gepflegt würde.

Hinsichtlich des Nationalismus lagen die Verhältnisse in Paris anders als in Bologna. Wohl hielten auch in Paris von Anfang an die Scholaren gleichen Volkstums zusammen, die feste Einteilung in „Nationen" geschah aber hier nicht auf dem Wege organischer Entwickelung, sondern wurde erst nach Konstituierung der Universität künstlich vorgenommen, vor allem zum Zwecke praktischer Ordnung und übersichtlicher Gliederung der Magisterabstimmung. Man unterschied die vier Nationen der Gallici oder Franci (Franzosen, Italiener, Spanier, Griechen, Orientalen), Anglici oder, wie man sie später nannte, Alemanni (Deutsche und Engländer), Normanni und Picardi. Numerisch überwogen die gallikanische und die deutsch-englische Nation; bei der Beratung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten waren alle gleichgestellt, doch stimmte zuerst die gallikanische Nation, dann die pikardische, dann die normannische, zuletzt die deutsch-englische, womit eine Art Rangverhältnis gegeben war. Die Nationen umfaßten alle Scholaren nebst den Licentiaten und die magistri artium; die letzteren hatten aber gleichzeitig Sitz und Stimme im consortium magistrorum. Jede Nation zerfiel wieder in „Provinzen" (provinciae seu regna), die im Prinzip der Zusammenfassung den „Landsmannschaften" im engeren Sinne entsprachen; jede hatte ihre eigenen Statuten, jede ihre besonderen Feste, Einnahmen und Rechte. An der Spitze jeder Nation stand ein von den zugehörigen Magistern aus ihrer Mitte gewählter Prokurator. In der allgemeinen Versammlung hatten die Magister der nach Nationen stimmenden artistischen Fakultät vier, jede der drei oberen Fakultäten eine Stimme. Daraus darf man indessen nicht auf eine Übermacht der Artisten schließen, denn die Nationen waren selten einig, und ebensowenig standen die oberen Fakultäten den Artisten als geschlossene Partei gegenüber; zudem wurden die vier Nationalverbände der Artisten bald genug zusammen als artistische fünfte Fakultät betrachtet und auf eine Stimme beschränkt. Anfangs hatte die Pariser Universität kein Haupt; jede der drei oberen Fakultäten unterstand einem Dekan, die Artistenfakultät einem Rektor. Seit dem dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts war der Rektor der Artisten zugleich Rektor der ganzen Universität und besorgte die Geschäfte der Gesamtkorporation, stand aber den Dekanen der oberen Fakultäten, die auch jetzt bei seiner Wahl nicht mitwirkten, an Rang nach. Jede Fakultät trug ihre Scholaren in eine besondere Matrikel ein.

Die deutschen Gelehrtenschulen im 13. Jahrhundert.

In Deutschland kam es während des 13. Jahrhunderts noch nicht zur Bildung einer Universität, wenn auch damals schon manche Ansätze dazu vorhanden waren. Das litterarische Leben war auch hier schon zu achtenswerter Höhe gediehen, auch hier wirkten schon an namhaften Schulen Gelehrte, die zuvor in Paris oder Bologna Ruhm erworben hatten; auch trieb sich schon damals eine Menge nach Studentenart lebender Scholaren in den deutschen Landen umher, wie unter anderem auch der starke Anteil der Deutschen an der in den „Carmina burana" erhaltenen mittel-

alterlichen Studentenpoesie bezeugt. Die Gebundenheit und Abhängigkeit, worin die alten Kloster- und Kirchenschulen ihre Zöglinge gehalten hatten, wurden schon jetzt von den Scholaren durchbrochen und wichen einem frischen, übermütigen, zum Teil allerdings recht wüsten Studentenleben, das sich — nach den Carmina burana zu urteilen — um ganz ähnliche Centren bewegte wie in späterer Zeit und in erster Linie dem Dienste des Bacchus und der Venus gewidmet war. Ganz besonders studentisch geberdeten sich die Erfurter Scholaren, die auch im 14. Jahrhundert ihre Schule bereits als „studium generale" betrachteten; ähnliche Zustände herrschten wahrscheinlich in Trier. Dennoch kam es noch nirgends zu der entscheidenden neuen Form der Verfassung; die Schulen verharrten äußerlich im Charakter der früheren



Heinricus de Allemania sein Kolleg über Ethik lesend.
Deckfarbenbild des Laurentius de Voltolina in einer Handschrift der septem libri ethices fratris Heinrici de Allemania sacre theologie professoris (1310).
(Original im Kgl. Kupferstichkabinet Berlin.)

Jahrhunderte, und wer einen akademischen Grad erwerben wollte, der zog ins Ausland, meist nach Paris oder Bologna.

Vorrechte der deutschen Studenten auf den fremden Universitäten.

Wie in Bologna, waren auch an anderen fremden Universitäten den Deutschen besondere Vorrechte eingeräumt. An der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstandenen Universität Orléans standen die der deutschen Matrikel einverleibten Studenten unter dem besonderen Schutze des Königs, waren frei von der Verpflichtung, bei der Ankunft einen Schmaus zu geben, und hatten das Recht, Waffen zu tragen. An der Universität Padua hatte unter 23 Nationen die deutsche den ersten Rang und zwei Stimmen; nur ihre Mitglieder durften bei Versammlungen den Degen tragen und, wenn sie mit anderen Scholaren in blutige Händel gerieten,

nicht zur Verantwortung gezogen werden, falls sie sich gütlich wieder verglichen; auch durfte man sie wegen eines unblutigen, an einem Bürger verübten Verbrechens nicht verhaften. In Siena durfte die Verhaftung eines deutschen Scholaren nur im Falle eines Mordes erfolgen; auch hatten die Deutschen hier ein eigenes Gericht, vor das man sie fordern mußte, und die Erlaubnis, Waffen zu tragen. Endlich, als in Italien, Frankreich, England und Spanien das Universitätswesen längst zu voller Blüte gediehen war, folgte auch Deutschland selbst dem Zuge der Zeit. Der wirtschaftliche Aufschwung im Verlaufe des 13. Jahrhunderts und der gesteigerte Bedarf an Klerikern trug wohl am meisten dazu bei; eine Menge neuentstandener Stadtschulen verlangte nach Magistern und Baccalarien. Doch sind, bei allem Vorwärtsdrängen der Verhältnisse, die ersten deutschen Universitäten durch förmliche Gründung entstanden.





Das Mittelalter.

Ich waiß ein frisch geschlechte,
Das sind die bursenknechte,
Ir orden steht also:
Sie leben ane sorgen
Den abend und den morgen,
Sie sind gar sättlich fro.
Studentenlied aus d. J. 1454.

Kaiser Karl IV., der selbst in Paris studiert hatte, gebührt das Verdienst, als böhmischer Landesherr zu Prag die erste Universität auf deutschem Kulturgebiet ins Dasein gerufen zu haben. Prag 1348. Papst Clemens VI. stellte am 26. Januar 1347 die Errichtungsbulle aus, und am 8. April 1348 folgte die königliche Stiftungsurkunde, die sich über den Zweck der neuen Hochschule folgendermaßen äußerte: „damit unser Königreich Böhmen, wie es durch Geschenk einer durch Gottes Gnade fruchtbaren Natur an leiblichen Gütern Überfluß hat, so durch unsere Sorge und Veranstaltung auch mit einer Fülle von einsichtigen Männern geschmückt werde: auf daß unsere getreuen Unterthanen, welche es nach der Frucht der Wissenschaft unaufhörlich hungert, im Lande den Tisch des Mahles finden und es für überflüssig achten, Wissenschaft suchend die Welt zu durchwandern, fremde Völker aufzusuchen oder im Auslande zu betteln, vielmehr ihren Ruhm darin sehen, Fremde zur Süßigkeit des Geruchs und zu dankbarer Beteiligung herbeizuziehen." In dieser Urkunde wurden den Angehörigen der Universität sämtliche Privilegien, Immunitäten und Freiheiten zugesprochen, welche die Glieder der Universitäten Paris und Bologna genossen, also das Recht zu promovieren, die facultas ubique docendi zu verleihen und Statuten mit bindender Kraft aufzustellen, ferner eigene Gerichts-



Aus: C. Heideloff, Gedenkblätter der Universitäten Heidelberg, Prag und Wien, darstellend die ursprünglichen Trachten der Landsmannschaften mit den Rektoren, Siegeln und Schutzpatronen.



Vorgeschichte.

Tam pro papa, quam pro rege
Bibunt omnes sine lege.
Bibit constans, bibit vagus
Bibit rudis, bibit magus.
Aus den Carmina burana.

Wie fast alle Formen ihrer Kultur haben die Deutschen auch das Universitätswesen von den romanischen Nachbarn übernommen. Aber der deutsche Geist hatte von jeher mit dem umfassenden Künstlergenie die Eigentümlichkeit gemein, daß er bei der bloßen Nachahmung des Fremden nicht stehen bleibt, vielmehr bei aller offensinnigen Empfänglichkeit, seiner ursprünglichen Art getreu, das Aufgenommene umbildend sich anpaßt und zu höherer Bedeutung erhebt. Einen weiten Weg allmählicher Entwicklung mußten die deutschen Universitäten zurücklegen; heute aber wird niemand mehr bestreiten, daß unsere Sonderart ihnen zu einer ganz einzigen Stellung verholfen hat. Heinrich von Sybel konnte in einer akademischen Rede stolz darauf hinweisen, daß die deutsche Hochschule jetzt in ganz Europa den Universitäten als Muster und Vorbild gilt, nachdem das Urteil englischer und französischer Sachverständiger wiederholt ihre Überlegenheit in jeder Hinsicht anerkannte. In der That hat es nur die deutsche Hochschule verstanden, Forschung und Unterricht in fruchtbarster Weise zu verschmelzen und sich die notwendige schulmäßige Geschlossenheit zu erhalten, ohne auf den Segen der Freiheit Verzicht zu leisten.

Ältere Vorbilder. Die ältesten Vorbilder der Universitäten waren die großen Lehranstalten des späteren Altertums, so das 280 v. Chr. von Ptolemäos Philadelphos in Alexandria gegründete Museion, ferner die seit 130 n. Chr. als Anstalt organisierte berühmte Philosophenschule zu Athen und ihre „Athenäen" genannten Tochteranstalten in Rom, Lugdunum (Lyon), Nemausus (Nimes) und Konstantinopel; außerdem wirkten wohl auch vorbildlich die von arabischen Fürsten und Gönnern ins Leben gerufenen „Medressen" des früheren Mittelalters, wo neben muhammedanischer Theologie, Jurisprudenz und arabischer Grammatik auch Medicin, Astronomie und Mathematik gelehrt wurden. **Kloster- und Domschulen.** Den Keim der christlichen Universitäten bargen schon die Kloster- und Domschulen, die seit dem 8. Jahrhundert vielfach als „scholae publicae" auch Schüler von auswärts annahmen. Weltlichen Ursprungs war vielleicht die uralte medicinische Hochschule zu Salerno, deren Entstehen in tiefes Dunkel gehüllt ist; wir wissen von salernitanischen Ärzten aus dem elften Jahrhundert und noch früherer

Zeit. Von den übrigen ersten Universitäten des Mittelalters steht indessen fest, daß

Freie Schulen des zwölften Jahrhunderts.

sie aus freien Schulen des zwölften Jahrhunderts hervorgingen, welche meist durch Erweiterung und Vervollkommnung der alten Klosterschulen, zum Teil aber auch selbständig entstanden, als der damalige lebhafte Aufschwung der Wissenschaften, insbesondere das Emporkommen der „scholastischen", d. h. rationalen und dialektischen Theologie neue und bessere Lehranstalten nötig machte. Die Lehrer wie die Schüler der freien Schulen konnten jederzeit die Schule verlassen und anderswo Lehrthätigkeit oder Studium fortsetzen; dabei zogen oft die Schüler den Lehrern, die Lehrer den wanderlustigen Schülern nach, zum Kummer der betreffenden Stadt, für welche die Anwesenheit beider einen hohen Wert repräsentierte. Aus dem Bewußtsein dieser Bedeutung und Unabhängigkeit ergab sich für Lehrer und Lernende bald das gemeinsame Bestreben, den Vorteil ihrer Stellung auszunutzen und sich unter Inanspruchnahme bestimmter Vorrechte zu festen Körperschaften zusammenzuschließen.

Die ersten Universitäten.



Aus dem Manuale scholarium.

Konnten sie doch der stillschweigenden Zustimmung der Stadtobrigkeit ebenso sicher sein wie der Beschützung und Privilegierung seitens des Papstes, dem an jeder Ausbreitung seines Einflusses lag: und damit war ihnen dann auch in letzter Linie die bestätigende Gunst des weltlichen Landesherrn gewiß. So wuchsen die im 12. Jahrhundert auftauchenden französischen und italienischen Universitäten einfach aus den bestehenden Verhältnissen heraus, sie fanden nur gelegentlich die officielle Anerkennung bei Papst und Kaiser, wurden aber nicht förmlich „gegründet". Ebenso waren die im 13. Jahrhundert privilegierten Universitäten schon vorher als größere Schulen berühmt, und auch späterhin zeigte sich noch oft genug der gleiche allmähliche Übergang. Bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts hinein nannte man die Hochschule „scholae" (scolae), wie sie ja auch gewöhnlich aus der Vereinigung mehrerer kleinerer Einzelschulen entstand; im zweiten und dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts kam der Ausdruck „studium" dafür in Gebrauch, seit etwa 1250 wurde dann

„studium generale" und „universitas".

die Benennung „studium generale" allgemein; daneben kamen auch die Ausdrücke „studium universale", „studium solenne" oder „locus famosus" vor. Der Zusatz „generale" bezog sich lediglich auf die Studierenden, so daß man „studium generale" ungefähr mit „Lehranstalt für Alle" übersetzen müßte. Das Wort „universitas" wurde dagegen im Mittelalter in einem weiteren Sinne gebraucht: es bezeichnete ganz allgemein jeden organisierten Verband; so sprach man auch von einer „universitas studii", ein Ausdruck, der nicht nur auf die Gesamtheit der Magister und Scholaren, sondern ebenso auf die Mitglieder einer einzelnen Fakultät angewandt wurde. Die Bezeichnung „alma universitas" trat erst im 14. Jahrhundert unter politischem Einfluß hervor, dagegen kam der Ausdruck „mater universitas" schon früher auf. An den deutschen Universitäten wurde dann die Benennung „studium generale" mit „universitas" vertauscht, zuerst in einem Aktenstücke Karls IV. vom Jahre 1355. Zu dem Charakter einer „Lehranstalt für Alle" tritt dann noch, den

Privilegien, Immunitäten und Freiheiten.

Begriff der mittelalterlichen Hochschule vollendend, der einer privilegierten Lehranstalt hinzu, im Gegensatze zu den Partikularschulen, die für Lehrer wie Schüler keine Privilegien besaßen. Von den Privilegien der Hochschulen waren die wichtigsten das Recht der Promotion und das der Zusprechung der „facultas ubique docendi", welch letzteres für alle Universitäten allgemein wurde, seit Papst Gregor IX. es 1233

der Toulouser Hochschule zugebilligt hatte. Zu den Privilegien kamen dann auch noch Immunitäten und die Freiheit von Steuern, Abgaben und Zöllen.

Unter den romanischen Universitäten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ragten vor allem Paris und Bologna hervor; jenes namentlich als die „Mutter der Scholastik", dieses als die glänzendste Pflegestätte der Rechtsgelehrsamkeit. Da beide, insbesondere Paris, die Entwicklung des deutschen Universitätswesens vorzugsweise bestimmten, muß etwas näher auf die Verfassung und korporative Gestaltung dieser berühmten Hochschulen eingegangen werden.

Bologna war nicht die älteste Rechtsschule Italiens, doch überflügelte sie im 12. Jahrhundert Pavia und Ravenna, die im 11. Jahrhundert größere Bedeutung besessen hatten. Der Versuch der italienischen Rechtslehrer, die Bestimmungen Justinians über die Rechtsschulen auf die entstehenden Universitäten anzuwenden, mißglückte, da jene Aufstellungen für die Verhältnisse des Feudalstaats nicht mehr zutrafen. Die Weiterbildung des Scholarenrechts mußte daher auf dem Wege von Verträgen und Privilegien erfolgen, oder auch einfach durch Usurpation. So setzten die Bologneser Scholaren bei Kaiser Friedrich I. in dem 1158 auf den Roncalischen Feldern erlassenen Gesetz der Authentica (nach dem Anfangsworte „Habita" genannt) zuerst von allen Hochschülern ein Privileg durch, dem zufolge alle zu einer Studienanstalt behufs wissenschaftlicher Ausbildung Reisenden, namentlich aber die Studierenden der Rechtswissenschaft in den besonderen Schutz des Kaisers genommen und unterwegs wie an Ort und Stelle vor jeder Behelligung sicher gestellt wurden. Als Angeklagte sollten sie nach Belieben ihre Professoren oder den Bischof der Stadt zum Richter wählen. Dieses Privileg Barbarossas wurde die Grundlage aller Privilegienbriefe, welche die Universitäten später von den Kaisern und Landesherren erhielten, es gab ferner indirekt Veranlassung zu einer korporativen Verbindung der Scholaren, insofern es diesen besonders zugute kam und der Zusammenschluß mehr Schutz nach außen und ungestörteren Genuß der Freiheiten verbürgte. In Bologna vereinigten sich zuerst die scholares forenses der Rechtswissenschaft. Der Charakter der Bologneser Scholarenkorporationen war zunächst der durch wechselseitigen Vertrag begründeter freier Innungen von Landsleuten am fremden Orte, ganz wie z. B. auch die deutschen Kaufleute zu ähnlichem Zweck nationale Genossenschaften im Auslande bildeten; sie setzten sich daher nur aus fremden Italienern und Nichtitalienern zusammen. Die Korporation übernahm auch für jeden ihrer Angehörigen die Unterhandlung mit den Hausbesitzern über Wohnungsmiete u. s. w., eine der Hauptangelegenheiten des mittelalterlichen Scholarentums. An der Spitze jeder Scholarenverbindung stand ein „rector societatis" oder „universitatis scholarium", nach dem Muster der italienischen Städteverfassung, nicht zu verwechseln mit dem „rector scholarum" oder magister, der lediglich die Schule, d. h. den Unterricht leitete. Gleichfalls dem italienischen Städtewesen nachgebildet waren die consiliarii (procuratores) der Rektoren, von denen jede „Nation" (um hier den für die älteren Studentenverbindungen gebräuchlichen Ausdruck einzuführen) einen besaß. Die Zuerkennung aller Rechte einer Genossenschaft an die Bologneser Scholaren wird um so begreiflicher, wenn man bedenkt, daß in Bologna fast nur jus civile und jus canonicum gelesen wurde, Wissenschaften, die damals nur reifere Männer anzogen, darunter viele, die in ihrer Heimat schon Ämter bekleideten; dementsprechend wurden auch in Bologna die Scholaren ganz wie die Rechtslehrer selbst „domini" tituliert.

Bis in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts bestanden sicher vier, wahrscheinlich aber noch mehr nationale Korporationen in Bologna. Da besonders jene Scholaren zur Bildung solcher genossenschaftlichen Verbände neigen mußten, deren heimische Rechtszustände und Gewohnheiten gleichfalls von genossenschaftlichem Geist durchdrungen waren, kamen dabei vor allem die Deutschen in Betracht, in deren Heimat das Genossenschaftsrecht um die Wende des Jahrhunderts schon in voller Blüte stand; außer ihnen noch die Franzosen und Engländer, und etwa die Provençalen und Catalonier. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bildung der

Bologna.

bolognesischen Scholarenverbände in erster Linie ein Werk der Deutschen war. Noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts verschmolzen diese Verbände in die zwei großen Korporationen der Transalpiner oder Ultramontaner (mit 17 Nationen) und der Cisalpiner oder Citramontaner (mit 18 Nationen) unter je einem Rektor. Der zu den Transalpinern gehörigen deutschen Nation war das besondere Vorrecht zugestanden, daß jedes fünfte Jahr der Rektor der Ultramontani ausschließlich aus der deutschen Nation gewählt werden mußte. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts war ein gemeinsamer Rektor über beide Korporationen gesetzt. In Bologna und an anderen



Aufnahme eines Novizen in die deutsche Nation zu Bologna.
(Aus: Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis, herausgegeben von Friedländer und Malagola.)

italienischen Universitäten ernannte von Anfang an jede Nation jährlich ihren consiliarius (Prokurator), außerdem, wenn die Wahl eines neuen Rektors nötig wurde, einen „Elektor"; von den Elektoren wurde dann der Rektor gewählt, der den vereinigten Nationen als ausübende Person und Richter vorstand. Rektor konnte ursprünglich sowohl ein Professor als auch ein Scholar werden, doch wurde es seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Brauch, ihn aus den Scholaren zu wählen. Ebenso durfte der Rektor ursprünglich Laie sein, bis im Beginne des 14. Jahrhunderts ein Gesetz das Klerikat des Rektors forderte. Vom Fakultätswesen findet sich in Bologna wie an den nach seinem Vorbild organisierten übrigen Hochschulen Italiens nur insofern eine schwache Spur, als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Nationen sich in zwei große Genossenschaften, die „Juristen" einerseits und die „Artisten" (Mediciner, Philosophen) andererseits schieden, wobei aber die Nationen als Unterabteilungen der beiden „Fakultäten" fortbestanden und die ent-

scheidende Macht in den Händen der Scholaren verblieb. Die Lehrer wurden von den Studierenden gewählt, jährlich wiedergewählt oder auch schon nach einem Jahr entlassen; sie hatten kein Stimmrecht in den Versammlungen, konnten nicht zu den Nationsämtern gewählt werden, waren dagegen der Gerichtsbarkeit der Scholaren unterworfen; als bloßen Angestellten der Universitätsgemeinde war ihnen auch nicht der geringste Einfluß auf die Gesetzgebung zugestanden. Lehrgang, Examina und Promotionen lagen wohl in der Hand eines „collegium doctorum", allein dieses bestand nicht etwa aus dem Lehrkörper, sondern aus geborenen Bolognesern, deren Familien wenigstens seit zwei Generationen in Bologna das Bürgerrecht besaßen und die, wenn sie auch in Bologna promoviert sein mußten, doch nur zum geringeren Teil an der Hochschule lehrten; es war lediglich eine Art städtischer Gilde, die einerseits zur Bürgergemeinde gehörte, andererseits auch der Scholarenuniversität unterstand, und deren Thätigkeit zudem seit 1209 von dem Archidiakonus kontrolliert wurde.

Stellt sich die Universität Bologna als ein demokratisches Gemeinwesen dar, so bildete sich an der Universität Paris, deren Schülerschaft sich vorwiegend aus Klerikern und unreifen Jünglingen zusammensetzte und daher das Fortwirken des alten Klosterschulwesens ermöglichte, eine durchweg aristokratische Verfassung heraus. Paris.

Die Pariser Hochschule entstand im Anschluß an die Domschule auf der Seineinsel und die Klosterschulen zu St. Geneviève und St. Viktor. Als der Ruhm des scholastischen Philosophen und Theologen Abélard in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts viele Lernbegierige nach Paris lockte, genügten diese alten Lehranstalten nicht mehr, so daß sich eine Anzahl Lehrer mit ihren Schülern in ihrer Umgebung niederließen. Zwischen solchen Einzelschulen bestand zunächst kein anderer Zusammenhang, als daß alle bei dem kirchlichen Schulherrn des Territoriums die Autorisation nachsuchen mußten. Dieser „Kanzler" (in Deutschland hieß er gewöhnlich „Scholasticus") hatte neben der Beaufsichtigung des Unterrichts in der Dom- oder Klosterschule, die er meist einem „rector" oder „magister scholae" übertrug, auch die Anstellung oder wenigstens Zulassung und Überwachung aller Lehrer in der Diöcese inne. Bei der wachsenden Menge der Bewerber war er schließlich mit der bloßen Vorlegung von Zeugnissen zufrieden, so daß das Kanzleramt bald zu einem einfachen und häufig im Dienste der Habgier mißbrauchten Rechte herabsank und sein Einfluß, der auch die Gerichtsbarkeit über die Lehrer in sich schloß, diesen ungehörig erscheinen mußte. Die Folge war, daß sich die Lehrer zu gemeinsamer Abwehr zusammenschlossen und sich mit einer Vorstellung an Papst Innocenz III. wandten, der selbst in Paris studiert hatte und wie seine Vorgänger stets bereit war, die Macht der lokalen Behörden einzuschränken. So erlangte die Pariser Lehrerschaft schon damals die thatsächliche, wenn auch noch nicht die formelle Selbständigkeit der Gesamtschule, indem 1213 durch päpstliches Schiedsgericht ein Vertrag zwischen dem Kanzler und der „universitas magistrorum et scholarium" zustande kam, nach welchem in Erteilung der licentia docendi der Lehrerbeschluß über die Entscheidung des Kanzlers gestellt wurde; 1215 bestätigte der päpstliche Legat die weitere Bestimmung, daß jeder Scholar der Gerichtsbarkeit seines Magisters unterstehen sollte. Aus der privilegierten Vereinigung aller Magistri der vier in Paris bestehenden Disciplinen der Theologie, des Jus, der Medicin und der artes (sc. liberales) ging also die Pariser Universität hervor; ja das „consortium magistrorum" („collegium magistrorum", „universitas doctorum") war geradezu die Universität selbst, insofern nur die Magister in den Versammlungen Stimmrecht besaßen. Da nun die „Artisten", d. h. die magistri artium liberalium, für sich und ihre Schüler ganz andere Interessen zu vertreten hatten, als die Theologen, und diese wieder andere als die Juristen oder Mediciner, schlössen sich nach und nach die Magister gleicher Disciplin enger an einander an, um ihre gemeinsamen Interessen zu wahren. So erhielt der Ausdruck „facultas", der zuerst nur eine Disciplin bezeichnet hatte, allmählich die zunftmäßige Bedeutung eines Professorenkollegiums gleicher Disciplin. Schon 1213 zeigten die

Magister der vier Disciplinen ihre Sonderart in der verschiedenen Geltendmachung ihrer Befugnisse bei Promotionen, und kurze Zeit darauf erhielt jede „Fakultät" ihre eigenen Statuten, namentlich auf Grund einer Bulle Gregors IX. vom Jahre 1231. Theologie, Recht und Medicin standen als „obere Fakultäten" der „unteren Fakultät" der artes oder Philosophie gegenüber; die theologische Fakultät war von ihnen die vornehmste und angesehenste, nächst ihr die juristische, in der seit 1219 nur mehr kanonisches Recht gelehrt wurde. Das Studium in den oberen Fakultäten setzte mehrjähriges Studium in den artibus voraus, ja Viele machten erst hierin das Magisterexamen, ehe sie Theologie, Jurisprudenz oder Medicin studierten. Doch hatte die Artistenfakultät nicht bloß als Vorbereitungskurs Bedeutung, sie trieb auch ihre besonderen wissenschaftlichen Forschungen: in ihr entschied sich der Sieg der Dialektik über die ältere Richtung, in ihr wurden die Kämpfe um die Berechtigung der aristotelischen Studien und der Streit zwischen Nominalismus und Realismus ausgefochten. Die in ihr herrschende größere Freiheit ließ Papst Innocenz IV. sogar die artes als die „wahre Wissenschaft" preisen, weil sie nur um ihrer selbst willen gepflegt würde.

Hinsichtlich des Nationalismus lagen die Verhältnisse in Paris anders als in Bologna. Wohl hielten auch in Paris von Anfang an die Scholaren gleichen Volkstums zusammen, die feste Einteilung in „Nationen" geschah aber hier nicht auf dem Wege organischer Entwickelung, sondern wurde erst nach Konstituierung der Universität künstlich vorgenommen, vor allem zum Zwecke praktischer Ordnung und übersichtlicher Gliederung der Magisterabstimmung. Man unterschied die vier Nationen der Gallici oder Franci (Franzosen, Italiener, Spanier, Griechen, Orientalen), Anglici oder, wie man sie später nannte, Alemanni (Deutsche und Engländer), Normanni und Picardi. Numerisch überwogen die gallikanische und die deutsch-englische Nation; bei der Beratung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten waren alle gleichgestellt, doch stimmte zuerst die gallikanische Nation, dann die pikardische, dann die normannische, zuletzt die deutsch-englische, womit eine Art Rangverhältnis gegeben war. Die Nationen umfaßten alle Scholaren nebst den Licentiaten und die magistri artium; die letzteren hatten aber gleichzeitig Sitz und Stimme im consortium magistrorum. Jede Nation zerfiel wieder in „Provinzen" (provinciae seu regna), die im Prinzip der Zusammenfassung den „Landsmannschaften" im engeren Sinne entsprachen; jede hatte ihre eigenen Statuten, jede ihre besonderen Feste, Einnahmen und Rechte. An der Spitze jeder Nation stand ein von den zugehörigen Magistern aus ihrer Mitte gewählter Prokurator. In der allgemeinen Versammlung hatten die Magister der nach Nationen stimmenden artistischen Fakultät vier, jede der drei oberen Fakultäten eine Stimme. Daraus darf man indessen nicht auf eine Übermacht der Artisten schließen, denn die Nationen waren selten einig, und ebensowenig standen die oberen Fakultäten den Artisten als geschlossene Partei gegenüber; zudem wurden die vier Nationalverbände der Artisten bald genug zusammen als artistische fünfte Fakultät betrachtet und auf eine Stimme beschränkt. Anfangs hatte die Pariser Universität kein Haupt; jede der drei oberen Fakultäten unterstand einem Dekan, die Artistenfakultät einem Rektor. Seit dem dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts war der Rektor der Artisten zugleich Rektor der ganzen Universität und besorgte die Geschäfte der Gesamtkorporation, stand aber den Dekanen der oberen Fakultäten, die auch jetzt bei seiner Wahl nicht mitwirkten, an Rang nach. Jede Fakultät trug ihre Scholaren in eine besondere Matrikel ein.

Die deutschen Gelehrtenschulen im 13. Jahrhundert.

In Deutschland kam es während des 13. Jahrhunderts noch nicht zur Bildung einer Universität, wenn auch damals schon manche Ansätze dazu vorhanden waren. Das litterarische Leben war auch hier schon zu achtenswerter Höhe gediehen, auch hier wirkten schon an namhaften Schulen Gelehrte, die zuvor in Paris oder Bologna Ruhm erworben hatten; auch trieb sich schon damals eine Menge nach Studentenart lebender Scholaren in den deutschen Landen umher, wie unter anderem auch der starke Anteil der Deutschen an der in den „Carmina burana" erhaltenen mittel-

alterlichen Studentenpoesie bezeugt. Die Gebundenheit und Abhängigkeit, worin die alten Kloster- und Kirchenschulen ihre Zöglinge gehalten hatten, wurden schon jetzt von den Scholaren durchbrochen und wichen einem frischen, übermütigen, zum Teil allerdings recht wüsten Studentenleben, das sich — nach den Carmina burana zu urteilen — um ganz ähnliche Centren bewegte wie in späterer Zeit und in erster Linie dem Dienste des Bacchus und der Venus gewidmet war. Ganz besonders studentisch geberdeten sich die Erfurter Scholaren, die auch im 14. Jahrhundert ihre Schule bereits als „studium generale" betrachteten; ähnliche Zustände herrschten wahrscheinlich in Trier. Dennoch kam es noch nirgends zu der entscheidenden neuen Form der Verfassung; die Schulen verharrten äußerlich im Charakter der früheren



Heinricus de Allemania sein Kolleg über Ethik lesend.
Deckfarbenbild des Laurentius de Voltolina in einer Handschrift der septem libri ethices fratris Heinrici de Allemania sacre theologie professoris (1310).
(Original im Kgl. Kupferstichkabinet Berlin.)

Jahrhunderte, und wer einen akademischen Grad erwerben wollte, der zog ins Ausland, meist nach Paris oder Bologna.

Vorrechte der deutschen Studenten auf den fremden Universitäten.

Wie in Bologna, waren auch an anderen fremden Universitäten den Deutschen besondere Vorrechte eingeräumt. An der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstandenen Universität Orléans standen die der deutschen Matrikel einverleibten Studenten unter dem besonderen Schutze des Königs, waren frei von der Verpflichtung, bei der Ankunft einen Schmaus zu geben, und hatten das Recht, Waffen zu tragen. An der Universität Padua hatte unter 25 Nationen die deutsche den ersten Rang und zwei Stimmen; nur ihre Mitglieder durften bei Versammlungen den Degen tragen und, wenn sie mit anderen Scholaren in blutige Händel gerieten,

Magister der vier Disciplinen ihre Sonderart in [illegible] gütlich wieder verglichen;
ihrer Befugnisse bei Promotionen, und kurze Zeit [illegible] verübten Verbrechens
eigenen Statuten, namentlich auf Grund einer [illegible] deutschen Scholaren nur im
Theologie, Recht und Medicin standen als „ob[illegible] hier ein eigenes Gericht, vor
der artes oder Philosophie gegenüber; die [illegible] zu tragen. Endlich, als in
vornehmste und angesehenste, nächst ihr di[illegible]versitätswesen längst zu voller
kanonisches Recht gelehrt wurde. Das Stud[illegible] Zuge der Zeit. Der wirt-
jähriges Studium in den artibus voraus[illegible] und der gesteigerte Bedarf
examen, ehe sie Theologie, Jurisprud[illegible] neuentstandener Stadtschulen
Artistenfakultät nicht bloß als Vorber[illegible] bei allem Vorwärtsdrängen
sonderen wissenschaftlichen Forschun[illegible] förmliche Gründung entstanden.
über die ältere Richtung, in [illegible]
aristotelischen Studien und der [illegible]
gefochten. Die in ihr herrsch[illegible]
die artes als die „wahre Wiss[illegible]
gepflegt würde.

Hinsichtlich des Na[illegible]
in Bologna. Wohl hielten [illegible]
Volkstums zusammen, [illegible]
auf dem Wege organi[illegible]
Universität künstlich [illegible]
übersichtlicher Glieder[illegible]
der Gallici oder Fr[illegible]
oder, wie man [illegible]
und Picardi. [illegible]
bei der Berat[illegible]
doch stimmte [illegible]
zuletzt die [illegible]
umfaßten [illegible]
hatten [illegible]
zerfiel [illegible]
fassung [illegible]
[illegible]





Das Mittelalter.

> Ich waiß ein frisch geschlechte,
> Das sind die bursenknechte,
> Ir orden steht also:
> Sie leben ane sorgen
> Den abend und den morgen,
> Sie sind gar sättlich fro.
>
> Studentenlied aus d. J. 1454.

Kaiser Karl IV., der selbst in Paris studiert hatte, gebührt das Verdienst, als böhmischer Landesherr zu Prag die erste Universität auf deutschem Kulturgebiet ins Dasein gerufen zu haben. Papst Clemens VI. stellte am 26. Januar 1347 die Errichtungsbulle aus, und am 8. April 1348 folgte die königliche Stiftungsurkunde, die sich über den Zweck der neuen Hochschule folgendermaßen äußerte: „damit unser Königreich Böhmen, wie es durch Geschenk einer durch Gottes Gnade fruchtbaren Natur an leiblichen Gütern Überfluß hat, so durch unsere Sorge und Veranstaltung auch mit einer Fülle von einsichtigen Männern geschmückt werde: auf daß unsere getreuen Unterthanen, welche es nach der Frucht der Wissenschaft unaufhörlich hungert, im Lande den Tisch des Mahles finden und es für überflüssig achten, Wissenschaft suchend die Welt zu durchwandern, fremde Völker aufzusuchen oder im Auslande zu betteln, vielmehr ihren Ruhm darin sehen, Fremde zur Süßigkeit des Geruchs und zu dankbarer Beteiligung herbeizuziehen.“ In dieser Urkunde wurden den Angehörigen der Universität sämtliche Privilegien, Immunitäten und Freiheiten zugesprochen, welche die Glieder der Universitäten Paris und Bologna genossen, also das Recht zu promovieren, die facultas ubique docendi zu verleihen und Statuten mit bindender Kraft aufzustellen, ferner eigene Gerichts-

Prag 1348.



Aus: C. Heideloff, Gedenkblätter der Universitäten Heidelberg, Prag und Wien, darstellend die ursprünglichen Trachten der Landsmannschaften mit den Rektoren, Siegeln und Schutzpatronen.



Das Mittelalter.

Ich waiß ein frisch geschlechte,
Das sind die bursenknechte,
Ir orden steht also:
Sie leben ane sorgen
Den abend und den morgen,
Sie sind gar sättlich fro.
Studentenlied aus d. J. 1454.

Kaiser Karl IV., der selbst in Paris studiert hatte, gebührt das Verdienst, als Prag 1348.
böhmischer Landesherr zu Prag die erste Universität auf deutschem Kulturgebiet ins Dasein gerufen zu haben. Papst Clemens VI. stellte am 26. Januar 1347 die Errichtungsbulle aus, und am 8. April 1348 folgte die königliche Stiftungsurkunde, die sich über den Zweck der neuen Hochschule folgendermaßen äußerte: „damit unser Königreich Böhmen, wie es durch Geschenk einer durch Gottes Gnade fruchtbaren Natur an leiblichen Gütern Überfluß hat, so durch unsere Sorge und Veranstaltung auch mit einer Fülle von einsichtigen Männern geschmückt werde: auf daß unsere getreuen Unterthanen, welche es nach der Frucht der Wissenschaft unaufhörlich hungert, im Lande den Tisch des Mahles finden und es für überflüssig achten, Wissenschaft suchend die Welt zu durchwandern, fremde Völker aufzusuchen oder im Auslande zu betteln, vielmehr ihren Ruhm darin sehen, Fremde zur Süßigkeit des Geruchs und zu dankbarer Beteiligung herbeizuziehen." In dieser Urkunde wurden den Angehörigen der Universität sämtliche Privilegien, Immunitäten und Freiheiten zugesprochen, welche die Glieder der Universitäten Paris und Bologna genossen, also das Recht zu promovieren, die facultas ubique docendi zu verleihen und Statuten mit bindender Kraft aufzustellen, ferner eigene Gerichts-



Aus: C. Heideloff, Gedenkblätter der Universitäten Heidelberg, Prag und Wien, darstellend die ursprünglichen Trachten der Landsmannschaften mit den Rektoren, Siegeln und Schutzpatronen.

barkeit, besonderer Schutz durch Papst und Kaiser und gänzliche Steuer- und Zollfreiheit. Nach dem schematischen Vorbild der Pariser Universität erhielt auch die Prager Hochschule wie alle übrigen deutschen Neugründungen die Doppelgliederung in Nationen und Fakultäten: als Lehranstalt hieß sie „studium generale" und schied sich in vier Fakultäten, als politische Körperschaft „universitas studii Pragensis" bestand sie aus vier Nationen, der „böhmischen" (den Böhmen, Mähren, Ungarn, ungarischen Slaven), „polnischen" (den Polen, Schlesiern, Lithauern und Russen), „bairischen" (den Oesterreichern, Schwaben, Rheinländern und Franken) und „sächsischen" (den Sachsen, Meißnern, Thüringern, Dänen und Schweden); doch gehörte hier jedes Glied der Universität beiden Einteilungen an. In den ersten 18 Jahren war die äußere Ausstattung der Prager Universität recht armselig, die Vorlesungen mußten mangels eigener Gebäude in Privathäusern und Kirchen stattfinden. Erst mit dem Jahre 1366 trat hierin eine Besserung ein, indem der König das „collegium Carolinum" gründete, wieder nach dem Muster von Paris. Dort waren nämlich seit dem 13. Jahrhundert, zunächst zu Gunsten armer Scholaren, „collegia" genannte Stiftshäuser entstanden, wo unter der Aufsicht eines Graduierten einer bestimmten Anzahl von Artisten und Theologen während ihrer Studienzeit Wohnung und Unterhalt geboten wurde; mit der Zeit wurde dann auch der Unterricht mehr und mehr aus den öffentlichen Lektorien in diese Kollegien verlegt. Karl IV. schenkte seinem Kollegium ein Haus und stattete es außerdem mit fünf Dörfern aus; zwölf magistri artium sollten darin bei freier Wohnung und Verköstigung artes docieren und Theologie studieren, zwei davon sollten promovierte Doktoren der Theologie sein und theologische Vorlesungen halten; die erledigten Stellen sollte das Kollegium selbst vergeben. Ferner wurden die Kanonikate und Präbenden der Kollegiatkirche Allerheiligen auf der Burg, deren Präsentationsrecht der König besaß, mit Ausnahme der Präpositur und des Dekanats derart mit der Universität vereinigt, daß in jede sich ergebende Vakanz das älteste Mitglied des Karlskollegiums vorrückte; auch dieses zweite Kollegium erhielt ein Haus. Beide Einrichtungen wurden durch päpstliche Bullen bestätigt, gleichzeitig auch die Dispensation der Professoren-Kanoniker von verschiedenen geistlichen Amtsverpflichtungen. Die Prager Juristen konstituierten sich 1372 als besondere Körperschaft unter eigenem Rektor und erhielten gleichfalls ein Haus; ebenso entstand später ein Kollegium der Mediciner. Die Artisten und Theologen erhielten 1380 von König Wenzel ein zweites Kollegium. Im Jahre 1383 wurden die Pröpste von Mainz und Breslau und der Dekan zu Allerheiligen in Prag vom Papste zu Konservatoren der Universität ernannt mit der Verpflichtung, die Anstalt, ihre Angehörigen und ihre Vorrechte gegen jedermann zu schützen.



Aus Heideloff's Gedenkblättern.

Wien 1365. Der Wunsch des Habsburgers Rudolf IV., seinen Unterthanen im eigenen Lande dasselbe zu bieten, was sie in Schaaren nach Prag zog, führte 1365 zur Gründung der Universität Wien; der herzogliche Stiftungsbrief datiert vom 12. März, die Errichtungsbulle vom 18. Juni dieses Jahres. Der neidische Wetteifer mit der Prager und der (1364 errichteten) Krakauer Hochschule ließ beide im Stiftsbrief unerwähnt und verhieß den Gliedern der Neugründung neben den Privilegien der

großen französischen und italienischen Universitäten sogar die Freiheiten der höheren Schulen des alten Rom und Athen. Die Ausführung dieser hochfliegenden Pläne wurde zunächst durch den unmittelbar folgenden Tod des Herzogs verzögert; zwanzig Jahre lang fristete die neue Universität, fast nur dem Namen nach bestehend, als eine Art artistischer Fakultät in Anlehnung an die alte Partikularschule zu St. Stephan ein kümmerliches Dasein. Da kam ihr am Ende der siebziger Jahre die durch das kirchliche Schisma hervorgerufene Auflösung der Pariser Lehrerschaft und der jähe Niedergang der Universität Prag zu Hilfe, der sich seit König Wenzels Regierungsantritt infolge religiöser und nationaler Streitigkeiten vollzog und uns später noch beschäftigen wird. Herzog Rudolfs Nachfolger Albrecht gelang es, den Pariser Magister Heinrich von Langenstein, einen Hessen, der 1383 viele deutschen Magister und Scholaren aus Paris führte, an die Wiener Universität zu ziehen; dieser leitete nun die Neugestaltung der Hochschule, die 1384 durch abermalige päpstliche Errichtungsbulle und neuen herzoglichen Stiftungsbrief zustande kam und der artistischen Fakultät eine theologische hinzufügte. Die neue Hochschule wurde ganz ähnlich wie die Prager mit einem Kollegium für Artisten und Theologen und Häuserschenkungen ausgestattet; 8 Kanonikate zu St. Stephan wurden der Universität einverleibt; bald darauf erstanden ein Juristenkollegium und verschiedene Stiftungshäuser für unbemittelte Scholaren. Auch von der Wiener Universität wurde die in Paris wohl nur zufällige Vierzahl der Nationen schematisch übernommen; man unterschied hier die „südliche“ (später: „österreichische“), die „sächsische“, die „böhmische“ und die „ungarische“ Nation; jede von ihnen hatte ihren selbstgewählten Prokurator.



Aus Heideloff's Gedenkblättern.

Auch in den Rheinlanden hatte der Niedergang der Pariser und Prager Hochschulen zwei Neugründungen zur Folge. 1385 wurde durch Bulle Urbans VI. vom 23. Oktober die Universität Heidelberg errichtet, 1386 erhielt sie in der Stiftungsurkunde Ruprechts I. von Kurpfalz alle Privilegien ihrer Vorgängerinnen. Am 19. Oktober desselben Jahres eröffnete der von Paris gekommene Marsilius von Inghen mit einem Prager Magister und einem Pariser Doktor der Theologie die Vorlesungen; bald kamen noch zwei Prager Magister hinzu, darunter auch ein Lehrer des kanonischen Rechts. Die Ausstattung der Universität erfolgte nach dem Muster von Prag, doch erhielt sie außerdem noch die Nutznießung von Rheinzöllen und einen Teil der Häuser, Weinberge und Aecker, welche die vertriebenen Juden hinterlassen hatten. Gleich nach Heidelberg schritt Köln zur Gründung einer eigenen Hochschule. Dort hatte an den vielen Stifts- und Klosterschulen die Pariser Scholastik zuerst Eingang gefunden; Albertus Magnus und Thomas von Aquin hatten hier im 13. Jahrhundert gelehrt. Am 21. Mai 1388 erlangte der Rat von Urban VI. die Errichtungsbulle, am 8. Januar 1389 konstituierten sich 21 Magister als universitas unter einem rector; mehr als die Hälfte von ihnen war aus Paris, drei waren aus Prag gekommen, fast alle waren Kanoniker kölnischer Stifter, so daß die auch hier folgende Einverleibung von Kanonikaten durch päpstliche Bulle nur das Bestehende gut hieß. Die Theologen hatten ihr Lektorium im Hause des Domkapitels, die

Heidelberg 1386.

Köln 1389.

allgemeinen Versammlungen wurden in Klöstern, Kapiteln, Kirchen oder Kreuzgängen abgehalten.

Erfurt 1392. Ganz ähnlich entstand die zweite städtische Universität zu **Erfurt**; nur erwarb hier der Rat vorsichtiger Weise von dem Avignoner Papste Clemens VII. wie von dem römischen Papste Urban VI. eine Errichtungsbulle, erstere 1378, letztere am 3. Mai 1389. Die Vorlesungen begannen 1392. Ausgestattet wurde die Universität mit den Präbenden der Kollegiatkirchen zu St. Marien und St. Severin und einem Hause zur Bildung eines Artistenkollegiums. Die Erfurter Hochschule gelangte im 15. Jahrhundert zu hoher Blüte und wurde eine der stärkstbesuchten Universitäten Deutschlands.



Würzburg 1403. Auch in **Würzburg** versuchte Bischof Johann von Egloffstein 1403 die Gründung einer Universität, doch ging diese Hochschule bald wieder ein; erst 1582 gelang dort dem Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn die Errichtung einer neuen Universität, die nach der Vereinigung Würzburgs mit Baiern den Namen „Julius-Maximilians-Universität“ erhielt.

Leipzig 1409. Die **Leipziger** Universität erstand aus den Trümmern der Prager Hochschule; wir müssen daher an dieser Stelle auf die schon angedeutete Katastrophe der letzteren zurückgreifen. Die böhmische Nation in Prag hatte längst das Übergewicht der Deutschen als unleidlich empfunden, da diese die übrigen drei Nationen beherrschten und ihnen, den Einheimischen, daher bei den Abstimmungen in dreifacher Übermacht gegenüberstanden; dazu kam, daß anfangs auch fast alle Stiftungsstellen in den Händen der Deutschen waren. Als dann religiöse Gegensätze den Deutschenhaß der Böhmen noch verschärften und der Magister Johannes Hus an ihre Spitze trat, setzten sie 1409 bei König Wenzel die Umkehrung des bisherigen Abstimmungsverhältnisses durch, so daß die böhmische Nation fortan drei, die drei anderen Nationen zusammen nur eine Stimme haben sollten. Nach vergeblichem Widerstand verließen die deutschen Magister und Scholaren die Stadt, worauf die Universität schnell verödete; sie zogen größtenteils nach Leipzig, wo dank ihrer Beteiligung noch im Herbste des Jahres 1409 eine neue Hochschule mit einer „meißnischen“, einer „sächsischen“, einer „bairischen“ und einer „polnischen“ Nation erstand. Sie war aber die letzte von den deutschen Hochschulen, welche die Einteilung der Lehrer in Nationen beibehielt; die nächsten Neugründungen stellten ihre Verfassung und Verwaltung ausschließlich auf das Fakultätensystem, da man seit den Prager Vorgängen zum Nationalismus kein Vertrauen mehr hatte. Die Errichtungsbulle der Leipziger Universität erließ Alexander V. am 9. September 1409, am 2. Dezember gaben die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen Friedrich und Wilhelm die Stiftungsurkunde. Drei Kollegien wurden der Universität beigegeben, darunter das von dem ersten Rektor Johannes von Münsterberg testamentarisch gestiftete Kolleg Unserer lieben Frauen für sieben Magister der polnischen Nation, ein viertes gründete 1411 der Cistercienserorden für seine in Leipzig studierenden Mitglieder. Die sonstige Dotierung und die innere Organisation der Hochschule erfolgte ganz nach dem Vorbild der Universität Prag.

Rostock 1419. Mit **Rostock** erhielt 1419 Norddeutschland und, abgesehen von den ältesten

großen französischen und italienischen Universitäten sogar die Freiheiten der höheren Schulen des alten Rom und Athen. Die Ausführung dieser hochfliegenden Pläne wurde zunächst durch den unmittelbar folgenden Tod des Herzogs verzögert; zwanzig Jahre lang fristete die neue Universität, fast nur dem Namen nach bestehend, als eine Art artistischer Fakultät in Anlehnung an die alte Partikularschule zu St. Stephan ein kümmerliches Dasein. Da kam ihr am Ende der siebziger Jahre die durch das kirchliche Schisma hervorgerufene Auflösung der Pariser Lehrerschaft und der jähe Niedergang der Universität Prag zu Hilfe, der sich seit König Wenzels Regierungsantritt infolge religiöser und nationaler Streitigkeiten vollzog und uns später noch beschäftigen wird. Herzog Rudolfs Nachfolger Albrecht gelang es, den Pariser Magister Heinrich von Langenstein, einen Hessen, der 1383 viele deutschen Magister und Scholaren aus Paris führte, an die Wiener Universität zu ziehen; dieser leitete nun die Neugestaltung der Hochschule, die 1384 durch abermalige päpstliche Errichtungsbulle und neuen herzoglichen Stiftungsbrief zustande kam und der artistischen Fakultät eine theologische hinzufügte. Die neue Hochschule wurde ganz ähnlich wie die Prager mit einem Kollegium für Artisten und Theologen und Häuserschenkungen ausgestattet; 8 Kanonikate zu St. Stephan wurden der Universität einverleibt; bald darauf erstanden ein Juristenkollegium und verschiedene Stiftungshäuser für unbemittelte Scholaren. Auch von der Wiener Universität wurde die in Paris wohl nur zufällige Vierzahl der Nationen schematisch übernommen; man unterschied hier die „südliche“ (später: „österreichische“), die „sächsische“, die „böhmische“ und die „ungarische“ Nation; jede von ihnen hatte ihren selbstgewählten Prokurator.



Aus Heideloff's Gedenkblättern.

Auch in den Rheinlanden hatte der Niedergang der Pariser und Prager Hochschulen zwei Neugründungen zur Folge. 1385 wurde durch Bulle Urbans VI. vom 23. Oktober die Universität **Heidelberg** errichtet, 1386 erhielt sie in der Stiftungsurkunde Ruprechts I. von Kurpfalz alle Privilegien ihrer Vorgängerinnen. Am 19. Oktober desselben Jahres eröffnete der von Paris gekommene Marsilius von Inghen mit einem Prager Magister und einem Pariser Doktor der Theologie die Vorlesungen; bald kamen noch zwei Prager Magister hinzu, darunter auch ein Lehrer des kanonischen Rechts. Die Ausstattung der Universität erfolgte nach dem Muster von Prag, doch erhielt sie außerdem noch die Nutznießung von Rheinzöllen und einen Teil der Häuser, Weinberge und Aecker, welche die vertriebenen Juden hinterlassen hatten. Gleich nach Heidelberg schritt **Köln** zur Gründung einer eigenen Hochschule. Dort hatte an den vielen Stifts- und Klosterschulen die Pariser Scholastik zuerst Eingang gefunden; Albertus Magnus und Thomas von Aquin hatten hier im 13. Jahrhundert gelehrt. Am 21. Mai 1388 erlangte der Rat von Urban VI. die Errichtungsbulle, am 8. Januar 1389 konstituierten sich 21 Magister als universitas unter einem rector; mehr als die Hälfte von ihnen war aus Paris, drei waren aus Prag gekommen, fast alle waren Kanoniker kölnischer Stifter, so daß die auch hier folgende Einverleibung von Kanonikaten durch päpstliche Bulle nur das Bestehende gut hieß. Die Theologen hatten ihr Lektorium im Hause des Domkapitels, die

Heidelberg 1386.

Köln 1389.

allgemeinen Versammlungen wurden in Klöstern, Kapiteln, Kirchen oder Kreuzgängen abgehalten.

Erfurt 1392. Ganz ähnlich entstand die zweite städtische Universität zu **Erfurt**; nur erwarb hier der Rat vorsichtiger Weise von dem Avignoner Papste Clemens VII. wie von dem römischen Papste Urban VI. eine Errichtungsbulle, erstere 1378, letztere am 4. Mai 1389. Die Vorlesungen begannen 1392. Ausgestattet wurde die Universität mit den Präbenden der Kollegiatkirchen zu St. Marien und St. Severin und einem Hause zur Bildung eines Artistenkollegiums. Die Erfurter Hochschule gelangte im 15. Jahrhundert zu hoher Blüte und wurde eine der stärkstbesuchten Universitäten Deutschlands.



Würzburg 1403. Auch in **Würzburg** versuchte Bischof Johann von Egloffstein 1403 die Gründung einer Universität, doch ging diese Hochschule bald wieder ein; erst 1582 gelang dort dem Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn die Errichtung einer neuen Universität, die nach der Vereinigung Würzburgs mit Baiern den Namen „Julius-Maximilians-Universität" erhielt.

Leipzig 1409. Die **Leipziger** Universität erstand aus den Trümmern der Prager Hochschule; wir müssen daher an dieser Stelle auf die schon angedeutete Katastrophe der letzteren zurückgreifen. Die böhmische Nation in Prag hatte längst das Übergewicht der Deutschen als unleidlich empfunden, da diese die übrigen drei Nationen beherrschten und ihnen, den Einheimischen, daher bei den Abstimmungen in dreifacher Übermacht gegenüberstanden; dazu kam, daß anfangs auch fast alle Stiftungsstellen in den Händen der Deutschen waren. Als dann religiöse Gegensätze den Deutschenhaß der Böhmen noch verschärften und der Magister Johannes Hus an ihre Spitze trat, setzten sie 1409 bei König Wenzel die Umkehrung des bisherigen Abstimmungsverhältnisses durch, so daß die böhmische Nation fortan drei, die drei anderen Nationen zusammen nur eine Stimme haben sollten. Nach vergeblichem Widerstand verließen die deutschen Magister und Scholaren die Stadt, worauf die Universität schnell verödete; sie zogen größtenteils nach Leipzig, wo dank ihrer Beteiligung noch im Herbste des Jahres 1409 eine neue Hochschule mit einer „meißnischen", einer „sächsischen", einer „bairischen" und einer „polnischen" Nation erstand. Sie war aber die letzte von den deutschen Hochschulen, welche die Einteilung der Lehrer in Nationen beibehielt; die nächsten Neugründungen stellten ihre Verfassung und Verwaltung ausschließlich auf das Fakultätensystem, da man seit den Prager Vorgängen zum Nationalismus kein Vertrauen mehr hatte. Die Errichtungsbulle der Leipziger Universität erließ Alexander V. am 9. September 1409, am 2. Dezember gaben die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen Friedrich und Wilhelm die Stiftungsurkunde. Drei Kollegien wurden der Universität beigegeben, darunter das von dem ersten Rektor Johannes von Münsterberg testamentarisch gestiftete Kolleg Unserer lieben Frauen für sieben Magister der polnischen Nation, ein viertes gründete 1411 der Cistercienserorden für seine in Leipzig studierenden Mitglieder. Die sonstige Dotierung und die innere Organisation der Hochschule erfolgte ganz nach dem Vorbild der Universität Prag.

Rostock 1419. Mit **Rostock** erhielt 1419 Norddeutschland und, abgesehen von den ältesten

englischen Universitäten, Nordeuropa überhaupt seine erste Hochschule. Die auf Ansuchen der Mecklenburger Herzöge Johann IV. und Albrecht V. vom Papst Martin V. erteilte Bestätigungsbulle datiert vom 13. Februar 1419. Die feierliche Eröffnung erfolgte am 12. November desselben Jahres, doch bestand die vollständig nach dem Vorbilde Erfurts eingerichtete und wie dieses irgendwelchen Einfluß der Nationen auf die Verfassung und Verwaltung statutarisch ausschließende Universität anfangs nur aus drei Fakultäten; die theologische Fakultät wurde erst 1432 von Papst Eugen IV. hinzugefügt.

Nach einer Pause von fast vier Jahrzehnten folgte die Gründung von weiteren sieben deutschen Universitäten, namentlich unter dem Einfluß des gesteigerten Bildungsdranges, den die seit der Mitte des Jahrhunderts sich geltend machende Bewegung des Humanismus und die Erfindung der Buchdruckerkunst mit sich brachten; die Zahl der kirchlichen Pfründen nahm fortwährend zu, der ärztliche Beruf wurde lohnender, und auch die römische Rechtsgelehrsamkeit kam jetzt zu Ehren, bei den deutschen Fürsten wie bei den stolz aufblühenden deutschen Städten, die damals noch den Weltmarkt beherrschten.

In Greifswald setzte Heinrich Rubenow, ein reicher Bürgermeister der Stadt und zugleich rostockischer Magister der schönen Künste, 1456 die Gründung einer Universität durch, die von ihm selbst, dem Stadtrate, dem Herzog und den benachbarten Klöstern dotiert wurde. Am 29. Mai gab Calixtus III. die Errichtungsbulle, am 18. Oktober begannen die Vorlesungen. Es folgte die Gründung der Universität Freiburg durch Erzherzog Albert, den Bruder Kaiser Friedrichs III. Zu der päpstlichen Errichtungsbulle vom 20. April 1455 und den landesherrlichen Ausstattungs- und Freiheitsbriefen von 1456 und 1457 kam hier zum ersten Mal ein kaiserlicher Bestätigungsbrief vom Jahre 1456. Die Vorlesungen begannen erst im Jahre 1460; Pfarrkirchen fürstlichen Patronats in Vorderösterreich und drei Kanonikate bildeten die Ausstattung. Auch Basel hatte von Pius II., der als Äneas Sylvius sich in der Stadt aufgehalten hatte, am 12. November 1459 eine Universitätserrichtungsbulle erhalten, und beeilte sich wie Freiburg schon 1460 das Studium zu eröffnen, um diesem den Vorrang noch abzugewinnen. Der Bischof von Basel wurde Kanzler der Universität, die von der Stadt einen Freiheitsbrief und ein Haus erhielt; der Papst stattete sie mit Präbenden und Kanonikaten aus. In der ersten Zeit zog die Stadt mit schweren Geldopfern ausländische Gelehrte, namentlich italienische Rechtslehrer, an ihre Hochschule; letztere stellten bald, gestützt auf ihr Übergewicht, die Forderung, daß die Ausübung der akademischen Disciplin wie auch die Stellung und Wahl des Rektors nach bolognesischem Muster den Scholaren überlassen werden sollte. Die Stadt zeigte sich zwar anfangs diesen Bestrebungen geneigt, seit 1481 gewann aber doch das französische System auch hier die Oberhand.

Greifswald 1456. Freiburg 1460. Basel 1460.

Herzog Wilhelm der Reiche von Baiern hatte schon am 7. April 1459 von Pius II. die Zustimmung zur Errichtung einer Universität in Ingolstadt erlangt, doch konnte diese erst 1472 eröffnet werden. In der betreffenden päpstlichen Bulle fällt die ungewöhnliche, sonst nirgends vorkommende Bestimmung auf, daß jeder Promovend dem hl. Stuhl einen Treueeid leisten solle; der Papst sah wohl in der bairischen Hochschule einen der stärksten Stützpunkte seiner Interessen, und, wie die Zukunft lehrte, mit Recht. Die artistischen und theologischen Studien hatten hier von Anbeginn den Vorrang; ältere geistliche Stiftungen der bairischen Herzöge zu Ingolstadt, Kanonikate und Pfarreien bildeten die Ausstattung der neuen Hochschule. Schon im nächsten Jahre wurde die Universität Trier eröffnet, auf Grund einer Errichtungsbulle von 1450; am 23. November 1476 folgte die Errichtung der Universität Mainz durch Sixtus IV., auf Ansuchen des Erzbischofs Diether. Die Ausstattung war hier wie dort die gewöhnliche. Im Herbste 1477 wurde unter Graf Eberhard im Bart von Württemberg die Tübinger Hochschule eröffnet, auf Anregung von Eberhards Mutter Mechtildis und kraft einer Bulle Sixtus IV. vom 9. November 1476.

Ingolstadt 1472. Trier 1473. Mainz 1476. Tübingen 1477

Wittenberg 1502.



Die erste deutsche Hochschule, die nicht unmittelbar durch päpstliches, sondern durch kaiserliches Machtwort ins Dasein gerufen wurde, war **Wittenberg**. In dem betreffenden Dekret Maximilians I. vom 6. Juli 1502 finden sich die nämlichen Formeln wie in den päpstlichen Bullen, auch die Verleihung des Rechts, Grade in den vier Fakultäten zu erteilen. Doch handelte es sich um keine Feindseligkeit gegen die Kirche, denn auch der Papst gab der noch im Jahre 1502 eröffneten Universität Privilegien, Konservatoren und Präbenden, und sein Legat bestätigte ihr die vom Kaiser zugesicherten Vorrechte. Die letzte von der einheitlichen Kirche begründete Universität war die Hochschule zu **Frankfurt** a. O. Die Bulle Julius II. stammt vom 15. März 1506, das kaiserliche Dekret vom 26. Oktober desselben Jahres. Kurfürst Joachim I. beschenkte die Universität mit den nötigen Häusern, im übrigen erfolgte die Dotierung durch die Kirche.

Frankfurt a. O. 1506.

Damit ist die Reihe der mittelalterlichen Universitätsgründungen auf deutschem Kulturgebiete erschöpft. Wiewohl manche von ihnen rasch zu bedeutender Wirksamkeit gediehen, galten bis in das 16. Jahrhundert hinein die großen französischen und italienischen Hochschulen nach wie vor als die überragenden Vorbilder, zu denen jeder Höherstrebende wenigstens auf kurze Zeit pilgerte, um sich womöglich „an der Quelle der Gelehrsamkeit" einen Grad zu holen. Die ersten deutschen Humanisten und Lehrer des römischen Rechts machten fast alle ihre Studien in Italien, und ganz allgemein war das Bestreben, ausländische Doktoren und Magister an die deutschen Hochschulen zu ziehen.

Allgemeine Verhältnisse der mittelalterlichen Universitäten Deutschlands.

Das Verhältnis der mittelalterlichen Universitäten Deutschlands zur Kirche kann man sich kaum nahe genug vorstellen; wie sie aus kirchlichen Schulen oder im Anschluß an solche durch päpstlichen Machtspruch entstanden und ihre Lebensfähigkeit vorwiegend kirchlichen Schenkungen verdankten, so waren auch die älteren und ständigen Hochschullehrer großenteils Kanoniker, die Scholaren der oberen Fakultäten fast durchweg Geistliche, während die meisten Scholaren der Artistenfakultät sich auf den geistlichen Beruf vorbereiteten; nach Lehrgang, Disciplin und Einrichtungen erschienen die Universitäten gewissermaßen nur als freier und umfassender organisierte Stiftsschulen. Der Einfluß des Landesfürsten auf die Universitätsverfassung beschränkte sich dementsprechend bis gegen das Ende der Periode darauf, daß er auch den weltlichen Angehörigen der Hochschulen dieselbe Ausnahmsstellung der weltlichen Gewalt gegenüber einräumte, die der Klerus inne hatte; erst im 15. Jahrhundert begannen die Landesherren gelegentlich diese Grenze zu überschreiten. So erließ Kurfürst Friedrich II. 1438 für die Universität **Leipzig** eine Reihe von Verordnungen, welche das Promotionsverfahren und die innere Ordnung der Kollegien umgestalteten; so behielt sich ferner in **Ingolstadt** und **Tübingen** der Landesherr von Anbeginn die Bestätigung aller Statuten vor.

Frequenz.

Die Frequenz der mittelalterlichen Universitäten ist oft in der abenteuerlichsten Weise überschätzt worden, weil man nicht beachtete, daß nicht nur die Magister und Scholaren, sondern auch alle für die Hochschule arbeitenden Abschreiber, Illuminatoren (Maler), Buchhändler, später alle Buchdrucker und Buchbinder, sowie die Diener der Universitätsangehörigen immatrikuliert wurden und daß ferner viele Kanoniker, Pfarrer, Vikare und Ärzte der betreffenden Diözese sich lediglich des Privilegiengenusses halber mitimmatrikulieren ließen, ohne lehren oder studieren zu wollen. Nach den Untersuchungen Paulsen's war in Wahrheit 900 bis 1000 schon eine selten erreichte Frequenzziffer für die eigentlichen Universitätsglieder. Von den Fakultäten war die artistische überall die stärkste und die medizinische die schwächste; die Nachfrage nach gelehrten Aerzten („physici") war bis gegen das Ende des Mittelalters in Deutschland

äußerst gering, da sich die Kranken fast durchweg bei heilkundigen Laien („empirici") Rats erholten. Bedeutender war die juristische Fakultät, die anfangs nur die Kleriker mit kirchenrechtlichen Kenntnissen versah, im 15. Jahrhundert aber daneben schon das römische oder „kaiserliche" Recht pflegte. Schwächer frequentiert war die theologische Fakultät. Weit entfernt, wie heute die Vorbereitung auf ein geistliches Amt zu bieten, war nämlich das theologische Studium damals das krönende Endresultat aller Wissenschaft überhaupt und das Doktorat in der Theologie ein Ziel, dessen Erreichung nur wenige anstreben konnten.

An den mittelalterlichen Universitäten gab es weder eine bestimmte Anzahl fester besoldeter Lehrstühle noch auch einen Professorenstand als solchen, dessen lebenslänglicher Beruf die akademische Lehrthätigkeit gewesen wäre; ebensowenig gab es damals Studenten im heutigen Sinne, die nach Aneignung des nötigen Wissens ein Lehren und lernen.



Das Kollegiengebäude zu Frankfurt a. O.
(Aus C. Laverrenz, Die Medaillen und Gedächtniszeichen der deutschen Hochschulen.)

Staatsamt hätten bekleiden wollen. Der Unterschied zwischen Professoren und Studenten, zwischen Lehrenden und Lernenden bestand noch gar nicht, als Lernender fing man an zu studieren, als Lehrender und Lernender setzte man den Kursus fort, als Lehrender schloß man ihn ab und trat dann gewöhnlich irgend ein geistliches Amt an. Die mittelalterliche Hochschule stellte sich gewissermaßen als ein Verband von vier gelehrten Zünften dar. Wer das „Handwerk" lernen wollte, trat als „Lehrling" (scholaris) bei einem „Meister" (magister) in die Lehre; wenn er nach etwa zwei Jahren die Anfangsgründe inne hatte, machte ihn der Meister nach einer Prüfung vor der Meisterschaft zum „Gesellen" (baccalarius), der durch den „Geselleneid" verpflichtet wurde, künftig nicht nur weiter zu lernen, sondern auch anderen die Anfangsgründe beizubringen. Wieder nach ein paar Jahren wurde der Geselle auf Grund erneuter Prüfung vor der Meisterschaft selbst zum „Meister" (magister) erhoben, indem er die Abzeichen der Meisterwürde in öffentlichem Akte erhielt. Der „Meistereid" machte ihm eine mindestens noch zweijährige Lehrthätigkeit an Ort und Stelle Ähnlichkeit zwischen den Universitäten und den Handwerkszünften.

zur Pflicht, dabei hatte er jetzt das Recht, selbst „Lehrlinge" und „Gesellen" zu „Gesellen" und „Meistern" zu machen. Von dem „Lehrgeld" (pastus) ihrer Schüler konnten übrigens nur die magistri artium einigermaßen leben, auch wenn sie nicht so glücklich waren, eine der besoldeten Stellen in den „Kollegien" zu erhalten; die oberen Fakultäten zehrten von den ziemlich hohen Promotionsgebühren und den kirchlichen Pfründen. Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts wurde der landesherrliche Einfluß auf die Besetzung und Besoldung der Lehrstellen immer beträchtlicher, anfangs des 16. Jahrhunderts war man im wesentlichen schon bei dem modernen System der angestellten Professoren und der neben ihnen wirkenden Privatdocenten angelangt.

Das Leben an den Universitäten. Die enge Beziehung zur Kirche machte sich in der Lebensordnung und gesellschaftlichen Stellung der Universitätsangehörigen überall geltend; in den Statuten der Wiener Hochschule hießen sie geradezu „clerus universitatis", und das Volk nannte sie „Halbpfaffen". Die Universitätsfeste hatten kirchlichen Charakter und wurden gewöhnlich mit einer Messe eröffnet. Tracht. Auch die Kleidung war kirchlich streng, sie bestand in einem langen Rock von einfarbig dunklem Zeug, zu welchem die Scholaren Kapuze und Gürtel, die Magister ein Barett trugen. Eine Menge von „Kleiderordnungen" bekämpfte alle Versuche der Scholaren, die Strenge der Tracht zu durchbrechen. Viel zu dem kirchlichen Geist der mittelalterlichen Hochschulen trug auch das ohne eigentliche Vorschrift bestehende Cölibat der Lehrer bei; es verstand sich für die meisten von ihnen ganz von selbst, insofern sie geistliche Ämter inne hatten oder erstrebten. Die Mediziner gingen zuerst von dieser Gepflogenheit ab, im Verlaufe des 15. Jahrhunderts kamen dann auch Eheschließungen von Juristen und Artisten vor, bis endlich die Reformation dem Vorurteil überhaupt ein Ende machte. Im früheren Mittelalter aber hatte das Leben an den Universitäten auch sonst starke Ähnlichkeit mit dem Klosterleben. Klösterliches Leben in den Kollegienhäusern. In den schon erwähnten Kollegienhäusern, die auch die Lektorien, die Versammlungsräume und eine Anzahl vermietbarer Wohnstuben für Scholaren enthielten, hatten die Magister neben einander ihre Stuben oder Zellen und speisten zusammen an gemeinsamem Tische; während der Mahlzeit wurde etwas Erbauliches vorgelesen. Jeder Magister hatte einen Scholaren zum „famulus" (servitor), der ihm Stube und Kleidung säuberte, Gänge für ihn machte und ihn bei Ausgängen begleitete. Die Lebensweise in den mittelalterlichen Kollegien war eine äußerst bescheidene, ja armselige; Extragerichte, gebratenes Geflügel und Wein kamen nur ein paar mal im Jahre auf den Tisch. Daraus erklärt sich auch die große Wichtigkeit, mit der alle außerordentlichen Festschmäuse behandelt wurden, wie sie den einzelnen Universitätsgliedern namentlich bei jedem Fortschritt in der akademischen Karriere zur Last fielen.

Alter der Scholaren. Das durchschnittliche Alter der Scholaren beim Antritt der Universitätsstudien war das 15. oder 16. Lebensjahr, doch kamen auch 14jährige Scholaren vor, und selbst von dieser gewöhnlich festgehaltenen Grenze nach unten konnten Rektor und Dekan dispensieren. So wurden z. B. Ökolampadius, Johannes von Eck und Melanchthon schon mit 12 Jahren zum Universitätsstudium zugelassen. Die Scholaren fanden zunächst entweder in den Mietkammern der Kollegienhäuser, wo sie einen der Magister zum Vorsteher hatten, oder, sofern sie unbemittelt waren, in den Stiftungshäusern Unterkunft; als aber der stärkere Zudrang zu den Hochschulen bald Wohnungsnot herbeiführte, Die Bursen. mieteten einzelne unternehmungslustige Magister mit Erlaubnis der Universität Privathäuser, richteten sie entsprechend ein und warben dafür möglichst viele Scholaren als Mieter, denen sie außer Wohnung und Verköstigung wahrscheinlich auch leihweise die nötigen Bücher boten; armen Baccalarien borgten sie wohl auch das für die öffentlichen Disputationen und Prozessionen vorgeschriebene offizielle Habit. Ein solches Privat-Konvikt hieß nach dem von den Scholaren erhobenen Wochengelde „bursa" und die Hausgenossen einer Burse „combursales", „bursales", „domicelli" oder „socii"; das Wort „Bursch" der neueren Studentensprache entstammt ursprünglich einfach einer süddeutschen Dialektform von bursa. Der dem Konvikt vorstehende Magister hieß „conventor", „rector bursae" oder

„regens bursam", und die Burse daher auch „regentia". Bald wurde das Wohnen in den Bursen von den Scholaren durch Universitätsstatut gefordert und nur vornehmeren Studierenden und armen, die als famuli oder Pädagogen eine Dienststelle suchten, Dispens von dieser Verpflichtung erteilt. Eine Burse umfaßte durchschnittlich 8 bis 12 voll zahlende Scholaren, dazu kamen dann noch einige arme Schüler, die als famuli den Haushalt besorgen und alle Räume in Ordnung halten mußten. Der Universitätsunterricht blieb öffentlich, doch waren die Bursenrektoren verpflichtet, den Lehrstoff mit ihren Unterstellten zu repetieren, mit ihnen nach dem Essen zu disputieren und ihren häuslichen Fleiß wie auch ihre Sitten zu überwachen. Insbesondere mußten sie sie zum Gebrauch der lateinischen Sprache anhalten und das Deutschreden (theutonisare) mit kleinen Geldbußen bestrafen, die in ihre Tasche flossen und die sie sich daher durch Aufstellen von Aufpassern (lupi) aus der Mitte der Scholaren in möglichst reichem Maße sicherten. Bei Ausgängen des Bursenrektors bildeten seine Scholaren, die auch gewöhnlich seine öffentlichen Vorlesungen hörten, sein ständiges Gefolge. Die Wohnräume einer Burse bestanden aus einer Reihe nicht heizbarer Kammern (camerae, cellae, commoda) und einer heizbaren größeren Stube (stuba communitatis oder aestuarium), die als gemeinsamer Speise- und Schulraum benutzt und im Winter auf Kosten der Bursalen geheizt wurde. In ihrer Habgier pferchten die Bursenrektoren oft eine ganze Anzahl Scholaren in eine Kammer zusammen, bis ihnen die Zahl der Bursalen statutenmäßig begrenzt wurde. Von den Gerichten, aus denen sich der Speisezettel der Bursen zusammensetzte, scheinen im späteren Mittelalter Grütze, Suppe, Mus und gekochtes Fleisch am häufigsten wiedergekehrt zu sein; manchmal gab es wohl auch Obst, und an besonders guten Tagen Gebratenes und Käse. Das Getränk bestand in Bier, das schon damals in den verschiedensten Sorten gebraut wurde. Die aus dem Jahre 1515 stammende Schrift „De generibus ebriosorum" erwähnt unter zahlreichen anderen Benennungen des edlen Gerstensaftes auch einige gute Bekannte; wir lesen in dem Kapitel „De diversis cerevisiae nominibus" unter anderm: „Praeterea quis non novit Saxonicas quoque cerevisias diversis appellari



Ein mittelalterliches Scholarengelage.

Aus: Monopolium philosophorum, vulgo die Schelmezunfft. Quaestio accessoria determinata a magistro Bartholomeo Gribo. (Argentinae 1489.)

nominibus, Filtz scilicet Magdeburgensis, Mommom sive Momum Brunswigensis, Gaußе Gosslariensis."

Die Hausordnung der Bursen war eine klösterlich strenge. Früh 4 Uhr, im Winter um 5 Uhr verließen die Bursalen ihr Lager, um zunächst in den Morgenstunden die öffentlichen Vorlesungen zu hören. Um 9 oder 10 Uhr wurde zur Mahlzeit (prandium) geläutet, um 5 Uhr zum Abendessen (coena). An den Winterabenden wurde die Burse mit Lichtern und Kienspänen, die aber nicht an die Holzwände gesteckt werden durften, spärlich erleuchtet. Die Hausthüre wurde im Winter um 9 Uhr, im Sommer um 10 Uhr geschlossen; nächtliches Ausbleiben eines Bursalen wurde streng bestraft. Ihre Betten mußten sie sich selber machen, denn außer der Köchin gab es aus naheliegenden Gründen keine weiblichen Dienstboten in den Bursen. Das Betreten der Küche war so wenig erlaubt wie das Einführen von Weibspersonen; ebenso war das Waffentragen verboten, das Lärmen und Musicieren im Hause und das Beschmieren der Wände. An vielen Universitäten enthielten die Statuten die Bestimmung, daß der Rektor der Universität und der Dekan der Artisten zeitweilig die Bursen einer Visitation unterziehen sollten. Daß aber bei all diesen Überwachungen und Verboten das mittelalterliche Studentenleben nicht ohne Ausgelassenheit war, zeigen die beigefügten Holzschnitte, von denen der eine fünf betrunkene Scholaren, der andere ein Ständchen vor Augen führt, das von der nackt am Fenster erschienenen Donna mit dem bekannten Nachtgeschirrgusse belohnt wird.



Heidelberger Straßenscene des 15. Jahrhunderts.
Aus: De fide meretricum in suos amatores. Quaestio minus principalis determinata a magistro Jacobo Hartlieb. (Argentinae 1489.)

Die beiden alten Drucke, denen die Holzschnitte entnommen sind, gehören ebenso wie die oben citierte Schrift „de generibus ebriosorum" und das später noch zu erwähnende „Monopolium der Schweinezunft" vom Jahre 1494 zu den quaestiones quodlibeticae, auch quaestiones accessoriae oder minus principales genannt, wie sie im Mittelalter namentlich in Erfurt und Heidelberg üblich waren. Sie schoben sich in die ernsteren Redeturniere, die unter dem Namen disputationes de quolibet jährlich einmal oder noch seltener abgehalten wurden, als ein scherzhaftes und belustigendes Intermezzo ein und geißelten in satirischer Weise die Gebrechen der Zeit auf das Schärfste. Dazu bestimmt, die Langeweile des feierlichen Aktes zu kürzen, dienten sie der akademischen Jugend als Tummelplatz ihres Witzes und

Humors; sie bilden, da sie meist an alltägliche Dinge anknüpfen, einen wertvollen Beitrag zur mittelalterlichen Sittengeschichte besonders der Universitäten.

Die durchschnittliche Jahresausgabe eines mittelalterlichen Scholaren betrug etwa 20 Gulden; sie entsprach dem Einkommen eines damaligen Handwerkers. Scholaren mit höchstens 10 Gulden (später 6 Gulden) Jahreseinkommen galten im Gegensatz zu diesen „solventes" als Arme, „pauperes", sie wurden zur Immatrikulation, zu den Vorlesungen wie zu den Promotionen umsonst zugelassen und hatten die Anwartschaft auf Freistellen in den Stiftshäusern. Außerdem war das Betteln (hostiatim mendicare) auf den mittelalterlichen Universitäten weder verboten noch auch verpönt, was wieder in dem beherrschenden Einfluß der Kirche begründet lag. solventes und pauperes.



Ein Philotechnus oder „Liebhaber der Kunst".
Nach einem Stich von Christoph Maurer im Besitz des Kgl. Kupferstichkabinets, Berlin.

Den an Ort und Stelle bettelnden „pauperes" nahe verwandt waren die „scholastici vagantes", die „fahrenden" Studenten, wie sie seit dem Aufblühen der Hochschulen in den deutschen Ländern unstät von einer Universitätsstadt zur anderen zogen. „Fahrende Leute" gab es schon im frühen Mittelalter; sie rekrutierten sich zum größten Teil aus Geistlichen, die kein Unterkommen fanden und daher umherstreifend sich ihren Lebensunterhalt erbetteln mußten, bis sie etwa ein vornehmer Prälat, ein Stifts- oder Klosterherr zu seiner Bequemlichkeit auf unbestimmte Zeit in Dienst nahm, ohne erst lange nach ihren Fähigkeiten zu fragen. Den fahrenden Geistlichen schlossen sich dann allmählich auch erwachsene Schüler an, die mit ihnen von Schule zu Schule zogen und die unmittelbaren Vorläufer der fahrenden Studenten wurden. Wie zwei Stellen des „König Rother" und des Nibelungenliedes lehren, fanden sich die „Fahrenden" jener Zeit namentlich auch bei allen größeren Festen ein, wobei sie auf Beschenkung und Überlassung der Überbleibsel von den Mahlzeiten rechnen durften. Im Laufe der Zeit wurden sie für die Seßhaften zu einer Landplage, da die Schwärme Die fahrenden Studenten und ihre Vorläufer.

der Vaganten, „varnde liute“ oder „varndez volc“ genannt, außer Priestern, Schullehrern und Schülern bald auch heruntergekommene, beutelustige Ritter und schöne Abenteurerinnen, Sänger und Musikanten, Marktschreier und Gaukler, Söldner und Handwerksgesellen umfaßten. Die fahrenden Studenten waren wie ihre Vorgänger lustigen und leichten Sinnes, je nach der wechselnden Augenblickslage ausschweifend und verschwenderisch oder lumpig wie Straßenbettler, immer aber im stillen hochmütig und eingebildet. Gewinnsucht und wohl auch Spottlust veranlaßte sie, sich dem Volk gegenüber ein geheimnisvolles Ansehen zu geben; so nannten sie sich „Meister der sieben freien Künste“, behaupteten, im Venusberg gewesen und in die schwarze Magie eingeweiht zu sein, den Teufel, die Dämonen und das schlechte Wetter beschwören, aus den Sternen und Träumen wahrsagen zu können; auch gaben sie sich für Schatzgräber, Heilkünstler und Wunderthäter aus, oder sie versuchten ihr Glück als Musikanten („Cyranten“) und Sänger, als Klosterbrüder, als Possenreißer, später auch als Schauspieler. Unter Anspielung auf ihre Excesse in Bacho hießen sie auch „Bacchanten“; jeden von ihnen begleiteten in der Regel einige halbwüchsige, oft erst zehnjährige Schüler als seine „Schützen“, die er gegen die Verpflichtung, ihm gehorsamst aufzuwarten, auf sein Wander- und Bettelleben und an die Schulen mitnahm. Die Behandlung, welche diese kleinen famuli von ihrem Herrn erfuhren, war nicht die beste; sie mußten nicht nur oft für ihn betteln und um Brot singen, während sie selbst Hunger litten, sondern auch für ihn stehlen und bei Streitigkeiten sich für ihn prügeln lassen, und er selbst traktierte sie bei jeder Gelegenheit gleichfalls mit Schlägen. Die in Basel aufbewahrte Selbstbiographie des Schweizer Seilermeisters und späteren Professors Thomas Platter (1499—1582) giebt ein lebendiges Bild von dem Verhältnis der Bacchanten zu den Schützen, das, wie wir später sehen werden, auch für die studentischen Sitten an den Universitäten selbst nicht ohne Bedeutung war, insofern es ein Vorbild für den sogenannten „Pennalismus“ abgab.





Humanismus und Reformation.

„O Jahrhundert, die Studien blühn, es ist eine Lust zu leben."
Ausspruch Ulrichs von Hutten.

Als die seit der Mitte des 15. Jahrhunderts von Süden und Westen her in Deutschland eindringende Bewegung des Humanismus in den beiden ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts die gebildeten Kreise ganz in ihren Bann zog, erfuhr auch der Charakter und Lehrplan der deutschen Universitäten eine tiefgreifende Umgestaltung. Wie die Kunst der Renaissance die mittelalterliche Gotik verdrängt hatte, so trat an die Stelle der bisher herrschenden Scholastik die humanistische Poesie und Eloquenz, an die Stelle der unpersönlich nüchternen Dialektik eine selbstbewußte, oft theatralische Geltendmachung der eigenen Person und die Vergötterung der stilistischen Form, an die Stelle des Kirchenlateins das klassische Latein und vor allem auch das klassische Griechisch; daneben wurde auch dem Hebräischen jetzt ein besonderes Interesse gewidmet. Aristoteles, der das mittelalterliche Denken beherrscht hatte, mußte nunmehr das Scepter an die platonisch-neuplatonische Spekulation abgeben; ein phantasievoller, naturalistisch gefärbter Pantheismus gewann in der Philosophie die Oberhand, wie ihn die Lehren Giordano Bruno's, Paracelsus' und Agrippa's von Nettesheim zeigten. Die schlichte Volkstümlichkeit und der Humor des Mittelalters schwand, die neuen Gelehrten geberdeten sich wie antike Rhetoren, Philosophen oder Dichter und wetteiferten in prunkvollem Pathos. Der bisherige Wissenschaftsbetrieb der Universitäten geriet in Verachtung als „wertloses Schulgeschwätz" und „Sophistik", die Kunst der schönen und wirksamen Rede wurde das Ideal und Hauptziel der gelehrten Bildung, das die humanistischen Universitätslehrer ihren Schülern durch die Lektüre der griechischen und römischen Klassiker, durch eigene Musterleistungen und durch die verschiedensten Anleitungen und Hilfsmittel näher zu bringen suchten. Zeigt so die Bewegung im allgemeinen ein äußerliches, ja zum Teil unwahrhaftiges Gepräge, so lag doch in ihr der Keim einer praktischeren Gestaltung des Bildungswesens; sie bahnte die selbständige Erfassung der Wirklichkeit an, zudem brachte sie einen direkten pädagogischen Fortschritt mit sich, indem sie von den bisher üblichen roheren Zuchtmitteln, Strenge und Schlägen, abmahnte und die Verwertung des ehrgeizigen Wetteifers empfahl.

Einfluß der humanistischen Bewegung.

In Deutschland ergriff der Humanismus zuerst die neugegründeten Universitäten im Südwesten. In Basel war er von Anfang an willkommen; schon 1463 nahm die Universität einen humanistischen „Poeten" an, und seit 1474 hatte sie eine ständige Lektur für Poesie. Später wirkte dort als Poet auch Sebastian Brant mit seinen Schülern Locher, Bebel und Gebwiler. In den siebziger Jahren eignete sich Reuchlin in Basel bei dem Griechen Andronikos Kontoblakas das Griechische an. Auch das anerkannte Oberhaupt der Humanisten, Erasmus von Rotterdam, verweilte mehrmals in Basel, 1521 wählte er es zu seinem ständigen Wohnsitz und erhob es dadurch zum Vorort des Humanismus in Deutschland. Als seine Schüler lehrten dort Rhenanus, Nesen und Ökolampadius; 1514 wurde der poëta laureatus Glareanus in die philosophische Fakultät aufgenommen. Die Freiburger Hochschule hatte schon seit 1471 einen Lehrstuhl für Poesie und Eloquenz; seit 1500 lehrten hier

Basel.

Freiburg.



Die Hierana zu Erfurt.
Aus: C. Laverrenz, Medaillen und Gedächtniszeichen der deutschen Hochschulen.

nach einander die Humanisten Zasius, Locher, der als Poet seinen Namen in „Philomusus" verschönt hatte, und Joh. Mayr von Eck, der spätere Gegner Luthers, zuletzt Engentinus und Glareanus. Conrad Heresbach wurde hier 1521 der erste Lehrer der griechischen Sprache. In Tübingen war der Begründer der Universität, Graf Eberhard, von Anfang an für den Humanismus eingenommen; die humanistische Anschauung, daß „Bildung der Weg zur Tugend sei", fand sich schon in dem öffentlichen Briefe Eberhards, der zum Besuche der Hochschule einlud. 1481 wurde einem Lehrer der Redekunst ein Stipendium zugesprochen, welche Bestimmung zehn Jahre später auf „einen, der in oratoria, moralibus oder poëticis liest", ausgedehnt wurde. 1497 erhielt Bebel die Lektur, 1512 bis 1518 war Melanchthon in Tübingen, seit 1516 als Bebels Nachfolger; Melanchthons Lehrer und Freund Franz Stadianus war 1518—19 Universitätsrektor. 1521—22 las Reuchlin in Tübingen Griechisch und Hebräisch. Die humanistische Reform der Tübinger Hochschule wurde durch die Lektionsordnung König Ferdinands vom Jahre 1525 abgeschlossen, welche von Wimphelings Neffen Spiegel und dem Arzte des Kaisers Maximilian, Paulus Ricius,

Tübingen.

einem humanistisch gebildeten Juden, ausgearbeitet war. Nach Ingolstadt wurde 1492 Celtis als Lektor der Poesie und Eloquenz berufen, Locher-Philomusus wurde 1497 sein Nachfolger; aber erst die Wirksamkeit des gleichfalls von Freiburg berufenen J. von Eck vollendete die Modernisierung des Lehrbetriebes. Für das Griechische und Hebräische gewann die Universität 1520 durch schwere Geldopfer Reuchlin, doch ging dieser schon 1521 nach Tübingen; Agricola wurde sein Nachfolger in Ingolstadt. Ingolstadt.

Der für Deutschland entscheidende Sieg der „Poeten" über die „Sophisten" vollzog sich aber nicht an den bisher genannten Universitäten, sondern an den Hochschulen von Erfurt, Leipzig und Wittenberg. In Erfurt begann 1494 der Elsässer Maternus Pistoris humanistische Fächer zu lehren, aber unter gleichzeitiger Beibehaltung der Scholastik; die ausschließliche Entscheidung für das Neue erfolgte unter dem Einflusse des in dem benachbarten Gotha lebenden Freidenkers Conrad Muth, alias „Mutianus Rufus", dessen humanistische Convivien die Erfurter Studenten — unter ihnen Eobanus Hessus, Camerarius, Crotus und Ulrich von Hutten — eifrig besuchten. Aus dem Kreise Mutians gingen 1515 bis 1517 die bekannten „Briefe der dunklen Männer an Ortuinus Gratius" hervor, die anläßlich eines Streits des Humanistenführers Reuchlin mit den Kölnern haßerfüllt über die Vertreter der alten Bildung herfielen, sie als armselige, schmutzige, gierige Hungerleider, lüsterne, täppische Gesellen, ekelhafte Frömmler und Zotenreißer, plumpe, garstige und dabei eingebildete Tölpel, ja stupide Bestien brandmarkten. So maßlos dieser Angriff war, so groß war das Aufsehen, das er erregte; er riß die erste Bresche in das Bestehende, worauf die Erfurter Universität durch friedliche Wirksamkeit von Mutians Schüler Eobanus Hessus ganz für den Humanismus gewonnen wurde. Eine große Studienreform vom Jahre 1519 beseitigte die Scholastik überhaupt und führte das Griechische und Hebräische als Lehrgegenstände ein. In Leipzig berief Herzog Georg, selbst ein Anhänger der Bewegung, die „Wanderpoeten" Buschius und Ästicampianus nach einander an die Universität; letzterer kam 1507 von Frankfurt a. O., wo er die Universität hatte eröffnen helfen, und brachte Hutten als seinen Schüler mit. Zwar mußte er in Leipzig nach kaum vierjähriger Thätigkeit den „Sophisten" das Feld räumen, er schlug ihnen aber noch in einer fulminanten Abschiedsrede tiefe Wunden, und fünf Jahre später hatte der Humanismus auch in Leipzig gesiegt. 1515 erhielt die Hochschule in dem Engländer Richard Crocus ihren ersten griechischen Lehrer; Petrus Mosellanus folgte ihm. Schon 1519 war die Leipziger Universität durchaus im humanistischen Sinne umgestaltet.

Erfurt und die Epistolae obscurorum virorum.

Leipzig.

Die Universität Wittenberg hatte von Anfang an humanistischen Charakter, wurde doch auch ihr Begründer, der Kurfürst Friedrich der Weise, als Gönner der schönen Wissenschaften in vielen Poemen der Humanisten gepriesen. In der Errichtungsurkunde Kaiser Maximilians wurde die Pflege der Wissenschaften und der schönen Litteratur bereits für den Kaiser oder den Staat in Anspruch genommen, da sie den Zweck hätte, für das weltliche Regiment und die weltlichen Kulturaufgaben tüchtig zu machen. Luther, der 1501—1505 als Erfurter Student bereits mit dem Humanismus bekannt geworden war, wurde 1508 aus dem Erfurter Augustinerkloster in das Wittenberger Kloster des Ordens als Lektor der Schulphilosophie versetzt. Er war mit den Humanisten eigentlich nur in der Bekämpfung des Aristoteles einig, während ihm die Scholastik, die jenen zu viel Christentum enthielt, im Gegenteil noch allzu heidnisch erschien. Im Sommer 1518 kamen Reuchlins Schüler Böschenstein und sein Großneffe, der Tübinger Magister Philippus Melanchthon, beide von Reuchlin dem Kurfürsten empfohlen, an die Universität. Melanchthon, der schon in Tübingen mit aller Entschiedenheit den Humanismus vertreten hatte, brachte auch in Wittenberg schnell die griechische Sprache neben dem Latein zu Ehren und schaffte, im Einverständnis mit Luther, die auch hier erst nur eingeschränkte Scholastik vollständig ab; sein Wirken verhalf der Universität zu mächtigem — allerdings, wie wir sehen werden, schnell vorübergehendem — Aufschwung, so daß sie 1521 wegen Über-

Wittenberg. Luther und Melanchthon.



füllung ein neues Kollegium bauen mußte. Statt der alten scholastischen Disputationen wurden jetzt zweimal im Monat Redeübungen (declamationes) abgehalten, wobei abwechselnd die Professoren der Eloquenz und der Grammatik und die Scholaren als Redner auftraten und die Leistungen der letzteren von dem Professor der Eloquenz kritisiert wurden; dagegen sollten die Physiker und Mathematiker einmal im Monat disputieren.

Rostock und Greifswald. Auch die beiden Ostseeuniversitäten Rostock und Greifswald schritten jetzt zu einer humanistischen Umgestaltung ihrer Lehr-Ordnungen, Rostock 1520, Greifswald 1521 nach dem Vorbilde der Leipziger Hochschule. Ebenso war schon die Gründungsurkunde der unter dem Beirat des humanistischen Edelmannes Eitelwolf vom Stein errichteten jüngsten Universität Frankfurt a. O. im blühendsten Humanistenstil abgefaßt und der Charakter ihres Lehrplans von vornherein humanistisch. Poesie und Eloquenz lehrte dort zuerst der langnamige Publius Vigilantius Bacillarius Axungia; auch Hutten und die Wanderpoeten Buschius und Rhagius hielten sich eine Zeit lang an der Universität auf.

Frankfurt a. O.

Heidelberg. In Heidelberg hatten schon unter dem Kurfürsten Philipp († 1508), bei welchem Reuchlin kurze Zeit Rat und Hofmeister der Prinzen war, die Humanisten Agricola und Wimpheling ihr Glück versucht, doch kam es erst 1520 zum entscheidenden Umschwung. 1522 erfolgte die radikale Studienreform, 1523 kam Buschius als Lehrer der lateinischen Eloquenz und Poesie, im folgenden Jahre Simon Grynaeus für die griechische, Seb. Münster für die hebräische Lektur. In Mainz versuchte seit 1513 der Erzbischof Albrecht von Brandenburg mit Hilfe Eitelwolfs vom Stein und Huttens die Universität zu modernisieren; letzterer richtete auch auf seine Kosten eine dreisprachige Akademie ein. Als aber Eitelwolf schon 1515 starb, zerschlug sich das Unternehmen wieder. Die Trierer Hochschule scheint der Humanismus überhaupt nicht beeinflußt zu haben. In Köln, der festen Burg des Obskurantismus, verhielt sich die Universität natürlich so konservativ wie möglich; doch traten auch hier Poeten und Oratoren auf. 1484 wurde der Italiener Wilhelmus Raymundus Mithridates immatrikuliert, der außer der griechischen und lateinischen Sprache auch das Hebräische, Arabische und Chaldäische beherrschte; 1504—1508 wurde Andreas Canter als Poet von der Stadt besoldet, und las wohl auch an der Hochschule; seit 1491 lehrte der Jülicher Joh. Caesarius an ihr griechische und lateinische Grammatik, Rhetorik und Dialektik und erklärte griechische und römische Autoren, 1512 bis 1514 auch sein Schüler Mosellanus. Buschius und Aesticampianus kamen gleichfalls nach Köln, hatten aber nicht viel Glück, wiewohl Buschius sich mit einem Lobgedicht auf die Stadt und die Universität einführte; die Vorlesungen des Aesticampianus wurden sogar von vornherein verboten. Besser gelang es Crocus 1515 an der Hochschule festen Fuß zu fassen. Aber erst seit 1522 machte diese, gedrängt von den Scholaren, wirkliche Zugeständnisse in den Statuten, auch dann noch mit einzelnen Vorbehalten. Immerhin erhielt 1528 Arnold von Wesel ein Kanonikat mit der Verpflichtung, Griechisch und Hebräisch zu lesen, und 1529 nahm der Rat einen besoldeten Humanisten an. Die mittelalterliche Rutenzucht bestand aber in Köln nach wie vor weiter.

Mainz.

Köln.

Schon um das Jahr 1520 schien der Humanismus auch in Deutschland überall gewonnenes Spiel zu haben, so daß Erasmus mit selbstbewußter Freude von

dem Anbruch eines goldenen Zeitalters unter seiner Ägide träumte. Aber gerade als die Aussichten der Poeten und Oratoren am glänzendsten waren, trat ein jäher Umschwung ein; die Kirchenreformation fuhr wie ein Wirbelsturm durch die stolz aufstrebenden Bauten des Humanismus und zertrümmerte sie.

Der innere Gegensatz, der Luther bei aller gemeinsamen Abneigung gegen das Alte von den Humanisten schied, ist schon angedeutet worden; die gewaltige Erregung, die sein Auftreten namentlich auch an den Hochschulen hervorrief, riß die Kluft noch viel tiefer. War er selbst gegen die heidnischen Elemente der gelehrten Bildung nur sachlich eingenommen, während er sie als formelle Mittel zum Verständnis des Überlieferten wie zum mustergiltigen Ausdruck des Eigenen für wert- *Die Reformation und die deutschen Universitäten.*



B. 74

Eine Gelehrtendisputation des 16. Jahrhunderts.
Nach einem Holzschnitt von Hans Burgkmair a. d. J. 1519.

voll, ja für nötig erachtete, so wandte sich die von ihm ausgehende Bewegung zunächst gegen die gelehrte Bildung überhaupt; Luthers Betonung der Subjektivität und des Glaubens wurde von ihr nicht nur in seinem Sinne gegen die objektiven „Werke", sondern auch gegen alles objektive Wissen ausgebeutet, was um so begreiflicher erscheint, als Luther in seiner heftigen sachlichen Polemik gegen den „verdammten, hochmütigen, schalkhaftigen Heiden" Aristoteles die Universitäten „die eigentlichen Burgen des Teufels auf Erden" schalt. Die erste Wirkung der Reformation auf die deutschen Hochschulen war also eine von innen heraus zerstörende, und der sociale Krieg, den sie entflammte, brachte dann das Universitätswesen auch äußerlich beinahe zum Stillstand.

Indessen, wie gesagt: Luther selbst trug unmittelbar wenig Schuld daran. Wenn er auch Erasmus im Jahre 1520 das Steuer der Zeit entriß, so nahm er

doch das ihm angebotene Bündnis mit den radikalen, deutschnationalen und antiromanischen Humanisten Crotus und Hutten an und kam andererseits der maßvollen und feinen Gelehrtennatur Melanchthons fast ebensoweit entgegen, wie dieser sich in seinem Wirken für die Reformation von Luthers starker Willenspersönlichkeit beeinflussen ließ. Luther und Melanchthon vertraten die Anschauung, daß die Erhaltung und Ordnung des Schulwesens nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht der weltlichen Obrigkeit sei; dabei sei der gelehrte Unterricht vor allem auf die Sprachen zu stellen, aber auch philosophische Studien seien wünschenswert; die Unterweisung im Glauben sollten Katechismus und heilige Schrift vermitteln. 1520 äußerte Luther in seiner Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation“: „Das möcht' ich gern leiden, daß Aristoteles' Bücher von der Logica, Rhetorica, Poetica behalten, oder, in eine andere kurze Form gebracht, mit Nutzen gelesen würden, junge Leute zu üben wohl reden und predigen . . .“ „Daneben hätte man nun die Sprachen, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, die mathematischen Disciplinen, Historien, welche ich befehle Verständigeren . . .“ und: „Vor allen Dingen sollte in den hohen und niederen Schulen die fürnehmste und gemeinste Lektion sein die heilige Schrift und den jungen Knaben das Evangelium.“ Ausführlicher besprach Luther die Notwendigkeit eines gelehrten Unterrichts in der Schrift „An die Ratsherrn aller Städte Deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“; hier wandte er sich mit leidenschaftlichem Zorn gegen die Verächter der Wissenschaft, die sich auf ihn berufen zu können glaubten.

Wittenberg unter dem Einflusse Luthers und Melanchthons.

An der Universität Wittenberg, dem Herde der Reformationsbewegung, las Melanchthon schon 1519 über den Römerbrief, aus welcher Vorlesung 1521 die loci theologici, die erste Dogmatik der neuen Theologie, hervorgingen. Bald hatte der Einfluß Luthers nicht nur das Studium des Aristoteles, sondern auch die humanistischen Studien von der Hochschule verbannt, zu Gunsten des Paulus und der neuen Theologie. 1520 verdammte Melanchthon in einer Rede „Ermahnung zum Studium der Paulinischen Lehre“ nicht mehr bloß die scholastische Philosophie, sondern auch die Philosophie überhaupt; im nächsten Jahre begründete er dieses Urteil in seiner pseudonym veröffentlichten Verteidigung Luthers ganz im Sinne des Reformators damit, daß die Philosophie Götzendienst sei, weil sie Widersprüche gegen die heilige Schrift enthalte. In derselben Schrift sagte auch er, nie sei etwas Verderblicheres und Gottloseres erfunden worden als die Universitäten; dem Teufel selber verdankten sie ihr Dasein. Sehr bald aber wurde Melanchthon wieder maßvoller in seinen Äußerungen, als sich die zersetzenden Wirkungen des mißverstandenen religiösen Eifers an der Wittenberger Hochschule zeigten. Seit 1522 klagte er in seinen Briefen und Reden über den Verfall der schönen Wissenschaften; der Humanist regte sich wieder in ihm und wehrte sich gegen die jüngsten „Pseudotheologen“, die „mit ihrem barbarischen Gezänk die Musen vertrieben“. In der That sank die Frequenz der Universität, so mächtig sie in den ersten Jahren gestiegen war, mit rapider Schnelligkeit, viele Lehrer verließen sie, und die ökonomische Lage der zurückgebliebenen verschlechterte sich derart, daß Luther auch Melanchthon nur durch starke Anstrengungen der Hochschule erhalten konnte. Erst in den dreißiger Jahren erholte sich die Wittenberger Universität wieder von dieser schweren Krisis.

Erfurt.

Die einzige deutsche Universität, die der Lehre der Wittenberger unmittelbar zufiel, war Erfurt; sie holte sich damit den Keim zu ihrem allmählichen Untergang. Als Luther 1521 in Erfurt einzog, glaubte der Poet Eobanus die Musen selbst in seiner Begleitung kommen zu sehen; er sollte aber sehr bald bitter enttäuscht werden. Kaum hatte der Reformator die Stadt wieder verlassen, so begann die studentische Jugend im Bunde mit der städtischen das „Pfaffenstürmen“, plünderte und zerstörte die Häuser der Geistlichen. Den vertriebenen Klerikern zogen bald auch die Studenten nach, deren Eltern gegen das wüste Treiben protestierten, und zuletzt verließen auch die humanistischen Lehrer großenteils die verödete Stadt. Die Universität fristete dann wohl noch fast drei Jahrhunderte lang ein kümmerliches Dasein, erlebte aber keinen Aufschwung mehr.

An der Leipziger Hochschule hatte der Einfluß Wittenbergs schon gegen Ende des zweiten Jahrzehnts einen Rückgang der Frequenz zur Folge; zwischen 1520 und 1530 ging der Besuch noch weit mehr zurück. Die klassischen Studien gerieten in Verfall, da sie dem Herzog Georg als „ketzerisch" verdächtig geworden waren, und die Anhänger des Alten gewannen wieder die Oberhand. Die brandenburgische Hochschule in Frankfurt a. O. ging um dieselbe Zeit fast gänzlich ein, ebenso die beiden Ostsee-universitäten. In Rostock fand im Winter 1526/27 überhaupt keine Immatrikulation statt; 1530—1536 blieb ein Rektor ununterbrochen im Amte. Auch in Greifswald, das sich der Reformation mit gleicher Entschiedenheit verschloß, setzten die Inskriptionen, Vorlesungen und Promotionen mehr als ein Jahrzehnt lang fast ganz aus. Ein Hauptlager der Reformationsgegner war die Universität Köln. Hier sprach die theologische Fakultät 1520 das Verdammungsurteil über die Bücher Luthers und verbrannte sie in Gegenwart des Kaisers. Sie verharrte auch in dieser Stellungnahme trotz der reformationsfreundlichen Bestrebungen des Erzbischofs Hermann von Wied, des Kanzlers H. von Neuenar und Agrippa's von Nettesheim. Die Immatrikulationsziffern sanken auch hier auf den fünften bis zehnten Teil des Früheren; noch 1546 klagte ein Bericht der Hochschule, „die Studien seien schier erloschen." Erst der Einzug der Jesuiten im Jahre 1557 brachte wieder einen Aufschwung. Auch an der Universität Wien, die sich 1515—1520 vor allen deutschen Hochschulen des stärksten Besuchs hatte rühmen können, sank die Immatrikulationsziffer seit 1522 rapid; gegen 1530 waren nur noch 30 Scholaren vorhanden. Den Hochschulen zu Heidelberg und Basel erging es nicht besser. In Heidelberg, wo übrigens einige Freunde der Reformation lehrten, gab es bald mehr Professoren als Studenten. Die Stadt Basel nahm 1529 die Reformation an, worauf die altgläubigen Lehrer, darunter auch Glareanus, nach Freiburg gingen und die Universität sich vollständig auflöste. Leichter überstanden die Hochschulen zu Freiburg und Tübingen das kritische Jahrzehnt; Freiburg hatte sich nach kurzem Niedergang während des Bauernkriegs schon 1529 wieder zu voller Blüte erholt. Regierung und Rat wirkten hier in der Zurückweisung der Reformation zusammen. Noch weniger wurde Ingolstadt von der Bewegung berührt; hier wurde die Universität durch Eck die Vorkämpferin des Katholicismus gegen Wittenberg, sie verbot und verfolgte den Besuch der Wittenberger Hochschule, wie auch die Lektüre lutherischer Schriften.

Leipzig. Frankfurt a. O. Rostock. Greifswald. Köln. Wien. Heidelberg. Basel. Freiburg und Tübingen. Ingolstadt.

Wiewohl nun nach dem bisher Geschilderten das bittere Wort des Erasmus berechtigt scheint: „Wo immer das Luthertum herrscht, da sind die Wissenschaften zu Grunde gegangen", so wäre es doch sehr ungerecht, die Wirkung der Reformation auf die Universitäten nur nach dem traurigen Bilde der ersten Uebergangszeit zu beurteilen. Sobald die revolutionären Stürme verbraust waren und die Lage sich geklärt hatte, gingen die Reformatoren eifrig an die Wiederaufrichtung des gelehrten Bildungswesens. Nach dem Bauernkriege errichteten die protestantischen Fürsten in ihrem Gebiet Sonderkirchen unter landesherrlicher Oberhoheit, 1532 wurde im Nürnberger Religionsfrieden die vorläufige Duldung der Neuerungen ausgesprochen, und jetzt fielen der politisch bekanntlich als „Schmalkaldischer Bund" konstituierten Reformation schnell alle größeren weltlichen Territorien zu, mit Ausnahme von Oesterreich und Baiern. Dieser Herstellung einer friedlichen Ordnung folgte in den protestantischen Ländern unmittelbar die Neubegründung des Universitätswesens in protestantischem Geiste, meist unter dem persönlichen Beirat Melanchthons. Insofern das neue Bekenntnis in der Priesterweihe kein Sakrament mehr erblickte, erhielt jetzt das theologische Studium eine entscheidende Bedeutung für das Predigeramt; nicht minder gewann die wissenschaftliche Bildung für den protestantischen Geistlichen dadurch an Wichtigkeit, daß der Schwerpunkt des Gottesdienstes in die Predigt verlegt worden war.

Neugestaltung der alten Universitäten in den protestantischen Ländern.

Die Universität Wittenberg erhielt ihre Neugestaltung in den dreißiger Jahren. Die neuen Statuten der theologischen Fakultät vom Jahre 1533 setzten an die Stelle der bisherigen rationalen oder philosophischen Theologie die schriftmäßig-philologische. Von den drei Theologie-Professoren, zu denen als vierter Legent der

Neugestaltung der Universität Wittenberg.

Pfarrherr von Wittenberg kam, sollte der erste über ein Buch des neuen, der zweite über ein Buch des alten Testaments lesen, ersterer namentlich regelmäßig über die Briefe an die Römer und Galater und das Johannesevangelium, letzterer über die Psalmen, die Genesis und Jesaias; der dritte Professor sollte sich mit den übrigen Briefen Pauli, den Briefen Petri und Johannis befassen und zweimal in der Woche predigen, der Pfarrherr sollte insbesondere über das Matthäusevangelium und das Deuteronomium lesen. Die theologische Fakultät wurde zu einer kirchlichen Behörde durch die Bestimmung, daß sie die Lehre überwachen und ihr Dekan ein- oder zweimal im Jahre alle Hörer der Theologie versammeln und einige von ihnen prüfen und notieren sollte, um sie den benachbarten Kirchen als geeignete Prediger nachweisen zu können. Luther selbst war seit 1535 bis zu seinem Tode Dekan der theologischen Fakultät. 1533 fanden in Anwesenheit des Kurfürsten die drei ersten Doktor-



Das Wittenberger Universitätsgebäude.
Aus: E. [illegible], [illegible] und Gelehrtengeschichte der deutschen Hochschulen.

promotionen der neuen theologischen Fakultät statt; 1536 war die protestantische Reorganisation der Wittenberger Hochschule vollendet. Die vier juristischen Professoren sollten aus den Pandekten und Dekretalen, dem Codex und den Institutionen lesen, die drei Mediziner über Hippokrates, Galenus, Rhazes und Avicenna, die zehn Professoren der philosophischen Fakultät Hebräisch, Griechisch, Poetik, Grammatik (mit Terenzlektüre), Mathematik, Dialektik, Rhetorik, Physik und Moral. An den Sonnabenden sollten abwechselnd Disputationen und Deklamationen stattfinden; bei den letzteren sollte das Hauptgewicht auf die stilistisch-oratorische Form gelegt werden. Als Vorschule der philosophischen Fakultät wurde ein Pädagogium unter Leitung eines Magisters errichtet; auch wurden für die Unterhaltung von Stipendiaten Gelder zur Verfügung gestellt.

Wie die Wittenberger Hochschule wurden auch die Universitäten Tübingen und Leipzig unter dem bestimmenden Einflusse Melanchthons reformiert, dessen naher Freund Camerarius erst in Tübingen, dann in Leipzig das artistische Studium in seinem Sinne umgestaltete.
Tübingen. In Tübingen ließ sich Herzog Ulrich gleich nach seiner Heimkehr von dem Lauffener Siege die Reformierung der Hochschule angelegen sein,

die 1535 unter Verabschiedung der widerstrebenden Lehrer erfolgte. Im gleichen Jahre kam Camerarius, 1536 Melanchthon selbst auf die Bitte des Fürsten nach Tübingen; Camerarius verfaßte die neuen Statuten nach dem Wittenberger Vorbild. Das Griechische wurde stark bevorzugt; seit 1557 wurden in der theologischen Fakultät die Texte in den Ursprachen gelesen. Die Umgestaltung der **Leipziger** Hochschule erfolgte nach dem Tode des Herzogs Georg (1539). 1540 kam es zu dem Vorschlag, daß die Klöster zur Erhaltung von Magistern und Scholaren 3 bis 4000 Gulden spenden sollten: „dann mögen sie hoffen, mit Glimpf davonzukommen" (veniam sperare); außerdem solle man Camerarius als „gubernator totius philosophici studii" zu gewinnen suchen. Dieser folgte auch dem Ruf 1541 und leitete die Neugestaltung; 1542 dotierten die Klöster die erneuerte Hochschule mit 2000 Gulden jährlich. Camerarius wurde der erste „professor utriusque linguae," Wolfgang Meurer der erste griechische Professor. Leipzig.

1532 wurde auch die Universität **Basel** wieder aufgerichtet, zunächst mit nur acht Lehrern, unter gleichzeitiger Errichtung eines Stipendiaten-Konvikts im Dominikanerkloster. Grynaeus war hier der erste Lehrer des Griechischen. In **Frankfurt a. O.** erfolgte die Universitätsreform 1540 durch Melanchthons Schwiegersohn, den strebsamen Poeten und Eloquenzprofessor Sabinus, der 1539 Rektor der Frankfurter Hochschule war. Diese wurde mit den Einkünften des Karthäuserklosters und 1551 auch mit den Gütern des Stendaler Domkapitels dotiert, wodurch sie zugleich die Landstandschaft erhielt. In **Greifswald** wurde die Hochschule im Herbst 1539 wieder eröffnet; unter der Beihilfe Joh. Bugenhagens, des neben Luther und Melanchthon hervorragendsten Vertreters der Reformation, erhielt sie 1545 neue Statuten nach dem Wittenberger Muster, worin Melanchthon, dessen Lehrbücher auch hier den Vorlesungen zu Grunde gelegt werden sollten, „unser aller gemeinsamer, mit höchster Treue zu verehrender Lehrer" genannt wurde. **Rostock** war schon 1531 nach dem Beispiel der großen Hansastädte zum Protestantismus übergetreten; in den 40er Jahren ermöglichten Beiträge der Herzöge und der Seestädte Hamburg, Lübeck, Bremen und Riga der Stadt die Unterhaltung einer Anzahl von Lehrern; 1552 folgte die erste protestantische Kirchenordnung für Mecklenburg, 1557 die Ausstattung der Universität mit eingezogenen Kirchengütern. 1563 wurden die verwickelten Rechtsverhältnisse der Hochschule geordnet, und 1564 erhielt sie neue Statuten nach dem Vorbild Wittenbergs. Die Rostocker Hochschule, die gleichfalls alle Lehrbücher Melanchthons einführte, erreichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts große Bedeutung, sie war nach Wittenberg die hervorragendste unter den protestantischen Universitäten; hier wirkten Melanchthons Schüler Burenius, Posselius, Caselius und David Chytraeus, sowie zeitweilig auch der alte Erfurter Humanist Draconites. Basel. Frankfurt a. O. Greifswald.

In **Heidelberg** wurde die Universitätsreform 1544 nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. in Angriff genommen, fand aber zähen Widerstand bei den oberen Fakultäten; nur die Artistenfakultät ließ durch den Gräcisten Micyllus 1551 eine provisorische Statutenerneuerung vornehmen, nach welcher das Baccalariat Kenntnis des Griechischen, der Rhetorik und Dialektik, das Magisterium Bekanntschaft mit den antiken Autoren, Physik und Mathematik voraussetzen sollte. 1546 wurden die Heidelberger Bursen in eine neue, contubernium genannte Anstalt zusammengezogen und ein dreiklassiges Pädagogium errichtet; 1556 wurde dieses mit der alten Stadtschule zu einer selbständigen neuen Anstalt verbunden; ferner wurde 1555 im Augustinerkloster ein Konvikt für Studenten der philosophischen Fakultät begründet, das bald an die theologische Fakultät überging. Als die Pfalz 1556 mit dem Regierungsantritte Ottheinrichs sich ganz für die Reformation entschieden hatte, erfolgte endlich unter Melanchthons Beihilfe durch die Statuten vom Jahre 1558 die durchgreifende Neugestaltung der Hochschule, die ihr eine sechzigjährige Blütezeit brachte.

Teils gleichzeitig mit diesen Neugestaltungen alter Universitäten, teils in ihrem Gefolge entstanden aber im Verlaufe des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts auch völlig neue protestantische Universitäten. Die erste dieser

Marburg 1529. protestantischen Gründungen war Marburg. Nachdem schon 1526 in der Homberger Kirchenordnung die Errichtung einer hessischen Hochschule vorgesehen worden war, die „alle Wissenschaften auf Grund des reinen Wortes Gottes lehre", kam es 1529 zur Gründungsurkunde. Die in dieser versprochene kaiserliche Privilegierung wurde zwar erst 1541 erreicht, Promotionen fanden aber schon seit 1530 statt. Die Statuten schlossen sich an das Wittenberger Vorbild an. Zu den ersten Lehrern der philosophischen Fakultät zählten hier Buschius, Cordus und seit Buschius' Tode Eobanus Hessus. Zu besonderer Bedeutung gedieh an der Universität Marburg das von Luther warm befürwortete Stipendiatenwesen; eine stattliche Anzahl von Studenten erhielt hier unentgeltlichen Unterricht und freie Verköstigung.

Königsberg 1544. In Königsberg wurde neben der seit 1541 bestehenden gelehrten Partikularschule als Ergänzung zu ihr am 17. August 1544 eine Universität nach dem Wittenberger



Das alte Marburger Universitätsgebäude.
Aus: C. Laverrenz, Medaillen und Gedächtniszeichen der deutschen Hochschulen.

Muster gestiftet, mit dem Eloquenzprofessor Sabinus als rector perpetuus und neun anderen Professoren, während Melanchthon gewissermaßen als oberster Inspektor der Universität zu ihrem Heile mitwirken sollte. Die Bemühung um ein kaiserliches Privileg führte zu keinem Ziele; als Ersatz diente der Hochschule eine 1560 erlangte Bestätigung seitens der polnischen Krone, die im Stile der kaiserlichen Universitätsurkunden abgefaßt war und auch das Promotionsrecht zuerkannte. Nach der Berufung des Theologen Osiander 1549 brachen an der jungen Hochschule heftige Streitigkeiten um die reine Lehre aus, die ihr eine Reihe der tüchtigsten Professoren raubten und zuletzt (1554) auch Sabinus veranlaßten, nach Frankfurt a. O. zurückzukehren.

Jena 1558. Als ein Ableger der Wittenberger Hochschule entstand die Universität Jena. Als Kurfürst Johann Friedrich Kurwürde und Kurlande und damit auch Wittenberg 1547 verloren hatte, suchte er die Universität von Wittenberg nach Jena zu ziehen; aber Melanchthon weigerte sich, da er zu dem neuen Unternehmen kein Vertrauen hatte, während andererseits Moritz von Sachsen sich bereit erklärte, die Wittenberger Universität zu erhalten. In Jena wurde daher 1548 zunächst nur eine Schule im Paulinerkloster eröffnet; diese kam rasch zu hoher Blüte, so daß 1558 die Errichtung

einer Universität mit kaiserlichem Privileg folgen konnte. Auch hier kam es bald zu erbitterten Kämpfen um die Formulierung der neuen Theologie.

Die letzte protestantische Hochschulgründung, an der Melanchthons Einfluß noch nachwirkte, war die Universität **Helmstedt**. Sie entstand aus einem von Gandersheim nach Helmstedt verlegten Pädagogium, das Herzog Julius von Braunschweig 1576 zur Hochschule erhob. An der Abfassung der Statuten hatte Melanchthons Schüler Chytraeus hervorragenden Anteil; sie zeigten aber schon einzelne Abweichungen von den Wittenberger Satzungen. Die Erhaltung der reinen, in der herzoglichen Kirchenordnung bezeichneten Lehre galt auch hier für die Hauptaufgabe der Universität; alle Lehrer mußten die Bekenntnisschriften des corpus doctrinae beschwören. Der Herzog erwartete als politisch-kirchlicher Landesherr auch von den Professoren unbedingten Gehorsam. Der dauernde Einfluß des Melanchthon'schen

Helmstedt 1576.



Die Julia-Carolina zu Helmstedt.

Geistes auf die Helmstedter Hochschule zeigte sich unter anderem darin, daß hier selbst in den schlimmsten Zeiten der neuen Streittheologie der Humanist Caselius (1533 bis 1613), der schon bei Rostock erwähnte Schüler Melanchthons, noch eine bedeutende Wirksamkeit entfalten konnte.

Allgemeiner Charakter der protestantischen Hochschulen gegen Ende des 16. Jahrh.

Was den allgemeinen Charakter der protestantischen Hochschulen gegen Ende des 16. Jahrhunderts betrifft, so waren auch diese noch privilegierte Körperschaften mit einem gewählten Oberhaupt, dem Rektor, mit einer begrenzten Selbstverwaltung und Eigengerichtsbarkeit und vier Fakultäten unter je einem Dekan. Die Artistenfakultät war auch hier noch die Vorschule für die oberen Fakultäten, nur hieß sie jetzt gewöhnlich „philosophische" Fakultät; die theologische und juristische Fakultät aber waren schon zu weit größerer Bedeutung und Frequenz gelangt als an den mittelalterlichen Universitäten: erstere infolge der schon besprochenen entscheidenden Wichtigkeit des theologischen Studiums für die protestantische Geistlichkeit, letztere, weil die Rechtsprechung jetzt immer mehr gelehrten Richtern anvertraut wurde. Da außer den Richtern bald auch Räte und Beamte sich ihre juristische Fachbildung an den Universitäten anzueignen begannen, wurde die juristische Fakultät im Verlaufe des 17. Jahrhunderts die angesehenste und stärkste; Ende des 16. Jahrhunderts stand sie

Marburg 1529. protestantischen Gründungen war Marburg. Nachde... ...nz noch hinter der
berger Kirchenordnung die Errichtung einer hessischen ... ...ie medicinische Fa-
war, die „alle Wissenschaften auf Grund des reinen ... Mittelalter noch
1529 zur Gründungsurkunde. Die in dieser versp... ...rtschritt gemacht;
wurde zwar erst 1541 erreicht, Promotionen fande... ...ne nebensächliche
Statuten schlossen sich an das Wittenberger Vorbil... ... Stellung nach
philosophischen Fakultät zählten hier Buschius, ... wie auch jetzt
Eobanus Hessus. Zu besonderer Bedeutung ... den Charakter
das von Luther warm befürwortete Stipendi... ...ten Staatsan-
Studenten erhielt hier unentgeltlichen Unterri... ... Entstehen der

Königsberg 1544. In Königsberg wurde neben der ... ... und vielfach
schule als Ergänzung zu ihr am 17. August ... ... früheren Frei-

... nur die katho- ... den protestanti- ... die lutherischen von ...hschullehrer war immer ...enfakultät zwischen 30 und ... 200 Gulden; freilich kamen ...tionsgebühren, Einnahmen durch ... für Beherbergung und Bewirtung ... aufnahmen. Die Lebensordnung der ... erweiterten Lehrpensum gestiegen war, ...nung erfahren. Die Verpflichtung, in den



Muster ge... ... die
anderen ... ...
Univers... ...
führte ... ...
seiten ... des 17.
gefa... ...ament-
... ... Tracht.
... ...arl V. nach
... ...gekommenen
Jena 15... ... hatten
... dem Adel, son-
... Kleiderver-
... auch den Stu-
... ...; besonders
... die akademischen
... gegen die unge-



Studentisches Trachtenbild. (Um 1590.)
(Aus einem Stammbuch der Frhr. v. Lipperheide'schen Büchersammlung.)

h Länge und Quere aufgeschnittenen Pluderhosen eifern, die oft über Tuch oder kostbare Seide verschlangen und nach dem Beispiel der Lands- Studenten mit Vorliebe getragen wurden. Auch der spanisch gepflegte letzteren in Mode gekommen. Die uns namentlich in Stamm- n Viertel des 16. Jahrhunderts erhaltenen studentischen Por- n mit Stutz- und Knebelbart in enganliegendem Wams mit faltelter Spitzenkrause, kolossaler, aber über dem Knie nürter Pluderhose und schwarzen Lederschuhen, über mit hochstehendem Kragen, an der Hüfte einen dem Haupte ein Barett, meist aus schwarzem



Satirische Darstellung eines studentischen Trinkgelages im 16. Jahrhundert.
(Aus: De Generibus Ebriosorum.)

Frische Kraft und Frohsinn scheint der hervorstechendste Zug der deutschen Studenten des Reformationszeitalters gewesen zu sein; der jugendliche Geist der großen Lebenserneuerung mußte naturgemäß ihnen zuerst zugute kommen. Ein sonniges Bild ihres Treibens findet sich in Rollenhagens „Froschmeuseler“:

„Auff den Schulen die Studenten
baden und tauchen gleich den Enten,
schwimmen künstlich (wie Genß und Schwanen),
fischen, fahren mit Schiff und Kanen,
fechten, schlagen Ball, springens Kleid,
wissen von keiner trawrigkeit.
Singen auf ihre vielstimmige Reygen
in Pfeiffen, Zithern, Lauten, Geygen,
sein kunstreich nach der Musen arth,
kein froelicher Volck funden ward.“

Freilich erscheinen die Studenten des 16. Jahrhunderts in dieser Schilderung feiner und harmloser, als sie nach anderen Quellen waren; der neue Geist äußerte sich bei ihnen auch — und wohl vorwiegend — in sehr derber und roher Weise. Man gefiel sich in Schimpfereien und Beleidigungen; unmäßige Trinkgelage — ein solches stellt der Holzschnitt der vorigen Seite in satirischer Weise dar —, wüstes Nachtschwärmen, Schlägereien mit den Stadtwächtern, den Bürgern und Bauern, wie sie im 17. Jahrhundert eine große Rolle spielen sollten, begannen schon jetzt, ja manche Musensöhne verwilderten so sehr, daß sie auch vor gemeinen Verbrechen nicht zurückschreckten. So wurde 1567 auf dem Leipziger Marktplatz ein Student wegen eines Erpressungsversuches, 1579 in Jena sogar der Sohn eines Universitätsprofessors wegen Diebstahls enthauptet; die städtische Gerichtsbarkeit trug in diesen Fällen den Sieg über das stets zur Nachsicht neigende Universitätsgericht davon.



Tübinger Stammbuchbild v. J. 1576.
(Aus der Frhr. v. Lipperheide'schen Büchersammlung.)

Studentenstammbücher.

Bezeichnend für das Studentenleben jener Zeit sind auch die aus den letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts erhaltenen Studentenstammbücher. Sie zeigen meist eine Menge aufgeklebter oder eingemalter bunter, zum Teil vergoldeter Wappen, denen in der Regel eine feierliche Dedikation (z. B. „Nobilissimo simul et humanissimo viro N. N. amicitiae et memoriae causa posui hoc N. N.") sowie ein Denk- oder Wahlspruch („Vincit vim virtus" oder „Litteris et armis" oder auch „Dein gutt geselle alle zeitt die weill ich lebe" u. s. w.) beigefügt ist. Daneben finden sich schon, wenn auch nur vereinzelt, Porträts und die später so häufigen, mehr oder weniger künstlerisch ausgeführten bildlichen Darstellungen aus dem studentischen Leben. Das hier wiedergegebene Blatt aus dem Stammbuch des Johann Adolph von Glauburg zeigt auf der Rückseite die Worte: Bellum inter studiosos Tubingenses & uinitores (quos germanice Rauppen uocant) hostes & inimicos studiosorum infensissimos, hic est depictum à W à W Tub. A° 76; es stellt demnach eine Rauferei zwischen einem Studenten und einem zur Bewachung der Weinberge von den Winzern gedungenen Häscher dar, wie sie damals in Tübingen an der Tagesordnung waren. Das andere Bild, ebenso wie der dazu gehörige Spruch: „Jung holl wein, Junckfrau Schenckt ein, Student drinck auß, Baur gib gelt auß" kehrt mehrfach in den Stammbüchern jener Zeit wieder. Deutsche Sprüche und Verse waren

damals noch selten; sie werden erst gegen Ende des Jahrhunderts häufiger und bewegen sich dann meist in dem Gedankenkreis der beiden nachstehenden:

„Wer nicht lust hatt zu einem schönen Pferd,
Zu einem blanken Schwerd,
Zu einem schönen Weib,
Der hatt kein Herz im Leib.“ (1595.)

„Manch guter gesell nimpt ein Weib,
Sie ist sein seel, sie ist sein Leib,
Sie ist sein schimpf, sie ist sein spott,
Sie ist sein teufel, sie ist sein gott,
Sie ist sein fegfeur, sie ist sein höll,
Des betrübt sich manch guter gesell,
Und machet, daz ich auch kein nemen wil.“ (1596.)



Stammbuchbild v. J. 1593.
(Aus der Frhr. v. Lipperheide'schen Büchersammlung.)

Einen wichtigen Bestandteil des damaligen Lehrbetriebs bildeten die seit der humanistischen Zeit aufgekommenen, auch von Luther und Melanchthon empfohlenen dramatischen Aufführungen, die zur Einübung der Sprache wie zur Gewöhnung an öffentliches Auftreten und gute Manieren dienen sollten. Die Humanisten Reuchlin, Locher und Bebel hatten bereits solche Schulkomödien gedichtet, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts schossen sie deutsch und lateinisch wie Pilze aus der Erde. Sie waren meist nur versificierte Eloquenz, fast immer handelte es sich darin um das Lob der Tugenden, der Weisheit oder der Wissenschaften und um die Brandmarkung der Laster, der Unwissenheit und rohen Barbarei; sehr oft wurden diese Abstrakta einfach personificiert, oder man nahm geeignete Personen und Vorgänge aus der Bibel, dem Altertum, der kirchlichen und weltlichen Geschichte. An den Universitäten wie an den übrigen Schulen wurden solche Schuldramen aufgeführt; als Dramatiker dieser Art waren berühmt Gnaphaeus (u. a. durch seine Komödie „Acolastus“, welche die Legende vom verlorenen Sohn verwertete), Macropedius, N. Frischlin und Corn. Schoenaeus; unter den lateinisch dichtenden namentlich Xystus Betulius (u. a. mit seiner „Susanna“), Thomas Naogeorgus („Pammachius“ und „Mercator“), Sapidus und Christophorus Stymmelius mit seiner weitverbreiteten „Studentenkomödie“. Die Schul- und Studentenkomödien.

Die akademischen Gymnasien. Eine eigentümliche Mittelform zwischen den Universitäten und den lateinischen Schulen, die man jetzt „Gymnasien" zu nennen begann, kam im 16. Jahrhundert in den „akademischen Gymnasien" oder „gymnasia illustria" auf, wie sie von freien Städten (z. B. Straßburg, Nürnberg, Hamburg) und kleineren Landesfürsten errichtet wurden, um das Auswandern der Landeskinder zu verhüten. An dem neunklassigen, seit 1566 vom Kaiser privilegierten akademischen Gymnasium in Straßburg, dem Werke des berühmten Schulmannes Johannes Sturm, brachten sogar die beiden obersten Kurse dem Schüler das Baccalariat, die Absolvierung der darauf noch folgenden öffentlichen Vorlesungen die philosophische Magisterwürde. An dem „Lektorium" des großen Hamburger Gymnasiums wurden theologische, juristische und medicinische Vorlesungen gehalten; zur Universität fehlte hier nichts als die rechtliche Stellung und die Privilegien einer solchen. Mehrere dieser „akademischen Gymnasien" entwickelten sich denn auch sehr bald zu wirklichen Hochschulen, so Gießen 1607, Rinteln und Straßburg 1621, Altdorf 1622.



Kollegiengebäude der Universität Altdorf.

Ähnlich wie das Straßburger akademische Gymnasium waren die „Kollegien" der 1540 vom Papste bestätigten Gesellschaft Jesu organisiert. Auch die katholische Kirche fühlte jetzt das dringende Bedürfnis, die wissenschaftliche Bildung ihrer Geistlichen zu heben, und überließ den Jesuiten die Neugestaltung des gelehrten Unterrichts. Überall, namentlich in Baiern und Oesterreich, entstanden Jesuitenkollegien, die teils zu Neugründungen von Universitäten führten, teils den schon bestehenden erfolgreiche Konkurrenz machten. So mußte in Ingolstadt, wo Herzog Albrecht V. 1566 ein Jesuitenkollegium mit 18 Mitgliedern errichtet hatte, die Universität 1588 die philosophische Fakultät an die Gesellschaft Jesu abgeben. In Bamberg wurde das 1613 gestiftete Jesuitenkolleg 1647 zu einer Akademie mit philosophischer und theologischer Fakultät erhoben. Würzburg 1582. Würzburg erhielt 1567 ein Kollegium mit Konvikt, für welches 17 Väter eintrafen, die dann an der 1582 eröffneten neuen Universität die philosophischen und theologischen Lehrstühle einnahmen. In den habsburgischen Ländern waren Wien und Prag die Hauptstützpunkte der Jesuiten. In Wien. Wien, wohin sie 1551 gekommen waren, gründeten sie bald nachher ein Kolleg und begannen theologische Vorlesungen an der Universität; seit 1558 hatten sie zwei

theologische Lehrstühle inne, außerdem leiteten sie eine adelige Landschaftsschule, die seit 1570 mit der Universität konkurrierte. Die Forderung der letzteren, den Orden zu vertreiben, fand kein Gehör; zuletzt wurde auch hier das Jesuitenkolleg der Hochschule einverleibt. Nach Prag kamen die Jesuiten 1556; sie errichteten ein Kollegium von 12 Mitgliedern, dem ein jesuitisches Gymnasium, ein Konvikt für arme Studenten und ein Pensionat für Adelige folgten. Das Gymnasium hieß bald nach Hinzufügung philosophischer und theologischer Kurse „Clementinische Akademie" und begann schon 1565 selbständig zu promovieren; der Protest der alten Karolinischen Universität gegen die Verletzung ihrer Vorrechte hatte keinen Erfolg, so daß sich schließlich die Erbitterung 1618 in einem Gewaltakt entlud: die Jesuiten wurden vertrieben, und ihre Güter fielen der Universität anheim. Aber die Jesuiten vertrieb man eben nicht ungestraft; schon vier Jahre später hatten sie auch in Prag wieder die Oberhand gewonnen, und nun kam die Rache. 1622 wurden ihnen alle Güter und Insignien der Hochschule übergeben und die neue Jesuitenakademie „Carl-Ferdinands-Universität" genannt; der jeweilige Rektor des Jesuitenkollegiums sollte zugleich Rektor der Universität sein und als solcher die Professoren ernennen. Namentlich wegen dieser letzteren Bestimmung brach nun aber ein derartiger Sturm der Entrüstung gegen die Jesuiten los, daß sie sich kluger Weise mit der Herrschaft über die philosophische und theologische Fakultät zufrieden gaben. Von Prag aus gründeten sie eine Reihe von Kolonieen in Böhmen und Mähren, darunter Olmütz (1566); 1573 wurde das Olmützer Jesuitengymnasium zur Universität erhoben. Nach den Erfolgen der Kaiserlichen im dreißigjährigen Krieg folgte die Errichtung von Jesuitenkollegien und Jesuitengymnasien in Schlesien, so in Breslau 1638, wo die Anstalt im Verlaufe des 17. Jahrhunderts immer mehr den Charakter einer wirklichen Universität gewann. In Innsbruck hatte König Ferdinand schon 1562 ein Jesuitenkolleg begründet, das 1606 neben den Humanitätskursen auch philosophische und theologische Vorlesungen eröffnete, und 1673 zur Universität erhoben wurde. In Steiermark wurde zu Graz 1573 ein Jesuitenkolleg errichtet und schon 1585 in eine Universität umgewandelt. Auch im Nordwesten Deutschlands gelang es den Jesuiten festen Fuß zu fassen; hier entfalteten sie von Köln aus, auf das sie sich hauptsächlich stützten, eine rege Thätigkeit und gründeten Kollegien in Mainz, Erfurt und Trier. In Bonn entstand 1673 ein Jesuitengymnasium, aus dem hundertzwanzig Jahre später die Universität hervorging. In Paderborn erhielten die Jesuiten 1585 die Leitung des Gymnasiums, das 1614 zur Universität, aber ohne medicinische Fakultät, erhoben wurde; ebenso erhielten sie die Domschulen von Münster (1588) und Osnabrück (1628), wo sie philosophische und theologische Kurse einrichteten; 1630 wurde die Osnabrücker Domschule zur Akademie erhoben.

Prag. Olmütz 1573. Breslau. Innsbruck. Graz 1585. Paderborn. Münster und Osnabrück.

Ende des 16. Jahrhunderts beherrschte der Jesuitenorden die gesamte Bildung des katholischen Klerus in Deutschland; seine Universitäten verharrten noch immer streng in dem aristotelisch-thomistischen Lehrbetrieb. Aber schon im Verlaufe des folgenden Jahrhunderts begann sein Stern zu bleichen; sein vergeblicher Kampf gegen alles Neue, namentlich gegen die immer mächtiger anwachsende rationalistische Weltanschauung trugen ihm Haß und Mißachtung ein.





Das siebzehnte Jahrhundert.

Fleisig studiren vnd seiner Haut sich wehren!
bringt manchen zu hohen ehren.

Altdorfer Stammbuchvers von 1619.

Im 17. Jahrhundert traten zu den beiden bisherigen Grundlagen der gelehrten Bildung, Christentum und Altertum, noch zwei andere hinzu: die Realien und das nationale Element. Sie verschafften sich erst in der pädagogischen Litteratur polemisch und agitatorisch Geltung, bis sie zuletzt auch die Universitäten eroberten. In Deutschland freilich gelang das dem nationalen Element nur auf einem Umwege. Zunächst wandte sich das Interesse der deutschen Bildungsanstalten von den alten Sprachen den lebenden Sprachen des Auslands zu, die dort bereits in den gebildeten Kreisen zur Vorherrschaft gelangt waren; man begann an italienischen, spanischen, französischen und englischen Versen Geschmack zu finden, und zuletzt versuchte man sich, im 17. Jahrhundert noch sehr schüchtern und vereinzelt, auch in deutschen Originalpoesieen, die sich anfänglich noch durchaus an den Stil der lateinischen Poeme des Humanismus anlehnten. Deutsche Übersetzungen der modernen romanischen Litteratur erlangten aber schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine große Verbreitung. Die Höfe der reformierten Konfession, vor allem Heidelberg und Kassel, vermittelten den Übergang der lateinischen Bildung in Deutschland zur modern-französischen; sie führten die französische Sprache als Umgangssprache ein, sie sandten ihre Prinzen und Adeligen an die französischen Hochschulen, damit sie sich dort Bildung und Sitten des modernen Frankreich aneigneten. Landgraf Moriz von Kassel errichtete 1618 in seiner Residenz mit dem „collegium adelphicum Mauritianum" die erste höfisch-moderne Bildungsanstalt Deutschlands; andere deutsche Höfe folgten, und von den Höfen aus durchdrang der neuzeitliche Geist nach und nach alle gebildeten Kreise: zunächst allerdings vorwiegend in französischem Gewande. Aber eben dieses Überhandnehmen der modernen Fremdländerei weckte auch das deutsche Nationalgewissen. Schon 1617 wurde bei einer Zusammenkunft anhaltischer und weimarischer Fürsten nach dem Muster der florentinischen „Academia della crusca" durch den Fürsten Ludwig von Anhalt die „fruchtbringende Gesellschaft" gegründet, deren erster Zweck die Erhaltung „guter- und reiner deutscher Rede" war; sie bestand ein halbes Jahrhundert lang und umfaßte viele Fürsten, Adelige und Gelehrte, aber keine

Das collegium adelphicum Mauritianum.

Gründung der „Fruchtbringenden Gesellschaft."

Theologen. Auch in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Emanzipation der Neuzeit vom Altertum ließ Deutschland seinen Nachbarn den Vortritt, doch stellte es einzelne hervorragende Vertreter wie Joh. Kepler und Joachim Jungius. Letzterer begründete schon 1619 als Mathematikprofessor in Rostock eine naturforschende Gesellschaft mit dem ausdrücklichen Zweck, „die Wahrheit aus der Vernunft und Erfahrung zu erforschen und alle Künste und Wissenschaften, welche sich auf die Vernunft und Erfahrung stützen, von der Sophistik zu befreien, zu einer demonstrativen Gewißheit zurückzuführen, durch eine richtige Unterweisung fortzupflanzen, endlich durch glückliche Erfindungen zu vermehren." In seinem ganzen Wirkungskreise suchte Jungius die Rechte des scholastischen Unterrichtswesens zu beseitigen und der induktiven Forschung im Sinne Bacon's und Galilei's Bahn zu brechen. Der Humanismus kam für die Entwicklung des neuen Zeitalters nicht mehr in Betracht; seine letzten Vertreter starben im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts und blieben ohne Nachfolger, da die Höfe nach lateinischen Poeten oder humanistischen Prinzenerziehern nicht mehr verlangten. Zu allem Überfluß wandte sich jetzt auch noch eine von der protestantischen Theologie ausgehende extrem-christliche Opposition immer heftiger gegen das klassische Altertum als bevorzugtes Bildungselement, so daß es für die gelehrten Kreise bald in den Hintergrund gerückt war, als eine Raritätenkammer, aus der man sich gelegentlich passende Sächelchen zur Betrachtung und zu erbaulichem Vergleiche hervorsuchte.

Gründung der naturforschenden Gesellschaft in Rostock.

Der Kampf gegen die Bevorzugung des Altertums.

Für den Umschwung, der sich damals im deutschen Geistesleben vollzog, waren namentlich die bekannten pädagogischen Reformbestrebungen des Holsteiners Wolfgang Ratichius (1571—1635) und des durch ihn angeregten Mähren Joh. Amos Comenius (1592—1671) charakteristisch. Beide wollten der deutschen Muttersprache ihr Recht verschaffen, beide die Erlernung der alten Sprachen durch einen methodischen Kompendienlehrgang abkürzen. Comenius bestritt auch die wissenschaftliche und intellektuelle Zulänglichkeit der bisherigen Lehranstalten, er beschuldigte sie, von dem Wesentlichen der Lehrgegenstände abgelenkt zu haben. Außerdem leugnete er die Autorität des Altertums, eiferte als Christ gegen die heidnischen Lehrer und verfocht die Ansicht, daß in den Wissenschaften nur Vernunft und Erfahrung entscheiden könne. Ähnliche Reformideen vertraten der Poesie-, später Theologieprofessor Eilhard Lubinus in Rostock (1565—1621) und der Hamburger Prediger J. Balthasar Schupp (1610—1661); letzterer befürwortete eifrig die mathematisch-physikalischen Studien und ihre praktische Verwertung, auch leitete er schon zu dem nächstfolgenden Zeitalter über, indem er bereits der Bildung durch das praktische Leben vor der Universitätsgelehrsamkeit den Vorzug gab und darauf hinwies, daß man diese praktische Bildung nirgends besser und schneller als an den Fürstenhöfen erwerben könne. Unter dem Einfluß dieser Männer nahm die Schätzung der Klassicität des lateinischen Ausdrucks wie auch die Lektüre der römischen Klassiker an den Universitäten schnell ab, wenn auch die Pflege der lateinischen Sprache noch immer den Mittelpunkt des Studiums bildete; noch rascher und entschiedener wurde die Beschäftigung mit dem Griechischen eingeschränkt; außer dem griechischen Neuen Testament wurden bald nur mehr Homer und Demosthenes gelesen. In der Theologie räumte die Schrifterklärung wieder der Dogmatik den Ehrenplatz, ja sie war am Ausgange des 17. Jahrhunderts von vielen Universitäten schon fast ganz verschwunden. Je mehr das klassische Latein und Griechisch an Interesse verlor, desto umfangreicher breitete sich der theologische und philosophische Unterricht aus, daneben rückten jetzt Mathematik und Physik, Geschichte und Geographie in den gewonnenen Raum vor.

Ratichius und Comenius.

Wiederaufblühen der theologischen Dogmatik.

Der dreißigjährige Krieg brachte diese neuen Bildungsbestrebungen zum Stillstand; er ließ die deutschen Universitäten teils veröden, teils in der furchtbarsten Weise verrohen und verwildern. Mit dem westfälischen Frieden aber brach für das deutsche Bildungswesen ein neues Zeitalter an, unter der Ägide der höfischen Welt. Die Städte und das Bürgertum, auf welche Humanismus und Reformation sich vorzugsweise gestützt hatten, waren durch den Krieg ihrer führenden Stellung beraubt

Einfluß des dreißigjährigen Krieges.

Der Adel als herrschender Stand. worden; der hohe und niedere Adel hatte sich zum herrschenden Stande aufgeschwungen. Jetzt ahmten die Universitätsprofessoren in allen Äußerlichkeiten die Hofleute nach; nur die Theologen und die Schulmeister behielten die klerikale Tracht bei, die Professoren der Philosophie, der Rechtsgelehrsamkeit und der Medicin übernahmen die höfische Kleidung. Auch aus der Tracht der Studenten verdrängte der soldatische und höfische Zuschnitt der Zeit vollends alles Geistliche; sie kleideten und geberdeten sich jetzt, wie wir später sehen werden, durchaus kavaliermäßig.

Herrschende Stellung d. Natur- und Staatswissenschaften. Begründung der neuen Philosophie. Aller ernstere geistige Fortschritt ging jetzt gleichfalls von den Fürstenhöfen aus; die absolutistischen Nachahmer Ludwigs XIV. hatten Gewalt über alle Lebensverhältnisse ihrer Unterthanen und strebten als oberste Schulherren vor allem die Förderung der irdischen Wohlfahrt an; der rechte Glaube und Religionskult verlor dadurch an maßgebender Wichtigkeit und mußte die Führung der Naturwissenschaft



Die Professoren im Festzuge bei Einweihung der Universität Kiel 1665.
(Aus: Torquatus a Frangipani, Inauguratio Academiae Kiloniae.)

und den neuen Staatswissenschaften überlassen. Leibniz begründete die neue theoretische Philosophie, Pufendorf die moderne Staatswissenschaft in Deutschland; Thomasius und Chr. v. Wolf führten die Bewegung weiter. Die zurückgedrängte Theologie erfuhr auch noch eine innere Schädigung durch das Aufkommen des Pietismus, der sich von aller theologischen Gelehrsamkeit abwandte und in der Erbaulichkeit eines rein praktischen Christentums seine Befriedigung suchte. Die imponierende politische und litterarische Entwickelung des französischen Volkes, in dessen Abhängigkeit das von den Kriegsstürmen schwer heimgesuchte, zerstückelte und zersplitterte Deutschland geraten war, verstärkte noch die Stimmung gegen alle rückschauende Gelehrsamkeit. Die französische Sprache wurde jetzt auch die Sprache des Staats und der Gesellschaft; alle Einrichtungen des Nachbarlandes, seine Civil- und Militärverwaltung, seine Sitten und Umgangsformen wurden begierig übernommen. Der vollendete Hofmann nach französischem Schnitt wurde das Endziel des heißen Bemühens aller Gebildeten. Zu einem solchen „galanthomme" gehörte vor allem die elegante Beherrschung der französischen, in zweiter Linie der italienischen und lateinischen Sprache, Kenntnisse in Geschichte und Geographie, Genealogie, Heraldik und Sphragistik, Rechts-

(Margin notes: Der Pietismus. — Das neue höfische Bildungsideal.)

wissenschaft, Morallehre und Naturrecht, Politik und Reichshistorie, Mathematik, Physik, Mechanik, Architektur und Fortifikationslehre, ferner die Meisterschaft im Reiten, Fechten, Tanzen, Ballspielen, Jagen und Tranchieren, auch eine respektable Fertigkeit in der Malerei und Zeichenkunst sowie in der Musik; und hatte man all das sich glücklich angeeignet, so mußte die „conduite", die tadellose Vertrautheit mit allen Finessen der Tracht und Toilette, des Komplimentierens und Diskurierens, des Benehmens in Salon und Vorzimmer das stolze Gebäude des Wissens krönen. Da die „conduite" sich nur praktisch im weltmännischen Verkehr erlernen ließ, bildete eine Reise nach Frankreich, den Niederlanden, Italien oder England den regelmäßigen Abschluß des Bildungsganges, der jetzt bei Söhnen aus besserer Familie auch nicht mehr durch die alten Vorbereitungsschulen, sondern im elterlichen Hause durch Hofmeister und Informatoren oder durch den Besuch einer der „Ritterakademieen" eingeleitet wurde, wie sie außer in Kassel, dessen „Collegium Mauritianum" vorbildlich

Die Ritterakademieen.



Die Studenten im Festzuge bei Einweihung der Universität Kiel 1665.
(Aus: Torquatus a Frangipani, Inauguratio Academiae Kiloniae.)

war, in Lüneburg, Wolfenbüttel, Brandenburg, Berlin, Kolberg, Hildburghausen, Erlangen, Wien, Liegnitz und anderwärts erstanden. Der gelehrte Unterricht auf diesen Akademieen umfaßte nicht etwa die Fakultätswissenschaften, sondern nur ungefähr das Pensum „eines wohlbestellten gymnasii"; außerdem wurden an ihnen besonders auch ritterliche und militärische Spiele gepflegt. Den Ritterakademieen nahe verwandt, aber doch mehr den modernen Hochschulen ähnlich waren das von dem Herzog Karl von Braunschweig 1745 errichtete „Collegium Carolinum" und die 1778 von Herzog Karl Eugen von Württemberg begründete und durch Schiller berühmt gewordene „hohe Karlsschule" in Stuttgart.

Mißachtung der Universitäten.

Auf die Universitäten selbst sah man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zunächst mit großer Geringschätzung als auf Anstalten herab, die sich überlebt hatten. Leibniz, der sich seine Bildung bei Hofe und in Paris geholt hatte, wollte nichts mit ihnen zu thun haben. Erst als Thomasius an der Leipziger Universität der zeitgemäßen „ohnpedantischen" Denk- und Lehrweise mit aller Energie Eingang zu verschaffen suchte, gelangten sie wieder zu öffentlichem Ansehen. Thomasius war es auch, der als Privatdozent in Leipzig 1687 Vorlesungen in deutscher Sprache

über die französische Übersetzung einer spanischen Jesuitenschrift ankündigte. Er vertrat die Meinung, die Deutschen sollten die Franzosen auch in der Hochhaltung der Muttersprache nachahmen. Die entsetzten Professoren älterer Ordnung machten Thomasius bald genug das Verbleiben an der Leipziger Universität unmöglich; einen günstigeren Boden für seine Bestrebungen fand er an der neugegründeten Universität Halle.

Die Hohenzollern als Förderer d. wissenschaftlich. Fortschritts. Der brandenburgisch-preußische Staat begann nämlich im 17. Jahrhundert nicht nur politisch, sondern auch in der Förderung des geistigen Fortschritts die Führerschaft zu übernehmen. Der große Kurfürst hatte schon 1654 die Universität Duisburg gegründet, die als Vermittlerin der modernen niederländischen und französischen Bildung von Bedeutung war, und auch an der Universität zu Frankfurt a. O. begünstigte er mit aller Entschiedenheit die neueren Bestrebungen. Er war es, der den angefeindeten Pufendorf als Historiographen nach Berlin rief; auch die Begründung der Berliner Bibliothek ist bekanntlich sein Werk. 1667 unterzeichnete er den Plan des schwedischen Flüchtlings Skytte zu einer internationalen wissenschaftlichen Zentralanstalt in der Mark Brandenburg (man dachte an Tangermünde), die zugleich eine universelle Hochschule werden sollte; die Freunde der Freiheit und der Wissenschaften aller Länder und christlichen Konfessionen sollten die Einladung erhalten, sich an ihrem Sitze niederzulassen. Hier blieb es nun freilich beim bloßen Entwurfe. Aber auch Friedrich I. nahm angefeindete Vorkämpfer der neuen Geistesrichtung in Brandenburg auf, und 1694 errichtete er die Universität Halle, 1700 die Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin, deren erster Präsident Leibniz wurde.

Duisburg 1654.

Halle 1694.

Thomasius und Francke. Thomasius war schon 1690 nach Halle gekommen, wo er bald darauf zum brandenburgischen Geheimen Rat ernannt und gleichzeitig zur Eröffnung von Vorlesungen ermuntert wurde. Der starke Besuch der letzteren gab unmittelbar Veranlassung zu der Universitätsgründung, nachdem 1693 für eine solche auch ein kaiserliches Privileg erlangt worden war. Von auswärts wurden für die neue Hochschule gewonnen der berühmte Wittenberger Jurist Sam. Stryk, die Erfurter Theologen Francke und Breithaupt, der Coburger Philosoph Buddeus und der Merseburger Philolog Cellarius; dazu kamen noch Fr. Hoffmann und G. E. Stahl, ein bedeutender Mediziner und ein hervorragender Naturforscher. Thomasius und der Pietist Francke, beide moderne Praktiker, gaben der jungen Universität den entscheidenden Charakter; unter den Gegnern ging bald der Spruch um: „Halam tendis aut pietista aut atheista reversurus." Das Cellarius anvertraute humanistisch-philologische Studium hatte wenig Glück an der Hallischen Hochschule; man suchte ihm 1697 durch die Begründung eines „collegium elegantioris litteraturae" aufzuhelfen, womit das erste philologische Seminar geschaffen war. Auch diese Maßregel nützte aber nicht viel, da der Geist der Zeit den klassischen Studien widerstrebte.

Das erste philologische Seminar.

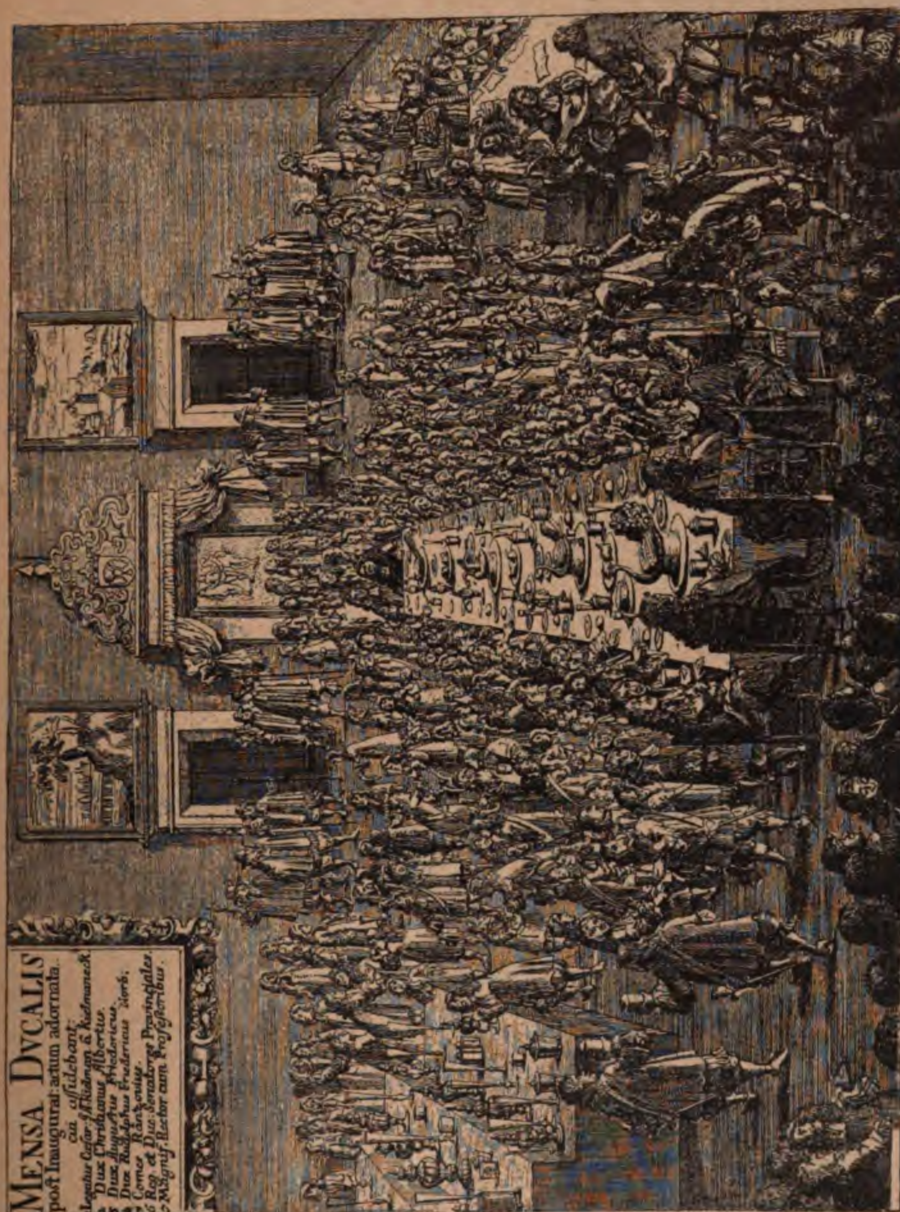
Kiel 1665. Im deutschen Norden wurde von Herzog Christian Albrecht 1665 zu Kiel eine neue Hochschule gegründet. Hier lehrte der Jurist S. Rachel, einer der ersten Vertreter des modernen Natur- und Völkerrechts, und der durch seinen 1682 erschienenen „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" und seinen „Polyhistor literarius philosophicus et practicus" (Lübeck 1688) bekannte Eloquenz- und Poesieprofessor D. G. Morhof. Von anderen Professuren umfaßte die philosophische Fakultät in Kiel damals noch Logik und Metaphysik, Moral, Politik, Mathematik, Physik, Griechisch, Geschichte und moderne Sprachen.

Straßburg hatte sich, wie schon erwähnt, 1621 zur wirklichen Universität aufgeschwungen; hier setzte bereits Matth. Bernegger († 1640) den modernen Fortschritt der historischen und mathematischen Wissenschaften durch.

In Leipzig, das für Deutschland der Mittelpunkt des gelehrten Verkehrs und des Buchhandels geworden war, blieben während des 17. Jahrhunderts die Vertreter des Alten an der Universität noch im Vorteil, wie wir an dem Beispiel des Thomasius gesehen haben; außer ihm wurde auch Francke von der Hochschule vertrieben, und Pufendorfs Schriften wurden verboten. Erst als die hartnäckigsten

Vorkämpfer der alten Anschauungen in den letzten Jahren des Säculums das Zeitliche gesegnet hatten, konnte auch die Leipziger Universität sich der Modernisierung nicht länger verschließen.

Die Wittenberger Hochschule wehrte im 17. Jahrhundert als Hüterin der Wittenberg.



Festmahl bei Einweihung der Universität Kiel 1665.
(Aus: Torquatus a Frangipani, Inauguratio Academiae Kiloniae.)

cathedra Lutheri und der reinen Lehre alle Neuerungen von sich ab, und wies auch noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts standhaft die neue Philosophie zurück. Auch an anderen Universitäten, wie Jena und Tübingen, vollzog sich die Umgestaltung im modernen Sinne erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Am

längsten widerstrebten den Neuerungen die katholischen Universitäten; hier erfolgte die Modernisierung erst viel später.

Die Sitte der Deposition.

Ehe wir nun wieder ein Bild des Studentenlebens zu geben versuchen, wie es sich in dem etwa durch die Jahre 1600 und 1740 abgegrenzten Zeitalter darstellte, müssen wir die Schilderung eines studentischen Brauches nachholen, der schon an den mittelalterlichen Universitäten eine große Rolle spielte und im 17. Jahrhundert ausartete, um dann nach jähem Niedergang in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ganz zu verschwinden. Es war dies die Sitte der sogenannten „Deposition", d. h. der Säuberung des die Universität beziehenden Neulings von aller „Bachanten"-Barbarei durch eine symbolische Ceremonie voll derber Phantastik.





Depositionsscenen des 16. Jahrhunderts.
(Aus dem Carmen heroicum de typo depositionis, autore Friederico Widebrando. Erfordi et Wittenbergae 1578.)

Ursprung der Deposition.

Die Deposition wurzelte wie die ceremonielle Erteilung der akademischen Grade zunächst im mittelalterlichen Zunftwesen, das ja gleichfalls den Lehrling durch feierliche Lossprechung zum Gesellen machte; ihre Spur läßt sich aber noch viel weiter zurück verfolgen, man denke an die Aufnahmegebräuche auf den athenischen Sophistenschulen des 4. Jahrhunderts n. Chr., auf den Rechtsschulen Justinians, auf den Rhetorenschulen der späteren Römerzeit und an das Vorbild des klösterlichen Noviziates. Anfänge der Universitätsdeposition selbst lassen sich schon für die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts an den französischen Hochschulen nachweisen. Die organisatorische Verwandtschaft der „Nationen" mit den Gilden legte den neu ankommenden Studenten als beinahe selbstverständliche Leistung die Zahlung eines Eintrittsgeldes auf, das anfangs von den Unterabteilungen der „Nationen", den „Provinzen", bald aber von den „Nationen" selbst erhoben wurde. Die Neulinge hießen hier bejani oder bejauni, das Eintrittsgeld bejanium oder bejaunium, der Zustand der Neulinge bis zur Aufnahme in die Nation bejania oder bejanitas. Als die Bursen aufkamen, übernahmen der magister regens und die Contubernalen den Anspruch auf das bejanium; gleichzeitig wurden Vexationen der Neulinge allgemein üblich, die aber häufig zu Erpressungen des bejanium mißbraucht und

daher schon früh mit akademischen Strafen verfolgt wurden. Im Anschluß an die Vexationen fand wahrscheinlich schon damals eine Aufnahmeceremonie, sicher aber eine feierliche Waschung statt, in Nachahmung des christlichen Taufakts. Noch im 14. Jahrhundert entwickelte sich der Begriff der bejania oder bejanitas, der erst einfach die Unreife der Neulingsschaft bezeichnet hatte, in roherer und skurrilerer Ausgestaltung zu der verächtlichen, „stinkenden" beanitas, von welcher der elende „Bean" so schnell wie möglich befreit werden muß. Die Fabel vom üblen Geruche der Beanen stammt wohl von den Handwerkern, die in dem uralten „Compagnonnage" ihre Neulinge als „boucs" bezeichneten und sie mit Rufen wie „à la porte la bête puante!" aus ihrem Kreise jagten.



Depositionsscenen des 16. Jahrhunderts.
(Aus dem Carmen heroicum de typo depositionis, autore Friederico Widebrando. Erfordi et Wittenbergae 1578.)



Die Deposition in den Bursen.

Ohne Zweifel haben schon die ersten deutschen Universitäten den Depositionsbrauch — um einen officiellen Akt handelte es sich damals noch nicht — einfach von der Pariser Universität mit übernommen, seine spätere officielle Ausgestaltung war aber ihr eigenes Werk. Die Wiener Statuten von 1384 und die Kölner von 1392 wandten sich u. a. auch gegen die Beanenvexierung, augenscheinlich aus demselben Grunde wie die französischen Universitäten. Der Ausdruck „depositio" erscheint zum ersten Mal in den Statuten der Universität Erfurt vom Jahre 1447. Nach diesen sollten die Bursenrektoren schwören, „a beano pro beanii ipsius depositione non plus tertia parte floreni Renensis exigere et exigi permittere, licentia ad majus exponendum (exposcendum?) a Rectore Universitatis et secreto concilio non obtenta." Aus der Stelle geht hervor, daß der Brauch sich an den Bursen der deutschen Universitäten bereits eingebürgert hatte und von den letzteren als Einnahmequelle für den Bursenrektor geduldet wurde. In Heidelberg erscheint die Deposition zuerst in der Matrikel vom 17. Juli 1454, wo es heißt: „Rupertus, Alberthus, Johannes, Fratres, duces Bavariae, com. palat. filii principis illustrissimi ducis Ottonis deposuerunt beanium." Da aber diese Bemerkung in der Matrikel bis 1532 keinem anderen Studentennamen beigefügt ist, hatte die Deposition

damals offenbar noch nicht den Charakter eines officiellen Universitätsaktes. Die Art der Vexation, welche die Beane damals in Heidelberg zu erdulden hatten, veranschaulicht das Verbot der Artistenfakultät vom 15. Juli 1466, „ne aliquis quemquam beanorum ad cantandum Salve compellat aut cum stercoribus proiciat, sub pena retardationis" (bei Strafe der Zurückstellung vom Examen). Auch in Tübingen mußten nach den Statuten von 1466 die Bursenrektoren einen auf die Depositionsgelder bezüglichen Eid ablegen, der fast wörtlich der erwähnten Erfurter Bestimmung gleicht. Eine ausführliche Beschreibung der vorreformatorischen Deposition in Deutschland findet sich in dem „Manuale scholarium" (um 1480), das in typischer Dialogform das Heidelberger Studentenleben jener Zeit vorführt. Im ersten Kapitel des Manuale stellt sich der neuangekommene „discipulus" — auch „puer" wird er im Laufe des Gesprächs tituliert — dem Bursenrektor mit der Bitte vor, er möge ihn vom beanium absolvieren. Der Bursenrektor befragt ihn über seine Vermögensverhältnisse und begleitet ihn zum Examen und zur Intitulation. Dann fährt er fort: „Nunc inscriptus es in matriculam; ubi depositionem beanii habere existimas?" Es wird beschlossen, daß der Depositionsakt und die ihm folgende collatio in der großen Stube der Burse unter Beiziehung von drei Magistern, zwei Baccalarien und einer Anzahl von Bursalen vor sich gehen solle, worauf der Bursenrektor dem Beanen Mut einspricht. Das zweite Kapitel spielt in der großen Bursenstube. Man hat sich versammelt und der Bean sitzt in tierischer Verkleidung mit Hörnern und langen Eberzähnen im Hintergrund. Zwei ältere Combursalen, Camillus und Bartholdus, treten ein; ersterer hält entsetzt inne und ruft: „quis hic est foetor, qui locum illum inficit? Proh rem indignam! aut cadaver erat hic putrescens aut hircus omnibus bestiis immundior. Optimi magistri virique praestantissimi, quomodo in hoc foetore sedere potestis?" Schleunigst will er wieder in's Freie hinaus, aber Bartholdus bewegt ihn, lieber die Ursache des Gestanks ausfindig zu machen. So finden die Beiden das Untier und erkennen es als einen Bean. Sie äußern erst ihren Schrecken über das gefährliche und greuliche Aussehen des Eindringlings: „haec bestia cornigera est, aures habens bovis instar, ex utroque mente se dentes extendunt, quibus morsum ceu porcus silvestris minatur, nasus curvus ad noctuae rostri similitudinem, oculi rubei lippique furorem minantes. Vae huic, quem arripiat!" Bartholdus entschließt sich endlich, das Monstrum anzureden, er glaubt in dem Bean einen Landsmann (conterraneus) zu erkennen und fordert ihn auf, ihm die Hand zu reichen, weist sie aber wegen der angeblich langen und scharfen Nägel zurück. Camillus bietet dem Bean ein Glas Wein zum Trost, entzieht es ihm aber wieder unter Schimpfreden. Jetzt treten dem gekränkten Neuling schon die Thränen in die Augen; er wird dafür als Muttersöhnchen verhöhnt und mit weiteren Schimpfworten überschüttet: „O beane, o asine, o foetide hirce, o olens capra, o bufo, o cifra, o figura nihili, o tu omnino nihil!" In seines Nichts durchbohrendem Gefühl sitzt der Eingeschüchterte stumm da. Jetzt beschließt man, den Bean „ab ista deformitate absolvere ac demum laudabili studentium adjungere consortio." Camillus soll dabei als Arzt behilflich sein: „Nosti probe, qui bachantibus insaniamque habentibus cornua deponantur ac postea dentes illi eruantur. Aures vero, quemadmodum cultellis fieri consuetum est, abbreviantur, caliginem oculorum amovemus. Et cerne pilos illos de naso progredientes! fac in primis extrahas. Sed laboriosum erit tam longam tamque horrendam barbam tondere; cum vero tibi rallum sit acutissimum, lignis de quercinis factum, elaborate eum exornabis. Tum scelera sua confitetur. Postremo a magistris venerabilibus a foetore illo deponetur copuleturque consortio nostro." Camillus eilt fort, um die Instrumente und eine Salbe zu holen, während Bartholdus inzwischen den Bean wieder zu tröften versucht. Hierauf werden die „dura et inveterata cornua" mit einer Säge abgenommen und mit einer Zahnzange (dentale) die Eberzähne gerissen. Bartholdus reicht ein Becken

Die Deposition nach dem Manuale scholarium.

mit Wasser, welch letzteres unappetitlicher Weise mit Kräutern aus dem Garten, „ubi cloaca exitum habet," gewürzt ist. Dann wird dem Bean mit dem hölzernen rallum der Bart abgenommen, wobei er angeblich unwohl wird und eine Salbe gebrauchen muß „extorsa ex fabis hircorum, et aqua, destillata e fimo virgineo, condita floribus, qui crescunt noctis tempore mediae, cum diurno cursu mulsum portarunt rustici;" auch Pillen aus dem Ochsenstall kommen zur Anwendung, und der Bean wird noch obendrein durch den Vorschlag geängstigt, ihn zur Erholung eine Zeit lang in der Bursenkloake aufzuhängen, deren Duft Heilkräfte besitze. Aber dem Patienten scheint es trotz aller ärztlichen Bemühungen immer schlechter zu gehen; darum legt Bartholdus das superlicium (Beichthemd) an, um ihm die Beichte abzunehmen, wobei sich der Bean der verschiedensten Sünden, namentlich auch sexueller, schuldig bekennen muß. Zuletzt wird ihm als Buße für seine Frevelthaten und den entsetzlichen Gestank, den er verbreitet hat, die Bewirtung der Magister, des Arztes und des Beichtvaters durch eine „largissima coena" auferlegt, auch „vinum melius" dürfe dabei nicht fehlen. Hierauf wird der Bean zum Bursenrektor geführt, der ihm die Absolution erteilt. Wie die letztere vorgenommen wurde, geht aus dem Text des Manuale leider nicht hervor; es heißt dort nur noch, daß nach erfolgter Deposition die ganze Versammlung den neuen Studenten mit dem Rufe „proficiat vobis" umringte, worauf es an's Schmausen und Zechen ging. Auch das „Monopolium der Schweinezunft" des Erfurter Magisters Joh. Schram vom Jahre 1494 enthält Mitteilungen über die vorreformatorische deutsche Deposition, die in allem Wesentlichen mit der Darstellung des „Manuale" übereinstimmen.

Bemerkenswert ist, daß im „Manuale" der Bean während des ganzen Depositionsaktes als „Joannes" angeredet wird. Diese Eigentümlichkeit hatte jedenfalls ihren Grund auch wieder in einer scherzhaften Anlehnung an den Taufakt der römisch-katholischen Kirche, bei dem die Formel „laetare Johannes, ut sis in perpetua Dei misericordia" üblich war. Der Spottname beanus, früher bejanus oder bejaunus, ist wahrscheinlich auf den französischen Ausdruck bec jaune, Gelbschnabel, zurückzuführen; eine scherzhafte Definition des Wortes findet sich schon in dem 1600 erschienenen „Cornelius relegatus" des Wichgrev mit dem Akrostichon: „**B**eanus **e**st **a**sinus **n**esciens **v**itam **s**tudiosorum".

Die Deposition als officieller Universitätsakt.

Als nun unter dem Einflusse des Humanismus die Bursen verkümmerten und von den Scholaren verlassen wurden, erhob sich die Frage, was mit der bisher in ihnen geduldeten Depositionssitte geschehen sollte, an der auch die Studenten des Depositionsschmauses halber festhalten wollten. Die deutschen Hochschulen lösten das Problem dahin, daß sie im 16. Jahrhundert nach und nach den Brauch selbst übernahmen und zu einem officiellen Universitätsakt erhoben, wobei jetzt oft die Eltern oder nächsten Verwandten der Beanen gegenwärtig waren, ein besonders dazu aufgestellter „Depositor" die Deposition vornahm und der Dekan der philosophischen Fakultät meist unter Einfügung eines kurzen Examens die ernsthafte Schlußceremonie der „Absolution" besorgte. So hatte in Prag die Deposition schon 1528 officiellen Charakter. Sie fand dort regelmäßig im August statt; eine aus dem Jahre 1560 erhaltene Schilderung in Dialogform von Jacob Pontanus zeigt, daß die Beane hier durch ein grave edictum Bedelli nach der Exekutionsstätte citiert wurden. Die jüngeren Studenten (pueri) trieben mit dem Bean allen möglichen Schabernack, was sie „participia" nannten; hierauf mußte er sich auf den Boden legen und wurde mit Säge, Beil, Hobel und Axt nach der Schnur wie ein Zimmerbalken bearbeitet, auch wusch man ihm den Kopf, rasierte und kämmte ihn in der derbsten Weise. Auch in Wittenberg bestand zu Luthers Zeit die Deposition bereits als officieller Universitätsakt; Luther selbst hat als Dekan viele Beanen, wenn sie die Hörner deponiert hatten und als Absolvenden ihm zugeführt wurden, geprüft und in die Studentenschaft aufgenommen. Mehrere der ermahnenden und betrachtenden Ansprachen, die er bei dieser Gelegenheit zu halten liebte, sind uns überliefert; die charakteristischste und sinnigste möge hier Platz finden: „Diese gegenwärtige Demüti-

Luther und die Deposition.

gung und Deposition ist nichts weiter, Knabe, als der Anfang jener Depositionen, welche für dich das ganze Leben hindurch bleiben. Hier setzt dir ein geringer Mensch für eine halbe Stunde Hörner auf und verspottet dich. Aber glaube mir, es kommt noch weit ärger. Der nächste Depositor, der dich täglich deponiert, wird dein Präceptor oder Magister sein und wird alles, was an dir in Sitte und Glauben bäurisch ist, abhauen, nicht mit einem Schlage oder Hieb, sondern durch häufige und viele, bis er dich ein wenig zugestutzt hat und dich dem Pastor oder Prediger übergiebt. Der wird nun auch, so viel er kann, bei dir versuchen, aus einem Gottlosen einen Frommen zu machen und zu festigen. Auf diesen folgt nun Rektor und Konzil, die werden dich, wenn du anhältst, nichtsnutzig zu sein, noch härter anfassen. Bist du zunächst über diese Depositionen weg und ein wenig geübt, dann gehst du zu wichtigeren über, das heißt, du nimmst wohl eine Gattin, die nach ihrer Weise dich



Depositionsscene des 17. Jahrhunderts.
(Aus dem Speculum Cornelianum des Joh. von der Heyden. Straßburg 1608.)

immer deponiert, bis sie dich sanftmütiger macht, um nicht davon zu reden, wie viele Depositionen du merken wirst, wenn du zu Ämtern und Diensten in Staat und Kirche herangezogen wirst. Guter Gott, wie viel Schwierigkeit und Herzeleid, was alles du für eine Art der Deposition halten magst, mußt du da durchmachen! Bauern, Ritter, Bürger, ja deine Diener und Untergebenen werden dir übergenug Hörner aufsetzen. Bist du dahin gekommen, so sagst du wohl: Ja ja, zu Wittenberg hub mein Deponiertwerden an, und nun dauert es das ganze Leben hindurch." In einer anderen Absolutionsrede Luthers wird bereits die Darreichung von Salz und Wein an den neuen Studenten erwähnt, die für den feierlichen Schlußakt der Deposition später allgemein üblich wurde und ihr Vorbild wohl in der den alten kirchlichen Taufakt einleitenden Darbietung des „Salzes der Weisheit" und der Salbung des Täuflings mit Chrysam hatte, während die derbphantastischen Scenen der Deposition selbst genau dem Exorcismus entsprachen, der regelmäßig jener kirchlichen Handlung voranging.

In Leipzig, wo sich die Bursen sehr lange erhielten, blieb die Deposition noch bis 1551 deren Privatsache; noch länger bestand die ältere Deposition in Heidelberg. Hier bestätigte 1558 die Universitätsreform Ottheinrichs den Bursen das Recht

der Deposition, die aber einem gemeinsamen Depositor anvertraut war; auch die Reform von 1580 verwies sie noch in die „contubernia" und das paedagogium. 1588 wurde sie abgeschafft, tauchte aber bald von neuem auf. Ebenso war sie in Tübingen nach 1536 Sache des Contuberniums. In Jena, wo es von Anbeginn keine Bursen im alten Sinne mehr gab, erschien die Deposition sogleich als Universitätsakt. 1548 schrieben die Professoren Stigel und Striegel an die Söhne Johann Friedrichs: da mehrere Studierende noch nicht auf freien Schulen gewesen seien und durch die mit einer Antrittsprüfung verbundene sogenannte Deposition förmlich aufgenommen zu werden wünschten, möge diese Sitte gleichfalls eingeführt werden, damit man nicht glaube, Jena sei keine rechte Hochschule; doch solle dies alles ohne die Gebühren geschehen, die auf anderen Hochschulen hergebracht seien. Offenbar wollte man durch die kostenfreie Deposition Studenten nach Jena locken. Diese wurde denn auch alsbald eingeführt und als Depositor der famulus communis bestellt. In den neuen Statuten von 1558 behauptete die Deposition ihren Platz als „eyne frey und ungefehrliche Ceremonia."

Die den Depositionsakt bildenden Gebräuche zeigten an den verschiedenen Universitäten mancherlei Varianten. So wurden um 1578 an der Erfurter Universität nach einem, mit den oben (S. 44 f.) wiedergegebenen Holzschnitten illustrierten Gedichte von F. Widebrand als Depositionswerkzeuge gebraucht:

„Serra, dolabra, bidens, dens, clava, novacula, pecten,
Cum terebra tornus, cum lima malleus, incus,
Rastraque cum rostris, cum furca et forcipe forfex".



Leipziger Depositionswerkzeuge.
(Aus: Friedberg, die Universität Leipzig.)

Die Deposition im 17. Jahrh.

Die Rostocker Depositionsbräuche um 1600 veranschaulicht Wichgrevs „Cornelius relegatus" in der zweiten Scene des zweiten Aktes. Hier werden die Beanen erst zum Hohn mit „domine, κύριε, Adonai, Junckere" angeredet, um gleich darauf in den gröbsten Ausdrücken beschimpft zu werden; sie müssen eine Singprobe ablegen, der Depositor wäscht ihnen die Köpfe und vertreibt ihnen die verbuhlte bacchantische Sinnesart durch eine ekelhafte Arznei. In Altdorf mußten 1636 die Beanen bei der Deposition, wie der Nürnberger „Spruchsprecher" Wilhelm Weber in einem Poem überlieferte, ihre Hörner „ablaufen", indem sie, mit dem Hörnerhut bedeckt, vorgestreckten Kopfes gegen eine Thüre des Saales rannten, die dann aufsprang, so daß sie hinausstürzten und dabei die Hörner verloren. Eine Jenenser Deposition von 1657 hat uns der Depositor Valentin Hoffmann in seiner Schrift „Laus depositionis beanorum" geschildert, die als Marterwerkzeuge „dolabra, dens, bidens, novacula, pecten, rastra, rostra, forfex" und „forceps" aufführt. In Straßburg folgten 1664 die Beanen dem verlarvten Depositor im Gänsemarsch in den Depositionssaal; hier wurden ihnen u. a. die Haare abgeschnitten, Bärte angemalt, die Ohren mit einem riesigen Ohrlöffel gereinigt und die Nägel gefeilt. Die Hörner wurden ihnen mit dem Beil abgehauen; dann mußten sich die Beanen auf den Boden strecken, und der Depositor hieß diejenigen von ihnen aufstehen, die sich nun schon als Studenten fühlten; wer eingebildet genug war, der Aufforderung Folge zu leisten, wurde mit dem Plumpsack geprügelt. Hierauf steckte der Depositor alle Beane in den großen

„Schülersack" und maß sie mit dem Zirkel und der Meßrute; endlich ließ er sie um ihr Leben würfeln. Nach erfolgter Deposition beschenkten sie den Depositor und fielen vor dem Dekan auf die Knie, der sie mit Salz und Wein zu Studenten weihte. In Gießen wurde um 1690 die Deposition nach der Schilderung des Depositors Valentini mit einer Ansprache des Depositors eröffnet. Hierauf mußten die Beanen selbst die Werkzeuge in den Saal schleppen; wenn sie dabei gar nicht oder zu derb an die Saalthüre klopften, wurden sie wieder hinausgejagt, „bis sie darmit höfflicher verfuhren." Auch hier mußten die angeblich zum Tode verurteilten Beanen um ihr Leben würfeln; außerdem ließ man sie auch noch mit hölzernen Säbeln fechten.



Das Feilen der Hände.
(Aus: Aubry, Ritus depositionis. Argentorati 1666.)

Eine aus der Studentenschaft hervorgegangene seltene Schrift vom Jahre 1632: „Quaestio status de jure et natura Beanorum" zeigt deutlich den Anteil, den die Landsleute der Beanen an dem Depositionsakt nahmen und aus dem sich unmittelbar der berüchtigte Pennalismus des 17. Jahrhunderts entwickelte. Der regelmäßige Verlauf der Deposition stellt sich nach dieser Quelle um jene Zeit folgendermaßen dar. Der Bean meldete sich zunächst bei seiner Nation, d. h. erst bei einigen Landsleuten, apud conterraneos, welche die Sache vor ihre Landsmannschaft — „compagnia", wie seit 1536 auch die Gilden genannt wurden — brachten. Die Landsmannschaft versprach dem Beanen, ihn von den Hörnern zu befreien, weil das ein gutes Werk sei; sie prüfte die Personalien des Aspiranten und benachrichtigte den Depositor, der nunmehr die Zeit des Depositionsaktes festsetzte. Zur bestimmten Stunde versammelten sich die Landsleute und der Depositor auf irgend einer Stube, wohin auch der Bean citiert wurde; letzterer wurde beglückwünscht, worauf der Depositor (domitor cornutorum monstrorum, pater beanorum), meist ein alter Student, später gewöhnlich der Pedell, der „die Nase eines Rhinoceros oder eines Jagdhundes" hatte, seinem Zögling die Mutterpfennige für Bier und Wein abzulisten verstand und ihm empfahl, für alle Fälle sein Testament zu machen und darin jeden der Anwesenden zu bedenken. Der Bean ging gewöhnlich auf den vermeintlichen Scherz ein, um nachträglich erfahren zu müssen, daß er beim Wort gehalten wurde. In Anerkennung seiner Bereitwilligkeit wurde er nun von dem Depositor mit einem hölzernen Halsband, einer frischen Ochsenhaut und Narrenabzeichen geschmückt, worauf er sein Gesicht schwärzen und mit wüstem Geschrei durch die Gassen nach dem zur Deposition bestimmten Saal laufen mußte, um dort hinter dem Ofen seinen Platz einzunehmen. Die Schar der Landsleute folgte ihm unter der Führung des Depositors, der beim Eintritt in den Saal erst aus dem Schatz seiner angeblichen Erfahrungen allerlei derbe Possen von der Leichtgläubigkeit der Beanen, von ihren Untugenden und ekelhaften Eigenschaften zum Besten gab. Hieran schloß sich dann die Entdeckungsscene, ähnlich der oben (S. 46) geschilderten;

der Depositor packte sein Opfer bei den Ohren und der Nase und schleppte es in den Vordergrund, unter Ohrfeigen, Stößen und Püffen. Dann befahl er dem Gemißhandelten, einen schweren Korb, der draußen hinter der Thüre bereit stand, hereinzutragen, und holte daraus hervor:

„Säge und Picke und Zahn, Kamm, Hacke, Knüttel und Messer,
Meißel und Bohrer dazu, und Feile und Hammer und Ambos,
Karste mit Sticheln dabei, und Gabeln und Zwingen und Zangen.“

Eines nach dem andern hielt er hoch empor, mit schaurigem Pathos seine Bestimmung schildernd; dann wies er den Beanen an, sich rücklings auf den Boden zu strecken und regungslos wie ein Toter liegen zu bleiben. Die Landsleute umringten den Deponenden, gossen erst wetteifernd ihren Spott über ihn aus und sangen dann das „Depositionslied“, dessen erste, wenig tröstliche Strophe lautete:

„Beanus iste sordidus,
Spectandus altis cornibus,
Ut sit novus Scholasticus
Providerit se sumtibus.“

Gleichzeitig begann der Depositor seine hackende, feilende, hobelnde, glättende, stemmende und meißelnde Arbeit. Ächzte und stöhnte der Operierte, so warf man ihm raffinierte Heuchelei vor, wie er sie von der Schule her gewohnt sei; leistete er etwa gar Widerstand, so durfte der Depositor nach Belieben alles mit ihm machen, was keine bleibende Narbe zurückließ. Den Beschluß bildete das Absprengen der Hörner. Taumelnd erhob sich der Befreite; aber jetzt wurde in seinem Gesicht noch Schmutz und Staub entdeckt: da konnte nur die „Wunderseife“ aus Kohle und Wagenschmiere helfen; zugleich wurden ihm mit einem hölzernen Scheermesser die angeblich vorhandenen Borsten wegrasiert. Hierauf goß man ihm aus einem Eimer Wasser über den Kopf, rieb ihm das wunde Gesicht mit rauhem Sackleinen trocken und kämmte ihn mit einer Art Schabeisen. War der Bean so ins Manierliche übersetzt, so rief ihn der Depositor zum „Examen“, ließ ihn explicieren und skandieren und wußte es dabei so einzurichten, daß dem Verwirrten jede Antwort mißlang und wieder eine Prügelstrafe erfolgen konnte. Endlich sollte der gänzlich unwissende Tropf zeigen, daß er wenigstens schreiben gelernt habe. Man brachte ihm Schreibzeug; aber siehe da! er konnte nicht einmal den — eingeleimten — Pfropfen aus dem Tintenfaß lösen! Allgemeines Hohngelächter und entrüstete Rufe erschollen, während der Gefoppte gewöhnlich in verdrossenem Schweigen verharrte. Wahrscheinlich fiel ihm überhaupt das Sprechen schwer? Man schaute ihm in den Mund und entdeckte angeblich den großmächtigen „Bacchantenzahn“, dessen Entfernung noch vergessen war. Schnell setzte man den Bean auf einen zweibeinigen Operationsstuhl, der erst mehrmals mit ihm umfiel, hieß ihn den Mund recht weit aufsperren und riß ihm den störenden Zahn mit der größten der vorhandenen Zangen, wobei man



Das Ausziehen des Bacchantenzahns.
(Aus: Anbry, Ritus depositionis. Argentorati 1666.)

natürlich den Stuhl samt dem Beanen wieder umfallen ließ und der Depositor den angeblich gerissenen Zahn in Gestalt einer langwurzeligen Rübe vorwies; dann stopfte er in die „Zahnlücke“ trockene Holzasche. Während der ganzen Zahnoperation durchsuchten mehrere von den Landsleuten das abgelegte Gewand des Beanen nach etwa verborgenen Wertsachen, die dann in den Besitz der Compagnie übergingen; fand sich dabei ein rührender Brief der Mutter, so wurde er unter lautem Halloh vorgelesen. Hatte der Bean all das überstanden, so mußte er sich vor dem Depositor auf die Kniee werfen und bekennen, daß er sterben wolle. „Wie willst du sterben?“ fragte ihn dieser. „Wie ein Bacchant.“ — „Und wie willst du auferstehen?“ — „Wie ein novellus Studiosus.“ Jetzt scharten sich die Landsleute, plötzlich zu feierlichem Ernste übergehend, um ihn und geleiteten ihn in würdevollem Zug durch die Straßen zu dem Dekan oder einem Magister der Philosophie. Dieser hielt eine längere Ansprache, worin er den Neuling pathetisch in die Geheimnisse der „Musen und Chariten“ einweihte, und examinierte ihn. Hierauf gab er ihm Salzkörner in den Mund, „damit seine Rede ferner immer lieblich und mit Salz gewürzet sei“, und goß ihm Wein übers Haupt, „damit er in Zukunft auf dem Mittelwege zwischen Freiheit und Freude dahingehe“; endlich sprach er ihn feierlich vom Beanismus frei. Die Landsleute beglückwünschten den neuen Studenten — freilich nur „pro tempore“, denn nun begann für ihn, wie wir bald sehen werden, das böse „Pennaljahr“ — und führten ihn nach dem Depositionssaale zurück, wo dann auf seine Kosten das Gelage begann.

Der Deposition konnte sich kein Studierender entziehen. Einzelne Beanen gaben wohl an, daß sie schon anderwärts deponiert worden seien, es wurde aber dann eifrigst nachgespürt, und ergab sich nur der geringste Verdacht, so wurden sie bei der nachgeholten Deposition doppelt so schlimm hergenommen. Um die Unschuldigen vor einer schärferen Wiederholung der Deposition sicher zu stellen, wurden daher an verschiedenen Universitäten die Namen der Deponierten dem Rektor mitgeteilt, ehe er die Einzeichnung in die Studentenliste vornahm. In Leipzig erhielt noch 1688 kein von auswärts kommender Student das akademische Bürgerrecht, wenn er nicht eine schriftliche Bestätigung seiner Deposition, den bald üblich gewordenen „Depositionsschein“, dem Rektor vorweisen konnte. Kein Bean konnte Doktor oder Magister werden; daher waren nicht selten ältere, verheiratete Männer gezwungen, die Deposition über sich ergehen zu lassen, ehe sie die ihnen zugedachten Stellen antreten konnten. Auch Elias Buschius, der an der Leydener Universität, wo man die Deposition nicht kannte, bereits sein Triennium absolviert hatte und als Schriftsteller berühmt war, mußte sich auf einer deutschen Hochschule noch nachträglich deponieren lassen.

Bekämpfung der Deposition. Die mannigfachen Ausschreitungen, welche die Deposition mit sich brachte, und ihr vorwiegend possenhafter Charakter machten sie schon im 16. Jahrhundert höheren Ortes mißliebig. So war Ottheinrich von der Pfalz ein Gegner von ihr, wenn er sie auch nicht ganz aufheben, sondern nur von rohen Auswüchsen säubern wollte. Radikaler schritt der Pfalzgraf Johann Kasimir († 1592) gegen die Deposition ein; er schaffte sie in Heidelberg durch die Statuten vom 2. Dezember 1588 gänzlich ab, welche bestimmten, daß der junge Neuling nur einfach vom Regens des Contuberniums geprüft werden sollte. Trotzdem bestand nach einer Überlieferung aus dem Jahre 1619 der Brauch auch in Heidelberg insgeheim fort, und seit der Wiedereröffnung der Hochschule 1652 fanden auch wieder feierliche Depositionen durch den ausdrücklich als Universitätsbeamten bezeichneten Depositor Zwengel statt. Kurfürst Karl Ludwig erhielt zwar die frühere Aufhebung der Deposition aufrecht, dekretierte aber zugleich, daß jeder Student auf Wunsch nach der Immatrikulation beim Rektor, der Anmeldung beim Dekan der philosophischen Fakultät und der Bestehung einer Prüfung bei dem letzteren einen Depositionsschein erhalten könne, gegen Erlegung eines Thalers, und „da- fern gleichwohl jemand den alten ritum depositionis erforderte, solle demselben damit geholfen sein.“ An manchen Universitäten wurde die Deposition bei-

behalten, um den aktiv Beteiligten die damit verbundenen materiellen Vorteile nicht zu entziehen. So antwortete die Weimarische Regierung 1636 auf den Antrag Herzog Ernst des Frommen von Gotha, die Deposition an der Jenaer Hochschule abzuschaffen, mit der kurzen Bemerkung, daß dies wegen der geringen Einkünfte der Philosophen unmöglich sei. Dennoch wurde im 17. Jahrhundert der Kampf gegen die Deposition in Wort und Schrift immer allgemeiner. In Ingolstadt gerieten die Jesuiten 1712 über diesen Gegenstand in heftigen Streit mit dem Senat der Universität; dieser machte geltend, die „Schlosserspossen" der Deposition beständen „nur noch in Dillingen (wo seit 1549 eine bedeutungslose kleine Universität bestand) und Ingolstadt," zur unrechtmäßigen Bereicherung des Depositors. Schließlich entschied der Kaiser den Streit; er bestimmte, daß die Deposition künftig nur mehr bei den



Arridet stultus, cernens studiosa Juuentus,
Osculu dilectæ vos repetita dare.

Der Narre sagt, Das ihm behagt
Das spiel, so er Hie schawt von fer.

Pennal und Schoristen.

(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum des Joh. v. d. Heyden. Straßburg 1608.)

vom Gymnasium kommenden Neulingen Anwendung finden sollte. Auch für diese fand sie aber seit 1712 in einer einfacheren und milderen Form statt, wobei dem „Quintus", wie hier der Depositor — regelmäßig ein hervorragender Magister — hieß, ein „Substitut" und ein „instrumentorum bajulus" assistierten und die Beanen versprechen mußten, sich spätestens drei Tage nach der Deposition immatrikulieren und auf einer anderen Universität nicht nochmals deponieren zu lassen, den Professoren Gehorsam und Ehrfurcht zu zollen und die Eintracht unter der Studentenschaft zu erhalten. Außer der ceremoniellen Verwendung von Salz und Wein, die hier der „Quintus" mit zu besorgen hatte, war noch ein Besprengen des Kopfes mit Wasser („aquam, unde mentis claritatem haurias, accipe") vorgeschrieben. Schließlich erklärte der Quintus die Deponierten für Studenten und schloß mit den Worten: „Omnia ad majorem Dei deiparaeque semper virginis nec non sanctorum inclytae facultatis patronorum Catharinae et Francisci Xaverii gloriam et honorem. Amen."

Die gänzliche Abschaffung der Deposition erfolgte an den einzelnen deutschen Hochschulen zu sehr verschiedenen Zeiten; sie hatte ihre Hauptgründe in dem Auf- Abschaffung der Deposition.

schwung des Mittelschulwesens im 18. Jahrhundert und in der Wandlung der studentischen Sitten. In Halle und Göttingen wurde die Deposition schon bei der Gründung (1694 bzw. 1734) nicht mehr in Betracht gezogen, in Erlangen kam sie bald nach der Gründung (1743) ab, in Königsberg 1717, in Leipzig um 1720, in Wittenberg 1733, in Erfurt um 1740, in Ingolstadt 1747. In Jena blieb nach der zu Anfang des 18. Jahrhunderts erfolgten Aufhebung der Deposition insofern ein Rest von ihr bestehen, als der „Depositor", wie dort der Oberpedell bis heute noch heißt, den neu ankommenden Studenten die von ihm verwahrten alten Depositionswerkzeuge zeigte und lehrhafte Deutungen daran knüpfte. Von diesen Werkzeugen waren 1743 noch ein Hörnerhut, ein Bacchantenzahn, ein „Paternoster monile" („dessen Anthuung zeiget, wie seltsam es lassen würde, wenn ein Mensch in solcher Pracht sich brüsten wollte"), ferner Beil, Hobel, Bohrer, Kamm, Scheere, Scheermesser und Seife vorhanden. Wohl die letzte nachweisbare Spur der Deposition fand sich 1774 im Tübinger Contubernium. A. F. Bök schrieb darüber: „Auch inscribieren hier (d. h. im Contubernium) die neu ankommenden Studenten und bezahlen etwas, wenn sie nicht schon auf einer anderen Universität gewesen, für die Deposition, deren Andenken nur bei den aus den Klosterschulen hierher beförderten Stipendiaten, ohne die geringste Vixation, durch Vorzeigung der vorhandenen Reste und Erteilung historischer Nachrichten von ihrem Ursprung und vormaligem Gebrauch, wie auch durch eine öffentliche Rede von dem ersten unter den Kandidaten der Magisterwürde in etwas erhalten wird." Die Depositionsgebühren kamen in Tübingen schon seit 1744 — wahrscheinlich dem Jahr der dortigen officiellen Abschaffung der Deposition — der Universitätsbibliothek zu gute.

Heutzutage erinnern nur noch einige sprachliche Ausdrücke und Redensarten an den alten Universitätsbrauch. So spricht man noch heute von „ungehobelten" und „ungeschliffenen" Menschen, und sagt, ein junger Mann habe sich „die Hörner abgestoßen" oder „abgelaufen".

Die Entstehung des Pennalismus.

In engem Zusammenhang mit der Deposition bildete sich seit dem 16. Jahrhundert die studentische Sitte des sogenannten Pennalismus aus, deren Anfänge gleichfalls an den französischen Universitäten des Mittelalters zu suchen sind, und die im Anschluß an den Nationalismus im 17. Jahrhundert zu voller Blüte gelangte. Den älteren Studenten behagte die Gewalt über den Neuling, wie die Deposition sie ihnen zum Teil einräumte, und die damit verbundenen materiellen Vorteile allzusehr, als daß sie nicht auf eine Verlängerung, ja eine Steigerung dieses Verhältnisses über die officielle Absolution hinaus bedacht gewesen wären. So verfielen sie naturgemäß darauf, die Neulinge mindestens das erste Studienjahr hindurch ihrerseits noch nicht als rechte und ebenbürtige Studenten anzuerkennen und sie während dieser Zeit auf alle mögliche Art zu tyrannisieren und auszubeuten. Verschärft wurde diese Neigung noch dadurch, daß sich um 1600 bei der Ausübung der Deposition verschiedene Mißbräuche einschlichen, welche sie bei den Studenten in Mißkredit brachten; es kam nämlich vor, daß gewissenlose Depositoren sich die Deposition abkaufen, ja daß ängstliche Eltern ihre Söhne schon als Kinder deponieren ließen, um ihnen die spätere Unbill zu ersparen. Der Leipziger Depositor z. B. ging damals häufig auf Reisen, um solche Kinderdepositionen vorzunehmen. Jedenfalls wurden die Wirkungen der Deposition auf die studentische Stellung des Neulings schon im Anfange des 17. Jahrhunderts von den Landsmannschaften nicht mehr anerkannt und ihrerseits der „Status" oder das „Pennaljahr" an deren Stelle gesetzt, das als eine Art fortgesetzter, aber noch viel gründlicherer Deposition gedacht war.

Der „Pennal".

Die gebräuchlichste Benennung, die der Neuling seitens seiner Landsleute erfuhr, war „Pennal" (pennalis), von der Schreibfeder (penna), die er in der Büchse an seinem Gürtel sorgsam mit sich herumtrug, um kein Wort des Lehrers zu verlieren; die erfinderische Fürsorge seiner Quälgeister hat ihm aber auch noch eine Menge anderer Namen gegeben. So hieß er „Quasimodogenitus" und „Neovistus", da er in der Deposition eine gewaltige Verwandlung durchgemacht hatte,

aus der er als Neugeborener oder Neubekehrter hervorgegangen war; ferner „Innocenz“ (da er noch als unschuldiges Kind zu betrachten war), „Rapschnabel“ (weil er gerne frech seinen gelben Schnabel aufthat), „Spulwurm“ (insofern er an der Universität vorläufig nur schmarotzte), „Feix“ (da er nur die Hefe, faex, der Studentenschaft war), und „studiosus occasionatus“ als ein Geschöpf, das die Natur nur in gelegentlicher schlimmer Laune zum Studenten machte. Andere Spottnamen der Pennäle waren: „Bacchanten“, „Haußhanen“, „Ölberger“, „Mutterkälber“, „Haußunken“, „Säuglinge“, „Offsky“, „Schieber“, „Imperfecti“; auch der volkstümliche alte Ausdruck „Halfpapen“ wurde im 17. Jahrhundert bezeichnender Weise auf sie angewandt. Die Entstehung des Namens „Füchse“ für die Neulinge gehört nach der allgemeinen Annahme in dieselbe Zeit; doch ist er vermutlich schon sehr viel älter und auf das niederdeutsche „foss“ zurückzuführen, das schon vor 1500 als Bezeichnung eines herangewachsenen Schülers belegt ist. Die Pennäle nannten dagegen ihre Peiniger „Schoristen“ (Scheerer), „Agierer“, „Agenten“, „Tribulierer“ (Quäler) oder „Pennalisierer“; unter sich selbst nannten sich die Schoristen „Absoluti“, „frische Kerls“, „fröhliche Purschen“, „freye, redliche, dapffere und hertzhaffte Studenten“.

Im ganzen galt der „Pennal“ den älteren Studenten wie der „Bean“ als ein „unvernünftiges Tier, das weder Maß noch Grenze seiner Ungeschliffenheit hat“. Welche Eigenschaften sie im einzelnen bei ihm voraussetzten, geht aus einer uns erhaltenen Schrift vom Jahre 1611 hervor; hier wird er als ein Haltfest (tenax), Geizkragen und gewinnsüchtiger Egoist, eitler Sichvordränger, verwöhnter Gourmet und verliebter Courschneider dargestellt, als frecher, hochmütiger und streitsüchtiger Patron, aber auch als furchtsamer Hase den Studenten gegenüber, als eingebildeter Pseudogelehrter und Siebengescheidter, als Schwätzer, Schlemmer und Trunkenbold. Mit dieser Fülle von Fehlern mußte er sich natürlicherweise glücklich schätzen, wenn sich die älteren Studenten überhaupt noch um seine Erziehung bekümmerten; das hinderte freilich nicht, daß die Landsmannschaften möglichst viele solcher Erziehungsobjekte in ihre Gewalt zu bringen suchten.

Der Pennalismus im 17. Jahrh.

An den Thoren der deutschen Universitätsstädte lungerten im 17. Jahrhundert um die Zeit, da die Neulinge anzurücken pflegten, ältere Studenten als „Auftreiber“ herum, die sich den meist unerfahrenen Ankömmlingen als freundliche Führer und Ratgeber, ja hinterlistiger Weise selbst als Warner aufdrängten und sich erboten, sie nach einem guten Gasthaus oder auf ihre Bude zu führen; gelang ihnen das, so waren ihre Opfer andern Tags Pennäle ihrer Landsmannschaft. War aber ein Neuling schon vorher gewarnt und dankte für die Begleitung, so eilte der „Auftreiber“ zu seinen im Trinkhause versammelten Landsleuten und meldete die Ankunft eines Neulings, der sich nicht bei seiner Nation melden wolle, worauf dann regelmäßig der Beschluß folgte, den jungen Herrn „dapffer zu agieren, zu schimpfieren und zu tribulieren“. Man zog nach 10 Uhr nachts in corpore vor die Wohnung des Ankömmlings, brüllte, plärrte, brummte, grunzte und blökte, beschimpfte ihn und seine Eltern und warf ihm die Fenster ein, während man schrie: „Heraus, du Pennal, du Feix, du Spulwurm!“ und ihn unter Flüchen zum Kampfe mit drei Landsleuten forderte. Natürlich getraute sich der Eingeschüchterte nicht vor die Thüre. Begegneten ihm aber die Landsleute tags darauf, so verhöhnten sie ihn, oder überfielen ihn auch und richteten ihn übel zu, und dieser Kriegszustand währte so lange, bis der Geächtete sich entschloß, als Pennal in ihre Verbindung zu treten. Oft genug freilich waren auch nicht einmal „Auftreiber“ nötig, um den Neuling zum Pennal zu machen, oft suchte er gleich nach der Ankunft sehr selbstbewußt seine Landsleute auf, ließ sich von ihnen im Triumphe auf den Burgkeller führen und bezahlte dort als nobler Mann die Zeche für sie, ließ auch wohl für die Gesellschaft eins aufspielen, so daß in dieser ersten Nacht schon fast seine ganze Baarschaft draufging. Am andern Tage mieteten ihm die Landsleute eine Wohnung und rückten wieder in corpore an, um seine Bude „einzuweihen“, wobei er den „Introitus“, Hering und Wein, geben mußte; schon jetzt pflegten sie allmählich andere Saiten aufzuziehen, sie hießen

schwung des Mittelschulwesens im 18. Jahrhundert und … ihn an, schmähten
studentischen Sitten. In Halle und Göttingen wurde d… rfen ihn zu Boden
Gründung (1694 bzw. 1734) nicht mehr in Betracht ge… auf denen sie
bald nach der Gründung (1743) ab, in Königsberg … Gläser ausspülen,
Wittenberg 1733, in Erfurt um 1740, in Ingolsta… ie ihm zumuteten.
der zu Anfang des 18. Jahrhunderts erfolgten Aufh… den Depositor be-
Rest von ihr bestehen, als der „Depositor", wie d… die Erpressungen
heißt, den neu ankommenden Studenten die von … Gelage und
werkzeuge zeigte und lehrhafte Deutungen dar… müßte, und auch
waren 1743 noch ein Hörnerhut, ein Bacchan… ten in ihrem
(„dessen Anthuung zeiget, wie seltsam es …
Pracht sich brüsten wollte"), ferner Beil, H…
und Seife vorhanden. Wohl die letzte …
1774 im Tübinger Contubernium. A…
hier (d. h. im Contubernium) die neu…
wenn sie nicht schon auf einer andere…
Andenken nur bei den aus den Klo…
die geringste Divexation, durch D…
historischer Nachrichten von ihrem …
durch eine öffentliche Rede von …
in etwas erhalten wird." Di…
1744 — wahrscheinlich dem …
— der Universitätsbibliothek …

Heutzutage erinn…
an den alten Universitä…
und „ungeschliffenen" M…
abgestoßen" oder „ab…

Die Entstehung des Pennalismus.

In engem …
hundert die studen…
gleichfalls an den …
im Anschluß an …
Den älteren St…
ihnen zum T…
als daß sie …
die officiell…
darauf, …
als …
alle …
noch …
brän…



Studentisches Ballspiel.
(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum.)

… um sich dabei gleichfalls einen guten Tag zu machen. Hatten die
… der Bewirtung des Pennals irgend etwas auszusetzen, so fielen sie
… schändeten ihm Haar und Bart, stießen und schlugen ihn blutig; ja
… daß Pennale an den erhaltenen Verletzungen starben oder in Verzweif-
…mord begingen. Auch von seinen Kleidungsstücken und Einrichtungsgegen-
… mußte der Pennal, der nach der Anschauung der Studenten kein Eigentums-
… besaß, alles hergeben, was diese begehrten; blieb ihm selbst nur ein durchlöcherter
…, ein verlumpter Rock, zerrissene Hosen und ein Paar schleppende Pantoffeln statt
der Schuhe, so galt er als wohl versorgt. Er mußte den Abschreiber, Aufwärter,
…gänger und Schuldeneintreiber machen, daneben war er der wirkliche Bediente
seines Leibburschen, putzte ihm Schuhe und Kleider, besorgte ihm den Tisch, folgte
ihm auf seinen Spaziergängen als demütiger Trabant, trug ihm den Raufdegen und
in der Tasche Geld und Spielkarten nach, schaffte den Betrunkenen nach Hause und
pflegte den Kranken. Trat sein gestrenger Herr zu ihm heran, so mußte er eine tiefe

…erenz machen, und unterhielt sich der Pennal gerade mit einem hübschen Mädchen, …ßte er dem Studenten ohne weiteres seinen Platz bei der Schönen abtreten. …rechen durfte er überhaupt niemals, denn er war „ein Tier, das nicht Recht, …cht hat". Natürlich war er auch nicht satisfaktionsfähig; er durfte auch …eines Herrn nicht den Degen, sondern nur die Rute führen. Machte er … den Studenten nicht schnell genug Platz, so tauchten sie ihn in den …n.

…inzige tröstliche Aussicht, daß ja nach einem Jahr alles zu Ende …nnal zu betrügen. Dann zogen die Schoristen gewöhnlich noch …welche die Pennäle ihrer Tyrannis entzogen, und verlängerten …nächst um sechs Wochen, sechs Tage, sechs Stunden und sechs



Musica deliciæ nostræ; sed suavior illa est,
Cantitet in juvenum si quoque Virgo choro.
I P C

Der Music die best Zeyt gebrist,
Wa die zart weiblich stim nicht ist.

Musicierende Studenten.
(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum.)

Minuten; aber auch nach Ablauf dieser Zuschlagsfrist konnte der Pennal noch nicht bestimmt das Ende erwarten, denn galt er dann noch nicht als „genügend bewährt", so wurde der Schlußtermin noch weiter hinausgeschoben.

War nun das böse Jahr samt seinen Verlängerungen für den Pennal vorüber, so mußte er bei allen Mitgliedern der Landsmannschaft umhergehen und demütig um seine Absolution bitten, unter gleichzeitiger Einladung zu einem Abschiedsschmause. Die Landsmannschaft trat zusammen und gewährte die Bitte, wenn nichts Besonderes mehr gegen den Pennal vorlag. Bei seinem Abschiedsschmause kam er aber noch einmal gründlich ins Fegefeuer; alle seine Sünden und Mängel wurden ihm nochmals vorgehalten und ihm die schwersten Bußen dafür auferlegt; er mußte unter den Tisch kriechen, wurde gepufft, gestoßen und an den Haaren gezerrt, während er den Bierkellner machte; auch mußte er seinen eigenen Durst mit einem Gemengsel von Bier, zerschnittenen Nesteln, Lichtöseln, Tinte, Senf und ranziger Butter, seinen Hunger mit einem Gericht von Wurst, Brot, zerstoßenen Ziegelsteinen,

ihn borgen gehen, wenn sein Geld zu Ende war, sie herrschten ihn an, schmähten und mißhandelten ihn, wenn sie mit ihm unzufrieden waren, warfen ihn zu Boden und traten ihn mit Füßen. Er mußte unter den Bänken hocken, auf denen sie saßen und sichs wohl sein ließen, er mußte ihnen die Krüge und Gläser ausspülen, einschenken und zutragen, und durfte nicht muckſen bei allem, was sie ihm zumuteten. Gewöhnlich besaß er schon jetzt nicht mehr so viel, um als Bean den Depositor bezahlen zu können, und doch war dies nur der Anfang seiner Not; die Erpressungen wurden von Woche zu Woche ärger, man forderte ihn kategorisch auf, Gelage und Schmäuse zu geben, so daß er nach Hause um Zuschuß schreiben mußte, und auch die Professoren ließen gelegentlich solche Pennalschmäuse auf seine Kosten in ihrem



Retia dum pilulam faciunt hinc inde volantem, Exercet iuuenis corpus, et ingenium
Nam pila restaurat malesano in corpore vires, Torpet at assiduis obruta mens studijs

Studentisches Ballspiel.
(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum.)

Hause stattfinden, um sich dabei gleichfalls einen guten Tag zu machen. Hatten die Landsleute an der Bewirtung des Pennals irgend etwas auszusetzen, so fielen sie über ihn her, schändeten ihm Haar und Bart, stießen und schlugen ihn blutig; ja es kam vor, daß Pennale an den erhaltenen Verletzungen starben oder in Verzweiflung Selbstmord begingen. Auch von seinen Kleidungsstücken und Einrichtungsgegenständen mußte der Pennal, der nach der Anschauung der Studenten kein Eigentumsrecht besaß, alles hergeben, was diese begehrten; blieb ihm selbst nur ein durchlöcherter Hut, ein zerlumpter Rock, zerrissene Hosen und ein Paar schleppende Pantoffeln statt der Schuhe, so galt er als wohl versorgt. Er mußte den Abschreiber, Aufwärter, Botengänger und Schuldeneintreiber machen, daneben war er der wirkliche Bediente seines Leibburschen, putzte ihm Schuhe und Kleider, besorgte ihm den Tisch, folgte ihm auf seinen Spaziergängen als demütiger Trabant, trug ihm den Raufdegen und in der Tasche Geld und Spielkarten nach, schaffte den Betrunkenen nach Hause und pflegte den Kranken. Trat sein gestrenger Herr zu ihm heran, so mußte er eine tiefe

Reverenz machen, und unterhielt sich der Pennal gerade mit einem hübschen Mädchen, so mußte er dem Studenten ohne weiteres seinen Platz bei der Schönen abtreten. Widersprechen durfte er überhaupt niemals, denn er war „ein Tier, das nicht Recht, nicht Unrecht hat". Natürlich war er auch nicht satisfaktionsfähig; er durfte auch im Dienste seines Herrn nicht den Degen, sondern nur die Rute führen. Machte er auf der Straße den Studenten nicht schnell genug Platz, so tauchten sie ihn in den nächsten Brunnen.

Auch die einzige tröstliche Aussicht, daß ja nach einem Jahr alles zu Ende wäre, pflegte den Pennal zu betrügen. Dann zogen die Schoristen gewöhnlich noch die Ferien in Betracht, welche die Pennäle ihrer Tyrannis entzogen, und verlängerten daher das Pennaljahr zunächst um sechs Wochen, sechs Tage, sechs Stunden und sechs



Musica delicia nostra, sed suavior illa est,
Cantitet in juvenum si quoq; virgo choro.
I P C

Der Music die best seyt gebrist,
Wa die zart weiblich stim nicht ist.

Musicierende Studenten.
(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum.)

Minuten; aber auch nach Ablauf dieser Zuschlagsfrist konnte der Pennal noch nicht bestimmt das Ende erwarten, denn galt er dann noch nicht als „genügend bewährt", so wurde der Schlußtermin noch weiter hinausgeschoben.

War nun das böse Jahr samt seinen Verlängerungen für den Pennal vorüber, so mußte er bei allen Mitgliedern der Landsmannschaft umhergehen und demütig um seine Absolution bitten, unter gleichzeitiger Einladung zu einem Abschiedsschmause. Die Landsmannschaft trat zusammen und gewährte die Bitte, wenn nichts Besonderes mehr gegen den Pennal vorlag. Bei seinem Abschiedsschmause kam er aber noch einmal gründlich ins Fegefeuer; alle seine Sünden und Mängel wurden ihm nochmals vorgehalten und ihm die schwersten Bußen dafür auferlegt; er mußte unter den Tisch kriechen, wurde gepufft, gestoßen und an den Haaren gezerrt, während er den Bierkellner machte; auch mußte er seinen eigenen Durst mit einem Gemengsel von Bier, zerschnittenen Nesteln, Lichtöseln, Tinte, Senf und ranziger Butter, seinen Hunger mit einem Gericht von Wurst, Brot, zerstoßenen Ziegelsteinen,

[illegible] wohl einem Studenten eine Weile [illegible] die „Bacchusmesse" anstimmten, oder das

[illegible] Pennäler hergezogen,
[illegible] ausgeflogen
[illegible] Saufe gesogen
[illegible] u. s. f.

[illegible] scheidenden Pennal, über seine Sünden eine regel[illegible] und sich selbst zu verurteilen. Endlich mußte er feierlich [illegible] andere Pennäle gerade so zu agieren und zu tribulieren, [illegible] worden war, und erhielt dann nach Abscheerung [illegible] und Umbindung des Degens „im Namen der heiligen [illegible], die ihn den Studenten aller deutschen Hochschulen [illegible] bedeutenden Kosten des Absolutionsschmauses fielen natür[illegible]

[illegible] der Universitätsbehörden gegen den Pennalismus begann schon [illegible] seinem Entstehen; von 1610 ab wurden, namentlich in Jena und [illegible] Verbote gegen ihn erlassen, worin er „der pestartige Brand und [illegible] deutschen Hochschulen genannt wurde. Gleichzeitig wurden die Landsmann[illegible], um das Übel bei der Wurzel zu fassen: die bloße Anmeldung bei [illegible] sollte mit Relegation bestraft und jedem Neuling der Eid abgenommen [illegible] daß er keiner Verbindung beitreten wolle. Aber die Wirkung dieses Eides [illegible] gewöhnlich dadurch umgangen, daß man sich schon vor der Eidesleistung in [illegible] aufnehmen ließ; die Pennäle selbst wollten meist gar nicht von ihrem [illegible] befreit sein, weil sie darauf brannten, ein Jahr später ihrerseits die jungen [illegible] ausbeuten zu können. Dennoch machte die Bekämpfung des Pennalismus [illegible] Fortschritte; seit 1638 suchte die Wittenberger Hochschule eine Einigung der Universitäten gegen ihn zustande zu bringen, und bald war ein Bund von acht Hochschulen geschaffen, der nun systematisch vorging und der Unsitte in den sechziger Jahren ein Ende machte. In Rostock mußten die Nationen 1662 ihre Bücher, Laden und Siegel abliefern, und an den übrigen Universitäten wurde wohl ebenso verfahren.

Deposition und Pennalismus waren die Hauptübel, woran das Studentenleben bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus krankte, aber sie waren nicht die einzigen Schäden; auch hatten sie eine Menge schlimmer Auswüchse und Eigenschaften im Gefolge, die mit der Beseitigung jener keineswegs verschwanden. Unter den typischen Eigenschaften, die den Burschen, den vollberechtigten Studenten des 17. Jahrhunderts auszeichneten, stand obenan ein unbändiges, bis zu maßloser Einbildung gesteigertes Selbstbewußtsein. Wurde er doch von allen Seiten verwöhnt: die Fürsten waren stolz auf ihre Universitäten, die Bürger verzogen und fürchteten den Studenten, er war frei von ihrer Gerichtsbarkeit, und um die akademische Rechtsprechung brauchte ihm nicht bange zu sein, da die Professoren selbst aus Gewinnsucht um seine Gunst buhlten; Pennäle, Famuli und Pedelle waren seines Winkes
Tracht. gewärtig. Ferner machte die unsichere und verworrene Zeit des dreißigjährigen Krieges den Studenten wehrhaft und trotzig und stets zum Herausfordern bereit; er mußte jetzt reiten und fahren, mit Hieb- und Stichwaffen umgehen können und unterschied sich vom Soldaten nur durch sein anspruchsvolleres Auftreten und durch die feinere Tracht, in der er dem Edelmann nacheiferte. Letzteres war um so begreiflicher, als jetzt auch der Adel seine Söhne zahlreich auf die Universitäten schickte, wo sie dann aber dank fürstlicher Reskripte in einer Ausnahmestellung abseits standen und, statt einer Landsmannschaft beizutreten, selbst besondere, freilich sehr kurzlebige Vereinigungen gründeten, wie die „Gesellschaft der Kavallierer". Trat der nach ihrem Muster herausstaffierte bürgerliche Student à la mode, oder wie man ihn damals nannte, der „alamodische Student" in vollem Putze aus seiner jetzt „Museum" ge-

nannten Wohnung hervor, so trug er gewöhnlich weiße Stutzerstiefel, deren Stulpen die Waden zeigten, mit großen vergoldeten Junkersporen, weite Pumphosen, mitunter von kostbarem Corduanleder, ein feinzerschnittenes und wieder geheftetes Wams, darüber ein „stradiotisches“ Soldatenkoller, eine goldgelbe Schärpe und einen kurzen, wertvollen Kaufmannskragen; auf dem langen Haar saß ein breitkrämpiger Hut mit wallender Feder, der Bart war nach spanischer Art spitz geschnitten. Im Munde trug der Student die Tabackspfeife, die der Krieg ins Land gebracht hatte, an der Seite einen Edelmannsdegen, in der Hand Stock und Spitzhammer. Die Pfeife und der Stock pflegten ihn überall hin zu begleiten, auch in die Vorlesungen. Von Spielen liebte er außer den schon anläßlich der Schilderung des Pennalismus erwähnten Karten namentlich Ballspiele, wie der umstehende Holzschnitt eines veranschaulicht.

Das „Museum“ des Studenten.

Das „Museum“ des Studenten war heilig und unverletzlich; „Musaea studiosorum sunt sacra“, hatte ein kaiserlicher Brief erklärt. Wurde dem Studenten irgend eine Nachbarschaft unbequem, so konnte er ohne weiteres deren Abzug erzwingen; andererseits durfte ihm, wenn er Wohnung suchte, kein leerstehendes Zimmer verweigert werden, und der Mietpreis war durch Taxation — 30 Gulden jährlich und 8 Groschen für Kost wöchentlich — vorherbestimmt, so daß er nicht überfordert werden konnte; zudem durfte er dafür auch auf weitgehenden Kredit rechnen, und brannte er schließlich seinen Gläubigern mit Hinterlassung seiner Bücher durch, so durften sie ihm die letzteren doch nicht beschlagnahmen.

Vorlesungen.

Geringe Achtung vor den Professoren.

Von den Vorlesungen hörte der alamodische Student am liebsten die unentgeltlichen Publika; da aber diese bei den schlechten Zeiten immer rarer wurden, mußte er wohl oder übel auch einige Privata bezahlen, und zwar voraus, denn die Professoren kannten ihre Leute. Er suchte dann so viele einzelne Brocken aufzuschnappen, als ihm zum äußeren Anschein eines Gelehrten notwendig erschienen. Die alte Ehrfurcht vor den Professoren war vorüber, und zwar, wie wir sehen werden, nicht ohne gute Gründe; trieben sich doch auch die Professorentöchter damals auf den Stuben der Studenten herum und knüpften Liebschaften mit diesen an, ohne die Konkurrenz öffentlicher Dirnen zu scheuen. Mindestens ebenso wichtig wie die Professoren nahm der Student seine leiblichen Versorger, die er infolgedessen „Bierprofessor“, „Brotprofessor“, „Küchenprofessor“ titulierte, auch redete er mit Vorliebe den Aufwärter mit „Magister“ an.

Verhältnis zu den Bürgern.

Übermütige Streiche der Studenten.

Die Bürger standen in seinen Augen noch tiefer als die Pennäle, und zwar ebenso tief unter ihnen, wie diese unter den ehrlichen Studenten; er nannte sie „Schmutzo“, „Peche“ oder „Bären“, ihre Weiber „alte Hummeln“, ihre Töchter — freilich zum Teil wieder aus Erfahrung — „leichtfertige Säcke“; sie mußten ihn „Edler“ oder „Junker“ titulieren, sich von ihm verhöhnen, mit Steinen werfen und mit dem Blasrohr ins Fenster schießen lassen; wagten sie sich in sein „Museum“, so jagte er sie mit blankem Degen hinaus. Ihre Töchter freilich waren ihm als Geliebte gut genug, ja er ließ sich gelegentlich so weit herab, einer Bürgerstochter auf der „Schusterzither“, d. h. mit Gesang, ein Ständchen zu bringen, sie mit „taffeten Schurztüchern“ und Ringen oder einem neuen Pelz zu beschenken. Suchte dann die Schöne ihr Heil dennoch bei einem Bürgerssohn, so überfiel er mit seinen Freunden den Nebenbuhler in einsamer Gasse und richtete ihn jämmerlich zu. Überhaupt ärgerte er sich über jede bürgerliche Festlichkeit in der Stadt wie über eine Anmaßung; er stellte sich an die Kirchenthür, oft in lächerlicher Vermummung, und verspottete die Brautleute, er drang in größerer Schar unerwartet in das hochzeitliche Haus, nahm das Mahl in Beschlag, prügelte und verwundete die Hochzeitsgesellschaft. Den Studenten dieser Zeit galt überhaupt nichts heilig. So ließen sie einmal einem Toten, der an ihrer Kneipe vorbeigetragen wurde, unter Halloh ein lustiges Feldstückchen mit Trompeten aufblasen; auch störten sie die Leichenbegängnisse oft mit „gruntzen, pfeiffen, gröltzen, ruffen und thönen“. In der Kirche teilten sie während des Gottesdienstes Maulschellen und Nasenstüber an die Pennäle aus, lärmten, lachten, murmelten oder zankten laut. In den Dörfern der Umgebung drangen sie auch oft auf die Kanzel, über-

schwatzten den Pfarrer oder predigten selbst im Rausche und brachten die Bauern damit zum Lachen, oder sie schlichen sich als Beichtvater in den Beichtstuhl und gaben den arglosen Weibern und Mädchen unflätige Bußen auf. Einmal legten sie auch einen Hering in einen leeren Sarg und ließen ihn als einen verstorbenen Landsmann kirchlich zu Grabe tragen. Jeder Bauer, der seine Waaren zur Stadt fuhr, mußte besorgen, daß eine Rotte Studenten ihm Butter, Eier, Hühner und Gänse wegnahm; ebensowenig waren die Insassen eines vornehmen Reisewagens in der Nähe einer Universitätsstadt vor Belästigung und Beschimpfung sicher.

Trinksitten. Wie die Trinklust damals von allen Klassen Besitz ergriffen hatte, so spielte sie auch bei den Studenten jener Zeit eine große Rolle; ihr waren namentlich die Abend- und ersten Nachtstunden geweiht. Eine Menge phantastischer, aber auch



Der Bote bringt Geld.
(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum.)

sinnvoller Regeln und Bräuche kamen dafür auf und gaben den studentischen Trinkgelagen einen poetischen Reiz, der gelegentlich durch die unerschrockene Teilnahme ehrbarer Mädchen noch erhöht wurde. Man gebrauchte allerlei wertvolle Trinkgefäße, namentlich zur Ehrung männlicher Gäste; da war z. B. das „poculum gratulatorium" oder der „Willkomm", das große Glas auf dem Simse, das „dem neuen Gaste offeriert wird, der sich gleichsam darüber entsetzet und wegen der greulichen, ungeheuren Last erblasset"; ferner das „römische Reich", „dessen Kraft und Gewalt so groß und mächtig ist, daß es wohl auch dem allerstärksten Herkulem oder Sauff-Ritter dürffte ein Bein stellen und wider Gottes Boden darnieder werffen". Auch trank man wohl aus einer Speiseschüssel, einem Filzhut oder wie der Rodensteiner aus einem Stiefel, oder man trieb noch komplicierteren Trinkulk, wie z. B. von „jenem Saukuntschel" berichtet wird, daß er „sechs gantze Simonisfische oder gesalzene Bauernkarpffen (Heringe) in die Kanne geworffen, um sie zugleich mit dem Bier gar meisterlich auszutrinken". Bier war nämlich der gewöhnliche „Stoff" der studentischen Gelage; es gab damals schon eine Fülle verschiedener Sorten, deren

Eigenart und Wirkung feinfühlig und mit Wichtigkeit unterschieden wurde. Das Wittenberger Bier hieß „Guckuck" und war „ein greuliches Getränk", doch noch lange nicht so schlimm wie „das Leipziger gekräuterte, Bauch zerreißende Rastrum". Das Hamburger Bier wurde dagegen als nährend und blutreinigend gelobt, ebenso das „Puff" von Halle und das westfälische „Keut", doch waren die beiden letzteren Biere „so dünn, daß sich einem der Magen dabei umdreht". Der Brandenburger „alte Klaus" machte faul. „Mit Recht berühmt" war Braunschweiger „Mumme", auch das starke Güstrower „Knisenack" war eine weite Reise wert. „Tückisch und gefährlich" wirkten Boizenburger „Bit den Kirl" und Kyritzer „Mord und Dodschlag", Hannoverscher „Broyhan" erhebend, Wernigeroder „Lumpenbier" niederdrückend; Eimbecker Bier war „gesund und gut gegen Fieber". Als sehr empfehlenswert galten auch „Englisch Bier", „Serwester" und „Torger". In Jena trank man



Ständchen vermummter Studenten.
(Aus: Academia seu Speculum vitae scholasticae. Arnhemi 1612.)

damals außer dem „Stadtbier" und dem „Rosenbier" vorzugsweise „Orlamünder", „Köstritzer", „Neustädter", „Naumburger", wohl auch das berühmte „Zerbster" Bier. Die Krone aller Biere aber war der Rostocker „Zyth". Man sieht: an Abwechslung war schon damals kein Mangel. Oft wurde bei solchen Trinkgelagen den Gästen Brüderschaft angetragen, und zwar geschah das etwa in folgendem Dialog: A. „Wenn ich dem Herrn nicht zu jung oder zu geringe wäre, wollte ich ihm eines auf gute Kundschaft und Brüderschaft bringen". B. „Trink her in Gottes Namen, es soll mir sehr lieb sein". A. (nachdem er ausgetrunken und das neugefüllte Trinkgefäß dem B. zugeschoben) „Mein Name heißt A., ich will thun, was dir lieb ist, und lassen, was dir leid ist". B. „Und eben desgleichen will ich auch thun". Hierauf schwiegen die beiden feierlich eine Weile, baten dann, daß die Brüderschaft durch öfteres Besuchen bestätigt werden möge, und banden sich zum bleibenden Zeichen der Verbrüderung gegenseitig einen Nestel von ihrer Hose an das Wams. An das Brüderschafttrinken der Einzelnen schloß sich dann das Gesundheitzutrinken Aller nach der Ordnung, wobei immer ex getrunken werden mußte, und zwar trank ein rechter

Student die Ganzen als „floricos“, d. h. er umschloß mit weit geöffnetem Munde möglichst den ganzen Rand des Glases, um dann dessen Inhalt auf einmal hinabzustürzen, so daß sich im Glase die Schaumbläschen, „flores“, zeigten. Besondere Trinkkünstler tranken wohl auch auf der Bank stehend unter einem Bein hindurch, oder sie legten sich auf den Boden und ließen sich das Bier durch einen Trichter einschütten. Oder man veranstaltete ein Trinkspiel, wie das „Königsspiel“, wobei die Tafelrunde einem besonders trinkfesten Studenten als ihrem „König“ gehorchen mußte, oder das „Kriegsspiel“, das in Anlehnung an die Zeitereignisse „Kaiserliche“ und „Schweden“ mit schwerem Geschütz, d. h. mit Gläsern und Kannen gegen



Nächtliche Tumultscene in Straßburg.
(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum.)

einander ins Treffen führte. Nebenbei gab es auch Wettkämpfe im Rauchen; so wurde z. B., wer es bei einem Gelage auf 50 Pfeifen brachte, zum „Magister“, wer 80 ausrauchen konnte, zum „Licentiaten“, und wer gar 100 bewältigte, zum „Doktor“ der Tabackswissenschaft promoviert.

Nächtliche Tumulte. Waren die Studenten in später Nacht des Trinkens satt geworden, so zogen sie in Gruppen durch die Straßen und störten nach Kräften die Nachtruhe der Bürger, warfen ihnen die Fenster ein, lärmten, sangen Ständchen, brachten einem mißliebigen Professor ein Pereat oder griffen die friedlich vorübergehenden Bürger und die Stadtwächter, die es wagten sie zur Ruhe zu mahnen, mit dem Degen an. Solche Händel fielen oft für beide Teile sehr blutig aus; es blieb dabei nicht selten ein Toter am Platze. Das Leichenbegängnis eines von einem Bürger erschlagenen rauflustigen Studenten, wobei der Pfarrer über den Bibeltext „Philister über dir, Simson!“ sprach, soll die erste Anregung zu dem studentischen Ausdruck „Philister“ gegeben haben.

Unter den Studenten bestand damals ein scharfer Gegensatz zwischen den „Professorenburschen", die an dem von einem Professor in seinem Hause eingerichteten Mittagstische speisten, und den „Konviktoristen", während die bei Bürgern speisenden Durchschnittsstudenten als „Bürgerburschen" zwischen beiden in der Mitte standen. In den meisten Universitätsstädten waren nämlich als schwache Nachbilder der ehemaligen Kollegien sogenannte Konviktorien gestiftet worden, wo unbemittelte Studenten gegen eine ganz geringe Vergütung gemeinsam speisten. Viele arme, aber noch mehr heruntergekommene Studiosen fanden sich hier zusammen, von der studentischen Spottlust „Kaldaunenschlucker" geschmäht, darunter die rohesten Schoristen und die lüderlichsten Tagediebe der Universität, wiewohl die Hausordnung Gebete und fromme Vorlesungen bei Tische vorschrieb. Das Essen in den Konviktorien war oft so schlecht, daß die ergrimmten Gäste mit Stöcken und Degen über den gewinnsüchtigen

Professorenburschen und Konviktoristen.



Nächtlicher Kampf zwischen Studenten und der Stadtwache.
(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum.)

Wirt herfielen und ihm den Hausrat auf die Gasse warfen. An jedem Tische des Konviktoriums saßen zwölf Genossen; schied einer von ihnen aus und wurde ein neuer Student eingereiht, so mußte dieser den elf anderen ein Trinkgelage oder eine Geldsumme zahlen, um als „membrum mensae" angesehen zu werden; vergebens schritten die Universitätsbehörden gegen diese Erpressung ein, denn wer sie sich nicht gefallen ließ, wurde von seinen Tischgenossen als Pennal behandelt. Bei den Konviktoristen oder, wie sie auch hießen, „Kommunitätern" als den Proletariern der Studentenschaft bildete sich nun ganz von selbst eine heftige Abneigung gegen die reichen Professorenburschen heraus, die zur Wonne ihres Kostgebers das sechs- und achtfache für den Mittagstisch bezahlten, auf dem Kirchenchor die vordersten Sitze einnehmen und bei allen Disputationen zunächst am Katheder stehen wollten, auch den Universitätsfechtmeister für sich allein beanspruchten, sich von den Konviktoristen zuerst grüßen ließen, ohne zu danken, und sogar für ihre Hunde, deren Halsbänder

…Hund) trugen, besondere Hochachtung … Händeln zwischen beiden Parteien, wobei die … während ihre Jungen (famuli) mit Steinen warfen. … Vorteils eingedenk, stets zu ihren Pensionären, … Gelage im Professorenhause Gelegenheit zu … auch zu Neujahr und anläßlich der Geburtstage, … regelmäßig die Frau Professorin, die Kinder und die Magd … So gerieten die Professoren oft in die allerbedenklichste … wohlhabenden Studenten; sie ließen sich auch zu den National- … machten dort den größten Unfug mit, schrieen, blökten und



Cornelius, der Typus eines verbummelten Studenten.
(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum.)

tanzten mit ihren Schülern um die Wette, was sich besonders lächerlich bei den langröckigen Theologen ausgenommen haben soll.

Verfall der Studienordnung. Die Dauer des Studiums war wohl zu keiner Zeit so verschieden wie damals. Es gab im 17. Jahrhundert Leute in Amt und Würden, die nur ein halbes Jahr Student gewesen waren; die Wechselfälle des Krieges lösten auch in dieser Hinsicht alle festere Ordnung auf. Nicht minder im Argen lagen die Examina, von deren lächerlicher Handhabung drastische Anekdoten erzählen. Mancher Student streifte halbe Semester lang vagierend durchs Land, mancher besuchte in einem Jahre drei Hochschulen; sehr oft wurden nicht einmal Abgangszeugnisse verlangt. *Verunglückte Studenten.* Machten einem Studenten schlechte Streiche das Verweilen an der Universität wie die Rückkehr zu seinen Eltern unmöglich, was damals keine Seltenheit war, so wurde der „Cornelius“ — mit diesem Gattungsnamen pflegte man einen solchen verbummelten Studenten zu bezeichnen — Soldat, und zwar einer der zügellosesten, bis er irgendwo vom Feinde erschlagen, von einer Krankheit dahingerafft oder von ergrimmten Bauern zu Tode gemartert wurde. Andere verunglückte Studenten jener Zeit wohnten auch

wohl als arme Landschulmeister oder Glöckner in elenden Baracken, wieder andere sanken zu Gauklern, Taschenspielern, ja Straßenräubern herab, zogen als Wetzsteinhändler, Höker und Kärrner von Dorf zu Dorf, oder sie fristeten ihr Leben als Flurschützen und Schäferknechte. Doch gab es auch in jener für den deutschen Studenten gefährlichsten Zeit starke und besonnene Charaktere, die es allen Versuchungen und Schwierigkeiten zum Trotz auf der Hochschule zu tüchtigen Kenntnissen brachten und in ehrlicher Arbeit die akademischen Grade erwarben. Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß die Quellen, denen wir die breite Schilderung der damaligen Unsitten verdanken, vielfach von dem moralischen Übereifer der Reformschriftsteller, auch wohl von der Schwarzseherei eines grämlichen Pedanten diktiert sind; auch das 17. Jahrhundert kann den Satz nicht aufheben — wenn es ihn auch vielleicht in etwas einschränkt —, daß zu allen Zeiten auf deutschen Universitäten sehr viel gelehrt und auch sehr viel gelernt worden ist.

In den aus dem 17. Jahrhundert erhaltenen Studentenstammbüchern herrschen noch immer lateinische Denksprüche vor, doch treten jetzt derbkräftige deutsche Sprüche häufiger auf, wie Studentenstammbücher des 17. Jhdts.

„Frisch und fröhlich daran,
Was man nicht umbgehen kann" (1624);

der soldatische, waffenfrohe Geist jener Zeit spiegelt sich auch hier wieder, in Versen wie dem als Motto diesem Zeitabschnitt vorangestellten, oder in dem folgenden:

„Die Feder und der Degen
Gelten allerwegen" (1669).

Dazwischen mischen sich jetzt auch bezeichnender Weise französische Sinnsprüche, z. B.:

„Bon courage amoindrit le dommage" (1624);

oder

„Bien est sauvé qui Dieu garde" (1638).

Alle bisher geschilderten Eigentümlichkeiten des studentischen Lebens erhielten sich im wesentlichen bis in die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, nur gewannen auch hier gegen Ende der Periode die höfischen Sitten und Umgangsformen immer mehr Einfluß.





Das fridericianische Zeitalter.

Wer kommt von Halle mit gesundem Leib,
Und von Leipzig ohne Weib,
Und von Jena ungeschlagen:
Der hat von großem Glück zu sagen.

Studentenspruch d. 18. Jahrhdts.

Aufklärung und religiöse Empfindsamkeit.

Mit der Thronbesteigung *Friedrichs des Großen* 1740 begann für die deutschen Universitäten ein neues Zeitalter. Der Rationalismus wurde jetzt zur „*Aufklärung*", und der Pietismus machte einer ästhetisch-religiösen *Empfindsamkeit* Platz. An die Spitze der Aufklärung trat als beherrschender Geist und Agitator *Voltaire*. Gleichzeitig erfuhr das Verhältnis zum Altertum eine neue Wendung; mit dem begeisterten und begeisternden *Winckelmann* kam die *neuhumanistische Bewegung* auf, die ihre ganze Liebe der Schönheit des griechischen Altertums zuwandte, und in freiem, die eigene Volksart nicht verleugnendem Anschluß an sie strebte die schon durch *Klopstock* mündig gewordene neue deutsche Dichtung unter *Lessings* und *Herders* Führung kraftvoll empor, um dann in *Goethes* und *Schillers* Meisterwerken ihre reifsten Früchte zu zeitigen. Der Befreiungskampf der deutschen Nation gegen die romanische Bevormundung begann, zunächst auf geistigem und künstlerischem Gebiete, und es war nur natürlich, daß sie dabei die schöpferisch ursprünglichen Geister der altgriechischen und der stammverwandten englischen Poesie und Philosophie als Bundesgenossen gegen die romanischen Nachahmer und Verfälscher ins Treffen führte. Eifrigst beschäftigte man sich jetzt wieder mit Homer und der Volks- und Naturpoesie aller Nationen.

Der Neuhumanismus.

Emancipation des Deutschtums.

Göttingen 1734.

Von den deutschen Hochschulen war die im Jahre 1734 gegründete *Göttinger Universität* die erste, die sich dem neuen Geistesleben eröffnete. Die alte, früher so hervorragende braunschweigische Universität Helmstedt hatte durch die allzubenachbarten Hochschulen von Halle und Kiel ihre Bedeutung verloren; zudem mußte es der erfolgreichen jüngeren Linie des Hauses Braunschweig nach Erwerbung der britischen Krone als Ehrensache erscheinen, eine eigene Universität zu besitzen, und das gespannte Verhältnis Georgs II. zu Friedrich Wilhelm I. konnte die Gründung nur beschleunigen. Als Vorbild für die neue Universität diente im allgemeinen Halle; doch trat an Stelle des Pietismus die Richtung auf allgemeine Bildung, und zwar bald in neuhumanistischem Sinne. Der eigentliche Vorkämpfer des Neuhumanismus an der Göttinger Hochschule war *Gesner*, der 1710—1715 in Jena studiert hatte und seit 1730 Rektor der Thomasschule in Leipzig gewesen war; er vertrat die Anschauung, man müsse

die Litteratur der Alten studieren, um sie zu genießen, Urteil und Geschmack an ihnen zu bilden, und sich so zu eigener und selbständiger Produktion in den Wissenschaften und Künsten vorzubereiten.

Nächst Göttingen hatten in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Halle. Halle und Leipzig die Führung im deutschen Universitätsleben. In Halle dehnte Christian von Wolf, der 1706 als Mathematikprofessor dorthin gekommen war, seine Vorlesungen bald auf alle philosophischen Wissenschaften aus; erst seine Philosophie, die sich gegen allen Autoritätsglauben wandte und als Wahrheit nur das gelten ließ, was vor der Vernunft bestehen konnte, verdrängte die Melanchthon'sche Schulphilosophie ganz von den deutschen Universitäten. Freilich führte der Kampf zwischen



Der feierliche Einzug des Markgrafen Friedrich bei Gründung der Universität Erlangen.
(Aus: Historia Academiae Fredericianae Erlangensis. Erlangae 1794.)

dem alten Autoritätsprinzip und dem selbständigen Denken und Forschen im Dienste der Wahrheit zunächst (1723) zu der Vertreibung Wolf's aus Halle, ein Ereignis, das der fromme Francke als Erlösung von einer „großen Macht der Finsternis" begrüßte. Doch gewann sehr bald wie an anderen Hochschulen auch in Halle die moderne Richtung den Sieg: die protestantische Theologie geriet unter den beherrschenden Einfluß der Wolf'schen Philosophie und die schon von Spinoza empfohlene libertas philosophandi kam zu ihrem Rechte. In Leipzig war in den Leipzig. ersten Jahrzehnten eine Reihe neuer Lehrstühle errichtet worden, 1710 für Chemie und Reichsrecht, 1711 für Naturrecht und Heraldik, 1721 für das Arabische, 1725 für Philosophie. Seit 1724 war Gottsched hier als Privatdocent thätig, 1734 wurde er Professor der Logik und Metaphysik und lehrte als solcher die Wolf'sche Philosophie. Für den Neuhumanismus wirkte in Leipzig seit 1742 der Eloquenzprofessor J. A. Ernesti und sein Schüler Chr. G. Heyne, Gesner's Nachfolger in Göttingen,

der, wie Winckelmann die antike Kunst, die Beschäftigung mit der Litteratur der Alten zum Genußmittel der gebildeten Gesellschaftskreise machte.

Erlangen 1743. Zu den Neugründungen dieser Periode gehört auch die von den beiden fränkischen Fürstentümern errichtete und mit der Verlassenschaft der oben (S. 41) erwähnten Ritterakademie dotierte Universität Erlangen. Die Erlanger Hochschule war längere Zeit als Vermittlerin zwischen der gelehrten Bildung Nord- und Süddeutschlands von großer Bedeutung; sie hatte anfangs drei theologische und fünf juristische Professoren, von denen ein Theologe auch philologische, drei Juristen auch philosophische und historische Vorlesungen hielten; außerdem bestanden noch vier besondere philosophische Lehrstühle. Auch hier wurde 1777 nach dem Vorbilde des Gesner'schen Seminars ein „seminarium philologicum s. scholasticum" eröffnet, das der Eloquenzprofessor Harles leitete.

Der Philanthropinismus. Im Anschluß an die Neuhumanisten, aber auch im Gegensatze zu diesen, weil sie selbst dem klassischen Altertum innerlich fremder gegenüberstanden und die Beschäftigung mit ihm nicht mehr für nötig hielten, wirkten die „Philanthropinisten" unter der Führung des Hamburgers J. B. Basedow, der mit seinem 1774 in Dessau gegründeten „Philanthropinum" gewissermaßen die Ritterakademieen ins Bürgerliche übersetzte.

Friedrich der Große und die preußischen Universitäten. Friedrich der Große that wenig für die Universitäten seines Landes; die deutschen Universitätsgelehrten galten ihm als eingebildete, langweilige und unfruchtbare Pedanten, die Theologen obendrein als Mucker. So blieb es denn auch in Halle während seiner Regierung bei der äußerst geringen Dotation von 7000 Thalern jährlich. Das Bildungsideal des alten Fritz war das der praktisch fruchtbaren Eloquenz; die Ausgestaltung und Durchführung seiner diesbezüglichen Schulreformpläne überließ er dem Minister Freiherrn von Zedlitz. Dieser, ein entschiedener Anhänger der Aufklärung, erwarb sich um den Fortschritt des gelehrten Unterrichtswesens in Preußen bedeutende Verdienste. Vor allem strebte er eine Verbesserung der sehr mangelhaft gewordenen Lehrerbildung an, indem er an den Universitäten die Bildung philologischer Übungskurse und Seminarien förderte. Das von Zedlitz ins Dasein gerufene „Oberschulkollegium", dem auch zwei Universitätsprofessoren (v. Hofmann-Halle und Steinbart-Frankfurt a. O.) angehörten, ordnete 1788 an, daß alle von Schulen zur Universität Abgehenden sich einer staatlich beaufsichtigten Prüfung unterziehen sollten, womit das Abiturientenexamen eingeführt war.

Einführung des Abiturientenexamens.

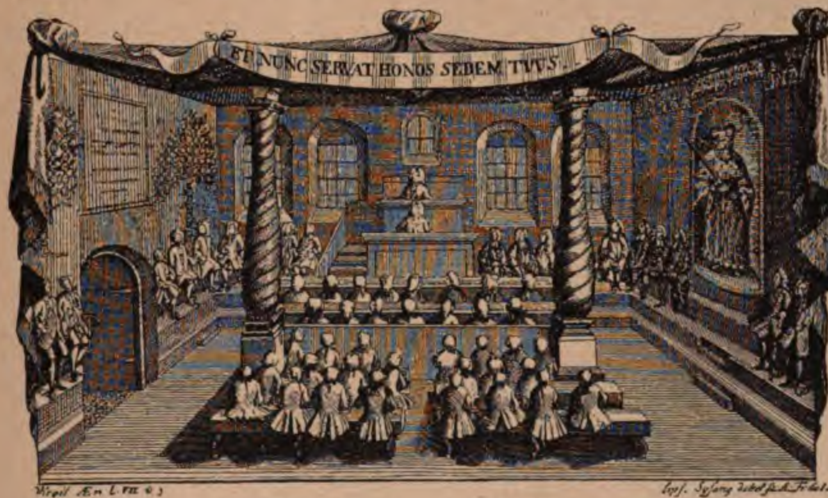
Wirkung der Aufklärung auf die bairischen Universitäten. In Baiern wurde der Anschluß an die neue Kulturbewegung unter der Regierung Maximilian Joseph III. (1745—1777) durch den Wolfianer J. A. Ickstatt (1702 bis 1776) versucht, welcher aus seiner Würzburger Professur des Naturrechts 1741 als Lehrer des damaligen Kurprinzen nach München berufen und 1746 von seinem gekrönten Schüler zum Direktor der Universität Ingolstadt ernannt worden war. Er fand erst heftigen Widerstand seitens der noch immer von den Jesuiten beherrschten theologischen und philosophischen Fakultät, errang aber 1752 den Sieg über seine Gegner, worauf die juristische und die medizinische Fakultät modern umgestaltet und Kurse in der Experimentalphysik und Chemie eingeführt wurden. Nach Aufhebung des Jesuitenordens 1774 folgte dann eine neue Studienordnung für die ganze Universität, durch welche auch die theologische und philosophische Fakultät eine Modernisierung erfuhr. Die Abschaffung des Lateinischen als Unterrichtssprache hatte 1789 die Errichtung eines Lehrstuhls der Philologie mit obligatorischen Vorlesungen zur Folge, und durch eine abermalige Studienordnung vom Jahre 1799 erfuhr das philologische Studium noch eine beträchtliche Erweiterung. 1800 wurde die Hochschule von Ingolstadt, wo der jesuitische Geist noch immer nachwirkte, nach Landshut verlegt, das für die Aufklärungsbestrebungen der Regierung einen besseren Boden bot.

Ingolstadt.

Würzburg. In Würzburg hatte die Universität ihre Modernisierung den bedeutenden Fürstbischöfen Friedrich Karl von Schönborn (1729—1746) und Franz Ludwig von Erthal (1777—1795) zu danken. Die bisherige Herrschaft der Jesuiten wurde gebrochen und die Lehrerschaft erneuert; auch Ickstatt docierte hier eine Zeit lang. Unter dem Fürstbischof von Erthal gewann die Aufklärung den entscheidenden Sieg;

seit 1788 las der Benediktiner Reuß über die Kantische Philosophie, nachdem er zu diesbezüglichen eingehenderen Studien mit einem Reisestipendium nach Königsberg gesandt worden war; auch wurde das Deutsche als Vortragssprache eingeführt. 1794 wurde das Gymnasium von der Universität getrennt und die Absolvierung des ersteren zur Vorbedingung der Immatrikulation erniedrigt, während vorher die Gymnasiasten der oberen Klassen gleichzeitig immatrikulierte Studenten gewesen waren. 1803 kam dann die Universität durch die Säkularisation des Hochstifts unter bairische Verwaltung. Gleichen Verlauf nahm die Entwickelung an der 1649 gegründeten Universität Bamberg, und auch in Heidelberg erfolgte die Umgestaltung der Jesuitenuniversität zu einer Hochschule der Aufklärung in ganz ähnlicher Weise. In Mainz war der kurfürstliche Hof schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts voltairianistisch gesinnt. 1786 wurde die Universität mit Gütern aufgehobener Klöster ausgestattet und neue Professoren berufen, darunter auch mehrere Mitglieder des Illuminatenordens; bald darauf bereitete die französische Revolution der Mainzer Hochschule ein jähes Ende. Auch die Universitäten Trier und Köln erfuhren eine moderne Um-

Bamberg. Mainz. Trier u. Köln.



Der Hörsal der Leipziger Juristenfakultät.

gestaltung, letztere unter der Regierung des aufklärungsfreundlichen Grafen Max Friedrich von Königseck (1761—1784), der zugleich Bischof von Münster war. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens wurde mit den dadurch verfügbar gewordenen Mitteln das Bonner Gymnasium zunächst zu einer Akademie und 1784 zur Universität erhoben, bei deren feierlicher Einweihung der Kurator, Freiherr von Spiegel, ein Schüler der Göttinger Hochschule, über den Nutzen der Aufklärung sprach. An der Akademie zu Münster führte der Generalvikar Franz von Fürstenberg († 1810) die Reformen der Aufklärung durch; 1773 erhielt sie dann Rang und Rechte einer Universität.

Bonn 1784. Münster 1773.

Die Stellung der Professoren als Staatsbeamten hatte sich in der fridericianischen Zeit bis zu einem Grade verschärft, der sich heute mit der Würde der akademischen Lehrthätigkeit nicht vereinen ließe; die Regierung unterwarf die letztere einer fortwährenden Beaufsichtigung, indem sie sie mit der Anschauung rechtfertigte, daß die Hochschulen vor allem dem Zwecke dienten, dem Landesherrn tüchtige Staatsdiener zu erziehen. So erscheint denn auch die damals aufgekommene Sitte, verdiente Professoren der Rechte oder der philosophischen Fächer mit staatlichem Titel wie „Hofrat", „Geheimer Regierungs-" oder „Justizrat" auszuzeichnen, in einem eigentümlichen Lichte. Im Zusammenhang mit diesen Verhältnissen war das Ansehen der dem Staate un-

Staatliche Beaufsichtigung der Lehrtätigkeit.

Ansehen der juristischen Fakultät.

mittelbar dienenden juristischen Fakultät auf Kosten der theologischen noch höher gestiegen als in dem vorhergehenden Zeitalter. Die Frequenz der Universitäten war im Vergleich zur heutigen immer noch gering; am Ende des Jahrhunderts

Frequenz.

betrug die Ziffer der Immatrikulierten in Preußen durchschnittlich für Halle 729, Königsberg 314, Frankfurt a. O. 236, Erlangen 203, Erfurt 43, Duisburg 38, und der durchschnittliche Gesamtbesuch auf dem Gebiete des jetzigen deutschen Reiches überstieg damals noch nicht die Zahl von 7 000 Studierenden. Von den Fakultäten waren die juristische und die theologische die frequentiertesten; die medizinische zählte noch immer kaum ein Zwanzigstel der Gesamtfrequenz, und die philosophische Fakultät hatte ihre Hauptbedeutung als allgemein-wissenschaftliche Vorschule für Juristen und Theologen, sie führte auch erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts ein eigenes



Charakteristik der Leipziger, Hallenser, Jenenser und Wittenberger.
(Aus einem Stammbuch von 1765.)

Dauer und Formen des Studiums.

Album. Die Dauer des Studiums betrug höchstens drei Jahre, oft, namentlich bei Unbemittelten, nur zwei Jahre und weniger; das durchschnittliche Lebensalter der Studenten 16 bis 22 Jahre. Die privaten Vorlesungen spielten wie in der vorhergehenden Periode die Hauptrolle; die Disputationen und Deklamationen waren fast ganz abgekommen. Das Übergewicht der Privata hatte auch das allgemeine Aufkommen der Semestereinteilung zur Folge, die anfangs nur für die Privata eingeführt war. Die Ferien wurden nach dem Vorbild Göttingens überall auf kurze Pausen zwischen den Semestern beschränkt.

Das Deutsche als Unterrichtssprache.

Auch wurde das Deutsche jetzt als Unterrichtssprache allgemein; das Latein war in ausschließlicher Anwendung nur für die öffentlichen Akte und Mitteilungen, für die Reden, Anschläge und Promotionen geblieben; außerdem erhielt es sich neben dem Deutschen in den theologischen, juristischen und medizinischen Vorlesungen, am längsten in den letzteren. Als Prinzip

Die libertas philosophandi.

durchdrang das ganze neue Hochschulwesen die „libertas philosophandi". Hatte der mittelalterliche Universitätslehrer nur für die Übereinstimmung des von ihm Gebotenen mit der kanonischen Lehre, der protestantische Professor des Reformations-


Jenenser Bursche aus der Zeit des 7jährigen Krieges.

zeitalters für den Einklang mit der besonderen Landeskirche einzustehen, so war der neue Universitäts-Professor für die selbständige Wahrheit seiner Lehre verantwortlich, denn eigenes Denken war sein Recht und seine Pflicht. Da er nun aber freilich im 18. Jahrhundert noch alle Einzelfächer seiner Fakultät beherrschen mußte — die eigentliche Spezialisierung der Professuren erfolgte erst im 19. Jahrhundert — konnte er nicht in allen Fächern, die er vortrug, selbständiger Forscher sein, in den ihm fernerliegenden Fächern mußte er nur die besten Autoren kennen und sie zu nutzen verstehen. So war Kant als Mathematiker und Physiker nur Kenner. Auch die Studenten strebten noch mehr als heute eine umfassende Bildung an; die Vorlesungen der Philosophen, Mathematiker und Philologen waren damals nicht etwa von Kandidaten der Philosophie, der Mathematik oder der Philologie besucht, sondern von jungen Männern, die ihre allgemeine wissenschaftliche Bildung vervollständigen wollten. Was die Form der Vorlesungen anbetrifft, so herrschte noch immer das Lesen über Textbücher vor, doch waren diese jetzt meist in deutscher Sprache und oft von dem Vortragenden selbst verfaßt, womit das Diktieren — wenigstens der Hauptsätze — üblich wurde. In Göttingen, wo man in allem Eleganz und Weltbildung zu zeigen liebte, scheint das Diktieren mehr vermieden und zuerst der freie Vortrag eingeführt worden zu sein. *Aufkommen des freien Vortrages.*

Im ganzen war das 18. Jahrhundert für die deutschen Hochschulen eine Zeit raschen Aufschwungs. War noch Leibniz nicht an eine Universität zu bringen gewesen, so hätte Kant nicht um die Welt sein Königsberg mit dem Hofe vertauscht. Damals hat Deutschland auch seinen Nachbarn im Hochschulwesen den Vorrang abgewonnen. Die englischen wie die französischen Universitäten wiesen die Anforderungen der neuen Zeit im wesentlichen zurück; jene gerieten in unfruchtbaren Stillstand, diese wurden von der Revolution als altersschwache Anstalten hinweggefegt, worauf Fachschulen an ihre Stelle traten, die sich mit den neuen deutschen Universitäten in keiner Weise messen konnten. *Ansehen der Universitäten.*

Die Tracht der Studenten war in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts anders als in der zweiten. In der ersten Hälfte trugen sie gewöhnlich eine ungeheure Allongeperrücke, dreieckigen Hut, breitschößigen Frack, kurze schwarze Beinkleider, Strümpfe und Schnallenschuhe. Noch 1671 war in Altdorf einem Studenten die Perrücke von seinen Kameraden in Stücke gerissen worden; aber bald darauf hatte die französische Mode auch in diesem Punkte gesiegt. So entschloß sich der größte Teil der Altdorfer Studenten der Theologie, zu Ehren des Dr. Zeltner schwarze Perrücken zu tragen; schon in den ersten Jahrzehnten ging die ganze Altdorfer Studentenschaft in Perrücken und roten Mänteln zum Abendmahl, und als 1744 ein Student es noch wagte, nur seine natürlichen Locken nach Altdorf mitzubringen, zwang man ihn sofort, diese abzuschneiden und die Perrückentracht mitzumachen. In Jena trugen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die meisten Studenten große, lange, schwarze Raufdegen, die beim Gehen nachschleiften; Schuhe, Strümpfe und Kleider waren nach dem Berichte eines Zeitgenossen „von übler Beschaffenheit, weil ihre Philosophie sich nicht um solche Kleinigkeiten bekümmert", die Hosen oft von grobem Leder. So nachlässig schlenderten jene „Renommisten" einher, von denen Zachariä schrieb: *Tracht.*

„Gestiefelt ist ihr Fuß, umgürtet ihre Lenden,
Und Schlägerhandschuh sind an den Cyklopenhänden".



Leipziger Studenten-Trachten.
(Kupferstiche von Riepenhausen im Lauenburger Kalender auf 1785.)

Daneben gab es aber damals in Jena auch reiche Stutzer, die der französischen Mode in opulenterer Weise fröhnten; ein Kostümbild aus den dreißiger Jahren zeigt folgende Tracht: große gepuderte Allongeperrücke mit langem Zopf, dreieckiger Hut mit goldener oder doch vergoldeter Agraffe, gefaltelte Hemdkrause, feines Schnurrbärtchen, breitschößiger roter, goldbesetzter Frack mit vergoldeten Knöpfen, gelbseidenes Wams, kurze rote Beinkleider, Gamaschen und Schnallenschuhe, den Stoßdegen mit mächtigem Stichblatt an gesticktem Bandelier, an den Händen Stulphandschuhe, in der rechten den unvermeidlichen Stock, der wie der Degen ins Kolleg mitgenommen wurde. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde den Studenten das Tragen des Degens verboten, zuerst in Preußen, und in den letzten Jahrzehnten kamen dann auch die Perrücken ab, während gleichzeitig der „Stürmer", ein lederner Helm mit Federbusch, Koller und Kanonenstiefel Mode wurden.

Unfleiß. Mit dem Fleiß der Studenten stand es auch im 18. Jahrhundert noch schlimm genug. In Picander's „Akademischem Schlendrian" sagt der Arlequin von seinem Herrn: „Er lebte ziemlich mit der wilden Ganß um die Wette. Manchmal stund er doch früh auf, gieng eine Stunde auf die Reitschule, von dar auf den Fecht-Boden, hernach auf das Caffee-Haus, und ein Billardgen gespielet, wenn das Glück gut, auch mit Stiefel und Sporn in ein Collegium. Und dieses nicht eher, biß es schon halb aus; er nahm sich Aepffel und Nüsse mit, die wurden aufgeknackt und gegessen, mit dem Nachbarn geplaudert, und Gauckel-Possen getrieben, daß man den Professor kaum davor hören kunte. Wenn er etwa eine Viertelstunde gesessen, so fing er mit den Beinen an zu scharren, wie ein unbändig Pferd, daß der Doktor wohl mit Gewalt aufhören mußte. Nachgehends zu Tische auf den Keller, von dar auf das Dorff, vom Dorffe wieder herein. Auf den Gassen herumgegangen, und der erste



Göttinger Studenten-Trachten.
(Kupferstiche von Riepenhausen im Lauenburger Kalender auf 1785.)



Der faule Student.
(Aus: Dendrono, Natürl. Abschilderung des akad. Lebens. Nürnberg um 1725.)

Bekannte, der Licht auf der Stube hatte, ward beschmauset, auf der Gasse gewetzet und geschrieen, biß die Herren Stadt-Knechte gekommen und ihm das Bürgerrecht mit einer langen Stange hinter die Ohren geschrieben." Reskripte gegen den Unfleiß waren denn auch nichts Seltenes. In Göttingen wurde 1769 angeordnet, daß Studenten, die zu einer Disciplinarstrafe verurteilt wurden und keine Fleißzeugnisse beibringen konnten, eine Strafverschärfung erhielten. Auch gegen die Sittenlosigkeit der Studenten mußten strenge Maßregeln ergriffen werden; so fanden in Jena häufig Visitationen der Studentenstuben und Ausweisungen verdächtiger Frauenspersonen statt. Auch die Bürgerstöchter wurden nach wie vor in das Lotterleben mit hereingezogen. Sittenlosigkeit.



Der sauffende Student.
(Aus: Dendrono, Natürl. Abschilderung des akad. Lebens. Nürnberg um 1725.)

Noch aus den achtziger Jahren wird berichtet, jeder Pferdejunge in Jena gebe auf die Frage: „Wer ist dein Vater?“ die lakonische Antwort: „Een Bursche“. Die Unterhaltung der studentischen Kreise gefiel sich denn auch damals namentlich in frivoler Zotenreißerei. An Spielen kamen jetzt außer dem Billard besonders Hazardspiele trotz strengen



Scenen aus dem Rostocker Studentenleben um 1770.
(Aus einem Stammbuch der Frhr. v. Lipperheide'schen Büchersammlung.)



Spiele. Verbotes in Schwung, so das „Pharao“, „Grobhäusern“, „drei Bißchen“, „Bassette“, „Hütchen- oder Schwabenspiel“, „Glückbüdnern“, „Riemenstechen“ und Roulette. Die Sittengesetze wurden übrigens gegen die Studenten unnachsichtlich gehandhabt, wiewohl der früher darauf geleistete Studenteneid in ein einfaches Handgelöbnis umgewandelt worden war. Im Anfang des 18. Jahrhunderts trieben die Studenten außer dem

Fechten noch die verschiedensten ritterlichen Übungen, auch Armbrustschießen und Fahnenschwingen; später blieb davon nur das Federballspiel, das Reiten und das Tanzen übrig. Das studentische Trinkwesen hielt sich auf der Höhe des 17. Jahrhunderts; in Jena empfahlen damals sogar die Ärzte den Trunk, weil er bei sitzender Körperliche Übungen. Das Trinken.



Scenen aus dem Rostocker Studentenleben um 1770.
(Aus einem Stammbuch der Frhr. v. Lipperheide'schen Büchersammlung.)



Lebensart zuträglich (!) sei und die trockene Jenaer Luft eine fortwährende Anfeuchtung der Kehle wünschenswert mache. Zwar wandten sich auch gegen die Ausschweifungen in Baccho akademische Verordnungen, aber ohne jeden allgemeinen Erfolg. Auch das Branntweintrinken nahm jetzt mehr und mehr überhand; 1722 ging in Jena

Das Rauchen. ein Student daran zu Grunde. Geraucht wurde mindestens so leidenschaftlich wie im 17. Jahrhundert; man sang:

„Füllt die ausgeleerten Pfeifen
Mit des Tobacks edlem Kraut!
Sauertöpfe mögen keifen,
Denen es verdrießlich scheint.
Es ist uns're Lust,
Ihnen unbewußt —
Füllt die ausgeleerten Pfeifen
Mit des Tobacks edlem Kraut!"

Das im 17. Jahrhundert so glänzend florierende Pensionsgeschäft in den Professorenhäusern kam im 18. Jahrhundert bald ab, da die Universitätslehrer dergleichen immer mehr für unter ihrer Würde hielten. Charakteristisch für das Studentenleben im 18. Jahrhundert war dagegen das Commersieren auf offenem Marktplatze, glänzende und auffallende, oft maskierte Aufzüge zu Wagen oder zu Pferde, Kahnfahren, Schwärmerwerfen und Schießen, Jagden und Schlittenfahrten mit Fackeln.

Öffentliche Aufzüge und Ruhestörungen.



Scene aus dem Rostocker Studentenleben um 1770.
(Aus einem Stammbuch der Frhr. v. Lipperheide'schen Büchersammlung.)

Die Maskenaufzüge mußten schon 1713 verboten werden; bald auch das Schießen in der Umgebung der Universitätsstadt, das Jagen in den landesherrlichen Gehegen, die Johannisfeuer, die studentischen Aufzüge während des Gottesdienstes und das Reiten mit blankem Degen. Die jenaische Feuerordnung von 1765 bestimmte, daß Nachtmusiken mit Fackeln nur zu Ehren des Landesherrn oder des Prorektors gestattet sein sollten; für jede private Abendmusik sollte erst die Genehmigung des Prorektors eingeholt werden. Auch wandten sich verschiedene Verordnungen gegen den Gebrauch von Fackeln bei den sogenannten „Abendleichen", d. h. nächtlichen Beerdigungen von Studenten, wie sie bei der häufig vorkommenden Tötung von solchen zu den gewöhnlichen Erscheinungen des damaligen Universitätslebens zählten. 1750 wurde den Jenaer Studenten das „Rufen, Schreien, Wetzen, Tumultuieren, Feueranmachen, Schießen und Schwärmerwerfen" verboten. Unter Studententumulten gefährlichster Art hatte im Anfang des Jahrhunderts namentlich Halle zu leiden. 1704 drängten sich dort die Studenten nach alter Unart in eine Bürgerhochzeit ein, stürmten dann, da man sie zurückwies, das Rathaus und schossen mit Pistolen gegen die Bürger und Scharwächter. Gereizt durch das Verbot nächtlicher Musikaufzüge stürmten sie 1718 auch die Häuser des Prorektors und des Syndikus; 1724 gaben sie Anlaß zu einer mehrere Tage währenden

Judenhetze, weil ein von einem betrunkenen Studenten überfallener Jude sich mit Glück dessen erwehrt hatte. In Tübingen war das Erbrechen des Carcers und die Befreiung der Häftlinge etwas ganz Gewöhnliches. In Jena veranlaßten einmal Streitigkeiten mit dem Militär und dem Prorektor sämtliche Landsmannschaften, die Stadt tumultuarisch zu verlassen und nach Erfurt auszuwandern; sie kamen bis zum Dorfe Nora, von wo sie unter Bewilligung der meisten ihrer Forderungen zurückgerufen wurden. Außerdem begannen sich die Studenten jetzt gelegentlich in allgemeine öffentliche Angelegenheiten als Vertreter der Gerechtigkeit und Lynchrichter zu mischen, z. B. in dem Jenaer „Brottumult" vom 19. Juli 1756, wo sie gegen die unredlichen Bäcker auftraten. Die gewöhnlichen Konflikte blieben freilich Schlägereien mit den Stadtsoldaten (den „Schnurren"); daneben kamen jetzt auch oft Zusammenstöße mit den Handwerksburschen (den „Gnoten") vor, die sich manchmal studentische Ehrenrechte, wie das Tragen von Degen, anmaßten.



Eine Verbrennungsscene auf dem Jenaischen Jahrmarkte.
(Aus einem Stammbuch der Weim. Bibliothek von 1765.)

Um das Schuld- und Kreditwesen der Studenten war es übel bestellt, wiewohl auf manchen Universitäten mit Energie an ihrer wirtschaftlichen Förderung gearbeitet wurde. Die Göttinger Studenten durften nach einer Bestimmung von 1735 alle Sachen, „die blos zur Wollust und ad luxum gehören, wie Kaffee, Thee, Chokolade, gebrannte Wasser, Billardgeld, Pferde-, Wagen-, Cariol- und Schlittenmiete, auch solche Galanteriewaren, die der Studiosus nicht selbst trägt", überhaupt nicht auf Kredit nehmen. In Jena griffen am tiefsten die 1753 und 1763 erlassenen Kontomandate ein, wonach die Apotheker, Krämer und Materialwarenhändler den Studenten ohne Erlaubnis des Rektors oder eines Professors keine Waren mehr kreditieren durften. Nach dem Kieler Kreditedikt von 1776 durften die Schuster den Studenten nur bis zu vier Reichsthalern, die Schneider nur bis zu fünf, die Hutmacher bis zu zwei, die Perrückenmacher bis zu drei Thalern kreditieren, und auch das nur auf sechs Wochen, worauf sie bei Verlust ihrer Forderung sofort obrigkeitliche Hilfe in Anspruch nehmen mußten. In dem Kreditgesetz für alle preußischen Hochschulen von 1796 hieß es: „Kostgeld, Waschgeld, Perrückenmacher- und Barbier- Schulden und Kredit.

lohn soll nicht über einen Monat; Stubenmiete, Bettzins und Aufwartung nicht über ein Vierteljahr; Arzeneien und Arztlohn nicht über ein halbes Jahr, und das Honorarium für die Collegia höchstens nur bis zum Ende derselben geborgt werden."



Der in Schulden steckende Student.
(Aus: Winterschmidt, Studentenleben. Nürnberg um 1760.)

Aufschwung u. Bekämpfung der Landsmannschaften.

Einen neuen Aufschwung nahm im Verlaufe des 18. Jahrhunderts das **Landsmannschaftswesen.** Wir haben bei der Schilderung des Pennalismus gesehen, welche Macht die nach dem Verfall des Bursenwesens erst in freierer Form, dann etwa seit 1615 in organisierten Verbänden mit festen, unter einander ziemlich ähnlichen Statuten, Unterstützungs- und Sterbekasse und besonderen Farben fortbestehenden, von Senioren und Consenioren vertretenen „Nationen" inne hatten. Jede dieser Landsmannschaften hatte außer den Senioren noch ihre Fiscale und Pedellen und eine eigene „Nationallade", entsprechend der bürgerlichen „Zunftlade". Streitigkeiten zwischen den einzelnen Nationen wurden vor den „Senioren-Convent" gebracht, der in Rostock zuerst 1647 genannt wird. Der Kampf der Universitätsbehörden gegen den Nationalismus in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts und das geheime Fortbestehen der landsmannschaftlichen Verbände auch nach ihrer offiziellen Auflösung wurde gleichfalls schon an früherer Stelle besprochen. Freilich waren sie gegen das Ende des 17. Jahrhunderts lose, rein gesellschaftliche Vereinigungen ohne ernstere Zwecke geworden. Aber schon im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts schlossen sie sich wieder fester zusammen und wurden wieder offiziell geduldet, wenn auch nicht ausdrücklich anerkannt. So war in Rostock nach den Statuten der „Pommern" von 1711 regelmäßig ein Universitäts-Professor „Patron" der pommerschen Landsmannschaft, repräsentierte sie, wenn gerade kein pommerscher Student anwesend war, und verwahrte ihre Lade, zu deren drei verschiedenen Schlössern er, der Senior und der Consenior die Schlüssel hatten; in jedem Quartal fand bei ihm die





Siegel der thüringisch-meißnischen Landsmannschaft zu Rostock.



Öffnung der Lade und die Abrechnung statt. Dem Senior folgte hier und wohl auch anderwärts gewöhnlich der Consenior nach; lag etwas gegen ihn vor, so wurde er mit zwei anderen „subjectis" präsentiert und aus den dreien der neue Senior ausgelost, dann aus den beiden leer ausgegangenen der Consenior. Einmal im Quartal fand ein Convent statt, bei dem der Senior die wichtigsten leges verlas. 1737 scheint die Behörde¹ gegen



Akademisches Leben eines Vornehmen.
(Nach Kupferstichen von Daniel Chodowiecki.)



die Rostocker Landsmannschaften vorgegangen zu sein, 1743 bestanden sie aber schon wieder ganz ungestört und hatten wie zuvor Professoren zu „Patronen". In Jena tauchte schon 1721 neben anderen Landsmannschaften die „mosellanische" Landsmannschaft auf, die später zu besonderer Bedeutung gelangte; man rechnete zu ihr die damals in Jena besonders zahlreich vertretenen „Reichsländer", d. h. die Rheinländer, Schwaben,



Pfälzer und Elsässer. Nach dem Bericht des Zeitgenossen Laukhard hielten die „Mosellaner" und wie sie wohl auch die anderen damaligen Landsmannschaften an folgenden Grundsätzen fest: gegenseitige Freundschaft und Förderung, gütliche Erle-

digung interner Streitigkeiten, unbedingte Ahndung von Beleidigungen seitens eines Fremden, Gemeinsamkeit der Vergnügungen, bindende Kraft des Gesamtbeschlusses für jedes Mitglied und Gehorsam gegen den Senior. Eine eigentliche Aufnahme-Ceremonie kannten die Mosellaner nicht; man lernte sich beim Biere kennen, und war der Beitrittslustige sicher, daß er willkommen sei, so meldete er sich beim Senior oder sonst einem Mitgliede, worauf man die Stimmen sammelte, die fast immer ganz einig waren, den Kandidaten zurückholte und ihm die Gesetze vorlas; dann mußte er dem Senior durch Handschlag Gehorsam geloben und einen Thaler in die Büchse zahlen, sowie die Tafelrunde mit Bier und Tabak regalieren. Außerdem mußte sich der Letztaufgenommene täglich zum Senior begeben, um dessen Befehle zu empfangen



Hospiz in Jena.
(Aus einem Stammbuch um 1760.)

und den übrigen Brüdern zu überbringen. Den Unterschied zwischen „engerer“ und „weiterer“ Verbindung kannte man in Jena damals offenbar noch nicht; die Ausdrücke „Fuchs“, „Bursch“, „alter Bursch“, „bemoostes Haupt“ bezogen sich lediglich auf das Alter des Mitglieds. Außer den Zusammenkünften auf Kneipen, Mühlen und Dörfern wurde allsonntäglich bei einem Mitgliede ein „Kränzchen“ abgehalten, wobei im Laufe der Studienzeit jeder als Wirt an die Reihe kam. Um 1 Uhr versammelten sich die Mitglieder auf der Stube des „hospes“, um sich bis 6 Uhr abends mit Kaffee, Tabak und Bier von ihm regalieren zu lassen; auch mußte er die Rapiere bereit halten, denn das Fechten im Hof oder in einem Saal des Hauses bildete eine Hauptunterhaltung der „Kränzchen“, wie es auch 1778 zu einem Verbot der „Fechtkränzchen“ führte. Kartenspielen um Geld, Fluchen, Zotenreißen, Betrinken, Streit anfangen, Necken, Foppen und Räsonnieren über Abwesende war während des Kränzchens durch

Verbindungsgesetz verboten; freilich aber scheint dieses Verbot oft nur zu doppelt wüster Übertretung gereizt zu haben. Die Kasse wurde hier von dem Subsenior verwahrt, während der Senior und ein „Sekretär" die Schlüssel hatten. Die gesammelten Gelder wurden zur angemessenen Erhaltung des Fechtzeugs, zur Unterstützung der Armen und zum Besten der Incarcerierten bestimmt, welch letztere täglich mit Kaffee, Bier, Pfeife und Tabacl versorgt wurden; Überschüsse gaben Anlaß zur Veranstaltung von Festlichkeiten. Die Farben der Mosellaner waren weiß und grün. Nach einer Schrift vom Jahre 1763 trugen bei der Feier des Hubertusburger Friedens in Jena außer den Mosellanern noch folgende Landsmannschaften besondere Farben: Mecklenburger (hellblau-purpur), Kursachsen (perlgrau-carmoisin), Hannoveraner (grün-blau), Holsteiner (scharlach-weiß), Kur- und Liefländer (weiß), Weimaraner, Eisenacher, Erfurter (blau-ponceau), Siebenbürgen (schwarz-weiß), Franken in zwei Abteilungen (blau-weiß



Friedensfest der jenaischen Landsmannschaften 1763.
(Aus einem Weim. Stammbuch.)

und grün-rot), Pommern (citronengelb), Altenburger (rosa-gelb), Schwaben (gelb-schwarz), Meininger und Henneberger (grün-schwarz), Jenenser (rot-grün-weiß) und Gothaner (ponceau-gelb). Es scheint sich indessen nicht bei allen diesen um dauernd getrennte wirkliche Verbindungen gehandelt zu haben, sondern die Abzeichnung zum Teil nur für die festliche Gelegenheit erfolgt zu sein. Jedenfalls aber stärkte dieses Fest den landsmannschaftlichen Geist der Studentenschaft, denn schon 1765 folgte eine strenge „Verordnung wider den Nationalismum", nach welcher alle Landsmannschaften binnen einer Woche aufgehoben, keine Senioren mehr gewählt, keine Maschen und Nationalzeichen, wie sie ohnehin „nur für Soldaten sich schickten", mehr getragen, keine Zusammenkünfte mehr abgehalten und keine „Kontributionen" mehr erhoben werden sollten. Daß die Behörde diesmal Ernst machte, zeigt das umstehend beigefügte Bild aus einem weimarischen Studenten-Stammbuch mit der Überschrift „Sollennes Begräbnis der landsmannschaftlichen Maschen 1765, den 12. Juni, des Nachts um 12 Uhr", welches die Verbrennung der letzteren auf dem Marktplatz zu Jena veranschaulicht. Trotz dieser Katastrophe und anderer neuer Verfolgungen bestanden

aber auch in Jena die Landsmannschaften, an erster Stelle die Mosellaner, fort; von den letzteren sonderten sich 1769 die Elsässer und Badenser als „oberrheinische Landsmannschaft“ ab.

Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts führte bei manchen Landsmannschaften, so namentlich bei den Rostockischen, die immer schärfere Zuspitzung des Nationalitätsprincips, das sich schließlich an den gleichen Geburtsort hielt, im Verein mit dem zwar behördlich bekämpften, aber doch in gewisser Weise fortbestehenden Beitrittszwang zur Unterscheidung eines engeren und eines weiteren Kreises innerhalb der Verbindung. Der engere, oft auch zahlenmäßig beschränkte Kreis, der aus besonders eifrigen und älteren Mitgliedern gebildete Kern der Landsmannschaft, übernahm deren Vertretung und innere Leitung, der weitere Kreis bestand aus den



Verbrennung der landsmannschaftlichen Maschen.
(Jena 1765.)

jüngeren Semestern und gleichgiltigeren Mitläufern, die sich nur gezwungener Maßen angeschlossen hatten. In Rostock hieß jener engere Kreis das „Kränzchen“ und ergänzte sich aus den würdigsten und geeignetsten Angehörigen des weiteren Kreises; so schied sich ganz von selbst der „Burschenkonvent“ von den „Füchsen“ und „Conkneipanten“ („Renoncen“). In der Zeit der Verfolgungen seit den sechziger Jahren blieb gewöhnlich nur der engere Kreis, das „Kränzchen“, der Landsmannschaft treu und pflegte sie heimlich fort, so daß um die Jahrhundertwende „Kränzchen“ und „Landsmannschaft“ vielfach als Synonyma galten, während der weitere Kreis sich verlief oder in einer neuen Verbindungsform aufging: in den **Studentenorden.**

Entstehung der Studentenorden.

Wir müssen, um zu einem richtigen Verständnis dieser Erscheinung des damaligen akademischen Lebens zu gelangen, uns den Geist jener Zeit vergegenwärtigen. Siècle éclairé nannte sich das 18. Jahrhundert mit Stolz: überall sollte aufgeklärt, der geistige Horizont von aller Umwölkung gereinigt werden. Die neuen Theorieen, die sich zuerst in England in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter dem

Einfluß der inneren politischen Kämpfe und der dort aufblühenden exakten Wissenschaften gebildet hatten und über Frankreich allmählich auch in Deutschland eindrangen, bewirkten eine entscheidende Veränderung in der geistigen Disposition des Zeitalters. Zur Verbreitung der neuen Ideen hatten namentlich die sogenannten Deisten und Locke in England, die Herausgeber der „Encyklopädie", Voltaire und Rousseau in Frankreich, die rationalistischen Philosophen der Leibniz-Wolf'schen Schule, die Popularphilosophen Mendelssohn und Nicolai, ferner Lessing und Kant, und endlich der Philosoph auf dem Thron, Friedrich der Große, sowie Joseph II. und Katharina II. beigetragen. Es war eine Zeit des Ringens und Strebens nach einer umfassenden Kenntnis aller Lebenserscheinungen, und eine endlose Reihe von kühnen und phantastischen Systemen tauchte damals auf; so die Auffassung des Staates als einer durch Vertrag zwischen Herrschenden und Beherrschten entstandenen Gesellschaftsform, die eines allgemein giltigen Naturrechts, das an Stelle des positiven, gewordenen Rechtes treten sollte, und die Forderung der theoretischen und praktischen Gleichberechtigung aller, zum mindesten der christlichen Glaubensbekenntnisse.

In der Theologie, wo der gegen konfessionelle Unterschiede gleichgiltige Deismus einen beständigen Kampf mit den Orthodoxen führte, gelangte schließlich der Rationalismus, der an den Glauben den Maßstab der Vernunft legte, zur Herrschaft; da er jedoch die Bedürfnisse eines gläubigen Gemütes nicht befriedigen konnte, so stellte sich ihm in Männern wie J. G. Hamann in Königsberg und J. K. Lavater in Zürich ein kindlich gläubiger Mysticismus, oder auch eine phantastische Magie, vertreten durch überzeugte Anhänger wie Mesmer, entgegen. Wie aus dieser Richtung die neuen Rosenkreuzer (um 1760), eine Art von Ordensgenossenschaft, hervorgingen, so fand der rationalistische Deismus im protestantischen Deutschland durch die sich rasch vermehrenden Freimaurerlogen, im katholischen Deutschland, besonders in Baiern, durch den verwandten Orden der Illuminaten (seit 1776) unter den Gebildeten immer mehr Eingang. Die akademische Jugend, die stets den Probierstein jeder neuen Geistesregung abgegeben hat, blieb von diesen geistigen Strömungen nicht unberührt. Es entstanden, zunächst gewissermaßen als Ableger der Freimaurerlogen, die studentischen Orden, die sich im philanthropischen Geschmack der Zeit auf die Freundschaft gründeten und anfänglich rein studentische Zwecke verfolgten, später aber die Beglückung der Menschheit als ihr Ziel aufstellten. Da sie von den Freimaurern und anderen geheimen Gesellschaften allerlei mystische Symbolik entlehnten und im Geiste Rousseau's für Freiheit schwärmten, erschienen sie der Staatsgewalt bald so gefährlich, daß sich die Behörden zum Einschreiten gegen sie veranlaßt sahen.

Der Mysticismus.

Wann und wo die Studentenorden zuerst entstanden sind, läßt sich schwer sagen, zumal der Freimaurerorden notorisch akademische Logen unterhielt, die Studenten, Professoren und Beamte umfaßten, die aber keine Studentenorden im engeren Sinn waren. Über den genetischen Zusammenhang dieser Orden mit den Freimaurern sagt Pfitzner: „In Deutschland wurde das vorgeschriebene Aufnahmealter — 25 Jahre — im vorigen Jahrhundert von den (Freimaurer-)Logen sehr wenig inne gehalten, und da außerdem die damaligen Studierenden wohl viel häufiger als jetzt dies Alter schon überschritten hatten, so waren damals, wie es sich auch aus den betreffenden Mitgliederverzeichnissen noch ersehen läßt, sehr viele Studenten Mitglieder von Freimaurerlogen. Auf einigen Universitäten (Göttingen, Jena u. a.) bestanden besondere akademische Logen, deren Mitglieder hauptsächlich Universitätsangehörige waren, aber nicht etwa nur Studenten, sondern auch viele Professoren. Wahrscheinlich von Studenten, die Logenmitglieder waren, oder von solchen, die die Organisation und die Grundideen der Freimaurerei kennen gelernt hatten — beides ist ein Geheimnis gewesen — ist nun die Stiftung der studentischen Orden ausgegangen". Die früheste Nachricht vom Einschreiten einer akademischen Behörde gegen Orden in der Studentenschaft aus dem Jahre 1748 weist uns nach Göttingen, wo der infolge des päpstlichen Verbotes der Freimaurerei 1736 von ehemaligen katholischen Freimaurern gegründete und rasch in den besseren Gesellschaftskreisen von Deutschland, England,

Freimaurer- u. Studentenorden.

Holland und Frankreich eingebürgerte Mopsorden Damen und Herren aufnahm, die nach dem Sinnbild des Ordens, dem Mops, „Möpsinnen" und „Möpse" hießen und — so burlesk das Ganze heute erscheinen mag —, durchaus ernst genommen sein wollten. Neben diesem Mopsorden, der außer in Göttingen noch Logen in Frankfurt a. M., Nürnberg, Köln unterhielt, wird gleichzeitig in Göttingen ein sonst nicht weiter bekannter Josephitenorden genannt, der gleichfalls verboten wurde und wahrscheinlich ebenso wie der Mopsorden als Zweig eines bürgerlichen Ordens zu betrachten ist. Eine Reihe anderer für Göttingen belegter Orden, deren Auftreten vor 1708 anzusetzen ist, wird derselben Kategorie angehören; die rein studentischen Orden sind dagegen erst vom Jahre 1771 an zu belegen.

In Jena, wo schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Sekte der Rosenkreuzer aufgetreten war, wurde 1746 hauptsächlich von Mosellanern der Mosellanerbund gegründet, der sich dann 1771 mit der oberrheinischen Landsmannschaft zum „Amicistenorden" vereinigte. Das Zeichen des Mosellanerbundes war in den 60er Jahren



Mosellaner Siegel (um 1760).

v. u. v. o. (Vivat unus, vivant omnes, d. h. Einer für Alle, Alle für Einen) und Æ. S. N. C. (Aeterna sit nostra conjunctio); letzterer Wahlspruch schmückte auch das beistehend abgebildete Siegel des Bundes. Der Amicistenorden (l'Ordre de l'amitié) hatte den Wahlspruch „Vivat amicitia, fructus honoris", der durch die Buchstaben V. A F. H. oder auch blos V. A. ausgedrückt wurde und in der Form ЖK auf den an orangefarbenen Bändern getragenen Kreuzen der Ordensbrüder die Mitte einnahm, wie die beistehende Abbildung veranschaulicht. Bald schritten auch andere Landsmannschaften unter dem Drucke der Verfolgungen zur Gründung von Studentenorden; so entstanden die Orden „Harmonie" oder „Orden der Schwarzen Brüder", „Concordia", „L'Espérance" und „Urania", der „Kreuzorden", der „Faßbinderorden", der „Lilienorden" u. a. m. Alle diese Verbindungen entnahmen ihren geistigen Charakter den philanthropischen Neigungen der Zeit, während ihre äußeren Formen denen des Freimaurerordens nachgebildet waren; sie unterschieden sich durch bunte Kokarden und mystische Symbole, Buchstaben und Wappen und wählten ihre Mitglieder im Gegensatze zu den Landsmannschaften ohne Rücksicht auf ihr Vaterland. Von den Ordensbrüdern wurde gewöhnlich dauernde Freundschaft und gegenseitige Förderung fürs ganze Leben gefordert, doch wollten sie sich auch bei den Universitätsprofessoren in besonderen Respekt setzen und namentlich das Gut der akademischen

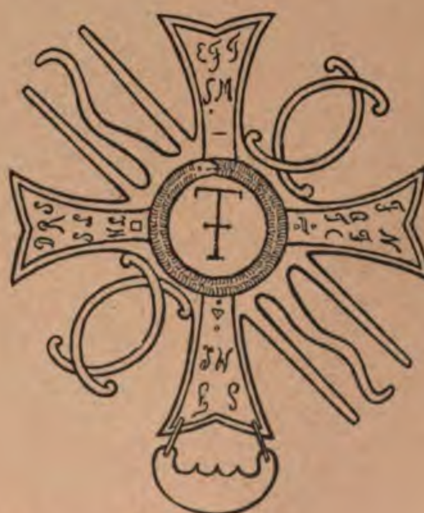




Ordenskreuz der Amicisten. (Aus: „Guido von Taufkirchen.")

Freiheit verteidigen; daneben spielte meist auch die sittliche Vervollkommnung der Ordensbrüder eine Rolle. Die Studentenorden wählten eigene Beamte (Ordensmeister, Sekretäre u. s. f.), sie hatten wie die Landsmannschaften ihre eigenen Kassen und geheime Zusammenkünfte. Schon 1767 wurden sie in Jena von den fürstlichen Nutritoren der Hochschule bekämpft, weil sie mancherlei üble Nachreden, Verschwendung und Streitigkeiten unter der Studentenschaft hervorgerufen hatten; der Beitritt zu einem Orden sollte mit Relegation bestraft, und jedem neuankommenden Studenten der Eid abgenommen werden, daß er sich keiner derartigen Verbindung anschließen wolle. Natürlich hatte dieser Erlaß durchaus nicht den gewünschten Erfolg, vielmehr steigerte er nur den Reiz der Geheimnisthuerei. Von Jena aus griff das Ordenswesen auf viele anderen deutschen Universitäten über; „Töchterlogen" des Amicistenordens entstanden in Erlangen, Würzburg und Gießen. Ein abermaliges, noch schärferes Verbot der Jenaer Behörde brachte nicht nur den bestehenden Orden als den „Märtyrern der Freiheit" neuen Zuwachs, sondern rief auch die Gründung von neuen Orden, wie dem der „Unitisten" und der „Constantisten" hervor. Die Unterdrückung des studentischen Ordenswesens, gegen das die Behörden lange einen hartnäckigen, aber





Ordenskreuz der Harmonisten oder Schwarzen Brüder.
(Nach einem im städt. Museum zu Frankfurt a. M. befindlichen Original.)





vergeblichen Kampf geführt hatten, gelang erst, als sie ihre anfänglich löblichen Ziele außer Acht ließen oder in Extreme gerieten und so selber ihren Untergang herbeiführten.

Verfall der Orden.

Als typisch für die Entwickelungsstadien und den allmählichen Verfall der studentischen Orden können die Schicksale der Amicisten gelten. Anfänglich suchten sich die Mitglieder durch geordneten Lebens- wandel auszuzeichnen, entsprechend dem bei der Stiftung ausge- sprochenen Zwecke, die rohen Sitten der Mo- sellaner zu verbessern und damit im engeren Kreis zu beginnen. Die Brüder lebten einge- zogen und vermieden Händel, so daß sich bis Ostern 1772 kein einziger unter ihnen schlug. Das dauerte jedoch nicht lange; sie wurden bald die schlimmsten unter den ohnehin verrufenen Mosellanern und be- trachteten als das Hauptverdienst eines guten Ordensbruders, daß er sich zu schlagen verstand und nichts auf sich sitzen ließ. Die Ordensbrüder insul- tierten jeden, der ihnen zu nahe kam, und schonten selbst ihre pro- fanen (nicht initiierten) Landsleute nicht, denen sie jedoch keine Satis- faktion gaben, wenn sie in Avantage waren. So lieferten die Orden in Jena um 1790 wöchentlich acht bis neun, im Jahre durch- schnittlich drei bis vier- hundert Duelle, so daß das Einschreiten der akademischen Behörden



Studentenleben im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts.
(Aus dem Taschenbuch für Studenten und ihre Freunde. Halle 1797.)

nicht ausbleiben konnte. Schon 1779 ereilte die Amicisten das Verhängnis: viele vom Orden wurden relegiert, ein strenges Verbot wurde erlassen und auch das Tragen der landsmannschaftlichen Kokarden verboten. Die Amicisten erholten sich jedoch bald von diesem Schlag und spielten in kurzem wieder „den Meister auf der Universität", wie sich auch die gleichfalls verbotene Landsmannschaft der Mosellaner wieder konstituierte. Es folgten 1781 neue Untersuchungen, neue Relegationen der Chargierten, doch hielten die Brüder noch immer zusammen, bis eine neue Vereinigung, die scherzweise sogenannten „schwarzen Brüder", hervortrat, die schon längere Zeit innerhalb des Amicistenordens bestanden hatte. Ihre Mitglieder wollten sich gegenseitig zu einem soliden Lebenswandel anhalten, das alte Amicistengesetz, daß jeder seine Schulden bezahlen müsse, wieder zu Ehren bringen, fleißig studieren und fechten. Bei einem Besuch in Jena 1783 fand Laukhard, daß die „Schwarzen" so ziemlich dasselbe waren, wie die Amicisten. Damals knüpften die „schwarzen Brüder" mit den Amicisten in Halle eine Gemeinschaft „zwischen den beiden löblichen Orden an", vielleicht der erste Fall eines Kartells zwischen Verbindungen verschiedener Hochschulen. Das Auftreten immer neuer Orden hatte unaufhörliche Streitigkeiten zur Folge, die im Verein mit den behördlichen Verfolgungen dazu beitrugen, die numerische Stärke der Verbindungen zu verringern und sie dem Untergange nahe zu bringen; zu Anfang der neunziger Jahre herrschte namentlich eine erbitterte Fehde zwischen den „Amicisten" auf der einen, und den „Constantisten", die, von der Mutterloge in Halle ausgehend mit jenen nicht ohne Erfolg rivalisierten, auf der andern Seite.

Um jene Zeit hatte das Ordenswesen schon eine tiefgehende Veränderung erfahren: die freimaurerische Richtung, welche die Veredelung der Menschheit auf ihre Fahne geschrieben hatte, drängte den landsmannschaftlichen Charakter der Orden mehr und mehr zurück und nahm ihnen ihr studentisches Gepräge; ein neuer Geist, der Geist der französischen Revolution, drückte ihnen seinen Stempel auf. Unter dem Einfluß der französischen Encyklopädisten entstand sogar die Idee, unter den Ordensmitgliedern einen Gottesdienst einzuführen. Aber dabei blieb man nicht stehen; man nahm nicht nur die von jenseits des Rheines kommenden neuen Gedanken auf, man war auch begeistert für die Erfolge der französischen Waffen und feierte ihre Siege und alle französischen Nationalfeste so solenn wie möglich.

Daß sich unter diesen Umständen die Landsmannschaften, die bis dahin von den Orden vielfach am Gängelbande geführt waren, von diesen zu emancipieren und ihre Selbständigkeit wieder zu gewinnen suchten, ist begreiflich. Es erfolgte nunmehr ein endgiltiger Bruch mit der Ordensrichtung, zugleich mit einer vollständigen, wenn auch oft nur unbewußten Umformung des landsmannschaftlichen Geistes. Eine neue Blütezeit des landsmannschaftlichen Wesens brach an, die neue Form des „Kränzchens" begann eine Rolle zu spielen und wurde von den Landsmannschaften als Mittel benutzt, die Orden zu verdrängen. Besonders bezeichnend hierfür sind die Vorgänge in Halle. Laukhard, der zu jener Zeit als Magister dort lebte und steten Verkehr mit den Studenten unterhielt, giebt darüber ganz authentische, durch die „Bemerkungen eines Akademikers über Halle" noch bestätigte Nachrichten: die Kränzchen stellten sich nach ihm um 1790 den Orden gegenüber und nahmen das Gesetz an, daß keiner aus den Landsmannschaften in einem Orden sein durfte. Die Behörden protegierten die Kränzchen in dem Maß, daß diese ganz öffentlich existieren konnten und sogar ihre Kommerse am Neujahrsabend und beim Prorektoratswechsel vom Prorektor und den Professoren besucht wurden. 1792 schreibt er: „Die Orden scheinen in den letzten Zügen zu liegen", und 1795: „Seit sieben Jahren hört man nichts mehr von den Orden". Die „Kränzchen" dagegen bestanden trotz späteren Verbotes weiter und zwar ganz öffentlich. Der „Turnvater" Jahn, der von 1796 an in Halle studierte, berichtet, daß die Landsmannschaften — es waren dies die Reichsländer, Pommeraner, Märker, Magdeburger, Halberstädter, Westphalen, Ostfriesen, Schlesier und Anhalter — ein Kartell (Seniorenkonvent) mit einander gehabt und zur Aufrechterhaltung des Komments angewandt hätten. „Das Kartell

gab Vorschriften für Forderungen, Duelle u. s. w. Ist er groß? Ist er stark? Hat er Geld? so hieß es, wenn ein Fuchs nach Halle kam. Die Senioren waren stattlich und gut gewachsen und die Uniform, welche sie trugen, stand ihnen gut".

Vorgreifend haben wir bereits den Namen des Mannes erwähnt, dessen Auftreten die große Bewegung einleitet, die von kleinen akademischen Centren ausgehend immer weitere Kreise zog und eine nicht blos im Leben des deutschen Studententums einzig dastehende, sondern auch für die Geschichte unseres Volkes unendlich bedeutsame Erscheinung hervorrief: die Gründung der deutschen Burschenschaft.





Die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs.

Burschen heraus!
Lasset es schallen von Haus zu Haus!
Wenn es gilt fürs Vaterland,
Treu die Klingen dann zur Hand
Und heraus mit mutigem Sang,
Wär' es auch zum letzten Gang.
Burschen heraus!

Die Landsmannschaften zu Beginn des 19. Jhdts.

Um die Wende des Jahrhunderts stand das studentische Leben auf den deutschen Universitäten mehr oder weniger im Zeichen der für die damaligen politischen Verhältnisse natürlichsten studentischen Vereinigungen, der Landsmannschaften. Aus dem Zeitgeist hervorgegangen und gestiftet im Streben nach Besserem, sind sie zeitweise nicht ohne heilsame Wirkung auf das akademische Leben gewesen. Wie schon die Orden, ließen sie es sich angelegen sein, das, was früher blos Observanz und willkürliche Übereinkunft gewesen war, in feste, „Comment" genannte Regeln zu bringen, die zunächst von den allgemeinen Grundsätzen der Ehre, ihrem Verlust und ihrer Wiedererlangung durch den Zweikampf handelten, allmählich sich aber zu einer Richtschnur für das ganze studentische Verhalten der jungen Füchse sowohl wie der bemoosten Häupter entwickelten.

So sonderbar und fremd uns diese Bestimmungen und Gesetze heute anmuten, für ihre Zeit und ihre Verhältnisse waren sie nützlich und gut und verhüteten manchen rohen Ausbruch der Jugendkraft und manchen lebensgefährlichen Zweikampf. Die persönlichen Angriffe, die Überfälle, der sogenannte „Holzcomment", wurden, wenn auch nicht ganz aufgehoben, so doch beschränkt, und selbst gewisse unziemliche Ausdrücke und Handlungen wurden als „commentwidrig" verbannt. Diese ursprünglich blos für die einzelnen Landsmannschaften gegebenen und nur für ihre Mitglieder verbindlichen Gesetze wurden mehr und mehr ausgebildet, bis sie eine feststehende, auf allen Hochschulen ungefähr gleiche und allgemein anerkannte Form erlangten. Alle Verbindungen gingen von der Grundanschauung aus, „daß die Erhaltung eines guten Tons gemeine Thätlichkeiten (Prügeleien) unter den Studenten verbiete, die akademische Freiheit sich den Aussprüchen des Prorektors und Senats entziehen müsse, und die jugendliche Kraft sich nicht allein im Studium, sondern auch im Handeln erproben und üben solle, deshalb aber die Vereinigung in Landsmannschaften nötig sei"; sie bezeichneten freundschaftliche Liebe und Eintracht, thätigen Beistand und gegenseitige Unterstützung als ihre idealen Ziele, verpflichteten ihre Mitglieder, Kränkungen der Ehre stets „auf ehrenvolle Weise", wenn nötig mit dem Schläger auszumachen, ihren wissenschaftlichen Beruf „nach Kräften und individuellen Ver-

hältnissen" zu erfüllen, hauptsächlich aber alle nur möglichen Kräfte aufzubieten, „ihren Bund auf die erste Stufe des Glanzes vor anderen zu bringen, denselben aber auch in diesem Range zu erhalten und nicht zu weichen, wenn es die Ehre des Bundes oder der einzelnen Mitglieder gelte". Daß in dieser angestrebten Hegemonie der Hauptzweck der Verbindungen lag, wenn er auch in den Konstitutionen nicht überall dem Wortlaut nach zum Ausdruck kam, beweisen die Reibereien und Eifersüchteleien, wie sie namentlich in den zahlreichen zur Wiederherstellung der verletzten Ehre und zur Erlangung der Waffenüberlegenheit veranstalteten Pro-patria-Suiten zu Tage traten. Galt es jedoch, ihre Herrschaft über die „Wilden", d. h. alle, die keiner Verbindung angehörten, geltend zu machen, dann gingen die Landsmannschaften geschlossen vor und nötigten die große Mehrzahl der Studenten, sich unter ihre schützenden Fittiche zu



Hanseate. Weimaraner. Gothaner.

Uniformen jenaischer Landsmannschafter um 1803.
(Stammbuchblätter im Besitz des Herrn Hunger in Jena.

verkriechen. Durch die Bestimmung ihres Comments, daß ein honoriger Student weder Anteil noch Stimme bei den öffentlichen Burschenangelegenheiten haben könne, wenn er nicht Mitglied einer der bestehenden Verbindungen wäre, hatten die Landsmannschaften alle Burschenrechte von vorn herein für sich in Anspruch genommen. Daß der Seniorenconvent allein für alle Studenten Gesetze zu geben und abzuschaffen, Feste anzuordnen und Verrufe auszusprechen hätte, war ausdrückliche Prärogative der Landsmannschaften. Pflicht des Seniorenconvents war es auch, über den Comment wie über ein heiliges Palladium zu wachen, dessen Verletzung nicht anders als mit Blut und mit dem Schläger gesühnt werden konnte.

Daß sich unter diesen Voraussetzungen die Korporationen zu einem ausschlaggebenden Faktor in allen studentischen Angelegenheiten entwickelten, daß sie die Jurisdiktion in allen Burschenangelegenheiten an sich rissen, konnte nicht ausbleiben. Die Behörden waren diesem Korporationsgeist und seinen Schäden und Ausartungen gegenüber fast völlig machtlos. Besonders charakteristisch für die Macht der Landsmann-


Siebenbürge.

schaften sind die damaligen Zu- stände in Jena, die auch des-
halb ein hervorragendes Inter- esse beanspruchen können, weil
kein geringerer als Goethe dabei im Vordergrund steht, der sich
durch seine Erfahrungen für be- rechtigt hielt, in Fragen der aka-
demischen Disciplin energisch durchzugreifen. Den ersten Be-
weis hierfür hatte er schon vor der italienischen Reise 1786 ge-
liefert, als er sein damaliges Votum mit dem Satz einleitete:
„Landsmannschaften und andere Verbindungen der Studierenden
können vielleicht nicht ganz aus- gerottet, sie können aber ge-
schwächt werden". Aus den von Jenenser Professoren eingeholten
Gutachten, die sehr auseinander gingen, zog er den Schluß, daß
anhaltende Aufmerksamkeit auf denselben Zweck das Übel min-
dern könne, und erklärt es für sehr wunderbar, daß Männer,
wie die mit der Frage betrauten Professoren, die ihre Lebenszeit
an demselben Ort zubrächten, nicht mit jungen Leuten fertig
würden, die längstens alle drei Jahre wechselten.

Goethe über die Landsmannschaften.

Goethe hätte sicher anders geurteilt, wenn er einen tieferen Einblick in das Wesen der Landsmannschaften und die von ihnen ausgeübte Macht gehabt hätte. Wie groß ihr Einfluß war, wie weite Kreise oft ein einfacher Konflikt zwischen mehreren Landsmannschaften zog, zeigen die Jenenser Vorgänge im Sommer 1809. Die Westfalen, unter denen sich manche sehr reiche Ausländer befanden, suchten sich durch eine besonders glänzende und prunkvolle Kleidung, z. B. silberne Schärpen, vor den andern Landsmannschaften hervor zu thun und eine gewisse Aristokratie gegenüber den letzteren geltend zu machen, obwohl auf ihrer Seite nicht gerade die besten Schläger waren. Eine geringe Differenz wurde von ihnen als Anlaß zu der Erklärung benutzt, daß sie die übrigen Landsmannschaften als „satisfaktionsunfähig" ansähen. Von der Gegenpartei wurden sie verlacht, touchiert und „prostituiert"; bei einem Zusammenstoß auf dem jenaischen Markte setzte ein bramarbasierender Westfale einem Franken die Pistole auf die Brust. Die Westfalen wurden von den übrigen nun nicht mehr als honorige Burschen betrachtet, weshalb man sie von jetzt an beim Universitätsamt denunzierte. Bald darauf kam es in dem Gasthofe zu Löbstädt zu einer förmlichen Prügelei zwischen Thüringern und Westfalen. Die Guestphalia erklärte in einem Schreiben an den Senat: ihre Mitglieder würden sämtlich Jena verlassen, wenn ihnen wegen der angeblich erlittenen Beleidigungen von Universitätswegen keine Genugthuung verschafft werde. Dagegen baten die andern Landsmannschaften in einer Eingabe ihrerseits um Untersuchung der die Westfalen gravierenden Vorfälle. Den eigens deshalb nach Jena gekommenen Senioren der göttinger und hallenser Westfalen und der hallenser

Die Vorgänge in Jena 1809.


Altenburger. Franke. Sachse.

Uniformen jenaischer Landsmannschafter um 1805.
(Stammbuchblätter im Besitz des Herrn Hunger in Jena.)

Sachsen gelang es nicht, diese Streitigkeiten, deren Bekanntwerden auf andern Universitäten große Besorgnisse erregt hatte, gütlich zu schlichten.

Ähnlich wie in Jena sah es damals auch auf andern Hochschulen aus: überall bot das akademische Leben mit seinen kleinlichen Interessen und seinem ewigen Gezänke der Verbindungen dasselbe unerfreuliche Bild, ein Abbild gleichsam des zerrissenen und ohnmächtigen deutschen Vaterlandes.


Ein Marschall der Churkreiser und ein Mitglied der Lausitzer Landsmannschaft.

Niemals, selbst nach dem dreißigjährigen Kriege nicht, war die politische Lage Deutschlands so trostlos gewesen wie 1807. Das uralte Gemeinwesen deutscher Nation war aufgelöst, das linke Rheinufer stand unmittelbar unter

Deutschlands Erniedrigung und Erhebung.

französischer Herrschaft, mittelbar die ganze Westhälfte des Landes, der Rheinbund, der in eine Menge souveräner, nur durch die gemeinsame Knechtschaft verbundener Staaten zerrissen war. Preußen hatte durch die Niederlage von Jena den Niedergang verschuldet, nur von Preußen konnte die Befreiung und Neugestaltung ausgehen. Eine tiefgreifende Umgestaltung des geistigen Lebens und die innere Erneuerung des preußischen Staates waren die Voraussetzung.

Die Romantiker.

Schon vor der Unterjochung hatte die Romantik eingesetzt, deren Vertreter sich vor allem in Jena, Heidelberg und Berlin sammelten, hier die Gelehrten, dort die Dichter. Anknüpfend an die Gedanken der Sturm- und Drangperiode, vor allem an Herders Bestrebungen, betrachteten die **Romantiker** als das Wesen der Poesie die schrankenlose Hingabe an die Empfindung und Phantasie und wandten sich daher besonders den Erzeugnissen der naiven Kulturstufen zu, der Volksdichtung und dem Mittelalter aller Völker, vor allem des deutschen Volkes. Durch Übersetzungen und Sammlungen erweiterten Männer wie J. L. **Tieck**, A. W. und Fr. **Schlegel** unermüdlich die damals noch sehr engbegrenzte Kenntnis unseres Volkslebens und die Einsicht in den Zusammenhang aller seiner Äußerungen. Erst jetzt wandte man sich auch den von dem Hochmut der „Aufklärung" verkannten und mißhandelten Baudenkmälern des Mittelalters, wie der zerfallenden Riesenruine des Kölner Domes, zu. Damit war zugleich eine entscheidende Wendung in der Auffassung von der Stellung der Einzelpersönlichkeit zum Ganzen gegeben; sie erschien jetzt nicht mehr losgelöst von dem Boden, worin sie wurzelte, sondern als das Glied einer großen Genossenschaft, vor allem des Staates. Daher sollte sich nach dem


Ein Adjutant der Thüringer Landsmannschaft mit gezogenem Hieber und der Senior Seniorum in der Uniform der Meißner Landsmannschaft.

Pestalozzi.

großen Schweizer **Pestalozzi**, der Rousseaus pädagogische Grundgedanken auf deutschen Boden verpflanzte, die sittlich religiöse Erziehung des Menschen in drei Stufen entwickeln, in der Familie, der Gemeinde und dem Staate. Ebenso betonte der große Theologe und Kanzelredner **Schleiermacher** in Berlin, daß der Einzelne nur als Glied eines

Schleiermacher und Fichte.

Ganzen zur vollen Durchbildung seiner Persönlichkeit gelangen könne und aller Wert des Menschen in der Kraft und Reinheit des Willens liege, mit dem er sich freiwillig dem großen Ganzen hingebe. Von einer streng idealistischen


Der Senior der Churkreiser Landsmannschaft und ein Fahnenträger der Ausländer, in ungarischer Nationaltracht.

Uniformen Wittenberger Landsmannschafter beim Jubelfest der Universität 1803.

Philosophie aus kam auch der Sachse Joh. Gottlieb Fichte zu der Anschauung, es gäbe nur eine Pflicht: sich selbst zu vergessen; in seinen gewaltigen „Reden an die deutsche Nation", die er im Winter 1807—8 in Berlin hielt, bezeichnete er die weichliche Selbstsucht als den letzten Grund des Verderbens, den ernsten sittlichen Willen als die Vorbedingung der Rettung, denn „Deutschsein und Charakter haben, ist ohne Zweifel gleichbedeutend". So begann denn der weltbürgerliche Deutsche auf philosophischem Umwege und belehrt durch erschütternde Erfahrungen endlich das Vaterland als eine sittliche Notwendigkeit und seine eigene Pflicht gegenüber diesem Vaterland wenigstens theoretisch zu begreifen. In Preußen wurde zuerst die Theorie in die Praxis übersetzt und Hand an das große Werk der nationalen Wiedergeburt angelegt. Hier versammelte sich eine Schaar hervorragender Männer aus allen Teilen Deutschlands, die Blüte der Nation, um durchgreifende Reformen vorzubereiten. Hardenberg setzte die Arbeiten Steins fort, indem er durch eine Reihe von Gesetzen in den Jahren 1811 bis 1812 die Ablösung der bäuerlichen Lasten betrieb, um den Bauern ein freies Grundeigentum zu sichern; er stellte das Steuerwesen auf neue Grundlagen und führte die Selbstverwaltung weiter. Die kühnste That eines unverzagten Idealismus aber war die Gründung der Universität Berlin und ihre reiche Ausstattung im Jahre 1810. Hier wurde der Same gesät, der so reiche Früchte tragen sollte, als die Jugend aus den Universitäten und Schulen zu Tausenden freiwillig und gehobenen Herzens zu den Fahnen eilte; hier wurden die Gemüter in jahrelangem Wirken empfänglich gemacht für die vaterländische, im besonderen für die burschenschaftliche Idee.

Gründung der Universität Berlin 1810.

Fichte war es, der im Jahre 1795 zu Jena die erste Anregung zu einer Burschenschaft gegeben hatte. Er wollte die Angehörigen zwar noch nicht „Burschenschaften" nennen, sondern „deutsche Jünger"; aber der Zweck war bereits, eine allgemeine Verbindung als ein Bild der ersehnten deutschen Einheit zu schaffen, in der ein verständiger, vaterländischer, wissenschaftlicher Geist herrschen sollte. Der Versuch mißglückte; Deutschland war noch nicht genügend gedemütigt, und die Universitäten waren zu einer socialen Neugestaltung noch nicht reif. Als aber Napoleon die deutschen Länder seiner Diktatur unterworfen hatte, da fielen Fichtes patriotische Worte auf empfänglicheren Boden; neben ihm traten der damals noch freisinnige Katholik Görres, der fromme, sinnige Arndt und der derbe, biedere Jahn hervor. Andere edelgesinnte Männer, teilweise in hohen Stellungen, gründeten 1808 in Königsberg mit Vorwissen des preußischen Königs einen „sittlich wissenschaftlichen Verein", den sogenannten Tugendbund, der die Befreiung Preußens von dem Napoleonischen Joch vorbereiten und für die Verbesserung der Jugenderziehung in diesem Sinne wirken wollte. Als auf Napoleons Verlangen 1809 der Tugendbund aufgehoben werden mußte, entstand der „deutsche Bund" mit ähnlicher Tendenz. Vereine dieser Richtung verbreiteten sich jetzt auch über Preußen hinaus, und dadurch fand der Gedanke, daß Deutschland geeinigt werden müsse, eine wirksame Förderung. Um die Jugend „an Seele und Leib für die gesteckten Ziele zu kräftigen", wurden Turnplätze, Fechtböden und Schwimmanstalten errichtet und gepflegt. Jahn, der als Stifter des deutschen Bundes bezeichnet wird, sammelte bald eine begeisterte Jugend um sich.

Der Tugendbund.

In den Kreisen des „deutschen Bundes" in Berlin tauchte jetzt der Gedanke auf, an den Universitäten die deutsch gesinnten Studenten in „Burschenschaften" zu vereinigen. Am 8. Februar 1810 wurde in einer Sitzung des „deutschen Bundes" die Sache verhandelt. Jahn referierte über einen Statutenentwurf für die Burschenschaften, der dann von Friesen dem Rektor der Universität, Fichte, vorgelegt wurde. Der Statutenentwurf ist unter dem Titel „Ordnung und Einrichtung der deutschen Burschenschaften" bekannt. Nach der verbreiteteren Annahme hat ihn Jahn verfaßt, während Jahn selbst vor Gericht angab, er habe ihn auf Ansuchen aus Heidelberg von einem Studenten geschickt erhalten. Fichte, der sich natürlich lebhaft für die angeregte Idee interessierte, begutachtete den Entwurf, wollte dabei aber namentlich den Zweikampf der Burschenschaft ausgeschlossen sehen.

Entwurf von Statuten für die Burschenschaften.

Da der genannte Statutenentwurf von 1810 in den Prozeßakten (Burschenschaftliche Blätter III. 17 ff.) abgedruckt ist, mögen hier blos die drei Paragraphen angeführt werden, aus denen der spätere burschenschaftliche Wahlspruch herausgelesen werden kann.

§ 2. Burschenfreiheit.

„Sich frei und selbständig nach eigentümlicher Weise im Lernen und Leben zum deutschen Mann zu bilden, ist der Zweck des Besuchens von hohen Schulen und das Kleinod der Burschenfreiheit.

§ 17. Ehre über Leben.

Jedem Burschen liegt ob, nach hergebrachter Weise der Väter keine Unbill zu dulden, keine ungerechte Anmaßung zu leiden, keine schimpfliche Zumutung ungeahndet zu ertragen. Immer muß der ehrliche und wehrliche Bursch die Ehre höher schätzen als das Leben.

§ 18. Vaterland und Volk über alles.

Über alles hoch muß ihm das deutsche Vaterland gelten, und er muß deutsch sein in Worten, Werken und Leben".

Die heiligste Pflicht des deutschen Jünglings und des Gelehrten besonders soll sein, ein deutscher Mann zu werden und dereinst im bürgerlichen Leben für Volk und Vaterland (also das gesamte Deutschland) kräftig zu wirken (§ 13). Die Bekämpfung der studentischen Orden wird für Pflicht der Burschen erklärt, weil bei ihnen kosmopolitische Tendenzen die patriotischen Zwecke in den Hintergrund stellen, und weil sie auch für einen Studenten viel zu philiströs sind (§ 26 f.); die Landsmannschaften müssen aufgehoben werden, weil sie die Zersplitterung Deutschlands in Völkchen im kleinen darstellen und thatsächlich fördern und auch einige andere Mißstände zeigen.

Als der lange erwartete Augenblick der Erhebung gegen Napoleon kam (17. März 1813), trat Jahn als Offizier in das Lützow'sche Corps und hatte jetzt Gelegenheit, bei vielen Studenten Begeisterung für seine burschenschaftlichen Ideen zu wecken.

Vorläufer der Burschenschaft.

Nach dem Frieden von Paris, 1814, treten dann an verschiedenen Universitäten Verbindungen hervor, die burschenschaftlichen Geist atmen, wenn auch von keiner direkt überliefert ist, daß sie auch den Namen „Burschenschaft" führte. So konstituierte sich im November 1814 in **Gießen** eine **deutsche Lesegesellschaft**; die Begründer waren Adolf und Karl **Follen**, die den Feldzug nach Frankreich mitgemacht hatten; sie und die andern, die mit ihnen heim kamen, wollten sich den dort bestehenden Landsmannschaften nicht anschließen und sich ihrem „Komment" nicht unterwerfen. Burschenschaftlich ist vor allem ihr Zweck, „sich volkstümlich auszubilden", und mit den späteren Burschenschaften haben sie die sogenannte altdeutsche Tracht gemein, von der die Angehörigen des Vereins die „Schwarzen" hießen. Die altdeutsche Tracht hatte sich vor allem durch Jahn eingebürgert, der ebenso wie Arndt auch hier alles Wälsche verpönte.

Die Gießener „Schwarzen".

Die Tübinger Teutonia.

Deutlicher zeigt sich der burschenschaftliche Charakter bei der **Teutonia** in **Tübingen**, die ebenfalls bereits vor dem Befreiungskrieg bestand, in den einleitenden Worten ihrer Konstitution, welche bereits völlig die burschenschaftliche Devise durchblicken läßt, wie überhaupt die Namen „Burschenschaft" und „Teutonia" ursprünglich das Gleiche bezeichneten. Hier heißt es: „Der wahrhaft ehrwürdige Zweck unseres teutonischen Vereins ist, unter uns und anderen zu nähren, zu befestigen und zu erweitern echten deutschen Burschengeist und echtes deutsches Burschenleben. Beides aber besteht in einer hohen Achtung und warmen Liebe für unser Vaterland und in einem glühenden Hasse gegen dessen äußere und innere Unterdrücker, ferner in einer feurigen Vorliebe für unsere uralte akademische Freiheit und Unabhängigkeit, für die unantastbare Ehre und die sich vor keiner irdischen Hoheit und Macht beugende Würde

des braven Burschen, verbunden mit einem furchtlosen Mute, dieses aus der Vorzeit überkommene Universitätsheiligtum gegen jeden Angriff zu verteidigen".

Die Teutonia in Halle, die sich im December 1814 aufthat, hatte bereits den Wahlspruch: „Ehre, Freiheit, Vaterland."

In Jena, das man mit Recht die nationalste aller Universitäten genannt Jena.
hat, fiel die Aufforderung Jahn's zur Gründung einer Burschenschaft, die er in einer besonderen Denkschrift aussprach, auf einen fruchtbaren Boden. Aus den Reihen der Landsmannschaften selbst ging der Anstoß zu der burschenschaftlichen Bewegung hervor. Im Januar 1811 wurde eine neue Landsmannschaft Vandalia Die Berliner u. Jenenser Vandalen.
mit Farben und Wahlspruch einer in Berlin bereits bestehenden Verbindung gleichen Namens von mehreren Mecklenburgern — unter ihnen einige grimmige Franzosenfeinde — die einen französischen Offizier auf Pistolen gefordert hatten und deshalb



Fackelständchen der Landsmannschaften beim Prorektoratswechsel zu Jena am 8. August 1812.
(Gleichzeitiger Kupferstich im Besitz des Herrn Hunger in Jena.)

flüchten mußten, aufgethan. R. H. Pabst giebt in seinem Buche „Theodor Müllers Jugendleben in Mecklenburg und Jena" (Aarau 1861) als Farben der Berliner Vandalia schwarz-rot mit Gold-Perkussion, als ihren Wahlspruch „viros fortes conjungit virtus" an und bemerkt, es habe sich, wenn auch ihr Zweck zunächst der übliche landsmannschaftliche gewesen sei, schon bei ihrem Entstehen nicht verkennen lassen, daß die Zeit nach der unheilvollen Schlacht von Jena mit ihrem Sehnen und Drängen in der Hauptstadt des tief gekränkten preußischen Staates einen mächtigen Einfluß auf sie gewann. Die Schriften eines Arndt, Jahn und Fichte erweckten in jenen Berliner Vandalen den nur zu lange erstorbenen Sinn für deutsches Volkstum, und ihre glühende Begeisterung für Abschüttelung des fremden Jochs wurde fort und fort gepflegt und ausgebildet durch die stille Wirksamkeit des die einstige Erhebung Deutschlands im gekräftigten Preußentum anstrebenden Tugendbundes.

Unter dem Beistand der Sachsen paukte sich die neue Jenenser Vandalia in den S. C.; es kam zu heftigen P. P.-Suiten mit den als Gegner auftretenden Westfalen, aber die neue Verbindung behauptete sich. Wie Pabst angiebt, der selbst der Vandalia angehörte, zeigte sich in dem Verhalten der jungen Vandalen noch eine

ziemlich starke Beimischung landsmannschaftlicher Bestandteile, von denen sie sich erst freimachen mußten, um das zu werden, was sie, seiner Angabe nach, nachmals wirklich geworden sind, die Vorgänger und Begründer der ersten Burschenschaft. Daß der patriotische Sinn in den Vandalen, deren Auffassung von Ehrenpunkt und Zweikampf derjenigen der alten Verbindungen entsprach, nicht erstarb, dafür sorgten in erster Linie die Vorlesungen Heinrich **Ludens**, der seinen Hörern die Jahrbücher der deutschen Geschichte entrollte, sie zur Bewunderung der vormaligen Würde und Kraft des nun so tief erniedrigten Vaterlandes hinriß und in ihren Herzen jenen Zornesmut weckte, welcher ihre Arme stählen sollte, den mit immer steigender Ungeduld ersehnten Befreiungskampf siegreich zu bestehen.

Im Wintersemester 1810—11 gab es sieben Landsmannschaften in Jena: Sachsen, Franken, Thüringer, Westfalen, Vandalen, Curonen (Kurländer) und Alten-



Schluß des Fackelständchens beim Prorektoratswechsel zu Jena am 8. August 1812.
(Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.)

burger. Gegen Schluß des Sommersemesters 1812 gab ihnen der Prorektoratswechsel Gelegenheit zu einer glänzenden Entfaltung ihrer Machtstellung. „Das Fest wurde — so berichten die Annalen der „Altenburger“ (vgl. Fabricius, Die deutschen Corps, S. 193) — dieses Mal mit einem noch nie gesehenen Pomp gefeiert. Jede Landsmannschaft zog mit einer Fahne von ihren Farben in ihrer Mitte und von 5 Uniformierten begleitet und angeführt aus dem Paradiese durch die Neu-, Löber-, Unterlau- und Saalengasse vor das Haus des Hofrats Eichstädt, von da zum Kirchenrat Gabler und dann auf den Markt, wo dem Hofrat Eichstädt ein Obelisk errichtet war. Dieser Zug nebst dem Obelisk wurde in Kupfer gestochen und der Nachwelt aufbewahrt. Nach dem Ständchen fand ein Weinkommers auf der Rose statt.“

Schon bald nachher aber begann sich ein neuer Geist auch in den Reihen der Landsmannschaften zu regen. In der Nacht vom 5. zum 6. September 1812 feierten die Vandalen auf der Kunitzburg das erste deutsch-patriotische Studentenfest des 19. Jahrhunderts. In den kahlen Mauern der Ruine flammte ein mächtiges Wachtfeuer auf, begeisterte Lieder und Reden schallten durch die mondhelle Nacht, aus vollem Humpen trank man auf die Freiheit, und beim Aufgang der Sonne schlossen die Burschen die Hände ineinander und schwuren Treue gegen das Vaterland, dem nun auch bald die

Sonne der Freiheit aufgehen sollte. Eifriger noch als bisher, und mit wachsender Ahnung großer Ereignisse drängten sie sich während des Wintersemesters um das Katheder des hochgefeierten Luden und lauschten in der Stille des Abends seiner begeisternden Entwickelung der bedeutsamsten Momente in der neuesten Geschichte bis zur Auflösung des deutschen Kaisertums mit steigender Teilnahme. Die jetzt vorwiegend patriotische Verbindung wurde durch Kartelle mit Landsmannschaften anderer Universitäten gefestigt, ein freundlicher Verkehr mit den Führern der vorher streng von ihnen abgeschlossenen Landsmannschaften in Jena wurde angebahnt, gemeinsame Entwürfe und Entschlüsse wurden auf die Zeit hin gefaßt, wo der Ruf zu den Waffen erschallen würde, und sobald der heißersehnte wirklich erschallte, waren sie die ersten, die zu den entfalteten preußischen Fahnen eilten. Die ganze aus 26 Mitgliedern bestehende Vandalia, mit Ausnahme von vier körperlich zum Kriegsdienst Unfähigen und eines Schweizers, verließ Jena und ging nach Breslau, um sich meistens in den Reihen der Lützow'schen Freischar dem Kampfe für das Vaterland zu weihen.



Die Friedensfeier der Universität Jena 1816.

Der Krieg war beendet, der Pariser Friede geschlossen. Frohlockend begrüßte das Winterprogramm 1814—15 der Universität Jena die endlich wiederhergestellte „Freiheit des Denkens, Sprechens und Schreibens". Es atmet hohe Befriedigung und Freude darüber, daß die deutschen Universitäten durch ihren Freiheitssinn zu Napoleons Sturz mitgewirkt hätten. Die Wirkung der Freiheitskriege auf die Universitäten war eine unermeßliche. Die Jünglinge, die auf den Ruf des Königs zu Tausenden in das Heer eingetreten waren, und nach Beendigung des Feldzuges auf die Hochschulen zurückkehrten, um ihre Studien fortzusetzen, waren nicht mehr dieselben wie vor dem Kriege. Der Ernst des Todes war ihnen in der Schlacht entgegengetreten und hatte sie tief ergriffen; lange nach ihrer Rückkehr standen die Jenenser Studenten, von denen viele die Brust mit dem eisernen Kreuz schmücken durften, unter dem Eindruck der gewaltigen Ereignisse, an denen teilzunehmen ihnen vergönnt gewesen war. Erfüllt von der erhebenden Idee, ein freies Vaterland miterkämpft zu haben, durchdrungen von der Überzeugung, daß eine neue Zeit angebrochen sei, die einen neuen Geist erfordere, mußte ihnen das Treiben der in Jena zurückgebliebenen Kommilitonen kleinlich und inhaltlos erscheinen.

ziemlich starke Beimischung landsmannschaftlicher Bestandteile, von denen sie sich erst freimachen mußten, um das zu werden, was sie, seiner Angabe nach, nachmals wirklich geworden sind, die Vorgänger und Begründer der ersten Burschenschaft. Daß der patriotische Sinn in den Vandalen, deren Auffassung von Ehrenpunkt und Zweikampf derjenigen der alten Verbindungen entsprach, nicht erstarb, dafür sorgten in erster Linie die Vorlesungen Heinrich **Ludens**, der seinen Hörern die Jahrbücher der deutschen Geschichte entrollte, sie zur Bewunderung der vormaligen Würde und Kraft des nun so tief erniedrigten Vaterlandes hinriß und in ihren Herzen jenen Zornesmut weckte, welcher ihre Arme stählen sollte, den mit immer steigender Ungeduld ersehnten Befreiungskampf siegreich zu bestehen.

Im Wintersemester 1810—11 gab es sieben Landsmannschaften in Jena: Sachsen, Franken, Thüringer, Westfalen, Vandalen, Curonen (Kurländer) und Alten-



Schluß des Fackelständchens beim Prorektoratswechsel zu Jena am 8. August 1812.
(Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.)

burger. Gegen Schluß des Sommersemesters 1812 gab ihnen der Prorektoratswechsel Gelegenheit zu einer glänzenden Entfaltung ihrer Machtstellung. „Das Fest wurde — so berichten die Annalen der „Altenburger" (vgl. Fabricius, Die deutschen Corps, S. 193) — dieses Mal mit einem noch nie gesehenen Pomp gefeiert. Jede Landsmannschaft zog mit einer Fahne von ihren Farben in ihrer Mitte und von 5 Uniformierten begleitet und angeführt aus dem Paradiese durch die Neu-, Löber-, Unterlau- und Saalengasse vor das Haus des Hofrats Eichstädt, von da zum Kirchenrat Gabler und dann auf den Markt, wo dem Hofrat Eichstädt ein Obelisk errichtet war. Dieser Zug nebst dem Obelisk wurde in Kupfer gestochen und der Nachwelt aufbewahrt. Nach dem Ständchen fand ein Weinkommers auf der Rose statt."

Schon bald nachher aber begann sich ein neuer Geist auch in den Reihen der Landsmannschaften zu regen. In der Nacht vom 5. zum 6. September 1812 feierten die Vandalen auf der Kunitzburg das erste deutsch-patriotische Studentenfest des 19. Jahrhunderts. In den kahlen Mauern der Ruine flammte ein mächtiges Wachtfeuer auf, begeisterte Lieder und Reden schallten durch die mondhelle Nacht, aus vollem Humpen trank man auf die Freiheit, und beim Aufgang der Sonne schlossen die Burschen die Hände ineinander und schwuren Treue gegen das Vaterland, dem nun auch bald die

Sonne der Freiheit aufgehen sollte. Eifriger noch als bisher, und mit wachsender Ahnung großer Ereignisse drängten sie sich während des Wintersemesters um das Katheder des hochgefeierten Luden und lauschten in der Stille des Abends seiner begeisternden Entwickelung der bedeutsamsten Momente in der neuesten Geschichte bis zur Auflösung des deutschen Kaisertums mit steigender Teilnahme. Die jetzt vorwiegend patriotische Verbindung wurde durch Kartelle mit Landsmannschaften anderer Universitäten gefestigt, ein freundlicher Verkehr mit den Führern der vorher streng von ihnen abgeschlossenen Landsmannschaften in Jena wurde angebahnt, gemeinsame Entwürfe und Entschlüsse wurden auf die Zeit hin gefaßt, wo der Ruf zu den Waffen erschallen würde, und sobald der heißersehnte wirklich erschallte, waren sie die ersten, die zu den entfalteten preußischen Fahnen eilten. Die ganze aus 26 Mitgliedern bestehende Vandalia, mit Ausnahme von vier körperlich zum Kriegsdienst Unfähigen und eines Schweizers, verließ Jena und ging nach Breslau, um sich meistens in den Reihen der Lützow'schen Freischar dem Kampfe für das Vaterland zu weihen.



Die Friedensfeier der Universität Jena 1816.

Der Krieg war beendet, der Pariser Friede geschlossen. Frohlockend begrüßte das Winterprogramm 1814—15 der Universität Jena die endlich wiederhergestellte „Freiheit des Denkens, Sprechens und Schreibens“. Es atmet hohe Befriedigung und Freude darüber, daß die deutschen Universitäten durch ihren Freiheitssinn zu Napoleons Sturz mitgewirkt hätten. Die Wirkung der Freiheitskriege auf die Universitäten war eine unermeßliche. Die Jünglinge, die auf den Ruf des Königs zu Tausenden in das Heer eingetreten waren, und nach Beendigung des Feldzuges auf die Hochschulen zurückkehrten, um ihre Studien fortzusetzen, waren nicht mehr dieselben wie vor dem Kriege. Der Ernst des Todes war ihnen in der Schlacht entgegengetreten und hatte sie tief ergriffen; lange nach ihrer Rückkehr standen die Jenenser Studenten, von denen viele die Brust mit dem eisernen Kreuz schmücken durften, unter dem Eindruck der gewaltigen Ereignisse, an denen teilzunehmen ihnen vergönnt gewesen war. Erfüllt von der erhebenden Idee, ein freies Vaterland miterkämpft zu haben, durchdrungen von der Überzeugung, daß eine neue Zeit angebrochen sei, die einen neuen Geist erfordere, mußte ihnen das Treiben der in Jena zurückgebliebenen Kommilitonen kleinlich und inhaltlos erscheinen.

Namentlich waren es die Lützower, die mit den älteren Kriegskameraden, mit Leuten wie Jahn im engsten Verkehr gestanden hatten und, von ihm beeinflußt, von ihm für die Idee einer großen, allgemeinen und freien Burschengemeinde gewonnen, jetzt ernstlich daran gingen, die Reform des akademischen Burschentums thatkräftig in die Hand zu nehmen. Doch bedurfte es dazu der Vorbereitungen; es galt zunächst — da ja die Stimmung und Gesinnung in der Jenaischen Studentenschaft nach Rückkehr der Freiwilligen keineswegs mit einem Schlage umgewandelt war — Anhänger zu gewinnen, und die richtige Form für die zu begründende Burschenschaft zu wählen.

Die Jenaer Wehrschaft.

Die Landsmannschaften, mit Ausnahme der Vandalen, dachten zunächst nicht daran, ihre Verbindungsform als überlebt, als nicht daseinsberechtigt zu betrachten; eine Umgestaltung des Korporationswesens setzte harte Kämpfe voraus. Auch schlossen sich die meisten der zurückgekehrten Studenten den bestehenden Landsmannschaften wieder an, so daß es vermutlich noch lange nicht zur Gründung der Burschenschaft gekommen wäre, wenn sich nicht im August 1814 ein eigentümlicher Verein gebildet hätte, an dem sich sämtliche Landsmannschaften zugleich mit einer ziemlichen Anzahl von „Finken“ beteiligten. Es war dies die Jenaer Wehrschaft, die von dem genannten Zeitpunkt an bis zur Aufhebung der Burschenschaft im Jahre 1819 bestand. Ihre Mitglieder hatten zum größeren Teil an dem Befreiungskampfe teilgenommen und waren bestrebt, nicht blos sich selbst in der steten Waffenfertigkeit zu erhalten, sondern auch die anderen nicht geübten Kommilitonen wehrhaft zu machen. Man lieferte förmliche Schlachten, unternahm kriegerische Arbeiten, wie das Anlegen von Schanzen und Verrammeln von Thoren und Straßen, und füllte die Mußestunden mit Exerzierübungen aus; durch diese gemeinsame Beteiligung wurden die verschiedenen Landsmannschaften und Finken einander näher gebracht und für eine allseitig anerkannte, höhere Idee interessiert. Nur dadurch wurde es möglich, Propaganda für die Stiftung einer „Burschenschaft“ zu machen, deren Idee von den Vandalen ausging, die als Lützower gedient und Jahns Ansicht kennen gelernt hatten, wie sie auch im Besitz einer von Jahn entworfenen Burschenschaftsordnung waren. Im Februar 1815 wurde der Entwurf der Burschenschaft ausgearbeitet und von den für diese Idee Gewonnenen in häufigen Zusammenkünften auf dem Burgkeller debattiert. Man suchte nunmehr energisch die Landsmannschaften für die Umwandlung in eine Burschenschaft zu gewinnen und erreichte das Ziel trotz des Widerstandes der Sachsen: die Vandalen, Franken und Thüringer lösten sich freiwillig auf. Die Verfassungsurkunde, bei deren Entwurf die Professoren Kieser, der selbst den Freiheitskrieg mitgemacht hatte, Oken und Luden mitgearbeitet hatten, stellte den Grundgedanken an die Spitze des Planes, daß nur solche Verbindungen dem Zweck und Wesen der Hochschule angemessen seien, die auf den Geist gegründet seien, den Geist nämlich, der die Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes anstrebe und sichere. Nur in solchen Verbindungen könne die allseitige Ausbildung der Jugendkraft zum Heile des deutschen Volkes befördert und erhalten werden, und das eben sei das Ziel der Burschenschaft.

Die Gründung der Jenenser Burschenschaft.

Dem am 10. Juni ergangenen öffentlichen Aufruf wurde bereitwilligst Folge geleistet: eine stattliche Anzahl akademischer Bürger erschien auf dem alten Forum Jenense, Finken, Renoncen und Landsmannschaften. Die letzteren hatten ihre Fahne mitgebracht, die Stadtmusik schritt voran, so zog man übers Kreuz die Saalgasse hinunter über die Brücke hinaus zur Tanne. Nach Absingung eines gemeinsamen Liedes hielt der Vandale Horn eine ernste Ansprache an die Versammlung, worin er die Ziele der neuen Burschengemeinde darlegte.

Die Verfassungsurkunde wurde verlesen, die Burschenschaft war gegründet. 113 Studenten gehörten ihr gleich am ersten Tage an. Der Wahlspruch der jungen Burschenschaft lautete zunächst: „Dem Biederen Ehre und Achtung“. Noch einmal erhoben sich die Banner der Landsmannschaften und senkten sich zum Zeichen ihrer Auflösung unter dem Absingen des Liedes: „Was ist des deutschen Vaterland?“ Die Landsmannschaft, abgesehen von der Saxonia, die noch bis 1816 bestand, galt als



Siegel der Jenenser Burschenschaft.

aufgelöst und bekannte sich zu den neugewählten Farben rot-schwarz. So steht ausdrücklich in der ältesten Verfassungsurkunde; Gold trat erst später hinzu. Die Frage, weshalb man gerade diese Farben wählte, ist bis auf den heutigen Tag nicht mit Sicherheit entschieden; die meiste Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht für sich, daß man den Vandalen zu Ehren, die ja doch einen Hauptanteil an der Gründung der Burschenschaft hatten, deren Farben schwarz-rot mit goldener Einfassung beibehalten habe, zumal von den Thüringer Farben zwei, von denen der Franken wenigstens eine darin enthalten waren.

Mit der Gründung der Burschenschaft änderte sich freilich das ganze Jenaische Studentenleben, das sich sehr bald wieder in den alten Bahnen weiter bewegte, nicht gleich; doch zog allmählich ein anderer Geist ein, der schon in der äußeren Erscheinung und in den studentischen Gebräuchen zu Tage trat. An Stelle der geschmacklosen und auffallenden Tracht der Stürmer und Kanonen war — nach der Beschreibung, die der Jenenser Theologieprofessor **Stark** in seiner 1816 anonym erschienenen Schrift „über den Geist des Studentenlebens, insbesondere zu Jena" entwirft — eine einfachere und edlere Kleidung getreten; auf den Commersen war das Toben und Saufen der zwischen Gespräch und Gesang geteilten Fröhlichkeit eines heiteren und geselligen Trinkgelages gewichen.

Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817.

Nur natürlich war es, daß sich die Gedanken der von vaterländischem Geiste durchdrungenen Jenenser Studenten sehr bald über die Grenzen der eigenen Universität hinaus auf die anderen deutschen Hochschulen richteten; es entstand der Plan, zunächst einen gewissen Zusammenhang und Verkehr zwischen den Gleichgesinnten aller Universitäten anzubahnen und dann weiter zur Gründung eines einzigen großen, allumfassenden deutschen Burschenbundes zu gelangen. Um diese Idee zu verwirklichen, lud die Jenenser Burschenschaft die Studenten der übrigen Hochschulen auf den 18. October 1817 zu einer **allgemeinen Versammlung auf der Wartburg** ein, wo man diese Angelegenheit besprechen und zugleich die dreihundertjährige Feier der Reformation sowie den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig feiern wollte.

Die Feier, an der gegen 600 Studenten fast aller Hochschulen und die Jenenser Professoren Schweitzer, Fries und Oken teilnahmen, verlief ernst und würdig; die zündenden, von patriotischem Geiste durchwehten Ansprachen eines Riemann, Fries u. a. verfehlten nicht, auf die Anwesenden einen erhebenden und nachhaltigen Eindruck zu machen. Der dritte Festtag, dem am Abend vorher die bekannte Verbrennungsscene voraufgegangen war, brachte als wichtigstes, praktisches Ergebnis den Beschluß, eine **allgemeine deutsche Burschenschaft** zu errichten.

Trotz des harmlosen Charakters, den die Feier trug, begannen Stimmen laut zu werden, welche die Regierungen warnten, in dem Fest die Bethätigung frevelhafter Demagogie sehen wollten und von einer „Rotte verwilderter Professoren und verführter Studenten" sprachen. Es nützte wenig, daß der Freiherr K. W. v. Fritsch am 10. November 1817 im ersten Departe-



Die Jenenser Burschenschaftsfahne nebst Schwert.

ment des Staats-
mar einen Bericht
sagte, daß die Feier
lobenswerten Idee
und frei von je-
Beziehung, daß
licher Begeisterung
geführt worden sei,
ran tadelnswürdig
hinzugekommen sei
Teilnehmern zur
Die politischen
und Denunciationen,
gen einen Geist in
hinein, der ihr ur-
war. Wohl läßt sich
schon damals in der
Fülle politischer
und Wünsche rege
es anders sein sollen?
deutschen Vaterlan-
Mal der Jugend klar
faßte nun ihre Ge-



Auf der Wanderung nach Eisenach.

ministeriums zu Wei-
erstattete, worin er
aus einer an sich
hervorgegangen
der politischen
sie zwar mit jugend-
ergriffen und aus-
daß aber, was da-
erscheine, zufällig
und nur einzelnen
Last falle.
Verdächtigungen
die jetzt folgten, tru-
die Burschenschaft
sprünglich fremd
nicht leugnen, daß
Burschenschaft eine
Ideen, Ahnungen
war. Und wie hätte
Der Begriff des
des war zum ersten
geworden und er-
müter so in der

Tiefe, daß sich ganz naturgemäß fortan ihr Denken und Trachten auf die beste Ausgestaltung, auf das Wohl dieses Vaterlandes richtete. Zwar waren diese Wünsche und Ahnungen nicht etwa auf der Universität oder in der Burschenschaft entstanden, es waren vielmehr Ausflüsse aus dem Gesamtleben jener Zeit; aber auf den Universitäten fand die Mißstimmung gegen das Vorgehen solcher Leute, die wie der Hofrat Janke und der Geheimrat Schmalz beim Könige das „wilde Freiheitsgeschrei" eines Arndt und Görres verdächtigten und von den patriotischen Verbindungen behaupteten, daß sie die Treue gegen den Souverän untergrüben, besonderen Widerhall.

Gründung der Würzburger Teutonia.

Zunächst hatten die Verunglimpfungen und Verleumdungen des Wartburgfestes keine einschneidenden Folgen, die Feier hatte vielmehr ihren Zweck erreicht und zur Verbreitung der Burschenschaft nach fast allen Universitäten beigetragen. So hatte der Mann, dessen Name aufs engste mit der Geschichte der alten Würzburger Burschenschaft verknüpft ist, der medicinische Schriftsteller **Gottfried Eisenmann**, so mächtige Eindrücke von dem „ersten deutschen Nationalfeste" mit nach Würzburg genommen, daß hier, wesentlich durch seinen Einfluß, im W. S. 1817/18 die burschenschaftliche Verbindung **Teutonia** zu stande kam. Vor allem aber erstarkte in Jena, das nun wieder über 600 Studenten zählte, die Burschenschaft mehr und mehr. Die Jenenser Burschenschaft, die als ihren Zweck ausdrücklich bezeichnete: „die Idee der Einheit, Freiheit und Gleichheit in der Ausbildung geistiger und leiblicher Kraft und in einem frohen jugendlichen Zusammenleben zu befördern und zu erhalten, in der geordneten Gemeinheit ihre Mitglieder zum Dienste des Vaterlandes vorzubereiten", war es, die eine Annäherung und Einigung der verschiedenen deutschen Burschenschaften anstrebte und auch wirklich herbeiführte. Auf dem Burschentag zu Jena vom 29. März bis 3. April 1818 berieten hierüber Abgeordnete der Burschenschaften von Berlin, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg und Rostock und nahmen als Grundidee des Ganzen Liebe zum Vaterland und Erhaltung volkstümlicher Sitte an. Und als die Tage des „Siegesmonds" wiederkamen und man eine Wiederholung des Wartburgfestes nicht erlaubte, wurde vom 10.—19. Oktober 1818 zu Jena von Abgeordneten der Burschenschaften von 14 Universitäten ein zweiter größerer Burschentag öffentlich abgehalten und die Gründung einer **allgemeinen deutschen Burschenschaft** beraten. Die der jenaischen Burschenschaft zugegangenen

demokratischen, die politische Verfassung Deutschlands betreffenden Grundsätze und Beschlüsse der auf der Wartburg versammelten „deutschen Burschen" fanden, da politische Partei-Agitationen als außer dem Bereich einer studentischen Gesamtheit liegend erkannt wurden, Beachtung nur insoweit, als die eigentlichen Zwecke der Burschenschaft es erlaubten. Man wollte eben nur die Interessen der akademischen Welt und die Zwecke der Burschenschaft beraten, man wollte patriotische, aber nicht politische Partei sein. Aus diesen Beratungen ging die Verfassungs-Urkunde der allgemeinen deutschen Burschenschaft vom 18. Oktober 1818 hervor.

Gründung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft.

Ihr Grundgedanke ist der, daß, wie die verschiedenen Hochschulen ihrem Wesen nach eine Einheit darstellten und alle dem Zwecke der gesamten vaterländischen Bildung überhaupt und der höheren wissenschaftlichen Ausbildung insbesondere dienten, so auch alle Burschen Deutschlands zu einer Gesamtheit gehörten, deren Glieder die einzelnen Burschenschaften, deren Seele aber Volkseinheit, rechtliche Freiheit, Liebe und Wahrheit seien. Als maßgebend für das Wirken der allgemeinen deutschen Burschenschaft wurden die folgenden Sätze aufgestellt: „Einheit, Freiheit und Gleichheit aller Burschen untereinander, Gleichheit aller Rechte und Pflichten, christlich deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlandes".

Mit der Annahme dieser Verfassung war die allgemeine deutsche Burschenschaft konstituiert; die Leitung der Geschäfte wurde in die Hände einer einzelnen, jährlich auf ein Jahr zu wählenden und zwar für das Jahr 1818 in die Hände der Jenaischen Burschenschaft gelegt.

Es war eine gewaltige geistige Bewegung, welche die Burschenschaft jener Tage mit dem alles durchdringenden Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem Vaterland erfüllte und sie den Kampf um die Durchsetzung ihrer Ideale gegen eine Welt von Feinden bestehen ließ. Noch herrschte die ganze Jugendseligkeit und die hochgestimmte Begeisterung, welche die Burschenschaft in ihrer besten Zeit auszeichnete, noch war ihr Zweck nicht im entferntesten ein politischer. Hätte man die Dinge ruhig ihren Gang gehen lassen, so wäre vermutlich nie eine politische Tendenz in der Burschenschaft aufgekommen. Arnold Ruge, der als Hallenser Burschenschafter 1821 die Freunde in Würzburg aufsuchte, mutete es eigentümlich an, die dortige Burschenschaft völlig ungestört und in schönstem Einklang mit den Behörden zu finden; trug doch Ludwig I., der damals noch als Kronprinz in Würzburg Hof hielt, selber den altdeutschen Rock, wie er auch mit seinen Antipathien gegen das Metternichsche System nicht zurückhielt.

München 1826.

Überhaupt fehlte es in den ersten, auf die Befreiungskriege folgenden Jahrzehnten, die man vielfach als eine Zeit der schlimmsten Reaktion und politischen Unfruchtbarkeit dargestellt hat, auch bei den deutschen Regierungen keineswegs an großen Gesichtspunkten und liberaler Gesinnung. In Baiern beschloß Ludwig I., der sich in Göttingen mit den Einrichtungen dieser damals berühmtesten Hochschule Deutschlands bekannt gemacht hatte, bald nach seinem Regierungsantritt, die vaterländischen Universitäten nach dem Vorbilde Göttingens umzugestalten. Er ordnete die Verlegung der Hochschule von Landshut nach München an, und wünschte ausdrücklich, daß an der neuen Universität alle Elemente geistigen Strebens eine Freistätte fänden. Bei der feierlichen Eröffnung der Hochschule am 14. November 1826 erwiderte der König auf die Ansprache des Professor Dresch, der in freimütiger Rede über die Würde der Wissenschaft die Festversammlung eröffnet hatte: „Nichts konnte mir besser gefallen, als was über Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung, über Freiheit des Wortes und der Mitteilung gesagt wurde. Es ist auch meine lebendigste, meine tiefste Überzeugung, daß hier jeder Zwang, jede Zensur, auch die billigste, verderblich wirkt, weil sie statt des gegenseitigen Vertrauens, bei dem allein die menschlichen Dinge gedeihen, den Argwohn einsetzt."

Bonn 1818.

Auch in Preußen war die Gründung der Universität Bonn, die am 26. Mai 1818 durch König Friedrich Wilhelm III. vollzogen wurde, aus nationaler, die Wichtigkeit der rheinischen Universität für das deutsche Geistesleben in vollstem Umfange würdigender Gesinnung hervorgegangen. Die Bonner Universität gehört zu den

Schöpfungen einer Zeit, die, noch getragen von dem großen Geiste der Freiheitskriege, reich war an praktischer Tüchtigkeit und männlicher Kraft. „Die positiven Leistungen der preußischen Verwaltung" hebt Heinrich von Sybel in seiner Festrede zum fünfzigjährigen Jubiläum der Bonner Universität mit Recht hervor, „sind über der einen Hauptfrage, welche damals die Gemüter bewegte, der Frage der reichsständischen Verfassung, vielfach übersehen worden. In Wahrheit steht es so, daß sehr selten eine Verwaltung ein ähnliches Maß von Fleiß und Einsicht, von gründlichem Studium, vielseitiger Thätigkeit, sorgender Selbstbeschränkung aufgewandt hat".

Aber die Herzen des Volks waren damals zu sehr von den großen Forderungen politischer Freiheit, konstitutioneller Verfassung und deutscher Einheit bewegt, als daß die sich in Stille vollziehenden Schöpfungen der Staatsverwaltung die gebührende Anerkennung hätten finden können; man sah nur das eine, daß das absolute Königtum dem Volke den Anteil an der Staatsgewalt versagte, und daß in der Verfassungsfrage die liberalen Forderungen immer stärker zurückgedrängt wurden. So konnte es kommen, daß republikanische Bestrebungen in immer weiteren Kreisen Wurzel faßten und schließlich auch in die Studentenschaft übergingen, wo sich naturgemäß die politische Tendenz der Burschenschaft bemächtigte, die allmählich infolge der Anfeindungen von Seiten der Regierung in dem Staat ihren Hauptfeind zu erblicken anfing.

Auftauchen politischer Tendenzen in der Burschenschaft.

Die Wortführer der neu auftretenden republikanischen Ansichten in der Burschenschaft waren die Brüder Adolf und Karl Follen in Gießen. In einem mit ihren näheren Freunden in der Burschenschaft, den sogenannten „Unbedingten" ausgearbeiteten Entwurf einer Verfassung der von ihnen geplanten großen deutschen Republik stellten sie als Grundsatz auf: „Wenn die rechtmäßigen Mittel uns ungerechter Weise vorenthalten werden, müssen wir jedes Mittel anwenden, welches zum Ziele führen kann, so lange nicht Selbstsucht damit verknüpft ist, und so lange wir dabei dem Wohle des Vaterlandes uns zu opfern bereit sind". Doch standen in der ersten Zeit die Gießener Unbedingten vereinzelt da, und Follen hatte noch beim Wartburgfest für seine Ideen keinen Anklang gefunden. Erst allmählich änderte sich auch in Jena die Stimmung. Als offizielle Inspektoren Preußens und Österreichs wurden Fürst Hardenberg und Graf Zichy nach Jena geschickt, während Rußland den Staatsrat August v. Kotzebue nach Weimar sandte, um die gährenden Elemente zu beobachten. Kotzebue, ein geborener Russe, gab in Weimar ein „Litterarisches Wochenblatt" im russischen Sinn heraus und berichtete regelmäßig an Kaiser Alexander über die wissenschaftlichen und politischen Zustände, wobei er alle freiheitlichen und patriotischen Regungen in möglichst ungünstigem Licht darstellte und berühmte Lehrer wie Luden verhöhnte. Ein Bulletin wurde ihm schließlich entwendet und in Ludens „Nemesis" vom 4. Februar 1818 abgedruckt. Kotzebue, völlig unfähig, den sittlichen Geist, von dem die Burschenschaft getragen wurde, zu verstehen, rief mit seinen Angriffen die größte Erbitterung hervor, die sich noch steigerte, als die russische Regierung die weimarische zur Beschränkung der Preßfreiheit zwang. Nunmehr schien auch Karl Follen der Boden in Jena für seine Propaganda geeignet. Er ließ sich im Sommer 1818 als Privatdozent dort nieder, ohne daß es ihm gelang, einen größeren Kreis von „Unbedingten" zu gewinnen, wenn auch ein oder zwei Dutzend Anhänger auf ihn hörten, sobald er nicht allzu radikale Anschauungen äußerte. Nur Sand, der nach dem Wartburgfeste in Jena geblieben war, schwur auf Follen.

So lagen die Dinge, als auf dem europäischen Monarchenkongreß, der seit Oktober 1818 in Aachen tagte, auch die Burschenschaft zur Sprache kam. Metternich gelang es, den preußischen Minister von Hardenberg auf seine Seite zu ziehen, wobei er vom russischen Kaiser unterstützt wurde, in dessen Auftrag der russische Staatsrat Stourdza dem Kongreß ein Schriftstück: Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne übergab. Er stellte darin u. a. die Wartburgfeier als Anzeichen einer drohenden Revolution hin. Herde derselben seien besonders die barbarischen gotischen Universitäten; man müsse vor allem die Censur für die Presse wieder einführen, die Lehrfreiheit aufheben und Lehrer und Schüler auf den Universitäten polizeilich über-

machen. Eine ungeheure Erbitterung auf den Universitäten, besonders in Jena, war die Folge. Die Grafen Bocholz und Keller forderten im Auftrag der Jenenser Burschenschaft den Beleidiger der deutschen Jugend, der sofort von Weimar, seinem damaligen Aufenthaltsort, nach Dresden abreiste, worauf die Jenenser auf Genugthuung verzichteten. Da hatte Kotzebue die Stirn, in seinem Wochenblatt das Mémoire zu verteidigen und es, gestützt auf die Uneinigkeit und Schwäche der deutschen Fürsten, für offiziell zu erklären. Nunmehr eröffnete Sand dem Follen, daß er der Vollstrecker des allgemeinen Volkswillens an dem Verräter und Volksverderber sein wolle, reiste, von Follen vermutlich mit Paß und Geld unterstützt, nach Mannheim ab und gab am 23. März 1819 Kotzebue mit einem Dolchstich den Tod. Ein sofortiger Selbsterdolchungsversuch mißlang, er wurde verhaftet und sah standhaft und heiter seiner Verurteilung entgegen. Das Todesurteil betont, daß Sand bei der fixen Idee von der Gefährlichkeit des von Kotzebue für das deutsche Vaterland die Strafbarkeit seiner Handlung nicht eingesehen und insofern nicht frei gehandelt habe, allein es sei in den Akten erwiesen, daß Inquisit *noch eine weitere Absicht gehabt habe, und zwar die der gewaltsamen Umwälzung der deutschen Verfassung.* In ihrer Bedrohung lag also für die Richter der Schwerpunkt; höhere politische Rücksichten forderten ein abschreckendes Beispiel und deshalb mußte Sand das Schaffot besteigen. Als die Wunde, die er sich selbst beigebracht hatte, notdürftig geheilt war, wurde er am 20. März 1820 mit einem großen Truppenaufgebot zum Richtplatz geführt.

Ermordung Kotzebue's.

Metternich begrüßte die Nachricht von dem Ereignis in Mannheim „mit einer Art von Frohlocken“, denn nun konnte er mit Hinweisung auf Sand's That leicht durchsetzen, was ihm sonst schwer geworden wäre. Nach einer Vorberatung zwischen Metternich und Hardenberg in Teplitz fand im August 1819 ein Kongreß deutscher Minister unter Metternich's Auspicien statt, der die berüchtigten *Karlsbader Beschlüsse* faßte, die am 20. September 1819 in Frankfurt zu Bundesratsbeschlüssen gemacht wurden. Die Universitäten wurden unter die besondere Aufsicht landesherrlicher Kommissarien gestellt, eine „Generalkommission“ in Mainz mit der Aufspürung „demagogischer Umtriebe“ beauftragt, und die Presse einer scharfen Censur unterworfen. Namentlich aber sollte gegen die Burschenschaft eingeschritten werden, „da diesem Verein die schlechterdings unzuläßige Voraussetzung einer fortdauernden Gemeinschaft und Korrespondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zu Grunde liege“. Nunmehr strengte die preußische Regierung gegen eine Anzahl der treuesten Patrioten peinliche Untersuchungen an. Professoren wie Welcker in Bonn wurden in Untersuchung gezogen oder suspendiert, Görres mußte nach der Schweiz fliehen, Arndt seine Briefschaften im Keller verbergen und seine Vorlesungen einstellen. Die Turnplätze wurden geschlossen, Jahn in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1820 von seinem sterbenden Kinde weggerissen und in lange Untersuchungshaft geschleppt, der Geist des großen Jahres 1813 als staatsgefährlich geächtet. Selbst der unbefangene, hochherzige Herzog von Weimar mußte dem Drängen nachgeben. Oken und Fries verloren ihre Stellen, und die Burschenschaft in Jena wurde zur Auflösung veranlaßt. Der feierlichen Stimmung, die in den letzten Tagen der Burschenschaft alle erfüllte, gab später der Bursch Binzer ergreifenden Ausdruck in seinem herrlichen Liede:

Die Karlsbader Beschlüsse.

Auflösung der Burschenschaft.

„Wir hatten gebauet ein stattliches Haus,
Und drin auf Gott vertrauet trotz Wetter, Sturm und Graus.“

Die Burschenschaft war aufgelöst den Behörden gegenüber, bestand aber in Wirklichkeit weiter, und es zeigte sich bald, daß das Verbot ganz andere Folgen hatte, als die von den Diplomaten erwarteten. Die sehr natürliche Meinung der jungen Patrioten, es seien die Regierungen als solche der Idee eines einigen freien Deutschlands feindlich gesinnt, erzeugten einen oppositionellen Geist, der sich in immer wachsendem Maße verbreitete. Es folgten nun eine Reihe von Burschentagen, zunächst der vom Sommer 1820 in Dresden, wo der später berühmt gewordene Kirchenhistoriker

Karl Hase als Abgesandter der Leipziger Burschenschaft erschien und den Grundsatz mit beriet und aufstellte: „Alle deutschen Burschenschaften sollen sich mit gleicher Teilnahme und Liebe für ihr Vaterland nach dem Bilde der Einheit Deutschlands als Brüder umfassen". Ende September 1821 wurde auf dem Burschentag in Streitberg in der fränkischen Schweiz bei Besprechung der Verfassungsurkunde die Burschenschaft als ein „freies Gemeinwesen deutscher Burschen" definiert, das den doppelten Zweck habe, „die Gestaltung des Burschenlebens nach den Grundsätzen der Einheit, Gleichheit und Freiheit" und andererseits „die Ausbildung des Leibes und der Seele für das Leben im Volke durch ein volkstümliches Leben auf der Hochschule" zu fördern.

Der Jünglingsbund.

Befaßten sich diese Burschentage nur mit studentischen Dingen, so gingen die Ziele des 1821 gegründeten sogenannten Jünglingsbundes weiter. Als geistiger Urheber galt Karl Follen, der 1819 nach der Schweiz geflüchtet war und von hier aus die Gährung unter der deutschen Jugend zu organisieren strebte. Ihm schwebte als Zweck des Bundes vor, durch den Umsturz der bestehenden Verfassungen einen Zustand herbeizuführen, worin das Volk durch selbstgewählte Vertreter sich eine Verfassung geben könne. Daß es nicht die Schlechtesten waren, die diesem Bunde beitraten, daß vielmehr gerade für ideal veranlagte Naturen die Gefahr nahe lag, sich in solche Abenteuer zu verstricken, zeigt das Beispiel Karl Hases, der, trotzdem er die Mittel des Geheimbundes entschieden mißbilligte, im Sommer 1821 in Erlangen dem Bunde beitrat. „So oft hatte ich" — bemerkt er darüber in seinen „Idealen und Irrtümern" — „vor Anderen und im eigenen Herzen von der Pflicht gesprochen, dem Vaterland sich zu opfern, daher gerade die Gefahr des Eintritts in einen solchen Bund mir verführerisch entgegentrat und ich den Vorwurf der Feigheit scheute, hier, wo die gefährliche That gefordert wurde, zurückzustehen." Aber auch im Jünglingsbund dachten nur wenige an Revolution; die meisten hatten wie Karl Hase eine geistige Volkserhebung im Sinne, und das vorherrschende politische Ideal war auch hier Kaiser und Reich, dessen Wiederaufrichtung angestrebt wurde.



Burschentrachten aus d. J. 1821.

Das Erwachen aus diesem Traume war für alle gleich schrecklich. Im November 1823 wurde der Bund den baierischen Behörden verraten, und nun begann eine wilde Hetzjagd auf die Bundesmitglieder in allen deutschen Staaten. „Hatten wir", so bemerkt Ruge im Rückblick auf diese Leidenszeit, „die Einheit in der Freiheit nicht bewirkt, so hatten wir doch die Einheit im Gefängnis erreicht"; denn in die preußische Untersuchungshaft nach Köpenick hatte eine Reihe deutscher Höfe ihre „angestammten Demagogen ausgeliehen", damit Kamptz, der Chef der preußischen Polizei, die Untersuchungen um so wirksamer führen könne. Die preußischen Strafurteile zeichneten sich durch ihre besondere Härte aus, während das Verfahren in den mittel- und süddeutschen Staaten ungleich milder war.

Die zweite allgem. deutsche Burschenschaft

Die nun folgenden Jahre bezeichnen einen immer zunehmenden Niedergang der burschenschaftlichen Sache. Im Winter 1827—28 wurde von Jena aus ein

erneuter Versuch gemacht, die sämtlichen deutschen Burschenschaften zu einem allgemeinen Verbande zu vereinigen. Es wurde beschlossen, daß jedes Mitglied der Burschenschaft einer Universität beim Beziehen einer anderen Universität der dortigen Burschenschaft eo ipso als Mitglied angehöre. Die allgemeine Geschäftsführung wurde der jenaischen Burschenschaft übertragen, und damit war die „zweite allgemeine deutsche Burschenschaft" konstituiert. Allein diese neue Vereinigung sollte nur von kurzer Dauer sein, da Meinungsverschiedenheiten über die Stellung zur politischen Frage entstanden, die bald zu einer völligen Spaltung innerhalb der Burschenschaft führten. Arminen und Germanen. Während die gemäßigten Elemente an der Betonung studentischer Bestrebungen festhielten und das letzte Ziel der Burschenschaft in der Pflege strenger Sittlichkeit und fröhlicher Geselligkeit, sowie in der Reform des akademischen Lebens erblickten, drängten die Radikalen immer energischer auf eine praktisch-politische Bethätigung der Burschen-



Die Burschenschaft zu Marburg i. J. 1828.

schaft im Sinne des entschiedenen Liberalismus hin. Von Erlangen aus, wo sich die Gemäßigten Arminen, die Radikalen Germanen genannt hatten, pflanzte sich dieser Gegensatz rasch auf die anderen Universitäten fort und bewirkte, daß überall nicht mehr, wie früher, eine Burschenschaft in dem alten Sinne, sondern zwei sich auf das heftigste befehdende burschenschaftliche Vereinigungen bestanden.

Die politischen Ereignisse jener Zeit, der Freiheitskampf der Hellenen gegen die türkische Herrschaft, die revolutionären Bestrebungen in den spanisch-amerikanischen Kolonien und vor allem der Ausbruch der Pariser Julirevolution im Jahre 1830 blieben nicht ohne Einfluß auf die burschenschaftliche Bewegung und verschafften der germanistischen Richtung allmählich die Oberhand.

Zwar wurde noch auf dem Ostern 1831 zu Dresden abgehaltenen Burschentage die von den Breslauern aufgeworfene Frage, wie sich die Burschenschaften zu einer möglichen Volkserhebung stellen sollten, dahin beantwortet, daß es niemals Sache der Burschenschaften als bloßer Studentenverbindung sein könne, den Umsturz bestehender Verfassungen zu bewirken, noch weniger ihren Mitgliedern in dieser Hinsicht bindende Vorschriften zu machen, indem darin ein Gewissenszwang liege. Aber

schon der noch in demselben Jahre von der Jenenser Germania nach Frankfurt einberufene Burschentag wies eine so entschiedene germanistische Majorität auf, daß der Beschluß gefaßt werden konnte, es solle unter Umständen jeder Burschenschafter verpflichtet sein, selbst mit Gewalt die Einheit und Freiheit Deutschlands zu erstreben und an Volksaufständen teilzunehmen, die zur Erreichung dieses Zieles führen könnten. Der Austritt der Burschenschaften von Leipzig, Gießen, Marburg, Bonn — und vorübergehend auch von Jena — aus der allgemeinen Burschenschaft läßt vermuten, daß dieser unglückliche Beschluß noch auf Widerstand stieß. Indessen hatte sich die Burschenschaft mit dem Anwachsen der politischen Gärung, die in dem bekannten Hambacher Feste vom 27. Mai 1832 und in der Gründung des über ganz Mittel- und Süddeutschland verbreiteten „Preß- oder Vaterlandsvereins" ihren äußeren Ausdruck fand, bereits völlig in revolutionäre Ideen verstrickt: auf dem letzten Burschentag in Stuttgart, Weihnachten 1832, der von Würzburg, Erlangen, München, Tübingen, Kiel und Heidelberg beschickt war, wurde beschlossen, in engere Beziehungen zu den Vaterlandsvereinen zu treten und an der Aktion, die, von diesen vorbereitet, unmittelbar bevorstehe, teilzunehmen. Die Ausführung des Beschlusses ließ nicht lange auf sich warten. Am Abend des 3. April 1833 stürmten in Frankfurt die Verschworenen, etwa 60 Mann stark, von denen 30 Burschenschafter waren, die Haupt- und Constablerwache. Die Überrumpelung gelang, ebenso die Befreiung der Gefangenen, dagegen blieben die Aufforderungen, sich dem Aufstand anzuschließen sowohl beim Militär als bei der Volksmenge ohne Erfolg. Die Frankfurter Bevölkerung verhielt sich der rätselhaften Unternehmung gegenüber völlig ablehnend, beim Anrücken des Linienmilitärs mußten die Verschworenen die Hauptwache räumen und sich auf die Konstablerwache zurückziehen, aus der sie mit Waffengewalt vertrieben wurden. 30 Verschworene wurden gefangen, den übrigen gelang es zu entkommen. Nun setzte die Bundesversammlung am 26. Juni 1833 eine besondere Centraluntersuchungskommission nieder, die nach den Verdächtigen auf den Universitäten namentlich unter den Burschenschaften fahndete und gegen 1800 verhaftete. Im nächsten Jahr waren bei den baierischen Gerichten allein 142 politische Prozesse hauptsächlich gegen Burschenschafter anhängig. In Erlangen wurde die Germania sofort nach dem Frankfurter Attentat aufgelöst und am 14. Juni 1833 sämtliche Germanen verhaftet und durch Gensdarmerie abgeführt. Schlimmer war es noch in Preußen, wo nach langer qualvoller Untersuchungshaft 192 Studenten, lediglich wegen ihrer Zugehörigkeit zur Burschenschaft, zu langjährigen Freiheitsstrafen, 39 zur Todesstrafe verurteilt wurden, die später auf dem Gnadenwege in lebenslängliche oder dreißigjährige Haft umgewandelt wurde. Fritz Reuters, des Jenenser Germanen, „Ut mine Festungstid", läßt alle Qualen, welche die Burschenschafter in den Mauern der Kasematten zu erdulden hatten, in unserer Vorstellung aufsteigen, und wehmütige Empfindungen ergreifen uns bei dem Gedanken, daß dies der Abschluß der alten Burschenschaft, einer aus so reinen und edlen Motiven hervorgegangenen, von der Idee eines einigen und freien Deutschlands beseelten studentischen Bewegung, sein mußte. Selbstverständlich wurden nach dem Frankfurter Attentat sämtliche burschenschaftlichen Verbindungen, auch die unbeteiligten, aufgelöst: die alte, ursprüngliche Burschenschaft war tot.


Ein Bursch der dreißiger Jahre.

Das Frankfurter Attentat und seine Folgen.

Hatten die Regierungen so vermocht, die ihnen verdächtigen Burschenschaften zu erdrücken, so war es ihnen doch nicht gelungen, damit auch den studentischen Geist und das fröhliche Studentenleben überhaupt zu töten. Die alten Formen des akademischen Treibens waren bald nach den Befreiungskriegen wieder zum Leben erwacht: man trank, sang und raufte wie ehedem, und der Comment schwang nach wie vor, auch bei den Burschenschaften, sein Scepter. Die hauptsächlichsten Träger der alten studentischen Traditionen waren die Fortsetzer der früheren Landsmannschaften, die neben den Burschenschaften teils wie diese verboten, teils geduldet, unter dem Namen „Kränzchen“ oder „Corps“ ein harmloses Dasein führten. Wohl hatte das rasche und mächtige Emporstreben der Burschenschaft in den Jahren 1815—19 die Landsmannschaften vielfach in ihrer Existenz bedroht, ja, wie in Jena, sie zeitweise vernichtet; je mehr aber die Burschenschaft unter dem äußeren Druck, zum Teil auch infolge der erwähnten inneren Streitigkeiten zurückging, desto mehr blühten die Landsmannschaften nach Ueberwindung der ersten Krisis wieder auf. Eine Anzahl von ihnen hatte sich schon während der Zeit der Befreiungskriege und gleich nachher gebildet und wußte sich neben der Burschenschaft zu behaupten: so wurde in Baiern auf der Universität Landshut 1813 die Palatia, 1816 die Bavaria gegründet; zu Würzburg entstand 1814 die Moenania, 1815 die Bavaria. In Leipzig kamen zu der 1807 gestifteten Lusatia 1812 die Sachsen hinzu; beide konnten sich jedoch nach dem Kriege nur mit Mühe halten, da der größere Teil ihrer Mitglieder teils auf deutschem, teils auf französischem Boden gefallen war. Heidelberg sah 1818 die Westfalen neben den schon 1810 gegründeten Schwaben entstehen, Freiburg 1815 die beiden Landsmannschaften Rhenania und Suevia.

Die Corps bis zur Mitte des 19. Jhdts.



Ein Bursch der vierziger Jahre.

Beeinflußt durch die burschenschaftlichen Ideen streiften die Landsmannschaften jetzt mehr und mehr ihren früheren, rein landsmannschaftlichen Charakter ab und näherten sich schon damals ihrer heutigen Form. Als wesentlichstes Moment ihrer Verfassung galt ihnen nunmehr das von den Orden übernommene Prinzip der Freundschaft und der freiwilligen, auf gegenseitiger Wahl, nicht aber, wie bei den alten Landsmannschaften, auf der bloßen Gemeinsamkeit der engeren Heimat beruhenden Zusammengehörigkeit; nur in ihrer äußeren Organisation blieben sie Landsmannschaften und behielten zunächst auch diesen Namen bei. Für den eigentlichen Kern der Verbindung, den innerhalb der ganzen, auch die „Renoncen“ umfassenden Landsmannschaft ihre Chargierten und Burschen bildeten, kam indessen bald die Bezeichnung „Corps“ auf, die durch das Bild des Körpers den in sich abgeschlossenen Organismus der Korporation treffend zum Ausdruck brachte und schließlich allgemeine Geltung erlangte. Auch mit dem von den alten Landsmannschaften überkommenen Erbteil der Alleinherrschaft der Senioren wurde jetzt gebrochen, und der Schwerpunkt in die Gesamtheit der Mitglieder, in die Convente verlegt. Von den früheren Orden nahmen die Corps zum Teil — so die Marchia in Halle und die Onoldia in Erlangen — das Lebensprinzip an, wonach die Mitglieder einer Verbindung ausschließlich dieser, und zwar für das ganze Leben angehörten und keiner anderen Verbindung beitreten durften. Andere Corps gestatteten ihren Mitgliedern beim

Lebenscorps u. Waffencorps.

Beziehen einer anderen Universität bei einem dortigen Corps aktiv zu werden; sie hießen „Waffencorps", weil in ihnen das Hauptgewicht auf die für die Zeit der Zugehörigkeit zum Corps bestehende „Waffengemeinschaft" gelegt wurde, während man die an der Lebensgemeinschaft festhaltenden Corps „Lebenscorps" nannte. Später wurde fast allgemein das Prinzip angenommen, daß jedes Mitglied eines Corps



Studentisches Leben zu Anfang der 40er Jahre.
(Nach einer alten Lithographie.)

diesem für die Zeit seines Lebens angehöre; gleichzeitig aber wurde überall — ausgenommen bei einzelnen Corps, wie z. B. der Onoldia, die noch heute „Lebenscorps" ist — gestattet, die Zugehörigkeit auch zu einem anderen Corps zu erwerben.

Im Gegensatz zu den Burschenschaften verfolgten die Corps keinerlei politische Tendenz. Nicht jeder fühlte sich seiner Natur nach zu den Bestrebungen der Burschenschaften hingezogen; wer nicht gerade Beziehungen zu burschenschaftlichen Kreisen hatte und sein Studentenleben recht genießen wollte, dem mußten die Corpsstudenten

mit ihrem forschen Auftreten als die eigentlichen Vertreter froher Burschenlust erscheinen. In den Corps fand er ein geselliges Zusammenleben gleichgesinnter Universitätsfreunde, die es sich zur Aufgabe gestellt hatten, sich gegenseitig das Leben nach gethaner Arbeit zu erheitern, in Freude und Leid zusammenzuhalten und für einander einzutreten, wenn es not that, mit dem Schläger in der Hand. Freilich entfernten sich viele der damaligen Landsmannschaften von diesen löblichen Zwecken; bei manchen war einzig das Trinken und Pauken und der beides regelnde Comment das Band, welches die Mitglieder der Verbindung aneinander kettete, während Freundschaft und Brüdertreue nur dem Worte nach bestanden. In „Felix Schnabel's Universitätsjahren“ ist uns ein ziemlich getreues Spiegelbild des Corpsstudententums der dreißiger Jahre überliefert, und wenn auch der Held der Erzählung keineswegs als Typus eines derzeitigen Corpsstudenten gelten kann, waren solche Erscheinungen,



Corpsbild der Rhenania zu Bonn, Sommer 1838.

die durch das unmäßige Saufen und die übertriebene Paukwut zu Grunde gingen, sicher nicht vereinzelt. Auf der anderen Seite darf man nicht vergessen, daß schon damals, d. h. zu der Zeit, als Bismarck aktiv war, in dem corpsstudentischen Leben mehr steckte, als der Fernerstehende vermuten mochte. Mit der Bethätigung flotten Studentenlebens war der Inhalt des Corps keineswegs erschöpft. Durch die Einwirkung auf den Charakter bildeten sie — wie Friedrich von Klinggräff in einem Briefe über die Corps schreibt — einen wichtigen Faktor unseres Volksgeistes: sie gewöhnten den jungen Studenten daran, seine Individualität einer höheren Idee unterzuordnen und seine Persönlichkeit dafür einzusetzen; sie erfüllten, indem sie für die Erhaltung eines ehrenhaften und kräftigen deutschen Studentenlebens eintraten, eine patriotische Pflicht und wirkten so über die Grenzen der Universität hinaus auf das Vaterland.

In seinen äußeren Formen blieb sich das Studentenleben bis gegen das Ende der vierziger Jahre ziemlich gleich; die Lebensweise war auch in den Corps

einfach und anspruchslos. „Auch bei geringen Mitteln" — schreibt Kußmaul, der 1840 bei der Suevia in Heidelberg aktiv wurde und später die Reformverbindung „Alemannia" mitbegrüudete, in seinen „Jugenderinnerungen" — „konnte man die Freuden des Corpslebens genießen. Bier und Tabak kosteten wenig. Die besseren bairischen Biere waren freilich teuer, aber sie wurden nur ausnahmsweise getrunken, man fing überhaupt erst an, sie in einzelnen Restaurationen auszuschenken; der Transport aus den Bezugsorten München, Erlangen und Kulmbach war bei den wenigen fertigen Eisenbahnen noch allzu schwierig und kostspielig. Wein wurde nur bei Ausflügen und beim Stiftungsfeste getrunken. Stutzerhafte Kleidung wurde verhöhnt. Der Haarkräusler verdiente bei den Musensöhnen noch wenig, nur ausnahmsweise, an Ballabenden machte er bessere Geschäfte; der Student ordnete sein Haar mit eigener Hand, und viele trugen es lang. Man hatte noch keine besonderen Kneipröcke und



Corpsbild der Hasso-Nassovia zu Marburg 1840.
(Ort: im „kalten Frosch".)

saß am liebsten, wenn es die Wärme im Sommer oder der Ofen im Winter zuließ, zwanglos in Hemdsärmeln, viele mit dem bunten Cerevismützchen auf dem Haupt, die Corpsburschen mit dem Band um die Brust".

Die Opposition gegen die Corps.

Die allgemeine Erregung, die zu Anfang der vierziger Jahre infolge der unbefriedigenden politischen Verhältnisse in ganz Deutschland immer höhere Wogen schlug, bemächtigte sich auch der Studentenschaft, und äußerte sich hier vor allem in einer Opposition gegen die Corps. Mit immer wachsender Heftigkeit verlangte man nach einer Reform des akademischen Lebens, das in seinen überlieferten Formen zu bewahren gerade das Streben der Corps war, und warf diesen reaktionäre Gesinnung nicht bloß in studentischen, sondern auch in politischen Dingen vor. Sie seien, so argumentierten, von der liberalen Presse sekundiert, die reformlustigen Kommilitonen, die gefügigen Werkzeuge der Regierungen, die ihrerseits die Anmaßung der Corps auf Suprematie in der Studentenschaft begünstigten. Bezeichnend für die damalige Stimmung auf den Hochschulen sind die Vorgänge in Heidelberg, wo sich nach- und nebeneinander die Walhalla, Ruperta, Alemannia, Albingia, der Nektar-

bund und Schloßbund bildeten, welche ihre Reformbestrebungen mit derartiger Geschicklichkeit und solchem Nachdruck verfolgten, daß sich ihnen sogar eine Anzahl Mitglieder der Corps und das Corps der Pfälzer in seiner Gesamtheit anschloß. In ähnlicher Weise bildeten sich auch auf anderen Hochschulen derartige Vereinigungen, die mit ihren Zielen und Ideen an die alte Burschenschaft anknüpften. Nur wurde fast durchgängig von der Führung des Namens „Burschenschaft" abgesehen; man wählte vielmehr die unverdächtige Bezeichnung „Verbindung". Die Einzelnamen entlehnte man teils von den Stiftern (Knorschia in Bonn), teils von der Kneipe (Kochei in Leipzig, Raczeks in Breslau, Fürstenthal und Kühler Brunnen in Halle), auch nach Erkneipen und Bierdörfern benannte man sich (Bubenruthia in Erlangen, Hochhemia in Königsberg); eine Anzahl endlich leitete ihren Namen von dem der Universität her (Albertina in Kiel, Ruperta in Heidelberg, Fridericia in Bonn).

Zum größten Teil wurden diese neugebildeten Burschenschaften Tummelplätze einer Strömung, die man mit dem Namen „studentischer Progreß" bezeichnet hat. Das Endziel dieser Bestrebungen war neben der Vereinigung der Studentenschaft zu einem einheitlichen Ganzen die Beseitigung des Unterschieds zwischen Bürgertum und Studententum, Abschaffung des Verbindungswesens nebst seinen äußeren Abzeichen, und hauptsächlich grundsätzliche Verwerfung des studentischen Duells. Daneben machten sich, wenngleich erheblich abgeschwächt, die alten Parteiungen von Germanen und Arminen geltend und die hieraus sich ergebenden Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Stellung der einzelnen Verbindung zur übrigen Studentenschaft, zur Duellfrage und hinsichtlich der Aufgabe des einzelnen Mitglieds als Staatsbürger. **Der studentische Progreß.**

Gegen das Überhandnehmen des Progresses richtete sich bald eine Reaktion seitens der studentisch-konservativen, der sogenannten altburschenschaftlichen Elemente, welche auf forsches Pauken und strammes Auftreten nach außen hielten. Zum Ausdruck kam dieser Standpunkt u. a. in der Gründung der Teutonia zu Jena, nach welcher diese Partei als „teutonische" bezeichnet wird. **Die altburschenschaftlichen Verbindungen.**

Die Progressisten der einzelnen Hochschulen traten indessen einander näher, und hielten Pfingsten 1846 auf dem Kyffhäuser eine Versammlung ab. Das Duell wurde zwar nicht geradezu verboten, aber die Einführung eines allgemeinen studentischen Ehrengerichts angestrebt.

Auch die altburschenschaftlichen Verbindungen hielten eine Reorganisation des studentischen Lebens in gewissen Grenzen und eine größere Geschlossenheit der gleichstrebenden Vereinigungen für angezeigt; in diesem Sinne erließ im Mai 1848 die Jenenser Germania ein Schreiben an die ihr Gleichgesinnten und lud sie zu einer Versammlung auf die Wartburg ein. Der Jenenser Burgkeller aber in Verbindung mit dem Bonner Progreß schrieb zu derselben Zeit eine allgemeine Studentenversammlung nach der Wartburg aus, und dieser Gedanke trug den Sieg davon.

Das zweite Wartburgfest vereinigte in den Tagen vom 12. bis 14. Juni 1848 etwa 1200 bis 1400 Studenten der verschiedensten Farben und Richtungen in Eisenach: Altburschenschafter, Progressisten, Korpsstudenten, Wingolfiten, Wilde — alles war vertreten. Es wurde ein Ausschuß, dem je ein Vertreter für 100 Studenten der verschiedenen Hochschulen angehörte, gebildet, und damit ein Studentenparlament geschaffen, in dem jede Universität im Verhältnis zu ihrer Größe vertreten war. Es bildeten sich sofort zwei Gruppen: die Rechte, bestehend aus den konservativen Corps, den Altburschenschaftern und dem Wingolf unter Führung von Aegidi aus Berlin, und die Linke, zusammengesetzt aus den progressistischen Burschenschaften und Corps, sowie den sonstigen Progressisten und den meisten Vertretern der Nichtverbindungsstudenten mit dem Hauptredner Giseke aus Breslau. **Das zweite Wartburgfest.**

Das Ergebnis der Beratungen und Beschlüsse war folgendes:

1. Die Universitäten sollen Nationaleigentum werden. Das Vermögen der einzelnen Universitäten soll vom Gesamtstaat eingezogen werden, welcher ihre

Bedürfnisse bestreitet. Die Oberleitung übernimmt das deutsche Unterrichtsministerium. Im einzelnen wird das Prinzip der Selbstverwaltung anerkannt.
2. Unbedingte Lehr- und Hörfreiheit.
3. Die Universitäten sollen die ganze Wissenschaft vertreten; nach diesem Prinzip sind die Lehrfächer zu vervollständigen, jede Fakultätssonderung hört auf.
4. Die einzelnen Staaten sollen den Bundesbeschluß unter Aufhebung der Ausnahmegesetze seit 1819 sofort in Wirksamkeit treten lassen.
5. Unbedingte Beseitigung der akademischen Gerichtsbarkeit.
6. Beteiligung der Studierenden bei der Wahl der akademischen Behörde und bei Besetzung der Lehrstühle.
7. Zur Erlangung eines Staatsamts soll Universitätsbesuch nicht mehr erforderlich sein.

Eine diese Forderungen enthaltende Adresse wurde zwar der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. zugesandt; das thatsächliche Ergebnis aber war ein völliges Scheitern sämtlicher Pläne. Es ging mit den schönen Reden des „Eisenacher Studentenparlaments" wie mit den Debatten des Parlaments zu Frankfurt, wo die Männer der Paulskirche die deutsche Frage mit Worten lösen zu können glaubten: die Reden verhallten wirkungslos und in dem hellen Lichte der Thatsachen erwiesen sich alle Vorschläge, die zur Neugestaltung des deutschen Vaterlandes dienen sollten, als unausführbar. Den Traum jener Tage, das patriotische Sehnen der Burschenschafter zu erfüllen, blieb dem Göttinger Corpsburschen Otto v. Bismarck vorbehalten.

Lange Jahre mußten noch vergehen, ehe ihm der Zeitpunkt gekommen schien, um durch Blut und Eisen das deutsche Reich wieder aufzurichten; lange Jahre, in denen sich die deutschen Staaten mißtrauisch gegenüberstanden und durch ihr Mißtrauen eine nationale Politik verhinderten. Während aber das politische Deutschland noch ein bloßer geographischer Begriff war, ohne reale Bedeutung, gab es doch eine Stätte, wo der Gedanke an ein einiges Deutschland gepflegt wurde, und das war die Universität. „Es gab schon damals" — so sagte Bismarck am 10. August 1891 in seiner Kissinger Ansprache an die Studenten — „keine preußische oder baierische Wissenschaft, sondern eine deutsche. Die deutschen Universitäten bewahrten zu jener Zeit das Gefühl der Zusammengehörigkeit, sie waren Träger des nationalen Gedankens".

Pflege des Deutschtums an d. Universitäten.

Die Professoren an den Universitäten sind es gewesen, die in den Zeiten politischer Ohnmacht bei den Studenten die Liebe zum Vaterlande wach erhielten und stärkten. Während im Auslande der Deutsche nichts galt und im Volke selbst das Deutschtum in Sitte und Sprache, Denken und Thun mehr und mehr verloren ging, befestigte sich und wuchs auf der Universität und in der akademischen Jugend deutsches Empfinden und deutsche Gesinnung. In Göttingen pflegten die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm deutsche Art, deutschen Geist und deutsche Wissenschaft.

Die Germanisten.

Unter ihrer Anleitung vertiefte sich die akademische Jugend in die deutschen Sagen, in die Weistümer und das germanische Recht, in deutsche Anschauungen und Gebräuche und wurden so im Wesen ihres Volkes heimisch. Der Protest der Göttinger Sieben, jene mannhafte That der Professoren Albrecht, Dahlmann, Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Ewald und Weber, welche erklärten, daß von einem geschworenen Eide auch ein König sie nicht lösen könne, zeigt, daß in Göttingen nicht bloß deutsche Gelehrte, sondern auch deutsche Männer wirkten, die ihrem Gewissen mehr gehorchten als dem Machtspruch eines fremdländischen Herrschers. Jakob Grimms „deutsche Grammatik" und das von ihm zusammen mit seinem Bruder begonnene, von ihren Nachfolgern fortgesetzte „deutsche Wörterbuch" weckten und förderten die Liebe zur deutschen Sprache. Denselben deutschen Geist hielten seine Schüler und Freunde, Lachmann, Haupt, Zarncke u. a. in der studierenden Jugend wach; sie machten die deutschen Heldengedichte, die Nibelungen und Gudrun, zum Gemeingut der Nation, und indem sie Methode und Schulung der klassischen Philologie auf die Kritik und Textbehandlung der Volksepen übertrugen, richteten

sie auf dem von Jakob Grimm geschaffenen Fundament den stolzen Bau der deutschen Altertumswissenschaft auf. Andere Germanisten — vor allem Ludwig Uhland und Hoffmann von Fallersleben — verbanden mit der strengen Methode des Forschens eine aus den Tiefen der Volksseele schöpfende dichterische Kraft. Sie schlossen sich in ihren vaterländischen Dichtungen an die Sänger der Befreiungskriege an und wirkten nicht bloß für die Veredelung unserer Muttersprache, sondern nährten zugleich in ihren Schülern den Sinn für all das Große und Schöne in unserer Sprache und Dichtung.

Die Historiker.

Auch die Historiker förderten durch ihre Wissenschaft den nationalen Gedanken; sie hatten sich frei gemacht von der Hegel'schen Betrachtungsweise, die nach Gesetzen und Ideen in der Geschichte suchte und, oft unter Vernachlässigung der Thatsachen, eine Philosophie der Geschichte konstruierte. Für sie stand jetzt die politische Geschichte im Vordergrund und die Sorge um die Neugestaltung unseres Vaterlandes, dessen große Vergangenheit sie ihren Hörern vor Augen führten. Der geschichtliche Universitätsunterricht begann seit den vierziger Jahren einen steigenden Einfluß auf die politischen Gedanken des Volks auszuüben und machte sich vor allem im Sinne der Einheitsbestrebungen geltend; spielte doch auch eine Reihe der bedeutendsten unter ihnen, wie Dahlmann, Waitz, Droysen, Häusser, eine große Rolle in den parlamentarischen Versammlungen von 1848. Unter den jüngeren, die Deutschlands Wiedergeburt noch miterleben sollten, ragt der hervor, der Stellung und Heimat daran gab, um frei das große Vaterland preisen zu können: Heinrich von Treitschke. In Leipzig, Freiburg, Kiel und Heidelberg riß er die Jugend mit sich fort und ward nicht müde, das geeinte Deutschland als eine geschichtliche Notwendigkeit hinzustellen.

Aus dem Hörsal trugen dann die Studenten ihr warmes patriotisches Empfinden in das fröhliche Kneipenleben hinein; die alten Lieder Theodor Körners und Ernst Moritz Arndts lebten wieder auf, und brausend klang es beim Kommerse durch den Saal:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;"

oder:

„Wohlauf! mein deutsches Vaterland!
Sei stolz und ungebeugt!
Dir weiht der Bursch sein Blut und Schwert,
Wir sind des heilgen Landes wert,
Das Erz und Eisen zeugt."

Wohl war die Stimmung noch gedrückt, wenn man Hoffmann von Fallerslebens „Deutschland, Deutschland, über alles," sang, aber schon mischte sich in die Wehmut ein freudiges, ahnungsvolles Gefühl, daß man es bald jauchzend singen würde.

Blütezeit der deutschen Wissenschaft.

Diese Begeisterung, dieser ideale Zug, der damals die Studentenschaft durchwehte, wurde vertieft durch ernste, von lebendigem Pflichtgefühl geleitete Arbeit. Der Inhalt der Kantischen Lehre vom „kategorischen Imperativ" wurde erst jetzt von der akademischen Jugend recht ergriffen und verstanden. Wie auf dem Kasernenhofe der preußische Offizier durch das Beispiel hingebendster, selbst im Kleinen treuer Pflichterfüllung als Erzieher des Volkes wirkte und so das Heer heranbildete, das die Schlachten von Königgrätz und Sedan schlagen sollte, so forderten auch die Professoren von ihren Schülern beim Arbeiten dieselbe strenge Selbstzucht und gewissenhafte, ja peinliche Sorgfalt, die ihnen selber zur zweiten Natur geworden war. Sie leiteten die Jugend an, ihre ganze Kraft zusammenzunehmen und ihr Arbeitsziel, indem sie es sicher ins Auge faßten, durch Konsequenz und Ausdauer zu erreichen. In Greifswald und München (1852—57), zuletzt in Heidelberg und Leipzig, lehrte ein Mann als ein Vorbild echt deutschen Geistes, unermüdlich in strenger Arbeit, dabei voll glühender Begeisterung für sein deutsches Vaterland: Windscheid, ein Jurist, den man wegen seiner gediegenen und scharfsinnigen Auslegung des Gesetzes den Gesetzgeber unter den Kommentatoren nannte. Was er von seinen Schülern forderte, pflegte

Student. Könnte all' der Waffenklang und der deutsche Sang, der je in dieser Stunde getönt, dir jetzt Ohr und Herz umschallen — wahrhaftig, dir würde so frisch



Ein Blutiger. — Ex ungue leonem.
(Bilder aus dem Studentenleben. Verlag A. Freyschmidt, Kassel.)



Abgefaßt. — Eheu fugaces
(Bilder aus dem Studentenleben. Verlag A. Freyschmidt, Kassel.)

und kühn zu Mute, wie dem uralten Tannenwalde droben, der mit immergrünem Schmuck über diese Stadt seine brausenden Wipfel zum Himmel streckt".

Auch Fritz Reuter führt uns in seinen „Meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti“ in eine kleine Universitätsstadt, wenn er erzählt: „Dat is all lang her, aber dat



Im Korb. — Quousque tandem.
(Bilder aus dem Studentenleben. Verlag A. Freyschmidt, Kassel.)



Im Karzer. — Beatus ille.
(Bilder aus dem Studentenleben. Verlag A. Freyschmidt, Kassel.)

weit ick noch, dat wi Studenten en idel lustig Lewen führen deden, dat wi uns bi Nachtslapentid mit de Krewt rümme jogen, dese ollen braven, städtschen Krigsknechts, un

dat wi ok Finstern insmeten. Wi lösten de grote, soziale Frag' un stift'ten ne ,Allgemeinheit' unner uns, de de sackermentschen Constantisten und Vandalen schändliche Wis' de ,Gemeinheit' näumen deden". Viele, meint Reuter weiter in Wehmut, die mit auf dem Balle waren, den wir den braven Rostocker Philistern bei Schleuders gaben, und auf dem der alte gute Professor Fritsche noch fröhlich nach der Melodie tanzte: Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen, tanzen nun nicht mehr, und andere Zeiten sind über die Welt gekommen.

Nicht immer freilich ging es bei den Vergnügungen der akademischen Jugend so harmlos her wie auf dem hier erwähnten Ball, oder auf den „Rosenbällen" in Jena, den „Professoren-Bällen" in Leipzig und ähnlichen Tanzvergnügungen, wo sich Studenten, Professoren und Professorentöchter zu heiterer Geselligkeit vereinigten. Das nebenstehende Bild, das uns lebhaft an die in „Felix Schnabels Universitätsjahren"



Schwof. — Odi profanum vulgus.
(Bilder aus dem Studentenleben. — Verlag A. Freyschmidt, Kassel.)

beschriebene „Knotenschlacht" erinnert, zeigt, daß sich auch in den sechziger Jahren noch gelegentlich ein Tanzsaal in einen Kampfplatz verwandelte, auf dem heiß und erbittert zwischen Studenten und „Knoten" — so nannte man die Handwerksburschen damals in der studentischen Sprache — um den Besitz der Ballschönen gestritten wurde.

Im Mittelpunkt des studentischen, vor allem des corpsstudentischen Lebens stand damals die Mensur. „Was uns" — schreibt Hans Hopfen, der in den fünfziger Jahren bei der Franconia in München aktiv war, in seiner Studentengeschichte „der letzte Hieb" — „bei nicht selten einander widerstreitenden Charakteren fest zusammenhielt, war, wie Ernst Moritz Arndt singt, ,die Lust der Lieder und der Waffen'; genauer betrachtet, die Lust der Lieder, worunter man das behagliche, übermütige, gesellige Treiben verstehen mag, viel; die Lust der Waffen ungleich mehr: die Lust und Pflege, die tagtägliche Übung der Waffen, der Fechtsport, der nur von wenigen Unbrauchbaren halb vernachlässigt, von den meisten mit großer Emsigkeit betrieben, von einigen zu künstlerischer Meisterschaft entwickelt wurde." — „Blut ist ein ganz besonderer Saft und kein anderer kittet so fest aneinander".

Den frischen und doch ernsten Geist, wie er damals in den Corps herrschte, charakterisiert Redwitz in seinem schon citierten „Hermann Stark“ mit den Worten: „Es ist nicht nur der ungebundene Frohsinn akademischer Jugend, dem das ausschließlich deutsche Leben des Studentencorps vollste Befriedigung bietet. Auch der Ernst des heranblühenden Mannes findet darin Spielraum genug, zu erstarken und sich in seiner Kraft geltend zu machen. Ruht doch der ganze Bau einer solchen Verbindung auf breitester demokratischer Grundlage selbstgegebener Gesetze, selbstgewählten Regiments und eigener Verwaltung; und ist doch ihre Stärke wie ihr Zerfall nur Verdienst oder Schuld ihrer sämtlichen Glieder. Grund genug, daß jeder Einzelne mit dem vollen Ernst seiner Ehre sich aufgefordert fühle, zum sicheren Bestande des ganzen Gebäudes eine tüchtige Stütze zu werden.“



Rudelsburg und Saaleck.

Die Corps, in denen das korporative Studentenleben infolge der straffen Organisation der einzelnen Verbindungen und ihrer erzieherischen Einwirkung auf die Mitglieder am reinsten zum Ausdruck kam, nahmen hinsichtlich ihrer numerischen Stärke und ihres Einflusses auch in den fünfziger Jahren noch immer die führende Stellung unter den Korporationen ein. Nachdem die Meinungsverschiedenheiten, die 1848 auch in den Reihen der Corps namentlich über das Duell geherrscht und zu Spaltungen geführt hatten, ausgeglichen und das Prinzip des Duellzwangs allgemein angenommen war, konnte der schon verschiedentlich angestrebte, 1848 durch den Heidelberger Vandalensenior F. von Klinggräff angeregte engere Zusammenschluß sämtlicher deutschen Corps zu einem Verbande erfolgen. Im Mai 1855 traten die Corps von sieben Universitäten (Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Leipzig und Marburg) in Kösen zu dem „Kösener Senioren-Convents-Verband“ zusammen; ihnen folgten im Jahre 1856 Berlin, Bonn, Breslau und Greifswald, 1857—59 Freiburg, Tübingen und Würzburg, 1861 und 62 Erlangen und München, 1865 Kiel und Königsberg, so daß noch vor 1866 eine Einheit innerhalb der deutschen Studentenschaft erreicht war, die allen politischen Stürmen der darauf folgenden Jahre zum

Die Gründung des Kösener S. C.

Trotz sich als wetterfest und dauerhaft erwies. Seitdem tagt alljährlich zu Pfingsten in Kösen der S.C.

Je mehr sich aber die Corps konsolidierten, je mehr sie sich auf sich selber zurückzogen, um so mehr verloren sie an Einfluß und an Fühlung mit der übrigen Studentenschaft. Ihre Exklusivität nahm vielfach den Charakter der Überhebung an; sie glaubten noch immer den aus der ehemaligen Machtstellung des Senioren-Conventes hergeleiteten Anspruch aufrecht erhalten zu können, in Ehrensachen die einzig zustehende Instanz innerhalb der Studentenschaft zu sein.

ie neuen ndsmannchaften.

Vor allem gegen diesen Anspruch richtete sich die Opposition der seit dem Anfang der vierziger Jahre an mehreren Universitäten gegründeten und rasch emporblühenden neuen „Landsmannschaften". Sie erhoben zu ihrem Hauptprinzip das der unbedingten Satisfaktion und der Gleichberechtigung aller Studenten; indem sie



Die Berliner Landsmannschaft Normannia i. J. 1848.

den Ehrbegriff in seiner vollen Bedeutung erfaßten, verlangten sie nicht bloß von ihren Mitgliedern die Wahrung der eigenen Ehre, sondern auch die Wertschätzung der fremden: sie wollten — und damit griffen sie zurück auf den Standpunkt, wie er in der Studentenschaft vor dem Aufkommen der Verrufsverhältnisse zwischen den einzelnen Korporationen herrschend war — jedem Studenten, dessen Honorigkeit außer Zweifel stand, die Möglichkeit zur Wiederherstellung seiner verletzten Ehre geben. Bestimmungs-Mensuren verwarfen sie anfangs, weil sie meinten, daß dadurch der Ernst der Kontrahagen herabgezogen würde; auch wollten sie, abweichend von den Corps, die auf die Handhabung einer strengen Disciplin Wert legten, dem Einzelnen möglichst weitgehende individuelle Freiheit gewähren. Sonst standen sie den Corps insofern nahe, als sie in entschiedener Weise für das historische Studentenleben, für die Pflege der traditionellen Gebräuche eintraten, und im Gegensatz zu den Burschenschaften jede politische Tendenz verpönten.

Von den alten Landsmannschaften, die nicht Corps geworden waren und noch an den früheren landsmannschaftlichen Prinzipien festhielten, existierten damals

nur noch wenige: in Königsberg die 1829 gegründete Lituania, die bis in die neueste Zeit — erst 1894 wurde sie Corps — „Lebenslandsmannschaft“ blieb, und in der östlichsten Universität deutscher Zunge, in Dorpat, die Landsmannschaften Curonia, Estonia und Livonia, die ihre alte landsmannschaftliche Verfassung bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Am 6. November 1840 wurde in Tübingen die Ulmia gestiftet, ihr folgte 1842 die Normannia in Berlin und 1845 die Ghibellinia, ebenfalls in Tübingen. In der Folgezeit fand dann namentlich in Halle und Leipzig das neue Landsmannschaftertum einen günstigen Boden: in Halle bestand vom 1. Juli 1850 bis zum Jahre 1854 ein örtlicher Verband landsmannschaftlicher Verbindungen (D.C. genannt), dem die Neoborussia, Normannia, Salingia und die Verbindung „Pflug“ angehörten; in Leipzig kam es ebenfalls 1856 zur Gründung eines lokalen Landsmannschafter-Verbandes (C.C.), der gegen den Leipziger S.C. Front machte und aus vier Landsmannschaften Plavia, Lipsia, Dresdensia und Ruthenia bestand.

Den ersten Anstoß zum Zusammenschluß aller deutschen Landsmannschaften hatte schon 1858 die Berliner Normannia durch ein Rundschreiben gegeben, worin sie anregte, „alle diejenigen Verbindungen deutscher Hochschulen, die unbedingte Satisfaktion geben“, in einem Verbande (D.C.) „gegen den S.C.“, der drei Jahre vorher errichtet worden war, zu vereinigen. Die Leipziger Landsmannschaften sagten zu und legten einen Entwurf in einer Sitzung am Ende des Semesters in Schkeuditz bei Halle vor, doch zerschlugen sich die Verhandlungen. Erst zehn Jahre später führten erneute Beratungen eine Einigung herbei; am 1. März 1868 kamen in Kassel Vertreter der fünf Landsmannschaften: Verdensia in Göttingen, Teutonia in Bonn, Ghibellinia in Tübingen, Teutonia in Halle und Makaria in Würzburg zusammen und beschlossen die Gründung eines „Allgemeinen Landsmannschafter-Verbandes“, der seitdem in verschiedenen Städten, Kassel-Zwingenberg, Bonn, Tübingen, Würzburg, Halle und Koburg seine jährlichen Landsmannschafter-Convente (L.C.) abhielt.

Schon vor den Corps und Landsmannschaften hatten die Burschenschaften, allerdings für kurze Zeit, eine Einigung erreicht. Auf Anregung von Göttingen her vereinigten sich am 15. August 1850 in Eisenach eine Anzahl Progreßvereine und Burschenschaften zur Gründung eines allgemeinen progressiven Burschenbundes. Der Antrag, ein deutsch-vaterländisches Prinzip anzunehmen, wurde verworfen; dagegen wurde ein Streben nach politisch-vaterländischer Ausbildung ohne praktisch-politische Thätigkeit für notwendig erklärt, die Gleichberechtigung aller Studenten ausgesprochen, das Duell nicht als ehrenreinigend anerkannt und den Mitgliedern des Bundes untereinander verboten, endlich die Bildung einer allgemeinen Studentenschaft mit Ehrengerichten als erstrebenswert hingestellt. Indessen führte die politisch-radikale Tendenz, welche die Progreßburschenschaften der 1851 zum Vorort gewählten Universität Leipzig dem Bunde zu geben suchten, zum Austritt vieler Verbindungen und zum Verfall des ganzen Verbandes, der sich im Sommer 1852 auflöste. *Der Eisenacher Burschenbund.*

Überhaupt ging die Blütezeit des Progresses mit den fünfziger Jahren zu Ende, wenn sich auch seine letzten Zuckungen in der Burschenschaft noch bis Ende der sechziger Jahre nachweisen lassen. In den fünfziger und sechziger Jahren nahm eine ganze Reihe von progressistischen Burschenschaften das Prinzip der unbedingten Satisfaktion an und näherte sich den Altburschenschaftern. Eine Anzahl der letzteren hatte sich in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre zu dem sogenannten süddeutschen Kartell zusammengeschlossen, neben welches ein rein arminisches Kartell, das exklusive, trat. Zur nämlichen Zeit bildete sich ein weiteres, das norddeutsche Kartell, welches zum Teil noch progressistische Anschauungen, mit besonderem Nachdruck aber das demokratisch-politische Prinzip vertrat. Die tiefgreifenden grundsätzlichen Verschiedenheiten zwischen den Kartellen, neben denen noch eine Anzahl einzelner, nicht kartellierter Burschenschaften bestand, führten zu den verschiedenartigsten Verrufs- und Feindschaftsverhältnissen und erschwerten eine Einigung zwischen den einzelnen

Burschenschaften, die sich kaum noch einheitlicher Grundsätze bewußt waren. Die Nachteile dieses Zwiespalts zeigten sich bei den mannigfachen Einigungsbestrebungen, die mit dem Beginn der sechziger Jahre einsetzen. Nachdem schon 1860 der Berliner Burschenverband, eine Vereinigung der dort studierenden Inaktiven, einleitende Schritte zur Berufung einer allgemeinen Burschenschaftertagung gethan hatte, wurden zum 12. August 1863 sämtliche deutsche Burschenschaften durch die Göttinger Brunsviga nach Eisenach eingeladen. Alle drei Kartelle aber verhielten sich ablehnend, so daß nur Vertreter nicht kartellierter Burschenschaften anwesend waren. Diese betrachteten ihre Tagung nur als Vorversammlung und einigten sich — ohne vollständige Prinzipiengleichheit zu verlangen — auf ein patriotisches Prinzip, ein allgemeines Sittlichkeitsprinzip, unbedingte Satisfaktion und geschlossenes Auftreten der Burschenschaften derselben Hochschule nach außen.



Die Göttinger Burschenschaft Hannovera i. J. 1857.

Die Konstituirung des Burschenbundes erfolgte auf dem Burschentag vom 17. Mai 1864, an welchem sich das norddeutsche Kartell beteiligte, während die andern Kartelle fernblieben. Es kam sofort zu scharfen Auseinandersetzungen über die grundlegenden Bestimmungen des Bundes. Das norddeutsche Kartell wollte besonders das politische Moment in der Burschenschaft hervorgehoben wissen und verlangte eine politische Ausbildung der Mitglieder mit dem Ziele der deutschen Einigkeit auf volkstümlicher Basis, dagegen verwarf es das Sittlichkeitsprinzip als selbstverständlich, ebenso die unbedingte Satisfaktion. Die entgegengesetzten Ansichten vertrat eine andere Partei unter der Führung der später im grün-weiß-roten Kartell vereinigten Burschenschaften. Eine Einigung kam endlich dahin zustande, daß man sowohl das demokratisch-politische Princip als auch den Grundsatz der Sittlichkeit und die unbedingte Satisfaktion annahm. Die Annahme des ersten Prinzips hatte die Einleitung einer Untersuchung seitens der Behörde gegen eine Hallesche und eine

Königsberger Burschenschaft zur Folge, wodurch indessen die weitere Entwicklung des Burschenbundes nicht gehemmt wurde. Dagegen hatte dieser unter der inneren Zwiespältigkeit zu leiden, die auch dann nicht beseitigt wurde, als sich im Dezember 1866 das norddeutsche Kartell spaltete und zum größten Teil aus dem Bunde ausschied. Nach und nach sagten sich immer mehr Burschenschaften los, und im Frühjahr 1869 löste sich der ganze Verband auf.

Der Wingolf.

Während die Betonung christlicher Grundsätze, wie sie sich in den Tendenzen der ursprünglichen Burschenschaft findet und wie sie 1817 auf der Wartburg bei der Feier des Reformationsjubiläums zum Ausdruck kam, von den Burschenschaften im Laufe der Zeit mehr und mehr aufgegeben war, hatte sich eine Richtung in der Studentenschaft gebildet, die den christlichen Gedanken zum hauptsächlichen Prinzip erhob. Hervorgegangen aus der großen kirchengeschichtlichen Bewegung zu Anfang des Jahrhunderts, die im Gegensatz zum Rationalismus ein neues Glaubensleben und ein tieferes Verständnis für die geschichtliche Bedeutung des Christentums erweckte, begünstigt durch geistig bedeutende und religiös begeisterte Männer wie **Tholuck**, fanden diese Bestrebungen namentlich unter den theologischen Studenten eifrige Anhänger. Es entstanden zunächst äußerlich lose, aber innerlich fest zusammengeschlossene Vereinigungen mit religiös-erbaulichem Charakter, Missions- und Bibelkränzchen und dergleichen, und aus diesen religiösen Verbindungen wuchs der „**Wingolf**“ hervor.

Die eigentliche Heimat des Wingolfs ist **Erlangen**. Hier that sich im Jahre 1830 eine Anzahl Studenten von streng christlicher Gesinnung zusammen, um „unter sich im Gegensatz zu dem damals sehr lockeren Thun und Treiben der Erlanger Studentenschaft ein Leben zu führen, wie es eines christlichen Studenten würdig sei“. Als dann drei Jahre später nach dem Frankfurter Attentat die burschenschaftlichen Verbindungen unterdrückt worden waren, suchten viele nach einem Ersatz dafür und fanden ihn im Anschluß an jene Richtung, der es neben der Pflege der Geselligkeit um christliche Wissenschaft und christliches Leben zu thun war. So entstand im Jahre 1836 die nach dem Dorfe Uttenreuth bei Erlangen benannte Verbindung der **Uttenreuther**, die zunächst als eine rein religiös-erbauliche Vereinigung studentische Formen, wie den Trinkcomment, ausschloß. Allmählich wurde jedoch das studentische Wesen in das Erbauungskränzchen hineingetragen; gegenüber den pietistisch Angeregten mehrte sich die Zahl derjenigen, die weniger streng in ihrer Haltung sich ihrer Jugend- und Studentenzeit mehr freuen wollten: es trat eine Schwächung des christlichen Standpunktes und jene Verschmelzung des religiös-christlichen und studentischen Faktors ein, die das Charakteristische des Wingolfgedankens bildet. Das Programm der neuen Verbindung war sehr allgemein gehalten und weit genug, um innerhalb der Uttenruthia auch einer Gruppe mit ausgesprochen christlichem Standpunkt im Sinne jenes Erbauungskränzchens Raum zu gewähren, aus der dann im Jahre 1852 eine Verbindung erwuchs, die nicht nur den Namen „Wingolf“ annahm, sondern auch das christliche Princip streng durchgeführt wissen wollte.

Unabhängig von der in Erlangen vollzogenen Vereinsgründung auf christlicher Grundlage war eine solche gegen Ende der dreißiger Jahre auch in **Jena** erfolgt. Ohne Zusammenhang mit der Burschenschaft, vielmehr im Gegensatz zu ihr und den Corps, hatte sich dort ein „litterarischer Studentenverein“ gebildet, dessen ausgesprochene Bestimmung eine bleibende Einwirkung auf das Universitätsleben in christlichem Geiste sein sollte. Er bezweckte, den Mangel einer christlichen Gesinnung im Universitätsleben zu beseitigen, die Gewaltherrschaft des Comments und des Duellzwangs zu brechen, ohne seinen Mitgliedern das Duell grundsätzlich zu verbieten. Wie erklärlich, gelang es diesem Verein nicht, in Jena irgendwelchen Einfluß zu gewinnen; er mußte sich auflösen, seine Mitglieder zerstreuten sich nach anderen Universitäten, namentlich nach **Halle**, wo Tholuck wirkte, und wurden hier die Mitbegründer des Hallenser Wingolfs, der die Eigenart dieser Vereinigung, als einer christlichen Brüdergemeinde, rein und ohne Beimischung des burschenschaftlichen Gedankens vertrat. Er verwarf

das Duell als der göttlichen Ordnung widersprechend, ohne von seinen Mitgliedern eine bestimmte Verpflichtung zu verlangen, nahm aber im übrigen durchaus die Form einer studentischen Korporation an.

Stärker noch als in Halle trat bei dem 1841 gegründeten Bonner Wingolf der studentische Charakter in den Vordergrund. Das Duell war natürlich ausgeschlossen, doch wurde der Fechtboden besucht und besonderes Gewicht auf die Teilnahme an allgemeinen Studentenfeierlichkeiten gelegt. Als Vereinsabzeichen diente das schwarz-sammtne Barett, das immer und überall zu tragen war, später eine schwarz-sammtne Mütze mit einer silbernen Borde am oberen Rande. Besonders bemerkenswert ist bei dem Bonner Wingolf, daß an den sonnabendlichen Vereinsversammlungen, die wissenschaftliche, ästhetische und rednerische Zwecke verfolgten, die verhandelten Arbeiten in ein „Bundesbuch" eingetragen wurden. Hierin lag eine Nachahmung des Göttinger Dichterbundes, und auch die Annahme der Bezeichnung Wingolf weist auf einen geistigen Zusammenhang mit dem „Hainbund" hin, dessen Oberhaupt Klopstock das Wort litteraturgeschichtlich eingeführt und — abweichend von modernen Etymologien — mit „Tempel der Freundschaft" erklärt hatte. Daß der Bonner Verein den Namen bald darauf mit dem geläufigern „Germania" vertauschte und das Christlich-religiöse immer mehr hinter dem Studentischen zurücktreten ließ, ist eine Erscheinung, die in der Entwickelung des Wingolfs wiederholt hervortritt.

Pfingsten 1844 lud die Erlanger Uttenruthia die übrigen christlichen Studentenvereine zu dem sogenannten Schleizer Concil ein, wo der Präses der Erlanger, der nachmalige Professor E. Luthardt die Aufgabe des studentischen Vereinslebens im allgemeinen und die des christlich-studentischen Vereinslebens im besonderen so formulierte: „Der Zweck des Universitätslebens ist die volle Ausbildung der Persönlichkeit; diese wird nicht durch egoistisches Sichzurückziehen, sondern in gemeinschaftlichem Zusammenleben erreicht; daher hat es allen Verboten zum Trotz von jeher Studentenverbindungen gegeben. Eine wahrhaft ersprießliche Bildung der religiös-sittlichen Persönlichkeit ist aber nur möglich durch das Christentum. Daher muß das Studententum sich mit dem Christentum vereinen, mit dem Christentum, das die Aufgabe in Anspruch nimmt und verwirklicht, alles in seinem geschichtlichen Boden zu lassen, ihm aber neue Kräfte durch seinen Geist einzuhauchen. Durch diese Vereinigung des Christlichen mit dem Studentischen wissen wir uns von allen Studentenverbindungen specifisch verschieden, zugleich treten wir aber auch dadurch in einen Kampf gegen die Welt ein, die ebenfalls, nur nach ihrem Sinn, die studentischen Verhältnisse reparieren möchte. Zu dieser gemeinsamen Aufgabe und diesem gemeinsamen Kampf haben aber die christlichen Studentenverbindungen neuen Zusammenschluß nöthig, der durch diese Zusammenkunft herbeigeführt werden soll." Trotz dieses warmen Appels des Vorsitzenden hatte das Schleizer Concil kein bleibendes Ergebnis; eine Einigung wurde nicht erzielt, doch brachten die folgenden Jahre eine Erstarkung des Wingolfs und die Gründung neuer wingolfitischer Vereine. Seit 1848 begann der Wingolf überall Farben anzulegen; da er, durch sein christliches Prinzip gebunden, jede Ungesetzlichkeit vermied und dem revolutionären Treiben entgegentrat, wurden seine Mitglieder vielfach als Gegner der freiheitlichen Sache verächtlich behandelt und allgemeinen Anfeindungen ausgesetzt. Die Wingolfiten suchten daher Anlehnung an die konservativen Elemente in der Studentenschaft, die Corps, organisierten sich nach ihrem Vorbild und legten Farben an, in Berlin und Halle schwarz-weiß-gold, die Farben des früheren Bonner Wingolfs, in Marburg gold-weiß-gold, während die Uttenruthia nach kurzer Herrschaft der burschenschaftlichen Farben sich mit dem schwarz-gold-schwarzen Bande schmückte. Mit der Annahme der Farben war der Wingolf auf den Standpunkt des geschichtlichen Studententums getreten und zur wirklichen Studentenverbindung geworden.

1850 wurde das erste Wartburgfest gefeiert, doch führten schon im nächsten Jahre innere Streitigkeiten zur Absonderung der christlichen Burschenschaften Pflug in Halle, Uttenruthia in Erlangen, Germania in Berlin und Marburg; die

übriggebliebenen Verbindungen vereinigten sich 1852 zum „Gesamtwingolf", der sich jedoch bald wieder auflöste und erst 1860 unter dem Namen „Wingolfbund" neu erstand.

Die studentischen Vereine.

Während diese christlichen Verbindungen an der Betonung studentischen Charakters festhielten, machte sich eine Strömung in der Studentenschaft immer mehr geltend, die andere als reine studentische Zwecke verfolgte und die Idee der Abschleifung des specifisch studentischen zu Gunsten des allgemein gesellschaftlichen Elementes vertrat. So entstanden seit 1860 die studentischen Turn- und Gesangvereine, sowie eine große Anzahl von Vereinen, welche die Angehörigen gleicher Studienfächer zur Pflege der besonderen Fachwissenschaft zusammenfaßte. Auch unter diesen Vereinen regte sich das Streben nach Einheit: 1867 schloß die akademische Liedertafel zu Berlin mit dem akademischen Gesangverein in München ein Kartell; der Main galt ihnen nicht mehr als Grenze zwischen Nord und Süd. 1869 verhandelten Delegierte der akademischen Turnvereine über Gründung eines Verbandes, und am 18. Juni 1870, kurz vor Ausbruch des Krieges, kam ein solcher zwischen den Turnvereinen von Berlin, Graz und Leipzig zu stande.



Das Denkmal für die 1870/71 gefallenen Wingolfiten in Eisenach.

Die deutsche Studentenschaft im Kriege 1870/71.

So sehen wir, wie die Studentenschaft überall, wenn schon sich in ihr die verschiedensten Parteien, zum Teil in erbittertster Fehde gegenüberstanden, innerhalb der einzelnen Verbände den deutschen Einheitsgedanken zu verwirklichen suchte; und als dann der Ruf „Krieg" durch die friedlichen Räume der Universität erscholl, als es galt, den Burschenschwur durch die That zu bewahrheiten und, wenn es sein mußte, mit dem Blute zu besiegeln, da wollte keiner zurückbleiben: einmütig eilten alle zu den Fahnen', und vergessen war jeder kleinliche Hader, wenn der Burschenschafter neben dem Landsmannschafter marschierte, oder der Wingolfit Schulter an Schulter mit dem Corpsburschen kämpfte. Mit welcher Begeisterung die Kriegserklärung damals in akademischen Kreisen aufgenommen wurde, zeigt der Vorgang, der sich in Heidelberg in Treitschkes Kolleg abspielte: als Treitschke in dem dichtgefüllten Auditorium das Katheder bestieg, fand er einen Zettel vor mit der Bitte: „Abschiedswort vor dem Ausmarsch nach Frankreich". Gewaltsam kämpfte er seine Erregung wieder und begann dann, erst stockend, wie es seine Art war, wenn ihn eine Gemütsbewegung ergriff, dann mit immer wachsender Kraft und Begeisterung seine Worte an die atemlos lauschenden Zuhörer zu richten: „Nun ist endlich die Stunde der Abrechnung gekommen mit diesem räuberischen Volke, den Franzosen, die seit 300 Jahren, seit dem Zuge Heinrichs II. gegen Metz, nicht aufhören konnten, sich in unsere deutschen Angelegenheiten zu mischen, uns zu beschimpfen, unsere Grenzen zu verwüsten. Ich vertraue darauf, daß bei dem französischem Ruf „A la frontière" auch die Württemberger und Bayern die Schmach nicht auf sich laden, fahnenflüchtig zu werden am großen Vaterlande. Unser Losungswort muß heute wieder dasselbe sein, welches einst bei einer ähnlichen Gelegenheit auch ein akademischer Lehrer seiner Zuhörerschaft entgegengerufen hat, Fichte im Jahre 1813 in Berlin:

Nicht siegen oder sterben, sondern siegen schlechtweg! Ein tapferes und sittliches Volk, wie das deutsche, kann im Kampfe für Recht und seine Unabhängigkeit nicht unterliegen. Und da winkt uns ja als herrlichstes Ziel des Kampfes die endliche Einigung Gesamt-Deutschlands, der Ausbau unseres Vaterlandes zum deutschen Gesamt-Staat".

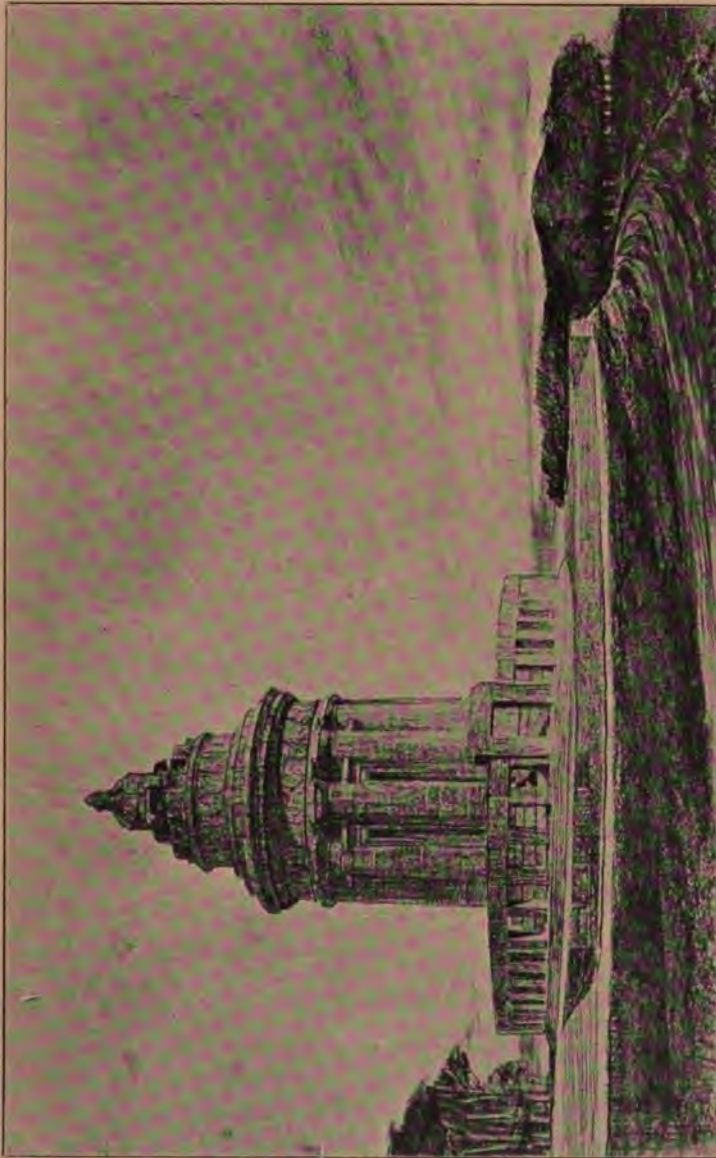
Auch die Universitäten haben zu ihrem Teile mitgewirkt, auf den Schlachtfeldern die deutsche Einheit zu erkämpfen. Zwar mußte es sich die Heeresleitung versagen, einzelne solcher Freicorps, wie es in München die nicht zu den Regimentern oder zum Dienst als Arzt, Felddiakon oder Krankenpfleger einberufenen Studenten im Verein mit den Polytechnikern bilden wollten, neben den großen Armeen zu verwenden, aber überall wurden die jungen Studenten — die sich z. B. in Kiel alle ohne Ausnahme gleich am 16. Juli, am Tage der Kriegserklärung, zum Eintritt in das Heer meldeten — den Regimentern eingereiht und ihnen nach kurzer Ausbildungszeit nachgeschickt. In alle Regimenter waren die Studenten verteilt, die Leipziger z. B. sind in sämtlichen Armeecorps, außer dem 1., 2. und 3., Mitkämpfer gewesen, sie haben in allen Schlachten von Wörth bis Sedan, von Sedan bis Paris ihre Vaterlandsliebe mit dem Tode besiegelt. Die größte Universität, Berlin, entsandte mehr als 500 Streiter, die kleinste, Rostock, 59. Die Heidelberger Studenten standen zu einem Drittel unter den Waffen. Von 13765 im Sommer-Semester 1870 Immatrikulierten zogen 4510 ins Feld, und von diesen starben 248 den Heldentod. Außerdem kämpften 15 Universitätslehrer mit der Waffe, während 253 Professoren ihre ärztliche Kunst auf dem Schlachtfelde bewährten. 914 Studenten dienten als Krankenpfleger und Felddiakonen.



Das Denkmal für die 1870/71 gefallenen Corpsstudenten auf der Rudelsburg. Von Baurat Mothes.

Besonders schwere Verluste hatte die Universität Leipzig. Mehr als 400 Studenten zogen im Juli 1870 aus und 62 kehrten nicht wieder zurück. Der Sturm auf St. Privat am 18. August raubte binnen kaum einer vollen Stunde 12 Tapfere, nachdem wenige Stunden vorher bei Gravelotte zwei Helden gefallen waren. Am 2. Dezember bei Brie forderte der Tod nicht weniger als 21. Zwei von ihnen wurden, zu Tode getroffen, nach Paris gebracht, wo sie alsbald verschieden. Keine Universität ist von Trauer verschont geblieben, aber auch mit Stolz konnte jede

alma mater auf ihre heimkehrenden, mit Siegeszeichen geschmückten Söhne blicken; von den Kommilitonen in Halle erwarben 26 das eiserne Kreuz. Wenn die akademische Jugend in solcher Weise an der Erkämpfung der Einheit, an der Wiedererrichtung des deutschen Reichs mitkämpfte, so erfüllte sie freilich damit nur eine Pflicht, wie sie jeder, auch der Geringste, seinem Vaterlande schuldet. Dennoch kann man von einem besonderen Anteil der Universitäten an den herrlichen Siegen, von



Das Denkmal für die 1870/71 gefallenen Burschenschafter auf der Göpelskuppe bei Eisenach.
Entworfen von Architekt W. Kreis.

einem besonderen Verdienst um die Erreichung so großer Ziele sprechen. Unser alter Kaiser selbst hat das rechte Wort getroffen, als er kurz nach dem Kriege der Universitäts-Deputation von Berlin auf deren Ansprache antwortete: „Die große geistige Kraft und Bildung Deutschlands ist in diesem Kriege glänzend hervorgetreten, nicht nur in den gebildeten Elementen der Armee, sondern auch im gemeinen Mann.

Nicht ſiegen oder ſterben, ſondern ſiegen ſchlechtweg! Ein tapferes und ſittliches Volk, wie das deutſche, kann im Kampfe für Recht und ſeine Unabhängigkeit nicht unterliegen. Und da winkt uns ja als herrlichſtes Ziel des Kampfes die endliche Einigung Geſamt-Deutſchlands, der Ausbau unſeres Vaterlandes zum deutſchen Geſamt-Staat".

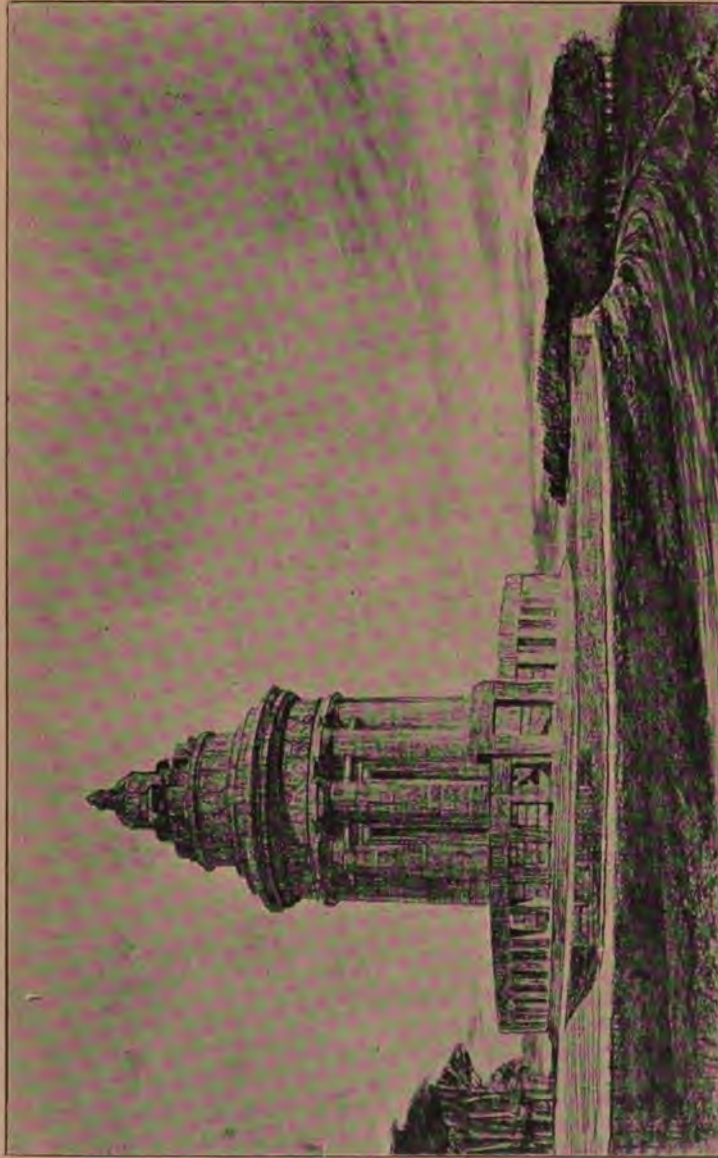
Auch die Univerſitäten haben zu ihrem Teile mitgewirkt, auf den Schlachtfeldern die deutſche Einheit zu erkämpfen. Zwar mußte es ſich die Herresleitung verſagen, einzelne ſolcher Freicorps, wie es in München die nicht zu den Regimentern oder zum Dienſt als Arzt, Felddiakon oder Krankenpfleger einberufenen Studenten im Verein mit den Polytechnikern bilden wollten, neben den großen Armeen zu verwenden, aber überall wurden die jungen Studenten — die ſich z. B. in Kiel alle ohne Ausnahme gleich am 16. Juli, am Tage der Kriegserklärung, zum Eintritt in das Heer meldeten — den Regimentern eingereiht und ihnen nach kurzer Ausbildungszeit nachgeſchickt. In alle Regimenter waren die Studenten verteilt, die Leipziger z. B. ſind in ſämtlichen Armeecorps, außer dem 1., 2. und 3., Mitkämpfer geweſen, ſie haben in allen Schlachten von Wörth bis Sedan, von Sedan bis Paris ihre Vaterlandsliebe mit dem Tode beſiegelt. Die größte Univerſität, Berlin, entſandte mehr als 500 Streiter, die kleinſte, Roſtock, 59. Die Heidelberger Studenten ſtanden zu einem Drittel unter den Waffen. Von 13765 im Sommer-Semeſter 1870 Immatrikulierten zogen 4510 ins Feld, und von dieſen ſtarben 248 den Heldentod. Außerdem kämpften 15 Univerſitätslehrer mit der Waffe, während 253 Profeſſoren ihre ärztliche Kunſt auf dem Schlachtfelde bewährten. 914 Studenten dienten als Krankenpfleger und Felddiakonen.



Das Denkmal für die 1870/71 gefallenen Corpsſtudenten auf der Rudelsburg. Von Baurat Mothes.

Beſonders ſchwere Verluſte hatte die Univerſität Leipzig. Mehr als 400 Studenten zogen im Juli 1870 aus und 62 kehrten nicht wieder zurück. Der Sturm auf St. Privat am 18. Auguſt raubte binnen kaum einer vollen Stunde 12 Tapfere, nachdem wenige Stunden vorher bei Gravelotte zwei Helden gefallen waren. Am 2. Dezember bei Brie forderte der Tod nicht weniger als 21. Zwei von ihnen wurden, zu Tode getroffen, nach Paris gebracht, wo ſie alsbald verſchieden. Keine Univerſität iſt von Trauer verſchont geblieben, aber auch mit Stolz konnte jede

alma mater auf ihre heimkehrenden, mit Siegeszeichen geschmückten Söhne blicken; von den Kommilitonen in Halle erwarben 26 das eiserne Kreuz. Wenn die akademische Jugend in solcher Weise an der Erkämpfung der Einheit, an der Wiedererrichtung des deutschen Reichs mitkämpfte, so erfüllte sie freilich damit nur eine Pflicht, wie sie jeder, auch der Geringste, seinem Vaterlande schuldet. Dennoch kann man von einem besonderen Anteil der Universitäten an den herrlichen Siegen, von



Das Denkmal für die 1870/71 gefallenen Burschenschafter auf der Göpelskuppe bei Eisenach.
Entworfen von Architekt W. Kreis.

einem besonderen Verdienst um die Erreichung so großer Ziele sprechen. Unser alter Kaiser selbst hat das rechte Wort getroffen, als er kurz nach dem Kriege der Universitäts-Deputation von Berlin auf deren Ansprache antwortete: „Die große geistige Kraft und Bildung Deutschlands ist in diesem Kriege glänzend hervorgetreten, nicht nur in den gebildeten Elementen der Armee, sondern auch im gemeinen Mann.

Verbindungen beweist. Indessen war sein Verhältnis zum süddeutschen Kartell, welches nicht beigetreten war, stets sehr feindselig, und die sich hieraus ergebenden Verwickelungen und Verrufsverhältnisse, sowie die immer noch nicht unterdrückte Gegnerschaft zwischen einzelnen Gliedern des Bundes ließen bereits ein ähnliches Ende befürchten, wie es dem Burschenbund und der Convention beschieden gewesen war, als endlich auch für die deutsche Burschenschaft der Tag der Einheit anbrach. Sie hatte einsehen gelernt, daß die dauernden Feindseligkeiten im eigenen Lager und die unwürdigen Verrufsverhältnisse zwischen Gleichstrebenden ihr vielen Zuzug von tüchtigen Kräften geraubt und sie nicht zu der Bedeutung im akademischen Leben hatten kommen lassen, auf die sie Anspruch erheben konnte.

Die Gründung des A.D.C. So fand denn der Jenenser D.C. einen wohlvorbereiteten Boden, als er auf den 20. Juli 1881 alle deutschen Burschenschaften zu einer Tagung nach Eisenach einlud. Mit ganz vereinzelten Ausnahmen waren auch alle Burschenschaften ver-



WARTBURG
Wartburg von Norden.

treten, und auf Grundlage der von den Jenaer Burschenschaften entworfenen Satzungen wurde der „Allgemeine Deputierten-Convent" (A.D.C.) begründet.

Die Begründung des A.D.C. hatte die erfreuliche Folge, daß die Burschenschaften nicht mehr ihre Kräfte im Kampf untereinander aufzureiben brauchten, sondern in Ruhe dem Ausbau ihres gemeinsamen Hauses obliegen konnten. Der zunächst nur eine äußere Einheit erstrebende Verband legte 1886 die Grundsätze der ihm angehörenden Burschenschaften dahin fest: hinsichtlich der inneren Ausbildung der Mitglieder sind maßgebend die Prinzipien der Sittlichkeit, Vaterlandsliebe, geistigen und studentischen Freiheit, sowie Bethätigung der Wissenschaftlichkeit; bezüglich der äußeren Erziehung wird Ausbildung der körperlichen Kräfte, Wahrung des äußeren Anstandes und strammes Auftreten verlangt. Mit der Gründung des A.D.C. kam ein anderer Geist in die während des ersten Jahrzehnts nach dem Kriege recht in Äußerlichkeiten versunkene Burschenschaft: sie besann sich wieder auf den eigentlichen Zweck und das Ziel ihrer Gründung und strebte darnach, von neuem ein Hort des nationalen Gedankens zu werden, stets bereit, einzutreten für Kaiser und Reich, für Volk und Volkstum. Sie lieh nicht nur selbst, soweit sie konnte, mit aufmunterndem

Zuspruch und materieller Spende bedrängten Volksgenossen im Auslande ihre Unterstützung, sondern trat auch den anderen Verbänden mit deutsch-völkischen Zielen in ihrer Gesamtheit bei: dem deutschen Schulverein, dem alldeutschen Verbande, dem Verein zum Schutze des Deutschtums in den Ostmarken, dem deutschen Verein für das nördliche Schleswig, dem deutschen Kolonialverein und dem Flottenverein.

Hand in Hand mit dieser inneren Wiedergeburt der deutschen Burschenschaft ging ihr äußerer Aufschwung. Die Enthüllung des Burschenschafterdenkmals auf dem Eichplatz in Jena (1.—3. August 1883), die Feier des 75. Jubelfestes der Burschenschaft (4.—6. August 1890) und die Grundsteinlegung des Denkmals für die 1870/71 gefallenen Burschenschafter in Eisenach (8. Juni 1897) zeigten die Einigkeit und Stärke der deutschen Burschenschaft nach außen im hellsten Lichte.



JENA
Burschenschaftsdenkmal.

Die gesunde Entwickelung der Burschenschaften konnte auch durch die im Jahre 1883 auf die Einführung von Reformen, wie Abschaffung der Bestimmungsmensur, hinzielende Bewegung, die zur Gründung des jetzt sieben sogenannte „Reform-Burschenschaften" umfassenden „Allgemeinen deutschen Burschenbundes" (A.D.B.) führte, nicht gehemmt werden. Vielmehr hat sich, was die numerische Stärke des A.D.C. betrifft, in den achtzehn Jahren seines Bestehens die Zahl der ihm angehörenden Burschenschaften um die Hälfte, die Zahl der studierenden Burschenschafter aber um das Doppelte gehoben.

Wie die Burschenschaft, so krankte auch das Corpsstudententum gegen Ende der siebziger Jahre an inneren Schäden. Das Überhandnehmen des Mensurwesens, besonders die zahlreichen zwischen den einzelnen Corps ausgefochtenen P.-P.-Suiten und der damit verbundene Kostenaufwand, ferner der in der ganzen Lebensführung der Corps hervortretende Luxus reduzierten den Mitgliederbestand des S.C. erheblich und drohten infolge der vielen Suspensionen den Corps überhaupt verderblich zu werden. Mit Beginn der achtziger Jahre aber trat, veranlaßt durch das Vorgehen der Alten Herren, die ihre warnende Stimme zu Gunsten einer Umkehr erhoben, eine gesunde Reaktion ein: der Verein alter Corpsphilister in Posen erreichte es, daß seine Vorschläge in Bezug auf P.-P.-Suiten und den Aufwand für Corpsbesuche (F.P.) vom Kösener S.C. angenommen wurden.

Seit der Zeit hat der S.C. fast auf allen Universitäten einen gedeihlichen Aufschwung genommen. Einen besonderen Vorzug genießt der S.C. dadurch, daß

9*

Se. Majestät dem Bonner Corps Borussia als Alter Herr angehört. Im Wintersemester 1876/77 wurde der damalige Prinz Wilhelm nach Absolvierung des Kasseler Gymnasiums als Konkneipant bei der Borussia aktiv. Bei seinem Scheiden von der Universität erhielt der Prinz ein feierliches Komitat, über das die Bonner Zeitung vom 1. August 1879 berichtet: „Gegen 6 1/4 Uhr setzte sich der Zug von Alt-Zoll aus in Bewegung. Hinter der Musik, welche altbekannte Weisen ohne Unterlaß erklingen ließ, folgten die Fahnenträger der drei Bonner Corps, Borussia, Palatia, Hansea, von mehreren Reitern in Wichs begleitet. In dem ersten Vierspänner saß Prinz Wilhelm, ihm zur Seite Landrat von Sandt, gegenüber der Erste der Pfälzer. Im zweiten Vierspänner saßen Mitglieder des Festkomitees. Jetzt folgten in langer Reihe die alten und jungen Herren von den hiesigen und auswärtigen Corps, zu zwei oder drei in den Equipagen. Den Schluß bildeten zwei Reiter in Wichs. Der festliche Abschieds-Kommers im großen Gartensaale des Hotel Kley begann gegen 9 Uhr. Nach dem Eröffnungssalamander und dem ersten Liede: „Brüder, zu den festlichen Gelagen" wurde ein Salamander auf das ins Philisterium übertretende Mitglied gerieben, der durch einen von Prinz Wilhelm selbst kommandierten erwidert wurde. Vorher war das Lied gesungen worden: „Bemooster Bursche zieh' ich aus". In der den Salamander einleitenden Ansprache rühmte der Prinz den „guten, deutschen, braven Geist" in der Couleur, dem er auch treu bleiben werde bis an sein Ende. Seither hat unser Kaiser seine Anhänglichkeit an das Corps verschiedentlich bewiesen, u. a. bei Gelegenheit eines Besuches in Bonn am 6. Mai 1891. Bei dem zu Ehren des Kaisers veranstalteten Kommerse übernahm Se. Majestät selbst das Präsidium und sprach in der Erwiderung auf die Begrüßungsrede des Professor Moldenhauer dem S.C. und der gesamten Bonner Studentenschaft für den ihm dargebrachten Fackelzug seinen Dank aus. „Ich freue mich" — so lauteten die Anfangsworte der bedeutsamen Rede, die in ihrem weiteren Verlaufe mit warmen Worten den guten Geist der Corps anerkannte, — „daß gerade durch die vom S.C. mit vielem Takt und großem Entgegenkommen geführten Verhandlungen die guten Beziehungen innerhalb der gesamten Studentenschaft hergestellt worden sind. Ich hoffe, daß dieselben andauern werden, und daß diese Eintracht auch vorbildlich sein möge für die Verhältnisse in dem S.C. und der Studentenschaft auf allen übrigen deutschen Universitäten".



Solche Worte konnten naturgemäß auf das Verhalten der Corps gegenüber der allgemeinen Studentenschaft nicht ohne Wirkung bleiben. Sie begannen einzusehen, — was sie nach den Worten Langwerths von Simmern (Deutsches Wochenblatt. Jg. 12, Nr. 19) vorher oft vergessen hatten — daß die formelle Führung der Studentenschaft durch die Corps, wie sie im Anfang des Jahrhunderts bestand, durch die geschichtliche Entwickelung beseitigt sei, und daß es heute darauf ankomme, durch eigene Tüchtigkeit sich immer aufs Neue den Platz thatsächlich zu verdienen, den man für sich in Anspruch nehme.

Der Coburger L. C.

Ursache, sich zu solchen Grundsätzen zu bekennen, hatten die Corps um so mehr, als ihnen in der Studentenschaft nicht bloß von Seiten der Burschenschaft, sondern auch von anderer Seite starke Konkurrenz erwuchs. Den seit 1873 unter dem Namen „Coburger L.C." vereinigten neuen Landsmannschaften, deren Zahl 1876 schon auf 15 gestiegen war, schlossen sich seitdem unter Annahme der landsmannschaftlichen Prinzipien eine ganze Reihe von Korporationen an, die bis dahin „freischlagende Verbindungen" gewesen waren, so daß 1893 der Verband 38 Landsmannschaften (ausschließlich der suspendierten) zählte. In diesem raschen Anwachsen und der oft allzubereitwilligen Aufnahme neuer Verbindungen, die vielfach an ihren bisherigen Anschauungen festhielten, lag freilich auch schon der Keim zu dem späteren Niedergang des Verbandes. Da ihm die durch langjährige Tradition und straffe Disziplin gefestigte Organisation des Kösener S.C. fehlte, konnte der Coburger L.C. das Aufkommen von tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten nicht verhindern, und so kam es, daß eine Reihe der älteren Landsmannschaften teils zum S.C. übertraten, wie die Makaria in Würzburg, die Neoborussia in Halle und die Budissa in Leipzig, teils aus dem L.C. ausschieden und sich zu einem besonderen Verband vereinigten.



Phot. G. Williams, Berlin. Die Veste Coburg.

Andere Verbände, wie der 1882 gegründete Goslarer C.C., der mehrere farbentragende Verbindungen mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion umfaßte, und der Gothaer E.C., in dem sich schwarze Verbindungen mit bedingter Satisfaktion, d. h. mit Anerkennung der Contrahage, aber mit Verwerfung der Bestimmungsmensur vereinigten, zeigten wenig Lebensfähigkeit und lösten sich nach kurzem Bestehen, der erste 1894, der zweite schon 1881 wieder auf.

Der V.C. Gedeihlicheren Aufschwung als diese beiden Verbände nahm der aus kleinen Anfängen hervorgewachsene Kartellverband akademischer Turnvereine. Nachdem die, wie erwähnt, im Jahre 1870 zwischen den Turnvereinen von Berlin, Graz und Leipzig angeknüpften Beziehungen durch den Krieg wieder gelöst waren, erneuerten dieselben drei Vereine am 2. August 1872 auf dem 4. deutschen Turnfest zu Bonn den Kartellverband; zehn Jahre später, auf dem Kartellturnfest zu Sangerhausen, zählte der Verband bereits 12 Vereine. Sehr bald zeigte sich nun auch bei den Turnvereinen die Erscheinung, die sich in der Entwickelungsgeschichte des studentischen Vereinswesens mehrfach wiederholt: sobald die Korporationen eine gewisse geschichtliche Bedeutung erlangt hatten und in sich gefestigter geworden waren, trat das ursprünglich bei der Entstehung des Vereins maßgebende Prinzip gegenüber dem rein studentischen zurück. Mit der Durchführung des Beschlusses, daß von den Kartellvereinen Angehörige anderer Vereine nur dann aufgenommen werden durften, wenn letztere rein wissenschaftlicher Natur seien, war der erste Anstoß zur streng korporativen Gestaltung der Vereine gegeben. Da nunmehr auch zur Frage: „ob farbentragend oder nicht farbentragend“ und zur Mensurfrage Stellung genommen werden mußte, und in dieser Hinsicht die Meinungen sehr weit auseinandergingen, spitzten sich die Gegensätze unter den Kartellvereinen immer mehr zu und machten schließlich den Bruch unvermeidlich. Die nichtfarbentragenden Vereine traten aus, und 1885 wurde zu Berlin der Kartellverband unter dem Namen V.C. (Vertreter-Convent) auf der Grundlage möglichst gleichartiger korporativer Organisation mit Couleur und dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion einheitlich gestaltet. Nachdem dann 1891 auch die bis dahin giltige Bestimmung, daß Turner nicht gegen Turner fechten dürften, aufgehoben und die Annahme der Bestimmungsmensur beschlossen war, stellten sich die dem V.C. angehörenden Turnvereine oder, wie sie sich seit 1897 nennen, Turnerschaften in Bezug auf ihre studentischen Prinzipien den übrigen „Waffenverbindungen“ gleich, von denen sie sich indessen durch die Beibehaltung des Turnprinzips unterscheiden.

Der A. T. B. Die aus dem Kartellverband ausgeschiedenen Turnvereine, welche dem Beschlusse der Mehrheit, Farben anzulegen und das Prinzip der unbedingten Satisfaktion anzunehmen, nicht beitraten, schlossen sich 1883 unter der Führung des Jenenser akademischen Turnvereins Gothania zum Akademischen Turnbund zusammen, der seitdem rasch gewachsen ist und gegenwärtig 19 Vereine umfaßt. Seine Mitglieder tragen keine Couleur und bekennen sich zu dem Grundsatz der sogenannten „bedingten“ Satisfaktion, d. h. sie verwerfen die Bestimmungsmensur und erkennen auch die Contrahage nur insoweit an, als der Forderung eine wirkliche Beleidigung und nicht bloßer Kartenwechsel zugrunde liegt. Die dem A. T. B. angehörenden Turnvereine wirken außerdem für die Gleichstellung der Technischen Hochschulen, indem sie die an ihnen Immatrikulierten als Mitglieder aufnehmen und, z. B. in Berlin, ihre Beibehaltung im Gegensatz zu Rektor und Senat durchgesetzt haben.

Die studentischen Gesangvereine. Eine ähnliche Entwickelung in Bezug auf ihre korporative Gestaltung wie die Turnvereine haben auch die akademischen Gesangvereine durchgemacht. Ein typisches Beispiel hierfür bietet die Geschichte des Leipziger Universitäts-Sängervereins St. Pauli. Am 4. Juli 1822 mit der Bestimmung gegründet, daß Mitgliedern aller Korporationen die Teilnahme gestattet sein solle, setzte er 1830 einen numerus clausus fest; seit seinem 25 jährigen Jubiläum schwanden die Angehörigen fremder Verbindungen mehr und mehr aus dem Verein, und seit 1875 ist der Paulus selbständige Korporation mit den Farben hellblau-weiß-hellblau und dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion. Der Paulus gehört dem deutschen akademischen Sängerbund an. Die nicht farbentragenden Gesangvereine gründeten, nachdem sich das oben (S. 125) erwähnte Kartell wieder gelockert hatte, 1876 zu Göttingen einen neuen Verband, der gegenwärtig unter dem Namen „Sondershäuser Verband deutscher Studenten-Gesangvereine“ 16 Vereine umfaßt.

Von den zahlreichen Verbindungen, die unbedingte Satisfaktion geben, aber keine Bestimmungsmensuren schlagen, haben sich seit 1892 eine Anzahl zu einem engeren Verbande, dem „Dessauer Abgeordneten-Convent“ zusammengethan. Dem D.A.C. gehören gegenwärtig 7 Verbindungen an, die Farben tragen und eigene Waffen führen. Der D.A.C.

Farbentragende Korporationen mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion, die keinem Verbande angehören, sogenannte „freischlagende“ Verbindungen, die sich auch wohl freie Landsmannschaften oder Burschenschaften nennen, giebt es fast auf jeder Universität. Daneben existieren gegen 12 Verbindungen, die eigene Waffen haben und unbedingte Satisfaktion geben, aber Farben bloß auf der Kneipe tragen, und gegen 30 schwarze, d. h. nichtfarbentragende Verbindungen, die unbedingte Satisfaktion geben, aber größtenteils auf fremde Waffen fechten.

Man sieht aus den angeführten zahlreichen Nüancen des studentischen Korporationswesens, wie die Stellung zur Satisfaktions- und Mensurfrage fast überall der springende Punkt ist, der die Verbindungen zusammenführt oder trennt. Grundsätzliche Gegner jeden Waffengebrauchs, sei es zum Duell oder zur Mensur, sind die christlichen Studentenverbindungen. Sie stehen mit dem Prinzip der Mensurverwerfung in der Studentenschaft isoliert und in der Minderheit, aber man wird ihnen die Anerkennung nicht versagen können, daß sie ihren Standpunkt aus redlicher Überzeugung vertreten, und niemand wird ihnen, die so gut wie jeder andere Student im Kriege für das Vaterland ihr Leben in die Schanze geschlagen haben, aus ihrer Gegnerschaft gegen die Mensur den Vorwurf der Feigheit machen. Der Wingolfsbund, dessen Entstehungsgeschichte wir oben verfolgt haben, wurde 1885 in seiner heutigen Gestalt neubegründet und umfaßt jetzt 18 Verbindungen. Andere protestantische Verbindungen, unter denen sich auch die schon erwähnte „Uttenruthia“ befindet, haben sich 1886 zu dem Schwarzburgbund vereinigt, der alle zwei Jahre um Pfingsten zu Schwarzburg tagt. Der Wingolf. Der Schwarzburgbund.

Von den katholischen Studentenverbindungen sind 17 farbentragende zu dem 1851 gegründeten „Kartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen“ vereinigt, während 24 nichtfarbentragende, teils an Universitäten, teils an technischen Hochschulen bestehende Vereine den „Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands“ bilden.

Alle bisher erwähnten Korporationen, so sehr sie sich auch in manchen Punkten unterscheiden oder gar, wie in der Mensurfrage, als grundsätzliche Gegner einander befehden, treffen sich doch alle auf dem gemeinsamen Boden der Liebe zum Vaterlande; bei den einen, wie den Corps und Landsmannschaften, ist das treue Festhalten an Kaiser und Reich selbstverständliche Voraussetzung und bildet gewissermaßen die Grundlage ihrer Bestrebungen, andere Verbindungen, wie die Burschenschaften, haben die Pflege vaterländischer Gesinnung ausdrücklich in ihr Programm aufgenommen. Von dieser Einigkeit und Einmütigkeit in Bezug auf patriotisches Empfinden war indessen bis in die achtiger Jahre hinein äußerlich wenig zu merken; im Gegenteil gab gerade die Feier vaterländischer Gedenktage oder sonstiger Feste, bei denen ein geschlossenes Auftreten der gesamten Studentenschaft zu erwarten gewesen wäre, Anlaß zu immer wiederkehrenden Reibereien. Der Streit um den Vortritt bei Fackelzügen, um das Tragen der Universitätsfahne, um das Präsidium bei Kommersen u. s. w. führte nur zu oft dazu, daß entweder die studentische Festlichkeit ganz unterblieb, oder daß sich die Verbände trennten und einzeln oder in Gruppen ein Fest veranstalteten. Erst in neuerer Zeit, seitdem das Verständnis für nationale Fragen im deutschen Volke überhaupt gewachsen und ihm durch den Verlust der Männer, die das deutsche Reich geschaffen haben, die Größe dieser Schöpfung erst recht zum Bewußtsein gekommen ist, hat sich darin auch bei der akademischen Jugend ein Wandel vollzogen.

Es ist das unbestreitbare und bleibende Verdienst der „Vereine deutscher Studenten“, die in den achtziger Jahren überall, zuerst in Berlin im Januar 1881,

Die Vereine deutscher Studenten.

gegründet wurden, dem nationalen Gedanken in der gesamten deutschen Studentenschaft zum Durchbruch verholfen zu haben. Wie im Anfang des Jahrhunderts bei der burschenschaftlichen Bewegung, so war auch bei der Entstehung der Vereine deutscher Studenten die Ursache glühende Liebe zum Vaterlande, das die akademische Jugend bedroht sah durch innere Feinde, durch das Anwachsen der vaterlandsfeindlichen Sozialdemokratie und das undeutsche Gebahren einer von jüdischem Kapital abhängigen Presse. Mit leidenschaftlichem Zorn wandten sich die Wortführer der nationalen Bewegung gegen das Überwuchern von Elementen, die der deutschen Jugend die Freude am Vaterlande verkümmerten, die alles, was es in Deutschland Großes und Schönes gab, verunglimpften und dadurch den Bestand des auf blutigem Schlachtfeld Errungenen in Frage stellten. Die überall ins Werk gesetzte Agitation weckte lebhaften Widerhall in der deutschen Studentenschaft; auch die Korporationen, die sich sonst grundsätzlich von politischen Fragen fernhielten, wurden damals von der



Phot. S. Williams, Berlin. Der Kyffhäuser.

allgemeinen Begeisterung hingerissen. In Göttingen fand eine Versammlung statt, zu der sich über die Hälfte der Studenten, Corps, Burschenschaften, alles durcheinander drängte, so daß viele vor dem überfüllten Saal wieder umkehren mußten. Allmählich verlor sich dann freilich der universelle Charakter der Bewegung. An den einzelnen Universitäten konstituierten sich „Vereine deutscher Studenten“, die bald nach der am 6. August 1881 auf dem Kyffhäuser veranstalteten gemeinsamen Feier ein Kartell untereinander abschlossen und sich zu dem sogenannten „Kyffhäuser-Verbande“ vereinigten. Mit dem Zurücktreten des allgemeinen nationalen Prinzips gegenüber den spezifisch antisemitischen und christlich-sozialen Tendenzen gewannen sie eine Eigenart, die sie von den übrigen Korporationen absonderte und sie zugleich durch die Annahme streng korporativer Gestaltung in die Reihe der selbständigen Studentenverbindungen einrücken ließ.

Seit den achtziger Jahren hat die deutsche Studentenschaft, gleichsam aufgerüttelt durch die thatkräftige Initiative der Vereine deutscher Studenten, denen dann bald auch die andern Verbände nicht nachstehen wollten, keinen Nationalgedenktag, kein vaterländisches Fest vorübergehen lassen, ohne ihrer patriotischen Gesinnung Ausdruck zu verleihen. So gestaltete sich die Feier des 70. Geburtstages des „Deutschesten

Bismarcks 70. Geburtstag.

aller Deutschen", Bismarcks, am 1. April 1885, zu einer Kundgebung der Studentenschaft, wie sie bis dahin unerhört gewesen war. Da der Geburtstag selbst in die Osterferien fiel, wurden zur Vorfeier desselben überall gegen Schluß des vorhergehenden Semesters Kommerse gefeiert, auf denen die Begeisterung für den großen



Das Bismarckdenkmal auf der Rudelsburg.
Von Pfretzschner.

Kanzler in hellen Flammen emporloderte. Damals konnte Bismarck in einer Reichstagsrede, worin er ausführte, daß der nationale Gedanke in der Verdunkelung begriffen sei, der studentischen Jugend nachrühmen, es lebe in ihr eine großartigere Auffassung des nationalen Lebens als in der älteren Generation. „Lassen Sie uns einmal erst gestorben sein" — fuhr der Kanzler fort — „dann wird man es sehen,

wie Deutschland in Flor kommt. Die Jugend, das ist die Hoffnung, in der ich ruhig sterben werde."

Kaiser Wilhelms 90. Geburtstag

Zwei Jahre später, am 21. März 1887, wurde dem geliebten Kaiser Wilhelm zum 90. Geburtstag durch einen Fackelzug gehuldigt, an dem 3400 Studenten mit mehreren hundert Chargierten und Hunderten von Fahnen teilnahmen. Den bedeutsamsten Moment bildeten die Worte, die der Kaiser an die Vertreter der deutschen Studentenschaft richtete, Worte, die für die akademische Jugend einen stets bleibenden, unvergeßlichen Gewinn bedeuten und mit goldenen Lettern in der

Geschichte des
tums verzeich-
verdienten.
Ihren Kom-
begann der
seine An-
„Meinen
sich zu dieser
dieser großen
Mich ver-
Ich habe
abgelehnt,
Fackelzug
ten ange-
weil ich
Freude em-
habe über
nungen,
an den Uni-
herrschen,
hohem Maße
freulichen
letzten
mitgewirkt
reiche
von Universi-
Mir Zeugnis
ben. Die Auf-
Reichstags
schwerer und
Entschluß,
Wahlen
großer Freude
durch den Ein-
versitäten in
Süddeutsch-

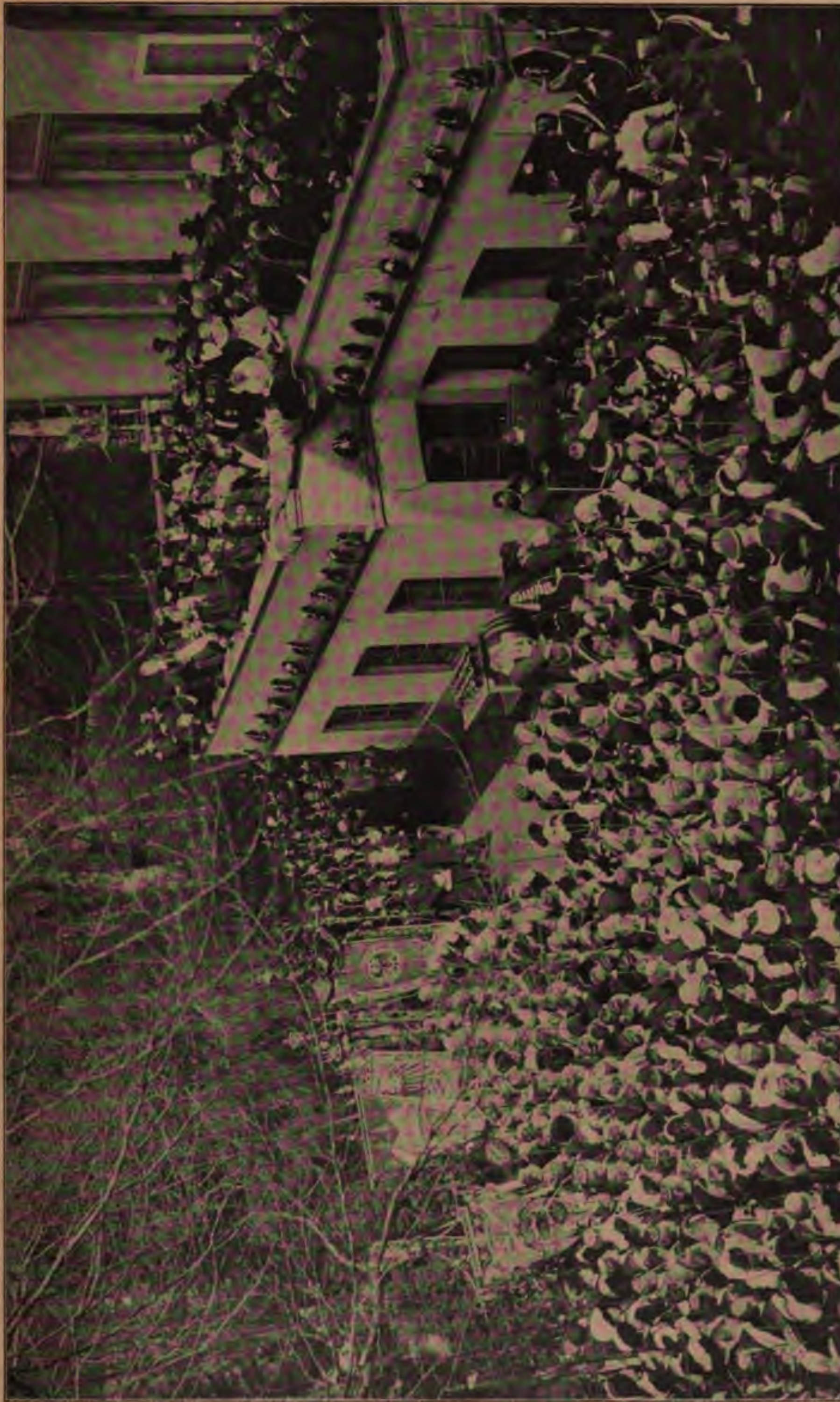


Der Kaiserstein auf der Rudelsburg.
Enthüllt Pfingsten 1898.

Studenten-
net zu werden
„Sagen Sie
militonen", so
greise Held
sprache,
Dank, daß sie
Feier und
Freude für
einigt haben.
sonst alles
aber den
der Studen-
nommen,
große
pfunden
die Gesin-
welche jetzt
versitäten
und welche in
zu dem er-
Ergebnis der
Wahlen
haben. Zahl-
Adressen, auch
täten, haben
davon gege-
lösung des
war ein
unerfreulicher
aber die neuen
haben Mir zu
gereicht, auch
fluß der Uni-
Nord- und
land und

durch den Geist, der in Ihrer Generation herrscht. Ich erblicke darin eine Bürgschaft für die Zukunft und hoffe, daß Sie in Ihrem spätern Leben sich dieses Augenblicks immer wieder erinnern werden, wo Sie mir eine große Freude machten und Sie ihren Gesinnungen diesen ‚erleuchteten' Ausdruck gaben. Sie werden hoffentlich auch in der Zukunft und Ihrer späteren Laufbahn solchen Gesinnungen treu bleiben. Danken Sie allen Ihren Kommilitonen herzlich von mir."

Am Geburtstage selbst veranstalteten sämtliche Chargierte der deutschen Hochschulen ei[illegible] Wagenfahrt am kaiserlichen Palais vorbei, ein glänzendes, durch die bunte F[illegible]t des studentischen Wichses und der zahllosen Fahnen malerisches



Phot. W. Wilcke, Hamburg.

Die Studenten in Friedrichsruh.

Mit der fortschreitenden Betonung des Charakters der Universität als einer Studienanstalt trat im Laufe der Zeit die überwiegende Bedeutung der Lehrenden gegenüber den ihnen formell innerhalb der Genossenschaft gleichstehenden Lernenden immer mehr hervor: die Vollversammlung der Genossenschaft verlor ihre Bedeutung, und die thatsächliche Leitung ging an einen ausschließlich aus Magistern bestehenden Verwaltungsausschuß über. Das sich hieraus entwickelnde Prinzip der Zugehörigkeit aller Magister zu diesem Ausschuß führte schließlich dahin, daß nur die Professoren Sitz und Stimme in der Genossenschaft hatten.

Nach außen war die Universität eine autonome Korporation klerikalen Charakters, der Kirche und Staat ihre Machtmittel zur Verfügung stellten, und die ein hohes Ansehen und bevorrechtigte Stellung genoß. Selbst den in Deutschland von den Landesfürsten neu gegründeten Universitäten, denen durchweg sämtliche Privilegien der anderen bereits bestehenden Universitäten verliehen wurden, blieb die Ausgestaltung ihrer Verfassung völlig überlassen. Von dieser ihrer Macht haben sie meist nicht den besten Gebrauch gemacht. „Der Gedanke der Autonomie der Universitäten und der Notwendigkeit einer bevorzugten Stellung ihrer Mitglieder im bürgerlichen Leben", sagt Stein (Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland, Leipzig 1891), „ist im fünfzehnten Jahrhundert bis in seine letzten Konsequenzen, ja bis zur Überschreitung jedes verständigen Maßes verwirklicht worden. Die Universitäten bildeten selbständige Gemeinwesen, die der weltlichen Gewalt gar keinen, der geistlichen nur sehr bedingt einen irgendwie erheblichen Einfluß zu gestatten brauchten. Ihre Mitglieder, als Beklagte von weltlichem Gerichtszwange frei, zogen als Kläger jeden dritten vor das geistliche Gericht des Konservators, und wo sie etwa doch vor den bürgerlichen Gerichten klagend aufzutreten hatten, eröffnete ihnen ihre privilegierte Stellung besondere Vorrechte. Die Steuerfreiheit verursachte den Städten einen hart empfundenen Ausfall in ihren Einnahmen, weil es sich dabei weit weniger um direkte Steuern vom Einkommen handelte, von denen die einen als Kleriker, die anderen als von den Vätern erhaltene Haussöhne ohnedies frei gewesen wären, als vielmehr um indirekte Abgaben, besonders Einfuhr- und Verbrauchszölle, die an sich auf jedem Einwohner hafteten, und bei welchen den persönlich Befreiten der Mißbrauch verführerisch nahe lag".

Dies änderte sich im sechzehnten Jahrhundert, als die kirchliche Macht infolge der Reformation sank, die landesherrliche durch den Verfall der Kirche und des Kaisertums stieg. Der Landesfürst betrachtete es jetzt als seine Aufgabe, auf seiner Universität die Lehre des rechten Glaubens zu fördern und andererseits die erforderlichen Einrichtungen für die Heranbildung seiner Richter und Verwaltungsbeamten zu treffen. Der Umstand, daß die vielen Säkularisationen den Universitäten ihre Einkünfte, den Lehrern und Hörern ihre vielen Pfründen und Benefizien entzogen, beschleunigte den Verfall der Universitäten und steigerte die Not der Professoren aufs höchste. Hier bot sich nun den aufstrebenden Landesherren, denen das Bestehen der autonomen Körperschaften der Universitäten inmitten ihrer kleinen Staaten schon längst ein Dorn im Auge war, eine Handhabe, die Universitäten auf den Standpunkt staatlicher Bildungsanstalten herabzudrücken, indem sie die Besoldung, damit aber auch die Anstellung und die Überwachung der Professoren übernahmen. Diese Entwickelung geschah langsam und schrittweise, aber unaufhaltsam; nach ihrem Abschluß war das Gepräge der Universitäten so, wie es von Weizsäcker in einer Rede (Akademische Revue. Bd. 2, S. 129) mit Bezug auf Tübingen schildert: „Alle Veränderungen in der Einrichtung der Universität liegen in der Hand des Fürsten und seiner Regierung. Von dort aus werden neue Gesamtordnungen gegeben, der Lehrplan geregelt, die Aufgaben verteilt, die Ferien vorgeschrieben. Über diesem übt die Regierung ein weitgehendes Recht der Beaufsichtigung aus. Die Universität wird in bestimmten Zwischenräumen durch herzogliche Kommissäre visitiert, und diese Visitation erstreckt sich auf alles Denkbare, die Lehre, die Lehrweise der Lehrer, den Fleiß derselben, ihre persönliche Aufführung, öffentliche und private, selbst auf die



Die Universität und ihre Einrichtungen.

„Das zuverlässigste Zeugnis für den Wert der Universitäten lag stets und liegt noch jetzt in der Liebe und Dankbarkeit derjenigen, welche einen Teil ihrer Jugend in diesen Anstalten verlebten; denn wie entfernt sie nun auch durch Alter, Rang und Beschäftigung jenem Leben stehen mögen, fast immer werden sie nicht nur mit Freude daran zurückdenken, sondern auch dankbar erkennen, daß der wohlthätige Einfluß, den es auf ihre Bildung gehabt, durch kein anderes Mittel hätte ersetzt werden können."

Savigny, Uebrr Wesen und Wert der deutschen Universitäten.

Entwickelung der Universität von einer freien Körperschaft zur staatlichen Bildungsanstalt.

Die Verfassung der mittelalterlichen Universitäten ist, wie wir oben gesehen haben, entstanden aus der korporativen Organisation der im Ausland befindlichen deutschen Scholaren, die, durch das gleiche Schutzbedürfnis gegenüber den Bürgern und der Obrigkeit der Universitätsstädte verbunden, sich zur Wahrung ihrer gemeinsamen, größtenteils wirtschaftlichen und politischen Interessen zusammenschlossen. Mit der Wissenschaft und ihrer Lehre hatten diese „Nationen" genannten Verbände zunächst nichts zu thun; eine Lehrgemeinschaft bestand nicht, vielmehr existierten an jeder Universität mehrere solcher Scholarenkorporationen, denen Lehrer und Studierende als gleichberechtigte Mitglieder angehörten.

Die Entstehung einer universitas im Sinne eines mit allen vier Fakultäten versehenen Lehrinstituts vollzog sich erst später auf deutschem Boden. Neben die bestehenden Organisationen der Nationen traten die der Fakultäten, deren beiderseitige Stellung naturgemäß dadurch geschwächt wurde, daß nunmehr jeder Studierende zugleich einem wissenschaftlichen Verbande, der Fakultät angehörte. Mit den Fortschreiten der Verschmelzung beider trat die Bedeutung der Nationen immer mehr zurück. Da ihre wirtschaftlichen und politischen Rechte mehr und mehr schwanden, so kam die Gliederung der Universitätsangehörigen nach Nationen allmählich zu einem bloßen Scheindasein und beschränkte sich schließlich auf die Einrichtung studentischer Unterstützungs- und Sterbegilden, die wir oben unter dem Namen der Landsmannschaften kennen gelernt haben. Die Fakultäten suchten ihre Aufgabe nur auf wissenschaftlichem Gebiet, und so lag es in der Natur der Sache, daß allmählich statt mehrerer nebeneinander stehenden, nur lose verbundenen Vereinigungen eine allumfassende Korporation die Universität bildete, innerhalb deren die Nationen und Fakultäten lediglich untergeordnete Gliederungen und Verwaltungsorgane darstellten. An die Spitze dieser universitas tritt jetzt mit allumfassender Gewalt der Rektor, während vorher jeder Universitätsangehörige lediglich dem Senior seiner Nation und dem Dekan seiner Fakultät unterstellt war.

Schauspiel. — Ein Jahr war noch nicht vergangen, und wieder versammelte sich Alldeutschlands Studentenschaft an derselben Stelle. Wieder blitzten die Schläger in der Luft, aber die Fahnen und Schärpen waren von düsterem Schwarz umflort: es galt dem geliebten Toten, dem großen Kaiser den letzten Ehrendienst zu erweisen. „Schneidend" — so berichteten die „Akademischen Blätter" über die ergreifende Feier — „strich der Wind von Osten. Mochten die steifen Glieder beim vierstündigen Stehen erstarren, mochten der steifen Hand Fahne und Schläger fast entsinken, in Gedanken an den, um dessentwillen es geschah, ertrug man diese Unbilden leicht. Gegen 1 Uhr verkündete der eherne Mund der Kanonen, daß Kaiser Wilhelm seinen letzten Siegeszug durch die Linden angetreten habe, daß er die letzte Heerschau über sein treues Volk halte. Die gewaltigen Klänge des Beethovenschen Trauermarsches wühlen den Schmerz noch einmal in seinen Tiefen auf, bis sie von dem trostreichen „Jesus meine Zuversicht" verdrängt werden. Fahnen und Schläger senken sich vor dem großen Toten in den Staub. Ein ergreifender, unvergeßlicher Abschied! Vale senex Imperator."

Seit dem Heimgange des geliebten Kaisers klammerte sich das patriotische Empfinden der deutschen Studentenschaft mit zäher Treue und Anhänglichkeit an den Erbauer des Reichs, an den „Alten im Sachsenwald." Wo immer die akademische Jugend Gelegenheit fand, sich dem großen Kanzler zu nähern, wie in Kissingen am 10. August 1891 und in Jena im Sommer 1892, jauchzte sie ihm begeistert zu. Selten aber hat sich unserm Volk ein so erhebendes Schauspiel dargeboten, wie an dem Tage, da die deutsche Studentenschaft einmütig nach dem Sachsenwald pilgerte, um dem Fürsten Bismarck ihre Huldigung und die Glückwünsche zum 80. Geburtstag darzubringen. Schier endlos war der farbenprächtige Zug, der sich durch Hamburgs altehrwürdige Straßen bewegte, unendlich waren der Jubel und die Begeisterung, die durch diese großartige Ovation in den Herzen aller, vom krassesten Fuchs bis zum ergrauten Alten Herrn, erweckt wurden. Seit den Wartburgfesten von 1817 und 1848, zu denen die Vertreter aller Universitäten zusammenkamen, war dies die erste gemeinsame Kundgebung der Studenten sämtlicher deutschen Hochschulen. Und als dann die Trauerkunde die deutschen Lande durcheilte, daß unser Bismarck, der Abgott der deutschen Jugend, seinem Kaiser, dessen treuen Diener er sich nannte, nachgefolgt sei, da war es wiederum sein Name, dessen zauberhafter Klang auch über das Grab hinaus auf die Gemüter der deutschen Studentenschaft seine Wirkung ausübte: keiner wollte zurückstehen, als es galt, dem großen Toten ein Zeichen vaterländischen Dankes zu beschließen. So werden denn, dank dem einmütigen Beschlusse der in Hamburg versammelten Vertreter deutscher Hochschulen, in kommenden Jahrhunderten am Geburtstage unseres Altreichskanzlers, wenn der Abend seine Schatten über die deutschen Gaue zu breiten beginnt, allüberall, soweit die Grenzmarken unseres Vaterlandes reichen, auf ragenden, dem Fürsten Bismarck geweihten Säulen mächtige Feuer emporlodern. Fürwahr eine Ehrung, wie sie kein Sterblicher je zuvor erfahren hat, eine Ehrung, würdig unseres Nationalhelden, würdig des deutschen Volks und der deutschen akademischen Jugend! Die zu Ehren Bismarcks gefaßten Beschlüsse zeigen, daß unsere Studenten die Hoffnung, die Bismarck für die Zukunft des Vaterlandes auf sie setzte, nicht täuschen, sondern allezeit ihrer Aufgabe, Hüter des nationalen Gedankens zu sein, eingedenk sein werden.

Die Studenten in Friedrichsruh.

Große und ernste Ziele harren des deutschen Volks, und die Universitäten sind in erster Linie berufen, an ihrer Erreichung mitzuarbeiten. Wollen wir Deutsche in dem Wettbewerb aller Völker die Stelle einnehmen und behaupten, die uns nach unserer großen Vergangenheit und nach dem Reichtum der unserem Volke innewohnenden geistigen Kraft gebührt, so können wir das nur durch unsere Universitäten. An ihnen vor allem wird es liegen, das Wort unseres Kaisers vom „größeren Deutschland" wahr zu machen, dadurch, daß sie, festhaltend an dem alten Geist akademischer Freiheit, deutsches Wesen und deutsche Wissenschaft pflegen und fördern.





Die Universität und ihre Einrichtungen.

„Das zuverlässigste Zeugnis für den Wert der Universitäten lag stets und liegt noch jetzt in der Liebe und Dankbarkeit derjenigen, welche einen Teil ihrer Jugend in diesen Anstalten verlebten; denn wie entfernt sie nun auch durch Alter, Rang und Beschäftigung jenem Leben stehen mögen, fast immer werden sie nicht nur mit Freude daran zurückdenken, sondern auch dankbar erkennen, daß der wohlthätige Einfluß, den es auf ihre Bildung gehabt, durch kein anderes Mittel hätte ersetzt werden können."

Savigny, Ueber Wesen und Wert der deutschen Universitäten.

Entwickelung der Universität von einer freien Körperschaft zur staatlichen Bildungsanstalt.

Die Verfassung der mittelalterlichen Universitäten ist, wie wir oben gesehen haben, entstanden aus der korporativen Organisation der im Ausland befindlichen deutschen Scholaren, die, durch das gleiche Schutzbedürfnis gegenüber den Bürgern und der Obrigkeit der Universitätsstädte verbunden, sich zur Wahrung ihrer gemeinsamen, größtenteils wirtschaftlichen und politischen Interessen zusammenschlossen. Mit der Wissenschaft und ihrer Lehre hatten diese „Nationen" genannten Verbände zunächst nichts zu thun; eine Lehrgemeinschaft bestand nicht, vielmehr existierten an jeder Universität mehrere solcher Scholarenkorporationen, denen Lehrer und Studierende als gleichberechtigte Mitglieder angehörten.

Die Entstehung einer universitas im Sinne eines mit allen vier Fakultäten versehenen Lehrinstituts vollzog sich erst später auf deutschem Boden. Neben die bestehenden Organisationen der Nationen traten die der Fakultäten, deren beiderseitige Stellung naturgemäß dadurch geschwächt wurde, daß nunmehr jeder Studierende zugleich einem wissenschaftlichen Verbande, der Fakultät angehörte. Mit den Fortschreiten der Verschmelzung beider trat die Bedeutung der Nationen immer mehr zurück. Da ihre wirtschaftlichen und politischen Rechte mehr und mehr schwanden, so kam die Gliederung der Universitätsangehörigen nach Nationen allmählich zu einem bloßen Scheindasein und beschränkte sich schließlich auf die Einrichtung studentischer Unterstützungs- und Sterbegilden, die wir oben unter dem Namen der Landsmannschaften kennen gelernt haben. Die Fakultäten suchten ihre Aufgabe nur auf wissenschaftlichem Gebiet, und so lag es in der Natur der Sache, daß allmählich statt mehrerer nebeneinander stehenden, nur lose verbundenen Vereinigungen eine allumfassende Korporation die Universität bildete, innerhalb deren die Nationen und Fakultäten lediglich untergeordnete Gliederungen und Verwaltungsorgane darstellten. An die Spitze dieser universitas tritt jetzt mit allumfassender Gewalt der Rektor, während vorher jeder Universitätsangehörige lediglich dem Senior seiner Nation und dem Dekan seiner Fakultät unterstellt war.

sistorium ist ein von den Professoren gewählter Ausschuß, dem außerdem der Rektor, der Rektor des Vorjahres, meist Prorektor genannt, die vier Dekane und der Universitätsrichter angehören. Der auf ein Jahr aus der Zahl der ordentlichen Professoren gewählte Rektor, der für die Dauer seiner Amtsführung den Titel Magnificenz und sonstige Rangvorzüge hat, ist der Vorsitzende und Repräsentant des Senats und kann in einzelnen Dingen auch selbständig Entscheidungen treffen. An einer Reihe von Universitäten ruht das Amt der Rektoren nominell in den Händen des Landesfürsten, der dann auch den Titel Rector magnificentissimus führt; thatsächlich werden indessen die Geschäfte des Rektorats von dem Prorektor oder, wie in Gießen, von dem Rector magnificus versehen. Der Rektor ist das Haupt der Universität, die er nach außen und innen vertritt; dem Studenten verleiht er das akademische Bürgerrecht und verkündet ihm mit ernster Amtsmiene die über ihn verhängten Disziplinarstrafen. Ihm unterstehen ferner die Universitätsbeamten: der Quästor, auf den wir später zurückzukommen haben, die Universitätssekretäre und -kanzlisten, die Pedelle, Auditorienwärter, Heizer u. a.



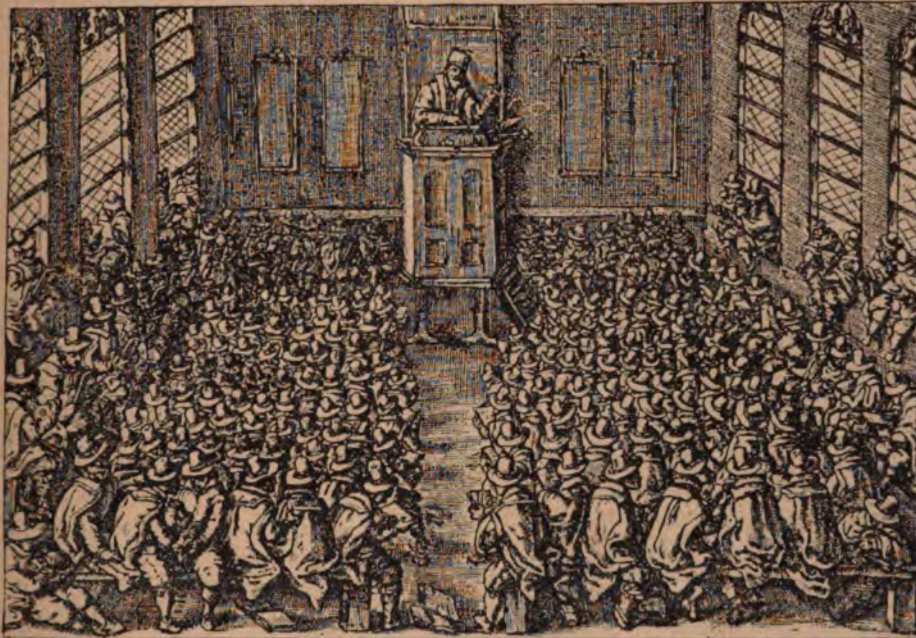
Ein Rector magnificus.

Die Fakultäten.

In wissenschaftlicher Beziehung wird das akademische Leben durch die **Fakultäten** geregelt, deren gewählter Repräsentant der **Dekan** ist. Sie sollen über die Vollständigkeit des Lehrangebots und die Lehre selber, sowie über die Zweckmäßigkeit des Studienganges und den Fleiß der Studierenden wachen. Diese früher sehr ernst genommene Aufgabe ist naturgemäß bei der Frequenz der heutigen Universitäten so gut wie undurchführbar. Einen maßgebenden Faktor bilden indessen die Fakultäten noch heute bei der Verwaltung der Benefizien und insbesondere der Preisaufgabestiftungen. Vor allem aber ist die Fakultät, wie sie im Mittelalter das Organ war für das dem Zunft- und Innungswesen überhaupt eigentümliche Aufnahmerecht der Meister, so noch jetzt die ausschlaggebende Behörde für die Promotion und, da die venia docendi mit dieser nicht mehr ohne weiteres verbunden ist, für die Habilitation der Privatdozenten. Bezüglich der Anstellung von Professoren ist an Stelle des Cooptationsrechts der Fakultät ein bloßes Vorschlagsrecht gegenüber der Regierung getreten.

Verhältnis zwischen Docenten und Studierenden.

Bei dem hier kurz skizzierten Entwickelungsgang der Universität haben wir schon gesehen, daß allmählich eine Verschiebung der Verhältnisse der ursprünglich einander gleichberechtigten Universitätsangehörigen stattfand zu Gunsten der Lehrer, zu Ungunsten der Schüler. „Unaufhaltsam" — sagt Stein a. a. O., S. 105 — „vollzog sich die Trennung der früher einheitlichen Korporationen in zwei scharf geschiedene Lebenskreise, in Professoren und Studenten. Die Einen wie die Anderen lebten unter sich, jene immer mehr den anderen bürgerlichen Kreisen genähert, diese immer weiter von ihnen abgedrängt. Zwischen dem Lehrkörper und der Studentenschaft öffnete sich eine soziale Kluft, die bis heute noch nicht ganz überbrückt ist, und die oft genug jedem der beiden Teile das Verständnis für die Lebensbedingungen und Lebensanschauungen des andern geraubt hat.



Eine Vorlesung im 17. Jahrhundert.
(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum des Joh. v. d. Heyden. Straßburg 1608.)

Die Professoren begannen sich als den eigentlichen Körper der Universität zu fühlen. Auf Lebenszeit berufen und besoldet, allein im Besitze aller aktiven Rechte, lernten sie sich als das stabile, feste Element betrachten. Die rasch vorüberflutende Masse der jungen Studenten erschien nicht mehr als ein Teil der Universität, sondern als das Objekt ihrer Thätigkeit. Es schwand jedes Gefühl für die korporative Gemeinschaft, für die universitas im mittelalterlichen Sinn: die Universität wurde das, was in den Anfängen des akademischem Lebens das studium gewesen war, die unpersönliche Lehranstalt, aus den Lehrstühlen und wissenschaftlichen Einrichtungen bestehend, eine hohe Schule im eigentlichen Sinne des letzteren Worts, an der die einen als Lehrer wirkten, die anderen ihre Ausbildung suchten."

Diese Entwickelung ist heute völlig abgeschlossen; dagegen kann man von einer sozialen Kluft zwischen Lehrkörper und Studentenschaft nicht mehr sprechen, weil auch die Studierenden sich immer mehr den bürgerlichen Kreisen genähert haben und schließlich in ihnen aufgegangen sind. Die Lebensanschauungen und Lebensbedingungen der Professoren wie der Studenten sind jetzt nahezu die gleichen, nämlich die der gebildeten Welt überhaupt.

Früher schloß das Prinzip der akademischen Freiheit eine fast unbegrenzte Lehrfreiheit in sich, von der auch die älteren Studenten einen weitgehenden Gebrauch

sistorium ist ein von den Professoren gewählter Ausschuß, dem außerdem der Rektor, der Rektor des Vorjahres, meist Prorektor genannt, die vier Dekane und der Universitätsrichter angehören. Der auf ein Jahr aus der Zahl der ordentlichen Professoren gewählte Rektor, der für die Dauer seiner Amtsführung den Titel Magnificenz und sonstige Rangvorzüge hat, ist der Vorsitzende und Repräsentant des Senats und kann in einzelnen Dingen auch selbständig Entscheidungen treffen. An einer Reihe von Universitäten ruht das Amt der Rektoren nominell in den Händen des Landesfürsten, der dann auch den Titel Rector magnificentissimus führt; thatsächlich werden indessen die Geschäfte des Rektorats von dem Prorektor oder, wie in Gießen, von dem Rector magnificus versehen. Der Rektor ist das Haupt der Universität, die er nach außen und innen vertritt; dem Studenten verleiht er das akademische Bürgerrecht und verkündet ihm mit ernster Amtsmiene die über ihn verhängten Disziplinarstrafen. Ihm unterstehen ferner die Universitätsbeamten: der Quästor, auf den wir später zurückzukommen haben, die Universitätssekretäre und -kanzlisten, die Pedelle, Auditorienwärter, Heizer u. a.



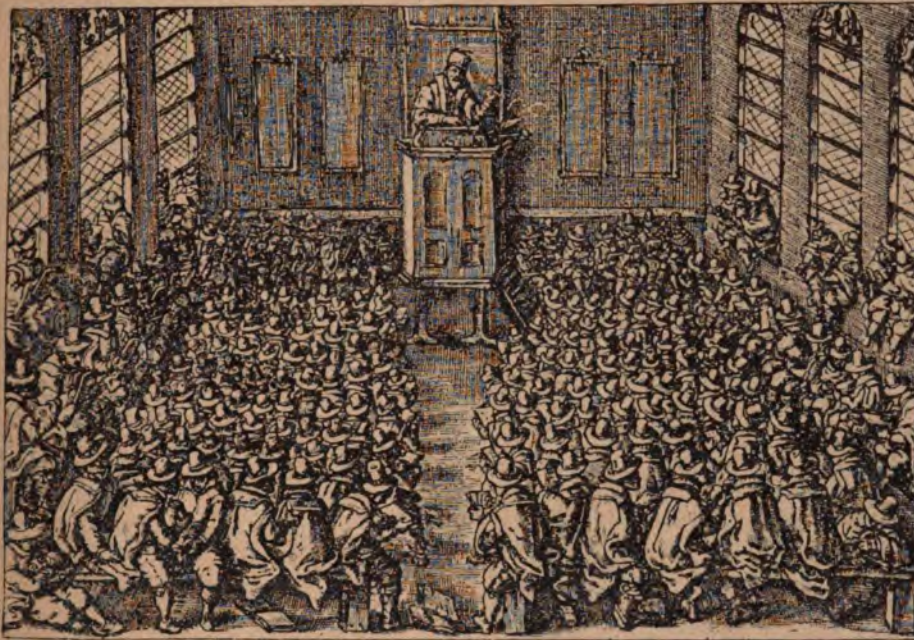
Ein Rector magnificus.

Die Fakultäten.

In wissenschaftlicher Beziehung wird das akademische Leben durch die **Fakultäten** geregelt, deren gewählter Repräsentant der **Dekan** ist. Sie sollen über die Vollständigkeit des Lehrangebots und die Lehre selber, sowie über die Zweckmäßigkeit des Studienganges und den Fleiß der Studierenden wachen. Diese früher sehr ernst genommene Aufgabe ist naturgemäß bei der Frequenz der heutigen Universitäten so gut wie undurchführbar. Einen maßgebenden Faktor bilden indessen die Fakultäten noch heute bei der Verwaltung der Benefizien und insbesondere der Preisaufgabestiftungen. Vor allem aber ist die Fakultät, wie sie im Mittelalter das Organ war für das dem Zunft- und Innungswesen überhaupt eigentümliche Aufnahmerecht der Meister, so noch jetzt die ausschlaggebende Behörde für die Promotion und, da die venia docendi mit dieser nicht mehr ohne weiteres verbunden ist, für die Habilitation der Privatdozenten. Bezüglich der Anstellung von Professoren ist an Stelle des Cooptationsrechts der Fakultät ein bloßes Vorschlagsrecht gegenüber der Regierung getreten.

Bei dem hier kurz skizzierten Entwickelungsgang der Universität haben wir schon gesehen, daß allmählich eine Verschiebung der Verhältnisse der ursprünglich einander gleichberechtigten Universitätsangehörigen stattfand zu Gunsten der Lehrer, zu Ungunsten der Schüler. „Unaufhaltsam" — sagt Stein a. a. O., S. 105 — „vollzog sich die Trennung der früher einheitlichen Korporationen in zwei scharf geschiedene Lebenskreise, in Professoren und Studenten. Die Einen wie die Anderen lebten unter sich, jene immer mehr den anderen bürgerlichen Kreisen genähert, diese immer weiter von ihnen abgedrängt. Zwischen dem Lehrkörper und der Studentenschaft öffnete sich eine soziale Kluft, die bis heute noch nicht ganz überbrückt ist, und die oft genug jedem der beiden Teile das Verständnis für die Lebensbedingungen und Lebensanschauungen des andern geraubt hat.

Verhältnis zwischen Docenten und Studierenden.



Eine Vorlesung im 17. Jahrhundert.
(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum des Joh. v. d. Heyden. Straßburg 1608.)

Die Professoren begannen sich als den eigentlichen Körper der Universität zu fühlen. Auf Lebenszeit berufen und besoldet, allein im Besitze aller aktiven Rechte, lernten sie sich als das stabile, feste Element betrachten. Die rasch vorüberflutende Masse der jungen Studenten erschien nicht mehr als ein Teil der Universität, sondern als das Objekt ihrer Thätigkeit. Es schwand jedes Gefühl für die korporative Gemeinschaft, für die universitas im mittelalterlichen Sinn: die Universität wurde das, was in den Anfängen des akademischem Lebens das studium gewesen war, die unpersönliche Lehranstalt, aus den Lehrstühlen und wissenschaftlichen Einrichtungen bestehend, eine hohe Schule im eigentlichen Sinne des letzteren Worts, an der die einen als Lehrer wirkten, die anderen ihre Ausbildung suchten."

Diese Entwickelung ist heute völlig abgeschlossen; dagegen kann man von einer sozialen Kluft zwischen Lehrkörper und Studentenschaft nicht mehr sprechen, weil auch die Studierenden sich immer mehr den bürgerlichen Kreisen genähert haben und schließlich in ihnen aufgegangen sind. Die Lebensanschauungen und Lebensbedingungen der Professoren wie der Studenten sind jetzt nahezu die gleichen, nämlich die der gebildeten Welt überhaupt.

Früher schloß das Prinzip der akademischen Freiheit eine fast unbegrenzte Lehrfreiheit in sich, von der auch die älteren Studenten einen weitgehenden Gebrauch

 10

Die akademischen Lehrer.

machten. Der Aufenthalt auf den Universitäten war für alle zunächst der eigenen Forschung wegen da, der Unterricht war eine vorwiegend aus wirtschaftlichen Gründen ausgeübte Thätigkeit. Die Lehrer waren sämtlich, was wir heutzutage Privatlehrer nennen würden, und das Prädikat „öffentlich" legten sich diejenigen, die die erforderlichen Prüfungen abgelegt hatten, lediglich als ein epitheton ornans bei. Mit der Promotion war eine ausdrückliche Erteilung der venia docendi verbunden; die Graduierten waren fähig, von einer Fakultät in ihr Kollegium aufgenommen zu werden. Erst als die Landesherren auch die Vorbildung der Professoren überwachten und sich schließlich deren Anstellung vorbehielten, hießen öffentliche Lehrer die staatlich angestellten und besoldeten Universitätslehrer, die damit erst anfangen, einen abgeschlossenen Berufsstand zu bilden und ihre vornehmste Aufgabe in der Erfüllung des ihnen von der staatlichen Obrigkeit zugewiesenen Lehrauftrags zu sehen.

Dieser im sechzehnten Jahrhundert entstehende Berufsstand schloß sich den damals überall herrschenden zünftlerischen Bestrebungen gemäß zur Beförderung seiner besonderen wirtschaftlichen Interessen zusammen, und so sehen wir in derselben Zeit, wo die Innungsmeister eifrigst die „Böhnhasen" jagten und ihnen das Handwerk legten, die in den Fakultäten organisierten Professoren einen erbitterten Kampf führen gegen die von Alters her neben ihnen wirkenden, nicht zur Zunft gehörigen, nicht öffentlichen oder nicht ordentlichen Lehrer, die ihnen das Unterrichtshonorar verkürzten. Der Sieg konnte nicht zweifelhaft sein, da die Bestrebungen der Zunftprofessoren unterstützt wurden von Seiten der staatlichen Autorität, der daran gelegen sein mußte, den durch den dreißigjährigen Krieg in die höchste Not versetzten Stand vor dem Untergange zu bewahren.

Erst im Anfange unseres Jahrhunderts erscheinen wieder, zuerst in Halle und Göttingen, die Privatdozenten, deren Stellung von Staat und Universität sehr bald in dem Sinne geregelt wurde, daß sie in den Berufsstand als jüngere, noch im Vorbereitungsstadium befindliche Kollegen eingegliedert wurden. Ihre Zulassung, für die im allgemeinen erfordert wird, daß sie sich nach erlangter Doktorwürde mehrere Jahre der Wissenschaft gewidmet haben, erfolgt durch die Fakultät nach einem Colloquium in der Fakultätssitzung und nach Einreichung einer Arbeit, die nach dem Urteil der Fakultät eine Bereicherung der Wissenschaft durch selbständige Forschung darstellt. Während die Privatdozenten ursprünglich eine ganz freie und unabhängige Stellung einnahmen, zeigte der Staat immer mehr das Bestreben, sie unter seine Beamten einzugliedern. Neuerdings sind sie, jedenfalls in Preußen, der staatlichen Disziplinargewalt unterstellt, die sich auch auf ihre Lehrthätigkeit erstreckt. Dafür genießen sie andererseits die entsprechenden Vorteile, indem die Zeit ihrer Thätigkeit als Privatdozent bei der Pensionierung angerechnet wird; auch wird in ausgedehntem Maße an ältere Privatdozenten der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen. Die Anzahl der an den deutschen Universitäten zur Zeit wirkenden Privatdozenten beläuft sich auf 774, etwa ein Drittel der sämtlichen Dozenten. Mit dem Aufhören der allgemeinen Lehrfreiheit entstand sogleich ein neben den Hochschullehrern stehender Beruf der Sprachlehrer oder Lektoren, besonders der englischen und französischen Sprache, der einem dringenden Bedürfnis entgegen kam. Auch die sogenannten Exercitienmeister, die Unterricht erteilten im Tanzen, Reiten, Turnen und Fechten, finden sich schon früh auf allen Universitäten. Anfangs nur geduldet, wurden sie später von den akademischen und staatlichen Behörden autorisiert und besoldet. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sind auch an fast allen Universitäten Musik- und Zeichenlehrer zugelassen. Die Besoldung dieser Kategorie von Privatlehrern ist gering; sie sind im wesentlichen auf die Einnahmen aus ihrer privaten Unterrichtserteilung angewiesen.

Honorar und Kolleg.

Ursprünglich waren dies die ordentlichen Universitätslehrer auch. Hinzu kamen für sie die Einnahmen aus den Gebühren, insbesondere den Promotionsgebühren, ferner solche Nebeneinnahmen, wie sie ihnen das Amt als Bursenrektor, Mißbrauch der Steuerfreiheit u. a. verschafften. Geistliche Stiftungen erhöhten ihr Einkommen sehr bald in ganz beträchtlichem Maße. Als jedoch diese infolge der

Reformation abnahmen, und als zugleich beim Aufkommen der territorialen Landeshoheit die Zahl der Universitäten wuchs, und ihr Besuch infolgedessen sank, übernahmen, wie schon erwähnt, die Landesherren die Besoldung ihrer Hochschullehrer. Die Gehälter waren ursprünglich meist nach den Fakultäten abgestuft: die Theologen erhielten doppelt soviel wie die Philologen, und in der Mitte hielten sich die Gehälter der Juristen und Mediziner. Besonders namhafte Gelehrte konnten nur durch besondere Zusicherungen gewonnen werden; auch heute kommt die Berufung mancher berühmten Dozenten, die an der Geldfrage zu scheitern droht, nur durch die Gewährung persönlicher Zulagen aus dem Dispositionsfonds zustande. Das Gehalt der ordentlichen Professoren beläuft sich in Preußen, ähnlich wie in den anderen deutschen Staaten, auf 4000—6000 M.; in Berlin ist es höher. Der außerordentliche Professor beginnt mit 2100 M. Neuerdings ist auch für die Universitätslehrer das System der Dienstalterszulagen und der Altersversorgung eingerichtet: als Entgelt dafür zieht der Staat von dem einen bestimmten Betrag (4500 M. im Jahr) übersteigenden Teil der Honorareinnahmen die Hälfte für sich ein.

Solange die Universitäten Zünfte waren, ausgestattet mit dem Monopol des Lehrens der Wissenschaften, gehörte die Erhebung der Unterrichtshonorare zu den Privilegien der korporativen Selbstverwaltung. Das Honorar war von der freien Vereinbarung zwischen Lehrer und Schüler abhängig, denn der Unterricht war reine Privatsache. Mit dem Beginn der staatlichen Universitätsverfassung im 15. Jahrhundert erscheint allmählich als Correlat zu dem staatlichen Gehalt für die Professoren auch die Pflicht, bestimmte lectiones publicae unentgeltlich zu halten. Dies wurde schließlich die Hauptthätigkeit der Professoren; wo die öffentlichen Vorlesungen nicht ausreichten, half die damals noch bestehende allgemeine Lehrfreiheit aus, indem jüngere Dozenten und ältere Studierende Privatunterricht erteilten. Aus solchen privaten, sogenannten Disputierkollegien hat sich im 16. Jahrhundert das heutige Privatkollegium entwickelt. Durch Geldnot getrieben, adoptierten die ordentlichen Professoren den Brauch der privaten Dozenten, und es gelang ihnen schließlich, wie wir gesehen haben, diese gänzlich zu verdrängen. Eine natürliche Folge war es dann, daß die Professoren allmählich immer weniger Wert legten auf ihre obligatorischen öffentlichen Vorlesungen als auf die einträglichen privaten, und so kamen die ersteren, der Form halber zunächst noch sporadisch abgehalten, allmählich ganz ab. Im 17. Jahrhundert gab es nur entgeltliche Privatkollegien, und erst in diesem Jahrhundert, 1822 in Preußen und 1849 in Baiern, werden wieder sogenannte Publika eingerichtet, die unentgeltlich sind, aber auch nur als Nebenvorlesungen gelten sollen.

Die Regelung des ursprünglich ganz freien Honorars wurde schon früh, der Zeitrichtung entsprechend, Zunftsache. Die Fakultäten bestimmten den Preis oder ließen ihn durch sogenannte taxatores lectionum bestimmen. Maßgebend war, wie auch heute noch, in der Regel die Zahl der gelesenen Wochenstunden. Häufig findet sich jedoch eine Abstufung nach den Vermögensverhältnissen der Hörer; auf manchen Universitäten wurde der „Pastus" (pascor-weiden) überhaupt nur von den Vermögenden gefordert, während die Unbemittelten und die Angehörigen der Universitätslehrer und -Beamten von der Honorarzahlung befreit waren. Im übrigen war es Sache der Dozenten, ob sie einzelnen Hörern gegenüber von der üblichen Vorausbezahlung absehen oder ihnen gar Stundung für längere Zeit gewähren wollten. Erst im 18. Jahrhundert werden auf einigen Universitäten landesherrliche Taxen erlassen. In der neuesten Zeit macht sich das Bestreben nach Verstaatlichung der Honorare immer stärker geltend. Für Preußen ist kürzlich bestimmt worden, daß die zur Zeit üblichen Sätze nicht erhöht werden dürfen.

Auch die Eintreibung der rückständigen Honorare war ursprünglich Sache der Fakultät oder des Rektors. Als Mittel dienten ihm eidliches Zahlungsversprechen, Arrestierung des Wechsels, Schuldhaft im Karzer, Aushängen der tabula ingratorum am schwarzen Brett und unter Umständen die Verfolgung in patriam. War eine gerichtliche Klage erforderlich, so mußte der betreffende Gläubiger-Professor selber

Die akademischen Lehrer.

machten. Der Aufenthalt auf den Universitäten war für alle zunächst der eigenen Forschung wegen da, der Unterricht war eine vorwiegend aus wirtschaftlichen Gründen ausgeübte Thätigkeit. Die Lehrer waren sämtlich, was wir heutzutage Privatlehrer nennen würden, und das Prädikat „öffentlich" legten sich diejenigen, die die erforderlichen Prüfungen abgelegt hatten, lediglich als ein epitheton ornans bei. Mit der Promotion war eine ausdrückliche Erteilung der venia docendi verbunden; die Graduierten waren fähig, von einer Fakultät in ihr Kollegium aufgenommen zu werden. Erst als die Landesherren auch die Vorbildung der Professoren überwachten und sich schließlich deren Anstellung vorbehielten, hießen öffentliche Lehrer die staatlich angestellten und besoldeten Universitätslehrer, die damit erst anfangen, einen abgeschlossenen Berufsstand zu bilden und ihre vornehmste Aufgabe in der Erfüllung des ihnen von der staatlichen Obrigkeit zugewiesenen Lehrauftrags zu sehen.

Dieser im sechzehnten Jahrhundert entstehende Berufsstand schloß sich den damals überall herrschenden zünftlerischen Bestrebungen gemäß zur Beförderung seiner besonderen wirtschaftlichen Interessen zusammen, und so sehen wir in derselben Zeit, wo die Innungsmeister eifrigst die „Böhnhasen" jagten und ihnen das Handwerk legten, die in den Fakultäten organisierten Professoren einen erbitterten Kampf führen gegen die von Alters her neben ihnen wirkenden, nicht zur Zunft gehörigen, nicht öffentlichen oder nicht ordentlichen Lehrer, die ihnen das Unterrichtshonorar verkürzten. Der Sieg konnte nicht zweifelhaft sein, da die Bestrebungen der Zunftprofessoren unterstützt wurden von Seiten der staatlichen Autorität, der daran gelegen sein mußte, den durch den dreißigjährigen Krieg in die höchste Not versetzten Stand vor dem Untergange zu bewahren.

Erst im Anfange unseres Jahrhunderts erscheinen wieder, zuerst in Halle und Göttingen, die **Privatdozenten**, deren Stellung von Staat und Universität sehr bald in dem Sinne geregelt wurde, daß sie in den Berufsstand als jüngere, noch im Vorbereitungsstadium befindliche Kollegen eingegliedert wurden. Ihre Zulassung, für die im allgemeinen erfordert wird, daß sie sich nach erlangter Doktorwürde mehrere Jahre der Wissenschaft gewidmet haben, erfolgt durch die Fakultät nach einem Colloquium in der Fakultätssitzung und nach Einreichung einer Arbeit, die nach dem Urteil der Fakultät eine Bereicherung der Wissenschaft durch selbständige Forschung darstellt. Während die Privatdozenten ursprünglich eine ganz freie und unabhängige Stellung einnahmen, zeigte der Staat immer mehr das Bestreben, sie unter seine Beamten einzugliedern. Neuerdings sind sie, jedenfalls in Preußen, der staatlichen Disziplinargewalt unterstellt, die sich auch auf ihre Lehrthätigkeit erstreckt. Dafür genießen sie andererseits die entsprechenden Vorteile, indem die Zeit ihrer Thätigkeit als Privatdozent bei der Pensionierung angerechnet wird; auch wird in ausgedehntem Maße an ältere Privatdozenten der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen. Die Anzahl der an den deutschen Universitäten zur Zeit wirkenden Privatdozenten beläuft sich auf 774, etwa ein Drittel der sämtlichen Dozenten. Mit dem Aufhören der allgemeinen Lehrfreiheit entstand sogleich ein neben den Hochschullehrern stehender Beruf der Sprachlehrer oder **Lektoren**, besonders der englischen und französischen Sprache, der einem dringenden Bedürfnis entgegen kam. Auch die sogenannten Exercitienmeister, die Unterricht erteilten im Tanzen, Reiten, Turnen und Fechten, finden sich schon früh auf allen Universitäten. Anfangs nur geduldet, wurden sie später von den akademischen und staatlichen Behörden autorisiert und besoldet. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sind auch an fast allen Universitäten Musik- und Zeichenlehrer zugelassen. Die Besoldung dieser Kategorie von Privatlehrern ist gering; sie sind im wesentlichen auf die Einnahmen aus ihrer privaten Unterrichtserteilung angewiesen. Ursprünglich waren dies die ordentlichen Universitätslehrer auch.

Honorar und Kolleg.

Hinzu kamen für sie die Einnahmen aus den Gebühren, insbesondere den Promotionsgebühren, ferner solche Nebeneinnahmen, wie sie ihnen das Amt als Bursenrektor, Mißbrauch der Steuerfreiheit u. a. verschafften. Geistliche Stiftungen erhöhten ihr Einkommen sehr bald in ganz beträchtlichem Maße. Als jedoch diese infolge der

Reformation abnahmen, und als zugleich beim Aufkommen der territorialen Landeshoheit die Zahl der Universitäten wuchs, und ihr Besuch infolgedessen sank, übernahmen, wie schon erwähnt, die Landesherren die Besoldung ihrer Hochschullehrer. Die Gehälter waren ursprünglich meist nach den Fakultäten abgestuft: die Theologen erhielten doppelt soviel wie die Philologen, und in der Mitte hielten sich die Gehälter der Juristen und Mediziner. Besonders namhafte Gelehrte konnten nur durch besondere Zusicherungen gewonnen werden; auch heute kommt die Berufung mancher berühmten Dozenten, die an der Geldfrage zu scheitern droht, nur durch die Gewährung persönlicher Zulagen aus dem Dispositionsfonds zustande. Das Gehalt der ordentlichen Professoren beläuft sich in Preußen, ähnlich wie in den anderen deutschen Staaten, auf 4000—6000 M.; in Berlin ist es höher. Der außerordentliche Professor beginnt mit 2100 M. Neuerdings ist auch für die Universitätslehrer das System der Dienstalterszulagen und der Altersversorgung eingerichtet: als Entgelt dafür zieht der Staat von dem einen bestimmten Betrag (4500 M. im Jahr) übersteigenden Teil der Honorareinnahmen die Hälfte für sich ein.

Solange die Universitäten Zünfte waren, ausgestattet mit dem Monopol des Lehrens der Wissenschaften, gehörte die Erhebung der Unterrichtshonorare zu den Privilegien der korporativen Selbstverwaltung. Das Honorar war von der freien Vereinbarung zwischen Lehrer und Schüler abhängig, denn der Unterricht war reine Privatsache. Mit dem Beginn der staatlichen Universitätsverfassung im 15. Jahrhundert erscheint allmählich als Correlat zu dem staatlichen Gehalt für die Professoren auch die Pflicht, bestimmte lectiones publicae unentgeltlich zu halten. Dies wurde schließlich die Hauptthätigkeit der Professoren; wo die öffentlichen Vorlesungen nicht ausreichten, half die damals noch bestehende allgemeine Lehrfreiheit aus, indem jüngere Dozenten und ältere Studierende Privatunterricht erteilten. Aus solchen privaten, sogenannten Disputierkollegien hat sich im 16. Jahrhundert das heutige Privatkollegium entwickelt. Durch Geldnot getrieben, adoptierten die ordentlichen Professoren den Brauch der privaten Dozenten, und es gelang ihnen schließlich, wie wir gesehen haben, diese gänzlich zu verdrängen. Eine natürliche Folge war es dann, daß die Professoren allmählich immer weniger Wert legten auf ihre obligatorischen öffentlichen Vorlesungen als auf die einträglichen privaten, und so kamen die ersteren, der Form halber zunächst noch sporadisch abgehalten, allmählich ganz ab. Im 17. Jahrhundert gab es nur entgeltliche Privatkollegien, und erst in diesem Jahrhundert, 1822 in Preußen und 1849 in Baiern, werden wieder sogenannte Publika eingerichtet, die unentgeltlich sind, aber auch nur als Nebenvorlesungen gelten sollen.

Die Regelung des ursprünglich ganz freien Honorars wurde schon früh, der Zeitrichtung entsprechend, Zunftsache. Die Fakultäten bestimmten den Preis oder ließen ihn durch sogenannte taxatores lectionum bestimmen. Maßgebend war, wie auch heute noch, in der Regel die Zahl der gelesenen Wochenstunden. Häufig findet sich jedoch eine Abstufung nach den Vermögensverhältnissen der Hörer; auf manchen Universitäten wurde der „Pastus" (pascor-weiden) überhaupt nur von den Vermögenden gefordert, während die Unbemittelten und die Angehörigen der Universitätslehrer und -Beamten von der Honorarzahlung befreit waren. Im übrigen war es Sache der Dozenten, ob sie einzelnen Hörern gegenüber von der üblichen Vorausbezahlung absehen oder ihnen gar Stundung für längere Zeit gewähren wollten. Erst im 18. Jahrhundert werden auf einigen Universitäten landesherrliche Taxen erlassen. In der neuesten Zeit macht sich das Bestreben nach Verstaatlichung der Honorare immer stärker geltend. Für Preußen ist kürzlich bestimmt worden, daß die zur Zeit üblichen Sätze nicht erhöht werden dürfen.

Auch die Eintreibung der rückständigen Honorare war ursprünglich Sache der Fakultät oder des Rektors. Als Mittel dienten ihm eidliches Zahlungsversprechen, Arrestierung des Wechsels, Schuldhaft im Karzer, Aushängen der tabula ingratorum am schwarzen Brett und unter Umständen die Verfolgung in patriam. War eine gerichtliche Klage erforderlich, so mußte der betreffende Gläubiger-Professor selber

wie Deutschland in Flor kommt. Die Jugend, das ist die Hoffnung, in der ich ruhig sterben werde."

Kaiser Wilhelms 90. Geburtstag.

Zwei Jahre später, am 21. März 1887, wurde dem geliebten Kaiser Wilhelm zum 90. Geburtstag durch einen Fackelzug gehuldigt, an dem 3400 Studenten mit mehreren hundert Chargierten und Hunderten von Fahnen teilnahmen. Den bedeutsamsten Moment bildeten die Worte, die der Kaiser an die Vertreter der deutschen Studentenschaft richtete, Worte, die für die akademische Jugend einen stets bleibenden, unvergeßlichen Gewinn bedeuten und mit goldenen Lettern in der Geschichte des Studententums verzeichnet zu werden verdienten. „Sagen Sie Ihren Kommilitonen", so begann der greise Held seine Ansprache, „Meinen Dank, daß sie sich zu dieser Feier und dieser großen Freude für Mich vereinigt haben. Ich habe sonst alles abgelehnt, aber den Fackelzug der Studenten angenommen, weil ich große Freude empfunden habe über die Gesinnungen, welche jetzt an den Universitäten herrschen, und welche in hohem Maße zu dem erfreulichen Ergebnis der letzten Wahlen mitgewirkt haben. Zahlreiche Adressen, auch von Universitäten, haben Mir Zeugnis davon gegeben. Die Auflösung des Reichstags war ein schwerer und unerfreulicher Entschluß, aber die neuen Wahlen haben Mir zu großer Freude gereicht, auch durch den Einfluß der Universitäten in Nord- und Süddeutschland und durch den Geist, der in Ihrer Generation herrscht. Ich erblicke darin eine Bürgschaft für die Zukunft und hoffe, daß Sie in Ihrem spätern Leben sich dieses Augenblicks immer wieder erinnern werden, wo Sie mir eine große Freude machten und Sie ihren Gesinnungen diesen ‚erleuchteten' Ausdruck gaben. Sie werden hoffentlich auch in der Zukunft und Ihrer späteren Laufbahn solchen Gesinnungen treu bleiben. Danken Sie allen Ihren Kommilitonen herzlich von mir."



Der Kaiserstein auf der Rudelsburg.
Enthüllt Pfingsten 1895.

Am Geburtstage selbst veranstalteten sämtliche Chargierte der deutschen Hochschulen eine Wagenfahrt am kaiserlichen Palais vorbei, ein glänzendes, durch die bunte Farbenpracht des studentischen Wichses und der zahllosen Fahnen malerisches

Mitbringen von Hunden und das Tabackrauchen im Auditorium. Andererseits bestieg noch in den zwanziger Jahren ein Professor — der Philosoph Traugott Krug, der 1813—14 als reitender Jäger gegen Napoleon mitfocht und 1819 seinen „Antistourdza" schrieb — mit Sporenstiefeln, Fechthandschuhen und Reitgerte das Katheder, während ein anderer sich in dem sanfteren Schlafrock aus geblümtem Kattun gefiel.

Jetzt kennen wir den Professor kaum anders als im schwarzen Rock oder weißleinenen Arbeitskittel. Die großen Hörsäle von ehedem haben gewaltigen Gebäuden mit einer Reihe kleinerer, mittlerer und größerer Auditorien Platz gemacht, in denen die zu neun Zehnteln brillenbewaffneten Jünger der Wissenschaft sich des Schreibens befleißigen, als diktierte ihnen der „Heilig' Geist". Die Thätigkeit der Mediziner und Naturwissenschaftler spielt sich zum großen Teil in den Laboratorien und Kliniken



Der erste Gang ins Kolleg.
(Aus: Heyck, Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts.)

ab, die ganze Stadtviertel einnehmen und an Umfang und Wichtigkeit für die genannten Fächer die eigentlichen Kollegiengebäude weit übertreffen.

Wie die Art des Unterrichts wurde auch seine Dauer und zeitliche Anordnung naturgemäß allgemein geregelt erst nach Einführung der öffentlichen Vorlesungen. Dann aber wurden auch für die Privatkollegien des 16. und 17. Jahrhunderts Vorschriften erlassen, zuerst für die katholischen Universitäten. Durchweg waren Jahreskurse üblich, und danach wurden auch die lectiones publicae eingerichtet. Das mochte für die sogenannten „Kümmeltürken", d. h. für die am Ort selbst oder in seiner nächsten Umgebung beheimateten Studenten bequem und zweckmäßig sein, für die von Hause weit entfernten Studierenden waren dabei die vielen Unterbrechungen durch Ferien, insbesondere durch die 3—4 Monate dauernden Hundstagsferien sehr störend. So kam es, daß der private Unterricht, der natürlich in erster Linie auf die Bequemlichkeit der zahlenden Hörer Bedacht nahm, meist auf halbjährliche Dauer berechnet wurde. Mit dem Siege der Privatkollegien über die lectiones publicae kommt die heute allgemein übliche Einrichtung der Studiensemester allmählich zum Durchbruch.

Semester und Ferien.

vorgehen. Im 18. Jahrhundert wurde jedoch auch die Einziehung im Verwaltungszwangsverfahren durch die Universitätsbehörde eingeführt. Zu diesem Zwecke insbesondere wurde im Anfang unseres Jahrhunderts in Frankfurt a. O. eine Quästur eingerichtet, der dann überhaupt die ganze Kassenverwaltung der Universität übertragen wurde. Diese Einrichtung wurde bald von den andern Hochschulen nachgeahmt, zuletzt von Halle und Kiel 1845 und 1846. Nunmehr werden hier die Honorare, die für die Wochenstunde im Semester 3—5 Mk., für Mediziner und Chemiker zum Teil erheblich mehr kosten, im Beginn des Semesters einbezahlt, so daß der unmittelbare Geldverkehr zwischen Dozenten und Hörern aufgehört hat. Die Quästur übernimmt auch die Einziehung der gestundeten Honorare. Die Stundung, die nur bei

Die Quästur.



Auf der Reise zur Universität.
(Aus: Heyck, Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts.)

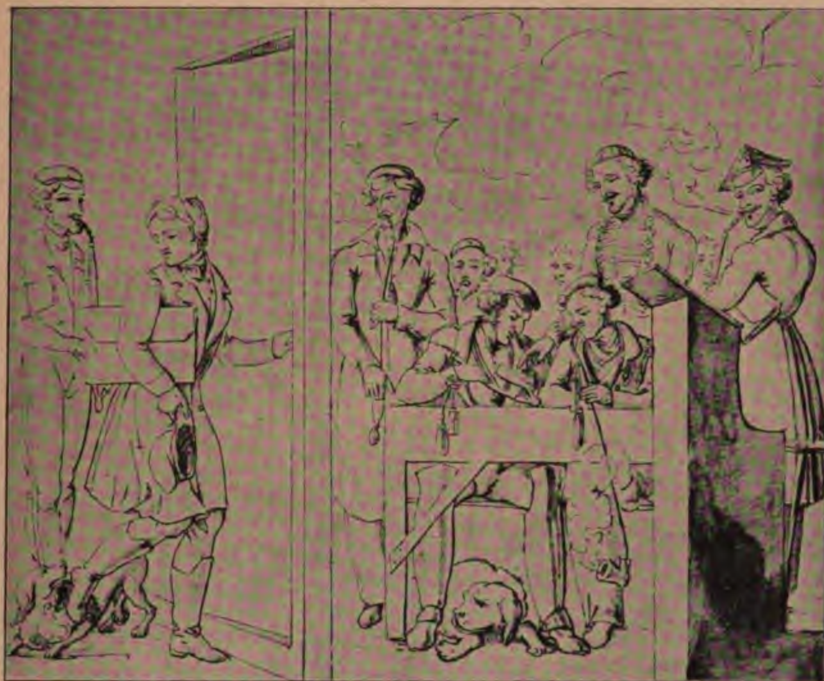
nachgewiesener Bedürftigkeit und Würdigkeit stattfindet, ist ebenfalls einheitlich organisiert und erfolgt durch den akademischen Senat oder durch eine aus Professoren gebildete ständige Kommission. Die übliche Stundungsfrist beträgt sechs Jahre, von dem Verlassen der Universität ab gerechnet, aber auch dann wird in geeigneten Fällen noch Schonung gewährt. Gegenüber dieser einheitlich organisierten Einrichtung, die sich überall bewährt hat, ist der früher übliche, sei es völlige, sei es teilweise Erlaß des Honorars gänzlich zurückgetreten.

Die Auditorien.

Abgehalten wurde der Universitätsunterricht ursprünglich in der Wohnung der Professoren. Erst mit der Einrichtung der öffentlichen Vorlesungen wurden große Hörsäle geschaffen, in denen es oft recht wunderbar herging. Während jetzt schon das Scharren beim Zuspätkommen einzelner Studenten oder zum Zeichen des Beifalls oder der Mißbilligung gegenüber dem Dozenten als ungehörig angesehen wird und fast auf allen Universitäten abgekommen ist, sehen wir noch in dem ersten Viertel, ja bis zur Mitte unseres Jahrhunderts hin die Universitätsbehörden einen hartnäckigen, aber lange erfolglosen Kampf führen gegen das Aufbehalten der Hüte, das

Mitbringen von Hunden und das Tabackrauchen im Auditorium. Andererseits bestieg noch in den zwanziger Jahren ein Professor — der Philosoph Traugott Krug, der 1813—14 als reitender Jäger gegen Napoleon mitfocht und 1819 seinen „Antistourdza" schrieb — mit Sporenstiefeln, Fechthandschuhen und Reitgerte das Katheder, während ein anderer sich in dem sanfteren Schlafrock aus geblümtem Kattun gefiel.

Jetzt kennen wir den Professor kaum anders als im schwarzen Rock oder weißleinenen Arbeitskittel. Die großen Hörsäle von ehedem haben gewaltigen Gebäuden mit einer Reihe kleinerer, mittlerer und größerer Auditorien Platz gemacht, in denen die zu neun Zehnteln brillenbewaffneten Jünger der Wissenschaft sich des Schreibens befleißigen, als diktierte ihnen der „Heilig' Geist". Die Thätigkeit der Mediziner und Naturwissenschaftler spielt sich zum großen Teil in den Laboratorien und Kliniken



Der erste Gang ins Kolleg.
(Aus: Heyck, Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts.)

ab, die ganze Stadtviertel einnehmen und an Umfang und Wichtigkeit für die genannten Fächer die eigentlichen Kollegiengebäude weit übertreffen.

Wie die Art des Unterrichts wurde auch seine Dauer und zeitliche Anordnung naturgemäß allgemein geregelt erst nach Einführung der öffentlichen Vorlesungen. Dann aber wurden auch für die Privatkollegien des 16. und 17. Jahrhunderts Vorschriften erlassen, zuerst für die katholischen Universitäten. Durchweg waren Jahreskurse üblich, und danach wurden auch die lectiones publicae eingerichtet. Das mochte für die sogenannten „Kümmeltürken", d. h. für die am Ort selbst oder in seiner nächsten Umgebung beheimateten Studenten bequem und zweckmäßig sein, für die von Hause weit entfernten Studierenden waren dabei die vielen Unterbrechungen durch Ferien, insbesondere durch die 3—4 Monate dauernden Hundstagsferien sehr störend. So kam es, daß der private Unterricht, der natürlich in erster Linie auf die Bequemlichkeit der zahlenden Hörer Bedacht nahm, meist auf halbjährliche Dauer berechnet wurde. Mit dem Siege der Privatkollegien über die lectiones publicae kommt die heute allgemein übliche Einrichtung der Studiensemester allmählich zum Durchbruch.

Semester und Ferien.

Das Sommersemester dauert vom 15. April bis 15. August, das Wintersemester vom 15. Oktober bis 15. März. Die dazwischen liegenden Ferien überschreiten jedoch in Wirklichkeit die vorgeschriebene Zeit beträchtlich, da im allgemeinen nur von dem jungen Fuchsen, der den Zeitpunkt seiner Immatrikulation kaum erwarten kann, der Beginn des Semesters innegehalten wird, während auf der anderen Seite bis zum offiziellen Schluß in der Regel nur das bereits von Examenssorgen geängstigte bemooste Haupt auszuharren pflegt.

In früherer Zeit war es weit weniger Sitte, die Ferien zu Hause zu verbringen, als heutzutage, wo die Überwindung selbst großer Entfernungen nicht mehr mit solchen Schwierigkeiten verknüpft ist wie ehedem. Die Eisenbahn und auch wohl das Fahrrad haben uns längst die Beförderungsmittel, deren sich unsere Väter noch bedienten, vergessen gemacht: dahin ist die Zeit der poesievollen, aber oft beschwerlichen tagelangen Fußmärsche, dahin die Zeit, wo die schwerfällige Postkutsche den hoffnungsvollen Sprößling mit dem besorgten Vater langsam aber sicher dem Musensitze näher brachte, während am schnellsten noch das gemietete, damals viel benutzte Rößlein den flotten Studio sein ersehntes Ziel erreichen ließ. Der schon mehrfach erwähnte Laukhard erhielt von seinem Vater auf die Mitteilung, daß er ihn in den Ferien besuchen wollte, die Antwort: „er solle fein hübsch in Gießen bleiben und die Ferien zur Repetition seiner Kollegien anwenden. Es schicke sich nicht, daß der Student alle Augenblicke von der Universität zu Hause liefe; das sähe ja aus, als wollte er seiner Mutter Katz' noch einmal sehen."

Heutzutage werden die großen Ferien von Professoren sowohl wie von den älteren Studierenden in großem Maßstabe zum Arbeiten benutzt, meist zu ungestörter Alleinarbeit; für die Studenten, bei deren Ausbildung es auf praktische Thätigkeit ankommt, besonders die Mediziner, werden überall sogenannte Ferienkurse abgehalten. Für die jüngeren Studierenden ist die Ferienzeit auch nicht verloren, wenn sie lediglich zu einer Reise oder zur Wiedergewöhnung an die ruhigeren Sitten des Vaterhauses und der Familie verwendet wird.

Alter und Vorbildung der Studierenden.

Ebenfalls eine Folge der Veränderung der Universitätsverfassung und Aufgabe ist es gewesen, daß die Studentenschaft, die sich in früheren Zeiten aus Leuten jeden Alters vom halbwüchsigen Jüngling bis zum gereiften Manne zusammensetzte, in Bezug auf Alter und Vorbildung einheitlicher geworden ist. Was zunächst die Vorbildung betrifft, so hatte ehedem die philosophische oder Artistenfakultät die Aufgabe, die Lateinschüler heranzubilden, und nur die in ihr bereits promoviert hatten, die baccalaurei artium, durften sich dem Studium in einer der drei sogenannten oberen Fakultäten zuwenden. Obwohl diese Fakultät danach vorwiegend aus jugendlichen Personen bestand, galt sie nur in wissenschaftlicher Hinsicht als niedere, in sozialer Beziehung stand sie den anderen völlig gleich und galt ursprünglich sogar als die Hauptfakultät, an die sich die anderen angliederten, sodaß an manchen Universitäten bis in die Reformationszeit hinein die Artistenfakultät das Privileg hatte, den Rektor der Universität zu stellen. Als in dieser Zeit jedoch das höhere Schulwesen entstand, und die humanistischen Gymnasien die Vorbildung der Studierenden für die Universität übernahmen, trat die philosophische Fakultät auch als wissenschaftlich gleichberechtigte neben die anderen drei. Sehr lange indes, bis in unser Jahrhundert hinein, hat sich die Vorschrift erhalten, wonach alle Studierenden in ihren ersten Semestern zunächst philosophische Kollegien hören mußten, insbesondere das von Goethe persiflierte ‚collegium logicum'.

Zunächst aber war die Absolvierung eines humanistischen Gymnasiums nicht unbedingtes Erfordernis für den Universitätsbesuch. Schulzeugnisse wurden z. B. noch im Anfange dieses Jahrhunderts in Halle nur von Landeskindern, in Göttingen nur von Stadtkindern gefordert. Im allgemeinen mußte sich der Studierende einer Aufnahmeprüfung unterziehen, die von dem Dekan der von ihm gewählten Fakultät abgehalten wurde.

Heute ist die Immatrikulation, außer für Ausländer, zulässig nur auf Grund des Reifezeugnisses eines Gymnasiums, oder einer realistischen Anstalt mit neunjährigem Kursus, doch berechtigt die Absolvierung der letzteren nur zu bestimmten Studien innerhalb der philosophischen Fakultät. Für das zahnärztliche, pharmazeutische, chemische, tierärztliche, land- und forstwissenschaftliche Studium genügt meist das Reifezeugnis für die Prima oder für den einjährig-freiwilligen Dienst. Die sogenannten Immaturi, die kaum zehn Prozent der gesamten Studentenschaft ausmachen, bilden etwa den dritten Teil der in der philosophischen Fakultät Immatrikulierten.

Der Altersunterschied unter den Studenten ist daher in dieser Fakultät noch immer der größte. Das Normalalter des Studenten, 19—23 Jahr, haben etwa zwei Drittel, etwa zwei Neuntel sind älter, ein Neuntel ist jünger. Die juristische Fakultät weist das niedrigste Durchschnittsalter auf; älter sind die Mediziner, — 20 Prozent sind über 25 Jahre alt — und die Theologen, von denen über die Hälfte zwischen 22 und 25 Jahren steht, erstere infolge des längeren Studiums, letztere meist deshalb, weil sie, der Landbevölkerung entstammend, erst verhältnismäßig spät zum regelmäßigen Schulbesuch gekommen sind. Besonders die katholischen Theologen rekrutieren sich aus Söhnen von Bauern, kleinen Handwerkern und Beamten, bei den evangelischen sind die Söhne von Lehrern und Geistlichen zahlreich vertreten. Im Durchschnitt stammt etwa der vierte Teil der Studentenschaft aus Familien von Lehrern und Subalternbeamten, nur ein Viertel aus den sogenannten höheren Ständen, unter dem die Söhne akademisch gebildeter Eltern weitaus überwiegen. Mittlere Kaufleute, Industrielle und Grundbesitzer stellen etwa 40 Prozent der Studenten, die meist Mediziner und Philologen sind, sodaß auf kleine Handwerker und Bauern nur etwa 10 Prozent kommen, ein Bruchteil, der überdies in der Abnahme begriffen ist.

Ungefähr die Hälfte aller Studierenden sind preußische Staatsangehörige. Etwa 2500 sind Ausländer, die sich meist aus Nord-Amerika und Rußland rekrutieren; auch Österreich-Ungarn und die Schweiz stellen ein nicht unbeträchtliches Kontingent. Die Hälfte davon ist in der philosophischen, ein Viertel bei der medizinischen Fakultät immatrikuliert. Sie suchen mit Vorliebe die großen Universitäten auf und bilden in Berlin, Leipzig, Halle etwa 10 Prozent der gesamten Studentenschaft, etwas weniger in München, etwas mehr in Heidelberg.

Im ganzen studieren auf den 22 deutschen Universitäten, die Akademieen zu Münster und Braunsberg eingerechnet, zur Zeit etwas über 32 000 immatrikulierte Studenten, zu denen noch eine Anzahl sogenannter Hörer oder Hospitanten kommt, unter denen sich seit einigen Jahren auch weibliche befinden.

Frequenz der Universitäten und Fakultäten.

Auf die einzelnen Universitäten verteilt sich die Zahl so, daß Berlin fast 6000, München fast 4000, Leipzig fast 3500 Studenten hat. Die mittleren Universitäten: Halle, Würzburg, Tübingen, Erlangen, Heidelberg, Breslau, Bonn, Marburg, Straßburg, Freiburg, Göttingen zählen zwischen 1500 und 800, und die kleineren Universitäten: Königsberg, Kiel, Jena, Gießen, Greifswald, Rostock zwischen 700 und 500. Der Zug nach den großen Städten macht sich auch hier stark geltend. Die Zeiten, wo jedes noch so kleine Ländchen eine Universität haben zu müssen glaubte und ihr Gedeihen durch allerhand künstliche Mittel, insbesondere den Besuchszwang für die Landeskinder, zu fördern suchte, sind vorüber.

Von den Fakultäten ist immer noch die größte die philosophische, die auch die Hälfte sämtlicher Universitätslehrer beschäftigt. Sie umfaßt, die Studierenden der Philosophie und der Geschichte eingeschlossen, etwas über 4000 Philologen, deren späteren Beruf die Lehrthätigkeit in den klassischen oder den modernen Sprachen bildet, und gegen 4000 Studierende der Mathematik und der Naturwissenschaften. Dazu kommt dann die etwas kleinere Zahl der oben erwähnten Immaturi, unter denen die Pharmazeuten numerisch die erste Rolle einnehmen.

Der Zahl nach folgt die neuerdings in ihrer Frequenz wieder gestiegene juristische Fakultät mit etwa 9000 Studenten, von denen über die Hälfte auf den drei großen Universitäten immatrikuliert ist, und die im Sommer auch die süddeutschen

Hochschulen bevölkern. Es sind vorwiegend Leute aus wohlhabenden Familien, die jung die Universität beziehen und sie früh wieder verlassen.

Die medizinische Fakultät, die fast 8000 Studierende zählt, blüht besonders in Berlin, München, Würzburg, Leipzig und Kiel. Die evangelisch-theologische



Die Immatrikulation.

Fakultät ist mit reichlich 2500 Angehörigen im Abnehmen begriffen; ihre Hochburgen sind außer Berlin Halle, Leipzig und Tübingen. Würzburg, Freiburg und München haben überhaupt keine evangelisch-theologische Fakultät. Katholisch-theologische Fakultäten giebt es außer an diesen drei letztgenannten Universitäten in Bonn, Breslau und Tübingen, außerdem in Münster und Braunsberg. Diese Fakultät, die übrigens

zur Zeit im Steigen begriffen ist, ist die kleinste: ihr gehören nicht ganz 1400 Studierende an.

Die Immatrikulation erfolgt heute wie von Alters her durch den Rektor, der den Studierenden in feierlicher Form auf die Gesetze der Universität in



Im Hörsale der Anatomie.

Immatrikulation und Studium.

Pflicht nimmt. Hat der junge Student das akademische Bürgerrecht erworben, so ist er heutzutage sich selber überlassen. In früheren Zeiten hatte, wie wir gesehen haben, in den Bursen der rector seine Zöglinge vor allem in wissenschaftlicher Beziehung in ganz bestimmte Bahnen zu lenken. Als die Bursen aufgehoben waren, wurde dem in der Artistenfakultät Immatrikulierten nach der Aufnahmeprüfung von

dem Dekan ein sogenannter Präzeptor beigegeben, meist ein magister artium oder doch ein älterer Student, um ihn zu einem zweckmäßigen und eifrigen Studium anzuhalten. Obwohl der Neuling in den meisten Fällen von seinem Präzeptor, der zu seiner Landsmannschaft gehören mußte und seinen Zögling naturgemäß dem nicht immer ganz einwandfreien Treiben derselben zuführte, alles andere eher als Wissenschaft und nützliche Dinge lernte, hat sich das Institut lange erhalten. Es hat bis in unser Jahrhundert hinein fortgelebt in den sogenannten Hofmeistern der vornehmen und begüterten Studenten, deren Beigabe jetzt nur noch bei prinzlichen Studierenden üblich ist.

Die Überwachung des Studienganges und des Fleißes der Studierenden übernahm im vorigen Jahrhundert die Fakultät, die ihre Aufgabe meist sehr ernst nahm. Sie schrieb einen bestimmten Studienplan vor, von dessen Innehaltung sich der Dekan aus den Testierbüchern der Studenten überzeugte. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bricht sich die akademische Freiheit in Bezug auf das Studium mehr und mehr Bahn und erreicht in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ihre höchste Blüte. Es war dies die Zeit, wo man sich, auch ohne Vorlesungen zu hören, „Studierens halber" auf einer deutschen Hochschule aufhalten konnte, so lange das meist auf 3 Jahre durch die Immatrikulation verliehene akademische Bürgerrecht dauerte, notabene falls man nicht früher relegiert wurde. Dem Studierenden wurde zwar nach wie vor ein von seiner Fakultät aufgestellter Studienplan bei der Immatrikulation ausgehändigt, aber dieser stellte lediglich einen Vorschlag, einen Rat dar, dessen Befolgung ganz im Ermessen des Studenten stand. Hiergegen ist, nachdem sich die an die französische Revolution, die Freiheitskriege und die Bewegung von 1848 geknüpfte Zeitströmung verlaufen hat, eine Reaktion eingetreten, ausgehend von der die Ordnung repräsentierenden Staatsgewalt, nicht von den Universitäten.

Studienplan.

Im allgemeinen besteht jetzt für den immatrikulierten Studenten die Pflicht, in jedem Semester eine Privatvorlesung zu belegen. Dies erfolgt durch die Bezahlung des Kolleggeldes und die Quittierung seitens der Quästur in dem sogenannten Testierbuch, in das die Vorlesung vorher einzutragen ist, und muß innerhalb eines bestimmten Zeitraumes, meist eines Monats, vom Beginn des Semesters ab, erledigt sein. Kommt der Studierende dieser Verpflichtung nicht nach, so wird er, nach fruchtloser Mahnung durch den Rektor, aus der Liste der Studierenden gestrichen, und die Streichung wird am schwarzen Brett veröffentlicht. Damit ist das Semester für ihn verloren. Außerdem wird, damit ein Semester bei der Zulassung zu einer staatlichen oder akademischen Prüfung als Studiensemester angesehen wird, gefordert, daß der Besuch der ordnungsmäßig belegten Vorlesung von dem betreffenden Dozenten in dem Testierbuch bescheinigt wird, und zwar in der Regel zwei Mal innerhalb eines bestimmten Zeitraumes, nach Beginn und vor Schluß der Vorlesung. Dieses An- und Abtestieren ist der einzige offizielle Zwang, der dem Studierenden auferlegt wird. Allerdings ist der Dozent berechtigt, dem Studenten, der die Vorlesung zu wenig oder garnicht besucht hat, das Abtestat zu verweigern, aber es pflegt davon nur in den seltensten Fällen Gebrauch gemacht zu werden, schon deshalb, weil bei zahlreich besuchtem Kolleg dem Dozenten das Urteil über die Regelmäßigkeit des Besuches fehlt.

Auch die Innehaltung eines zweckmäßigen Studienganges ist neuerdings wieder durch die staatlichen Prüfungsordnungen eingeschärft, die bestimmen, daß bei Nichtbefolgung die Zulassung zum Examen verweigert werden kann. In derselben Weise ist auch der Besuch praktischer Übungen vorgeschrieben. In der medizinischen Fakultät sind die sogenannten Praktikantenscheine, d. h. Bescheinigungen der Professoren, daß der betreffende Studierende in den Kliniken bei Behandlung kranker Personen praktisch mit Erfolg thätig gewesen ist, schon seit längerer Zeit Erfordernis für die Zulassung zum Examen. Auch bei den Juristen, den Philologen und den Theologen, die nach bestandenem ersten Examen in dem Vorbereitungsdienst, in den Probejahren und im Lehrvikariat ihre eigentliche praktische Ausbildung erhalten, wird neuerdings der Besuch praktischer Übungen in den sogenannten Seminarien gefordert. Hier werden schriftliche Arbeiten angefertigt, die der Dozent bespricht und beurteilt.

Die Studiendauer beträgt bei der juristischen Fakultät in Preußen 6 Semester, in einzelnen Staaten 7 und 8; sie wird in der Regel eingehalten oder nur unerheblich überschritten. Die Theologen überschreiten ihre 6 Semester im Durchschnitt schon um 2, die Mediziner, die 9 oder 10 Semester studieren müssen, um etwa 3, und um eine noch längere Zeit überschreiten meist die Philologen ihre gesetzliche Studiendauer von 8 Semestern, die für eine gründliche Vorbereitung zum Examen nicht ausreichend zu sein scheint. Studiendauer.

Hierbei ist zu beachten, daß die Studierenden, außer den Medizinern, die nur ein halbes Jahr mit der Waffe, das andere halbe Jahr nach bestandenem Staats-Examen als Unterärzte dienen, durch die Militärpflicht nicht unerheblich aufgehalten werden; denn wenn auch das Militärjahr offiziell angerechnet wird, falls die Studenten belegen und testieren lassen, so geht es doch für das Studium so gut wie verloren. Nur etwa 15 Prozent aller Studierenden sind militärfrei oder Ersatzreservisten; für die übrigen fällt das Dienstjahr meist in die Studienzeit, nur sehr wenige haben vorher gedient, und wenige, größtenteils Juristen, dienen erst nachher. Von Juristen und Medizinern ist der Prozentsatz derjenigen, die nicht dienen, besonders gering. Die ersteren wollen meist gern Reserveoffiziere werden und die letzteren braucht der Staat im Kriegsfall.

Die Ausbildung der Studierenden aller Fakultäten teilt sich in eine mehr wissenschaftliche und eine mehr praktische, die durch eine Prüfung geschieden sind. In der medizinischen Fakultät sind die ersten 4 oder 5 Semester für die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, Zoologie, Botanik, Physik, Chemie, Anatomie und Physiologie, bestimmt. Nach dem tentamen physicum folgen dann mindestens 4 sogenannte klinische Semester, in denen der Student seine Ausbildung am Krankenbett und am Operationstisch erhält. Dann erst wird er zum Staatsexamen zugelassen, nach dessen Bestehen seine Ausbildung vollendet ist. Neuerdings ist aber in Aussicht genommen, vor der Approbation noch eine einjährige Thätigkeit in Krankenhäusern oder Kliniken vorzuschreiben. Examina.

Auch die Studierenden der evangelischen Theologie haben sich nach 4 Semestern einem Examen zu unterziehen. Von den bis zur Zulassung zum Staatsexamen für das Seelsorgeramt erforderlichen weiteren zwei Jahren müssen sie ein Jahr im Lehrvikariat beschäftigt sein oder ein theologisches Seminar besuchen.

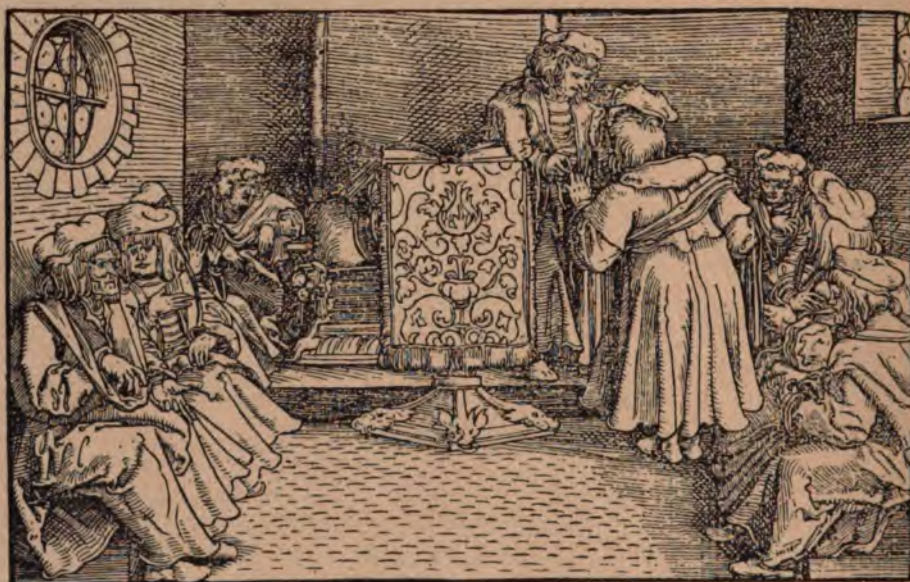
Die Kandidaten des höheren Lehramts erhalten ihre praktische Ausbildung erst nach abgelegtem Staatsexamen, indem sie an höheren Lehranstalten als probandi im Lehramt beschäftigt werden; doch wird, seitdem die Klagen über die einseitige, rein wissenschaftliche Vorbildung der Philologen überhand nahmen, schon auf der Universität in den Seminarien auch auf die spätere Lehrthätigkeit, auf die praktische Seite der philologischen Studien Gewicht gelegt.

Die ersten juristischen Semester werden meist der römischen und deutschen Rechtsgeschichte, dem römischen und dem deutschen Privatrecht, dem Staats- und Kirchenrecht gewidmet. In den letzten folgt die Beschäftigung mit dem jetzt geltenden Privatrecht und dem Recht des bürgerlichen Gesetzbuchs, dem Handels-, Konkurs-, Wechsel- und Seerecht, dem Strafrecht, dem Prozeß- und dem Verwaltungsrecht.

Eine Zwischenprüfung über die erstgenannten Doktrinen, die noch abgelegt werden muß nach mindestens 3 Semestern, ist neuerdings in Baiern eingeführt.

Beim Referendarexamen, dessen Ablegung in Preußen nach frühestens sechs Semestern erfolgen darf, sind die Examinatoren meist Universitätslehrer, die zu einer Prüfungskommission vereinigt sind und zu diesem Amte staatlich berufen werden. Den Vorsitz in der Kommission und die Ueberwachung der Prüfung hat jedoch stets ein nicht zu der Universität gehörender unmittelbarer höherer Staatsbeamter, der das Interesse des Staates auf Beobachtung der Prüfungsordnungen und auf eine geeignete Einrichtung des Examens wahrzunehmen hat. Auch die Bildung der Kommission erfolgt nicht an der Universität, sondern an dem Oberlandesgericht der Provinz, unter Zuziehung von Universitätsprofessoren.

Die Einrichtung der Examina ist im einzelnen sehr verschieden. Die Mediziner erhalten einen praktischen Fall und müssen außer der mündlichen Prüfung eine Krankengeschichte anfertigen. Im übrigen wird stets eine wissenschaftliche Arbeit erfordert, die entweder in einigen Stunden unter Clausur oder in einigen Wochen selbständig zu Hause anzufertigen ist. Daneben steht eine mündliche Prüfung, in der Theologen und Juristen meistens Quellenstellen erläutern müssen. Die philosophische Prüfung trägt einen vorwiegend gelehrten Charakter und nimmt, abgesehen von den Neuphilologen, wenig oder keine Rücksicht auf den späteren praktischen Beruf. Bei den Juristen oder Theologen ist das Examen ein einheitliches, bei den Medizinern dagegen ist es nach Fächern geschieden, so daß ein Nichtbestehen in einzelnen derselben das Bestehen in den übrigen unberührt läßt. In den neuerdings erlassenen Prüfungsvorschriften macht sich jedoch das Bestreben geltend, die Verschleppung der Examina



Eine Promotion des 16. Jahrhunderts. Das Anstecken des Ringes und das Aufsetzen des Doktorhuts.
(Nach einem Holzschnitt v. J. 1519.)

durch Festsetzung gewisser Zeitgrenzen, innerhalb derer das ganze Examen erledigt sein muß, zu verhindern. Die Philologen können, wenn sie die gewünschte facultas nicht gleich, — wie der Student zu sagen pflegt, „auf Anhieb" —, erlangen, sich später aus dem praktischen Beruf heraus einer Nachprüfung unterziehen. Ein nicht bestandenes Examen kann nach Verlauf einer bestimmten Zeit wiederholt werden; die zweite Wiederholung bedarf der Genehmigung bestimmter staatlicher Organe, in der Regel der Centralbehörde, und wird nur in Ausnahmefällen erteilt.

Die Kosten der Examina belaufen sich für die Mediziner auf zusammen 200—250 Mk., für die Studenten der andern Fakultäten auf etwa die Hälfte.

Für die Zulassung zum Examen bedarf es, außer dem für das betreffende Studium überhaupt erforderlichen Reifezeugnis eines Sittenzeugnisses, eines Ausweises über die Militärverhältnisse und vor allem einer Bescheinigung über einen der vorschriftsmäßigen Dauer und Einrichtung des Studiums entsprechenden Universitätsbesuch. Solche Atteste, früher meist über den Besuch einer Universität während des für die Promotionen erforderlichen Trienniums, sind uralt. Heute werden in der Exmatrikel die einzelnen von den Studenten belegten und gehörig testierten Vorlesungen semesterweise aufgeführt.

Ganz unabhängig von den staatlichen Prüfungen steht die Verleihung der akademischen Grade, die reine Universitätssache geblieben ist. Promotion.

Die Anrede oder Bezeichnung als Doktor oder Magister wurde ursprünglich etwa in der Bedeutung des noch heute in Künstlerkreisen üblichen „Meister" bei hervorragenden Gelehrten als epitheton ornans angewendet. Schon im Anfang des zwölften Jahrhunderts nahm die Juristenschule in Bologna das Recht in Anspruch, diese Beiworte als bestimmte Titel an Personen, die sich auf wissenschaftlichem Gebiete hervorgethan hatten, zu verleihen. Die nach dem Muster von Bologna eingerichteten mittelalterlichen Universitäten wurden dann vom Papst oder Kaiser mit dem Privilegium dieser Titelverleihung begabt, und sehr bald bildete dieses Recht wegen der damit verbundenen Einkünfte eins der am meisten geschätzten Monopole der Universitäten.



Die feierliche Verkündigung der erfolgten Promotion.
(Aus dem Titelbild zu: Meyffart, Christliche Erinnerung. Schleußingen 1636.)

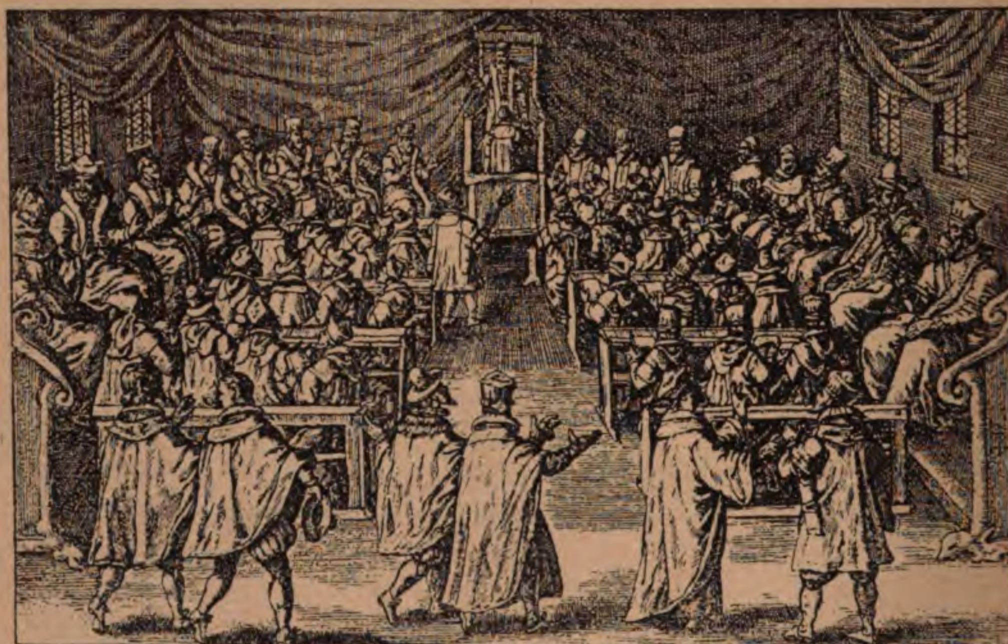
Während anfangs die genannten beiden Bezeichnungen als vollkommen gleichbedeutend gebraucht wurden, bildete sich allmählich ein Unterschied der akademischen Grade heraus. Weil Bologna meist den Doktor verlieh, auf der theologischen Fakultät Paris dagegen die Bezeichnung Magister für die Graduierten üblich war, wurde der erstgenannte Titel als ein Vorrecht der Juristen, der letztere als den Theologen zukommend angesehen. Auf den deutschen Universitäten wurde diese Unterscheidung nicht strenge festgehalten: die Juristen wurden in der Regel zu Doctores promoviert, die Theologen hingegen wurden durcheinander als Doctores oder Magistri bezeichnet, wobei das Wort Doktor mehr auf den Stand und die sozialen Beziehungen, das Wort Magister mehr auf die Lehrthätigkeit hinwies. Infolge dieser Beziehung — man erinnere sich, daß mit der Promotion die venia docendi verbunden war — wurde im Laufe der Zeit der Magistertitel die allgemeine Bezeichnung für die Graduierten aller Fakultäten. Daneben erhielt er indessen auch die spezielle Bedeutung eines Titels für die in der Artistenfakultät Promovierten, die erst nachher, wie wir oben gesehen haben, Studierende einer der sogenannten oberen Fakultäten wurden.

Nachdem mit der Einrichtung der humanistischen Gymnasien die Inferiorität der philosophischen Fakultät aufgehört hatte, setzte das Bestreben ein, auch die in ihr Graduierten als Doktor zu bezeichnen und den Magistertitel mehr und mehr auf die allgemeine Bedeutung zu beschränken. Die Entwickelung erfolgte indes sehr langsam und gelangte in Deutschland erst mit dem Ende des 18. oder Anfang unseres Jahrhunderts zum Abschluß. Der heutige Titel der in der philosophischen Fakultät Promovierten: „Doctor philosophiae et artium liberalium magister", der von einer Zusammenstellung der beiden ursprünglich durch vel oder sive verbundenen Titel herrührt, weist noch auf diesen Entwickelungsgang hin und erklärt sich aus dem Bestreben der philosophischen Fakultät, auch für sich den Doktortitel zu erwerben.

Schon im frühen Mittelalter bildeten sich, ursprünglich nur aus Gebräuchen ohne zwingende Bestimmung, gewisse Vorstufen aus. Wie sich heute die Studierenden während der letzten Hälfte ihres Studiums oder nach bestandener Vorprüfung Kandidaten der Medizin, Jurisprudenz u. s. w., abgekürzt zu cand. med., jur., nennen oder sich in der Zeit zwischen dem bestandenen Examen und der Promotion als Doktoranden (Dd.) bezeichnen, so wurden schon früh diejenigen, die von den zur Promotion vorgeschriebenen Prüfungen und sonstigen Erfordernissen bereits einzelne erledigt hatten, durch besondere Namen ausgezeichnet. In der theologischen Fakultät gab es den baccalaureus oder cursor biblicus, den sententiarius und formatus;

in der philosophischen Fakultät erfolgte besonders die Promotion zum baccalaureus, die zum Studium in den drei oberen Fakultäten befähigte. In den letzteren bestand schließlich die Zwischenstufe des licentiatus, d. h. desjenigen, der durch die Erlaubnis (licentia) des Kanzlers in der Lage war, sich dem feierlichen Promotionsakt zu unterziehen und damit den Doktortitel zu erwerben.

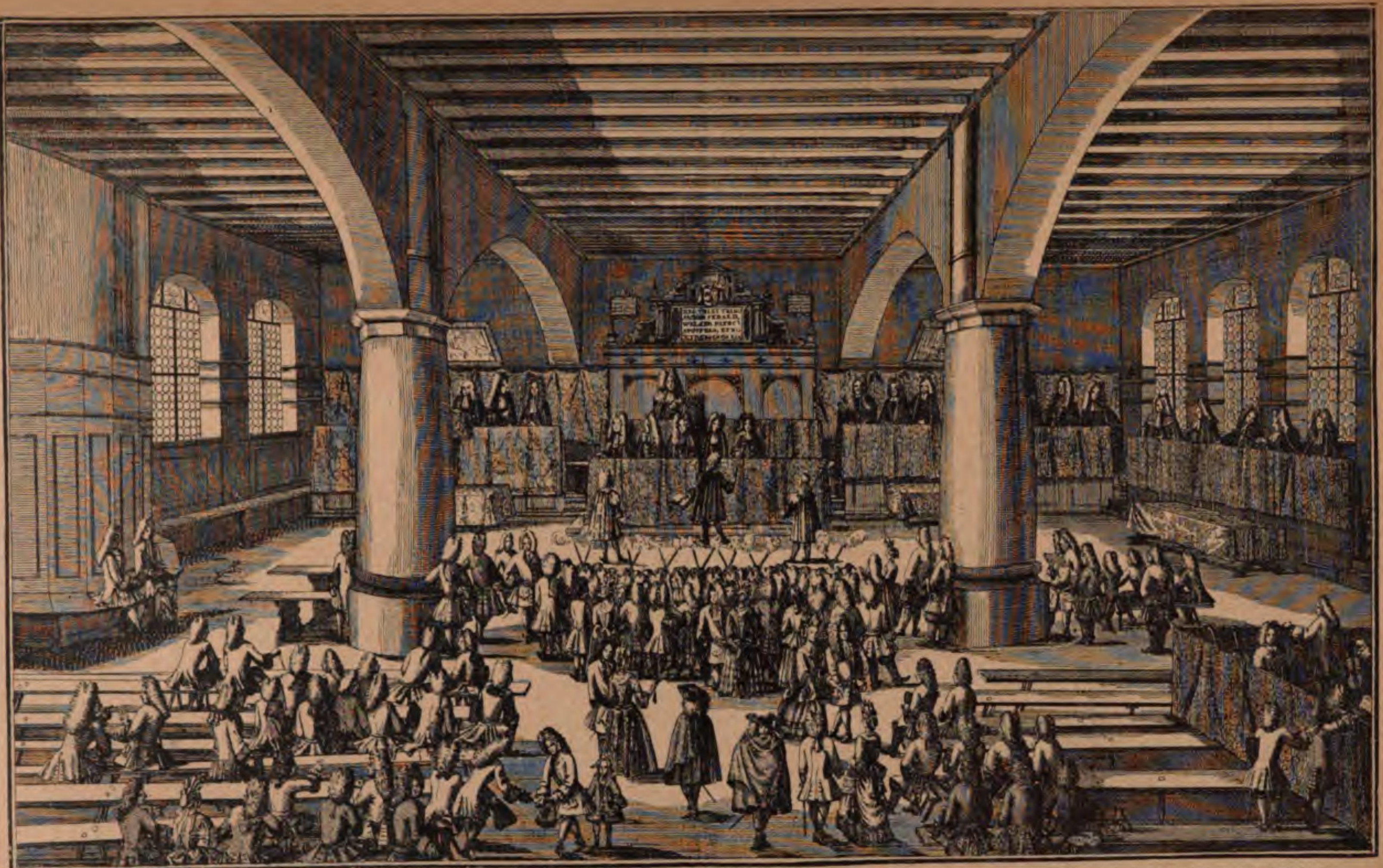
Heute giebt es außer dem Doktortitel nur noch, und zwar nur in der theologischen Fakultät, den Charakter eines Lizentiaten, der erworben werden kann, während der theologische Doktor, abgekürzt zu D. statt wie bei den anderen Fakultäten zu Dr., im allgemeinen nur honoris causa verliehen wird wegen ganz hervorragender Leistungen auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft oder des Kirchendienstes.



Eine Promotion des 17. Jahrhunderts.
(Aus dem Pugillus Facetiarum Iconographicarum des Joh. v. d. Heyden. Straßburg 1608.)

Auch die Promotionen zum Lizentiaten kommt nur ganz vereinzelt vor, weil an den zu Graduierenden hier im allgemeinen dieselben Anforderungen gestellt werden wie an den sich habilitierenden Privatdozenten.

Ursprünglich wurde die Promotion in allen Fakultäten sehr ernst genommen, so daß der Titel eines Doktors oder Magisters dem Graduierten großes Ansehen verschaffte. Als aber die italienischen Universitäten nach dem Satze verfuhren: sumimus pecuniam et mittimus asinos in Germaniam, und so sehr schnell eine große Anzahl von „Bullen- und Brieff-Doktoren, die kaum sich besinnen können, in welcher Fakultät sie promovieret" (Jesuit Contzen), schufen, sank die Bedeutung der Promotion so sehr, daß das Konzil zu Kostnitz sich bereits mit Maßregeln zur Hebung ihres Ansehens beschäftigte. Vergebens, denn auf der einen Seite schätzten die Universitäten überaus die ihnen durch die Promotionen zufließenden Einnahmen, und auf der anderen Seite bot der Doktortitel zu große gesellschaftliche Vorteile, als daß er nicht von vielen hätte begehrt werden sollen. Die Graduierten waren im Mittelalter den Ritterlichen im Range gleichgestellt, sie rangierten vor den einfachen Adeligen und waren z. B. stiftsfähig; außerdem genossen sie Steuerfreiheit und manche andere Privilegien. Als jedoch die in Bezug auf wissenschaftliche Befähigung gestellten Ansprüche immer geringer



Das Auditorium Welserianum im Collegio zu Altdorf mit einem Actu Doctorali, dergleichen Jaehrlich am Petri und Pauli Fest darinnen vorgenommen wird.
(Aus: Puschner, Amoenitates Altdorfinae.)

Die Konvikte (Freiwohnungen) und Freitische sind fast überall in Geldbeträge umgewandelt worden. Nur in Leipzig existiert noch ein Konviktorium, in dem über 300 Studenten täglich zwei Mal gespeist werden. Die Beiträge sind zwar nach dem heutigen gesunkenen Geldwert außerordentlich gering, aber da eine Kumulierung zulässig und üblich ist, bieten sie doch ärmeren Studenten eine willkommene Unterstützung. Die Verleihung erfolgt durch die stiftungsgemäß bestimmten Organe, sehr häufig durch die Fakultät.

Die Bedingungen für den Erwerb von Stipendien, wie auch für die oben behandelte Stundung oder den Erlaß des Honorars, sind, abgesehen von einzelnen besonderen Bestimmungen, im allgemeinen das Maturitätszeugnis, ferner ein Sittenzeugnis neuen Datums, ausgestellt von der Universitätsbehörde, für den mulus auch von dem Gymnasialdirektor oder der Polizeibehörde, und schließlich ein Fleißzeugnis, als welches meist eine auf der Universitätskanzlei beglaubigte Abschrift der Eintragungen des Belegbuches genügt. Früher wurde der Fleiß der Benefiziaten auch während des Semesters von den Dekanen überwacht und am Schlusse desselben ein Stipendiatenexamen abgehalten, eine Einrichtung, die noch heute in Erlangen, Halle, Jena und Rostock besteht. Die Benefiziaten konnten daher bei dem Treiben der übrigen Studenten nicht recht mitthun, und das wirkte auf ihre Stellung vielfach ungünstig ein. Der Convent der vereinigten Orden und Landsmannschaften in Jena von 1790 handelt in einem besonderen caput von den Konviktoristen (oder solchen, die den Freitisch genießen) und bestimmt, daß in Bezug auf Satisfaktion für Händel der Konviktorist wie ein anderer Student zu behandeln sei.

Über die Kosten für das eigentliche Studium haben wir oben schon gesprochen. Zu den Bedürfnissen, durch die der „Wechsel" des Studierenden in Anspruch genommen wird, gehörten in erster Linie Wohnung und Essen. Für 15—25 Mark im Monat erhält der Student auf allen Universitäten eine einfach eingerichtete „Bude", wobei allerdings der Morgenkaffee, das Heizen und die Bedienung besonders bezahlt wird. Der „Stiefelfuchs" kommt mehr und mehr ab; in Erlangen, Göttingen, Gießen besorgt er allerdings noch jeden Morgen das Putzen der Stiefel und das Reinigen der Kleider, auf einzelnen anderen Universitäten, Bonn und Freiburg insbesondere, werden nur noch die Couleurstudenten von Stiefelfüchsen bedient. Ein einfaches Mittagessen wird der Student auf allen Universitäten für etwa 1 Mark bekommen, und nötigenfalls wird er sogar noch billiger essen können.

Wirtschaftliche Verhältnisse.

Für die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Studierenden haben, wie wir oben sahen, ursprünglich die Nationen gesorgt, dann nahm sich ihrer auf Veranlassung der Landesherren die Universitätsbehörde an. Im vorigen Jahrhundert kümmerte sich der Staat, wie um alles, auch hierum. Auf den Universitäten wurden zur Vermittelung mäßiger Mietspreise Wohnungskommissare bestellt, und in den Universitätsatzungen wurden eingehende Bestimmungen getroffen über die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Hauswirte und Burschen, über das Verhältnis der Studierenden zu ihren Aufwärtern, Aufwärterinnen und Wäscherinnen: außer dem Verbot zärtlicher Verhältnisse findet sich überall das Verbot des Schimpfens und Schlagens. Die Beaufsichtigung des privaten Lebenswandels, die in den Bursen, wie wir gesehen haben, nicht immer sehr geeigneten Persönlichkeiten, den Bursenrektoren und Präzeptoren, oblag, ging später auf den Fakultätsdekan über; für diesen war indessen die Aufgabe etwas groß. Erst der absolutistische Polizeistaat brachte auch hier Zug in die Sache, und Verordnungen regneten förmlich über alles nur Denkbare: das Rauchen, das Tanzen, das öffentliche Baden in Flüssen u. a. m. Natürlich auch gegen das Raufen, Trinken, lüderliches Leben, Spielen und jede Verschwendung, sowie gegen die aus diesen Lastern sich notwendig ergebenden Schulden wurden Gesetze erlassen. Das Halten von Pferden und Bedienten wurde von einer besonderen Erlaubnis abhängig gemacht, Kleiderordnungen traten dem „Renommistentum" entgegen, Eheverlöbnisse der Studierenden waren nichtig, Alimentationsklagen aus unehelichem Beischlaf unzulässig u. s. w. Den Kernpunkt solcher Verordnungen bildeten überall die sogenannten Kreditedikte. Das

System war meist das des Allgemeinen Landrechts: ohne Genehmigung des akademischen Gerichts durften Studierende, selbst wenn sie großjährig und an sich verpflichtungsfähig waren, keine Schulden machen, und die gegenüberstehende Forderung war nichtig. Die Kontrahierung von Schulden war jedoch bis zu einem bestimmten Betrage für jedes Semester giltig. Privilegierte Forderungen waren besonders die für Honorar, sonstigen Unterricht, Wohnung, Kost, Wäsche, ferner die Forderungen von Barbier, Schuster, Schneider, Buchbinder, sowie die für, sei es ins Haus, sei es in der Wirtsstube &c., gelieferte Eßwaren; der den bestimmten Betrag übersteigende Teil der Forderung war nicht einklagbar. In anderen Kreditedikten, so in denen von Göttingen und Jena, waren drei Arten von Forderungen unterschieden, solche die völlig nichtig, solche die bis zu einem bestimmten Betrage giltig, und solche, die in unbeschränkter Höhe giltig waren, aber binnen bestimmter Zeit eingeklagt werden mußten. Überall



Das Eintreffen des Wechsels.
(Nach einem Stammbuchblatt.)

war für die Forderungen gegen Studierende eine außerordentlich kurze Verjährungsfrist bestimmt, durchweg 3 Semester. Trotzdem nahm das Schuldenmachen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen großen Aufschwung, schon die erlaubten Schulden betrugen meist sehr hohe Summen. Die durch die Kreditedikte geschützten Studenten hatten keine besondere Veranlassung, Schulden zu vermeiden, und andererseits fanden sich Leute genug, die das Risiko des Kreditierens auf sich nahmen, naturgemäß gegen entsprechende Vorteile. Dadurch hatte sich auf einzelnen Universitäten, namentlich den kleineren, wo die Bürger zum größten Teil von den Studenten lebten, sowohl bei Bürgern wie Studierenden eine ausgeprägte Neigung herausgebildet, sich gegenseitig übers Ohr zu hauen.

Das ist heute mit der rechtlichen Gleichstellung aller Bürger, die Studierenden nicht ausgenommen, verschwunden. Überhaupt hat das Schuldenmachen sehr abgenommen, weil die Einkommensverhältnisse nach bestandenem Examen in heutiger Zeit auf lange hinaus höchst unbefriedigend und zum Abzahlen von Universitätsschulden nur selten geeignet sind. Die üblichen Schulden, die man mit in das Philisterium nimmt, pflegen heute höchstens Verbindungs- und Dedikationsschulden zu sein, und auch diese

erreichen nicht mehr die für die betreffenden Väter besorgniserregende Höhe, seitdem überall, wie wir sehen werden, in den besseren Korporationen sich das Bestreben geltend macht, das Schuldenmachen, nicht blos der Verbindung, sondern auch des Einzelnen zu verhindern. Die Zeiten, da man semesterlang das tägliche Mittagessen und das Abendbrot ankreiden ließ und das schöne Geld lieber zu Erbummeln und Reisen verwendete, sind vorbei. Selbst auf den Universitäten Jena und Göttingen, die man bis vor kurzem noch bezog, um neben der Wissenschaft auch den Pump zu erweitern, haben in dieser Beziehung die „guten alten Sitten" in der letzten Zeit stark gelitten. Die Studierenden der größeren Universitäten sitzen, was den Pump anbetrifft, meist völlig auf dem Trocknen, denn hier fehlt die für jedes Kreditgeben erforderliche nähere Bekanntschaft und das persönliche Vertrauen.

Gesellschaftliche Stellung.

In diese Verhältnisse spielt natürlich auch die pekuniäre und die gesellschaftliche Hebung des Studentenstandes hinein, ursprünglich mit der Tendenz der Behinderung des Schuldenwesens. Vom Herrenstand bezogen im Mittelalter nur die für die Kirche bestimmten jüngeren Söhne die Universität, und auch diese waren häufig recht knapp gestellt; die meisten Studierenden stammten aus dem kleineren Bürger- und Bauernstand. Sie waren durchweg sehr arm, und dies erschien damals bei den sogenannten „Halfpapen" wegen ihrer halb geistlichen, mönchsähnlichen Stellung ganz natürlich. Mit dem 16. Jahrhundert verschwindet der Bettelstudent, aber der arme, von Benefizien und Privatunterricht lebende Student bleibt in der Mehrzahl. In allen Universitätsordnungen wird noch auf die pauperes liebevolle Rücksicht genommen, die solventes dagegen und die vornehmen Studenten, Barone und Grafen, werden umsomehr zu Kosten herangezogen, dafür aber auch mit besonderen Ehrenrechten begabt; beispielsweise gab es in Göttingen noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sogenannte Grafentische. Die Zusammensetzung aus gesellschaftlich ziemlich heterogenen Elementen macht es verständlich, daß im Mittelalter der Besitz wissenschaftlicher Bildung keinen Anspruch auf Zugehörigkeit zur höheren Gesellschaft gab und andererseits für die Zugehörigkeit nicht erforderlich war. Erst als im 16. Jahrhundert die Kunst des Lesens und Schreibens ein dringendes Bedürfnis für den Weltmann wurde, und als an den Fürstenhöfen die Gelehrten zu Macht und Ansehen kamen, mußte sich der Adel wohl oder übel zum Studium herablassen. Er that dies, ohne sich im allgemeinen gerade zu wissenschaftlicher Forschung zu bequemen; er machte, lediglich aus Klugheitsrücksichten, der künftigen Staatsanstellung wegen, gute Miene zum bösen Spiel.

Im 18. Jahrhundert insbesondere galt es als standesgemäß bei den Adeligen, sich ein paar Jahre Studierens halber auf deutschen Universitäten aufzuhalten. Aber auch jetzt noch gehörte der Student, obwohl zahlreiche Barone, Grafen und Prinzen diesem Stande angehörten, als solcher keineswegs zur besseren Gesellschaft. Lesen wir doch im „Taschenbuch für Studenten und ihre Freunde" vom Jahre 1797, daß selbst damals noch der Student alles eher als gesellschaftsfähig war. „In Familienbekanntschaft zu kommen" — heißt es dort mit Bezug auf Halle — „hält sehr schwer, weil man gleich den Namen eines Frauenzimmers für befleckt hält, wenn sie mit einem Studenten geht." Erst allmählich gelingt es zunächst dem Juristen, dort Fuß zu fassen, nicht wegen des Ansehens seiner Wissenschaft, sondern weil er mit den Edelleuten, die fast ausschließlich der juristischen Fakultät angehörten, in nähere Berührung trat, im Staatsdienst ihnen zum Teil völlig gleichberechtigt war und sich schließlich auch durch das Reserveoffizierspatent die Privilegien des Junkerstandes erwarb.

Der Adel ist nicht etwa im Bürgertum aufgegangen, sondern im Gegenteil, der akademische Bürger hat die Lebensgewohnheiten, die Manieren und die Lebensanschauungen des Edelmanns angenommen. Es wurde ihm dieses nicht gerade schwer; denn der Adel war arm geworden und die Armut hatte bereits an ihm erzieherisch und läuternd gewirkt. Nachdem in unserem Jahrhundert die Kosten des Studiums größer und größer geworden sind, und der reiche, zum Teil sehr reiche Bürgerstand, dessen Söhne sich früher nur ganz vereinzelt den Wissenschaften widmeten, die Universitäten bezieht, und, wie wir oben gesehen haben, die Zahl der ärmeren Studieren-

den im Abnehmen ist, hat auch der Student als solcher die soziale Stellung des gebildeten Mannes, der jedem anderen gleichberechtigt ist.

Das Verbindungsleben.

Für die gesellschaftliche Stellung der Studenten ist, besonders auf den kleinen Universitäten, das Verbindungsleben, dessen Organisation mit ihren zahlreichen Nüancen wir in einem früheren Kapitel kennen gelernt haben, von großem Einfluß. Zwar pflegen die dadurch geschaffenen Unterschiede in der Regel die Zeit der Aktivität oder höchstens des Studiums überhaupt nicht zu überdauern — wenigstens sollten sie es nicht —, doch ist für den einzelnen Studenten die Bedeutung seiner Zugehörigkeit zu einer Korporation mit dem Abschluß des Studiums durchaus nicht etwa abgethan. Seitdem die Auffassung, daß der korporative Konnex der Mitglieder einer Verbindung sich nicht auf das vorübergehende Studentenleben beschränkt, sondern alle Mitglieder, die den Anforderungen der Verbindung genügt haben, umfaßt, bei allen nur einigermaßen entwickelten Korporationen zur Geltung gelangt ist, gehört der ins Philisterium übertretende Inaktive fortan seiner Verbindung für die Dauer seines Lebens als „Alter Herr" an. Hatten ihn schon auf der Universität die Familien seiner Couleur- oder Verbindungsbrüder als selbstverständlich stets willkommenen Gast in ihr Haus aufgenommen, so bleibt ihm auch späterhin durch seine Korporationsbeziehungen ein Familienverkehr offen, der oft für sein ganzes Leben von entscheidender Bedeutung ist.

Die Alten Herren.

Das Alte-Herrentum in seinem heutigen Sinne, das seine Entstehung dem Grundsatz verdankt, daß die Mitglieder einer Verbindung nach ihrem Fortgang von der Universität sich einer fremden studentischen Korporation nicht anschließen dürfen, sondern ihrer Verbindung (und etwa einer eng mit ihr verknüpften sogenannten Kartellverbindung) dauernd angehören, hat auf das studentische Verbindungsleben in mehrfacher Hinsicht außerordentlich segensreich eingewirkt. Rein äußerlich genommen gewährt die Institution des Alte-Herren-Verbandes — d. h. der durch feste Satzungen organisierten Gemeinschaft aller früheren Mitglieder einer Korporation, soweit sie durch ihr Verhalten ein Anrecht auf die dauernde Zugehörigkeit zur Verbindung, auf das „Band", erworben haben — der Korporation einen wesentlichen Rückhalt durch die Zuschüsse, die den Aktiven zur Bezahlung regelmäßig wiederkehrender Ausgaben (Kneipmiete, Erneuerung des Wichses, des Paukzeuges u. s. w.) oder bei besonderen Veranlassungen, z. B. P.-P.-Suiten, Stiftungsfesten u. s. w. aus der Alte-Herren-Kasse zugewendet werden. Wichtiger aber als dieser materielle Vorteil sind die einflußreichen Beziehungen, welche die Alten Herren durch ihren Verkehr auf der Kneipe und ihren Rat im Convent zu der ganzen Korporation, durch die Hereinziehung in den Kreis der Familie zu den einzelnen Mitgliedern beständig unterhalten.

Die Studentenhäuser.

Der Opferwilligkeit und dem Interesse der Alten Herren ist auch die Schaffung der Studentenhäuser zu verdanken, die sich in den letzten Jahrzehnten fast auf allen Hochschulen in erster Linie die Corps, ihrem Beispiel folgend auch andere Korporationen erbaut haben. Diese Studentenhäuser sind das Heim der Verbindung und ersetzen ihr das gemietete Kneiplokal, das nur zu leicht eine Quelle von Mißhelligkeiten bildet und oft gewechselt werden muß, wenn man eben anfängt sich darin behaglich zu fühlen. Das eigene Haus ist jetzt der feste Punkt, um den sich das Korporationsleben konzentriert; es entzieht die Mitglieder dem teuren und zeitraubenden Kneipenleben, fördert den kameradschaftlichen Zusammenhalt und wirkt in jeder Hinsicht günstig nicht blos auf die materielle Lage der Korporation, sondern auch auf den in ihr herrschenden Geist ein. Das Studentenhaus ist in der Regel einfach und seinem Zweck entsprechend praktisch eingerichtet; es umfaßt im Erdgeschoß meist einen größeren Saal für Kommerse und andere Festlichkeiten, an den sich kleinere für die regelmäßigen Kneipen, das Mittagessen und den Convent bestimmte Räumlichkeiten anschließen; im ersten Stock finden einige Aktive billige und behagliche Wohnung; außerdem enthält das Haus auch noch einen Raum für den Diener, dessen Frau vielfach die Sorge für einen wohlschmeckenden und kräftigen Mittagstisch anvertraut ist.

Den Korporationsstudenten gegenüber steht die sogenannte **Finkenschaft**, d. h. die Gesamtheit der nichtinkorporierten Studenten; früher zählten die Renoncen überhaupt nicht mit, sie waren Anhängsel eines Corps und hatten sich dem S. C.-Comment zu fügen. Dann teilten sich S. C. und Burschenschaft nach langem Kampfe in die Herrschaft über die Renoncen, und erst in der Mitte unseres Jahrhunderts bildet die Finkenschaft, deren Zahl den Korporierten gegenüber stetig wächst, eine selbständige Gruppe der Studentenschaft, organisiert in einem Ausschuß, der mit der Vertreterbehörde der schlagenden Korporationen einen erbitterten Kampf um gleichmäßige Beteiligung bei dem Tragen der Universitätsfahne und um abwechselnden Vortritt führt. Der Kampf hat fast überall mit der offiziellen Gleichstellung der Obskuranten geendet. Neuerdings geht eine starke Bewegung durch die nichtkorporierte Studentenschaft, sich die Vorteile einer Organisation zu Nutze zu machen; namentlich in den größeren Universitäten, wie Berlin, Leipzig und anderswo hat sich die Finkenschaft in Gruppen organisiert, welche die Pflege irgend eines Zweiges der Wissenschaft, der Kunst, des Sports u. s. w. zu ihrer Aufgabe gemacht haben und dadurch den einzelnen Nichtkorporierten Gelegenheit verschaffen wollen, auch ohne Anschluß an eine Korporation in Gesellschaft von Kommilitonen seinen besonderen Neigungen nachgehen zu können.

Die Finkenschaft.

Die Verbindungen haben in unserem Jahrhundert ihren Charakter geändert; während sie früher nach außen gravitierten und ihre Aufgabe erstens in einer möglichst großen Machtentfaltung über die Studentenschaft und zweitens in der Förderung der durch sie vertretenen Studentenschaft gegenüber den nichtakademischen Kreisen sahen, haben sie jetzt ihren Schwerpunkt nach innen verlegt; ihre Aufmerksamkeit richtet sich auf die Fürsorge für ihre Mitglieder, denen sie ein angenehmes Studentenleben durch die Pflege der Geselligkeit auf der Kneipe und in den Verbindungshäusern, durch Anschluß an die im bürgerlichen Leben stehenden Alten Herren u. s. w. und eine geachtete Stellung bei Studenten und in der Gesellschaft verschaffen will. Die Mittel zur Erreichung insbesondere dieses letzten Ziels haben sich wesentlich geändert. Der etwas wüste Ton hat an Ansehen verloren, und so sind die Verbindungen durch Selbsterhaltungstrieb auf ganz entgegengesetzte Dinge verfallen, auf Beförderung des Verkehrs ihrer Angehörigen in Gesellschaften, auf Zwang zum Besuche des Kollegs und auf prompte Regelung ihrer Schuldenverhältnisse.

Der gesellschaftliche Verkehr der Studierenden ist in den ersten Semestern in der Regel nicht groß, wenigstens nicht bei den Couleurstudenten: die Verbindung nimmt mit ihren bestimmten Abenden für Kneipe und Convent rc. viel Zeit weg, und es stören besonders auch die frischen Schmisse. Es kommt hinzu, daß der heutige Student, vor allem der auskömmlich Gestellte, dem es gleichgiltig ist, wo er studiert, eine wachsende Wanderlust zeigt. Höchstens drei Semester ist die durchschnittliche Dauer des Besuchs derselben Universität. Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Studierenden außerhalb der Verbindungen sind naturgemäß sehr mannigfach und richten sich in erster Linie nach den pekuniären Verhältnissen des Einzelnen. Die Beziehungen zwischen Militär und Studenten in den Garnisonen pflegen infolge des Konnexes der Einjährig-Freiwilligen und der Reserveoffiziere mit den Offizieren gute zu sein. Auch hier hat die Erziehung der Verbindungen zur Beobachtung guter Manieren und Höflichkeit vorteilhaft eingewirkt. Überhaupt wird man die Korporation mit ihrem erzieherischen Einfluß erst dann recht schätzen lernen, wenn man das Leben und Treiben der akademischen Jugend auf Universitäten betrachtet, wo die Couleur verschwindet. Hier greift dann oft einerseits Formlosigkeit und Mangel an Selbstachtung, andererseits ein Lebemannstum mit dem entsittlichenden Einfluß von Jeu und Weibern um sich; daneben findet sich vielfach ein Tändeln mit halbverstandener Philosophie und wohl gar ein Liebäugeln mit dem gänzlich verkannten Sozialismus. Solche Neigungen, die in einem auf Zucht und Ordnung haltenden, von Ehrgefühl durchdrungenen Verbindungsleben keinen Platz haben, führen den Charakterschwachen nur zu leicht auf die schiefe Ebene und zu gänzlichem Verbummeln.

Die Universitätsbehörden kümmern sich im allgemeinen wenig um die private Lebensführung der ihnen unterstellten Studierenden. Bei der Frequenz und bei den mangelnden Befugnissen und Überwachungsorganen läßt sich eine Aufsicht heute nicht mehr durchführen, auch ist, seitdem der Studentenstand rechtlich in dem Bürgertum aufgegangen ist und den allgemeinen Gesetzen und Gerichten untersteht, für eine akademische Gerichtsbarkeit kein Raum mehr. Früher war diese ein Ausfluß der den Universitäten als Korporationen zustehenden Autonomie; anfangs in vernünftigem Umfange ausgeübt, erreichte sie ihre Höhe, als die Macht der ihnen übergeordneten Faktoren, des Kaisers und der Kirche, seit dem 15. Jahrhundert langsam abnahm. Bis zur Reformation waren die akademischen Gerichte im wesentlichen geistliche; als nachher auf den protestantischen Universitäten nicht mehr der Bischof, sondern der Landesherr der Schirmherr der Universität geworden war, übte die letztere eine Art Patrimonialgerichtsbarkeit aus, doch

Die akademische Gerichtsbarkeit.



Auf dem Carcer (Würzburg 1828.)
(Gez. von Eckerl.)

immer noch aus eigenem Recht. Jetzt beginnt die Zeit, wo bei der ganzen akademischen Rechtsprechung lediglich vom Standpunkt des Studenten aus geurteilt wurde, und diese daher eine schreiende Ungerechtigkeit darstellte, insbesondere bei der weiten Ausdehnung der ihr Unterworfenen. Die Strafrechtspflege war den Studierenden gegenüber äußerst milde, was die Zügellosigkeit der Studenten ins Ungeheuerliche steigerte; diese verfuhren mit Person und Eigentum der Philister ähnlich brutal, wie es die Ritter früher gegenüber den Spießbürgern gethan hatten. Während vor der Reformation neben den akademischen Strafen, Relegation und Konsil, insbesondere Geldstrafen und die Exkommunikation, nur selten Freiheitsstrafen verhängt wurden, kam jetzt der Carcer in Aufnahme, der aber nur eine sehr laxe Freiheitsentziehung bedeutete, und in dem Trinkgelage an der Tagesordnung waren.

Die Exemtion der Studierenden von den ordentlichen Gerichten dauerte fort. Aber mehr und mehr wurde die Universität von den aufstrebenden Landesherren zu einer staatlichen Bildungsanstalt herabgedrückt, und mehr und mehr wurden die Universitätsgerichte als staatliche Behörden angesehen, auf die der Landesherr oder seine Behörde Einfluß ausübte, sei es, daß sich ein Instanzenweg an sie herausbildete,



Studentische Sitten und Gebräuche.

Was ist das: ein Student?
Nehmt Jugend, Hoffnung, Lust und Scherz,
Nehmt glüh'nden Sinn, ein freies Herz,
Nehmt Blütenkränze und Gesänge
Von Freud' und Leid, ein bunt Gedränge,
Gießt wacker drauf krystallne Flut.
Das treibt das Blut, das schürt den Mut —
Viel Anspruch nehmt und viel Genügen,
Bei wenig Geld und groß Vergnügen —
Nehmt Narreteidung, goldne Träume,
Verstand und Thorheit mischt zusammen,
Und setzt es, daß es tüchtig schäume,
Dann auf der Lieb' und Freundschaft Flammen —
Laßt's sprühn und glühn, und seid gewärtig:
Mein herrlich Meisterstück ist fertig.

O. Roquette, Waldmeisters Brautfahrt.

Wenn, wie wir sahen, die Universität mit ihren Einrichtungen, so sehr sie sich auch dem modernen Geiste angepaßt hat, doch mit allen Fasern an der Vergangenheit hängt und in ihr wurzelt, so gilt das in nicht geringerem Maße von dem Studenten selbst und dem studentischen Leben. Während mit Recht darüber geklagt wird, daß sonst überall in unserer schnelllebigen Zeit die dem deutschen Volke eigentümlichen, von ihm heilig gehaltenen Sitten und Gebräuche der Vorfahren mehr und mehr schwinden, steht der Student — auch der moderne — noch ganz auf den Schultern seiner Altvorderen: der Bauer hat seine Volkstracht aufgegeben, er beginnt sich seiner sinnigen Spiele und Aufzüge zu schämen, der Handwerksmann hat seine Grußformeln verlernt; der Student dagegen hat sich inmitten der nüchternen und langweiligen Alltagswelt der Philister eine eigene Welt, wie sie von seinen Vätern geschaffen



Der [illegible].

war, bewahrt, die Burschenwelt mit ihren Festen und Waffen, Liedern und Melodien, ja mit eigener Sprache. „Trotz unaufhörlichen Wechsels der Burschengeschlechter" — schreibt Kußmaul in seinen mehrfach zitierten „Jugenderinnerungen" — „hat diese Welt einen festen Bestand. Alte Sitten und Sprüche, Melodien und Lieder vergehen und neue kommen, das gaudeamus aber wird niemals untergehen. Und damit die Burschenwelt auf festem Grunde durch alle Zeiten treibe, hat sie sich den Comment geschaffen, eine Verfassungsakte und ein Gesetzbuch zugleich, nach dessen Richtschnur sie Freiheit und Ehre wahrt, die Waffen wählt und führt und den Humpen hebt und leert. Als Hieb=, Verrufs- und Trinkcomment scheiden sich die sorglich bestellten Teile dieses, mit den ehrwürdigen leges barbarorum germanischer Urzeit wetteifernden Gesetzbuchs."



Fuchsankunft in Jena, um 1780.
(Aus einem Stammbuch.)

Wer zum ersten Mal die Schwelle eines Universitätsgebäudes überschreitet, und dann, nachdem er durch Handschlag dem Rektor Treue gelobt hat, mit der Matrikel in die Straßen der alma mater zurücktritt, ist in den Zauberbann studentischen Lebens geraten, um ihm nicht eher zu entschlüpfen, als bis er mit der Exmatrikel als bemooster Bursche in das öde Philisterium hinausziehen muß!

Die Ankunft der Füchse.

Die Begrüßung des neuankommenden mulus, sein Eintritt in den Kreis der Kommilitonen vollzieht sich natürlich heutzutage nicht mehr mit dem Ceremoniell früherer Tage. Aber das Einlaufen des Zuges in den Bahnhof, wo die Korporationen den angemeldeten oder noch zu „keilenden" Fuchs erwarten, ist auch heute noch ein Ereignis von großer Bedeutung und versetzt uns zurück in die Zeit, als die Burschen der neuankommenden Post entgegenritten:

„Fragen dann lächelnd den Schwager,
ob er viel Füchse geladen,
und singen ein munteres Liedchen,"

heißt es in der „Burschiade" (Taschenbuch für Studenten, S. 109), die das studentische Leben gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schildert. Aus einer etwas

früheren Zeit stammen die hier wiedergegebenen Stammbuchbilder, welche die Ankunft der Füchse auf der Ölmühle bei Jena darstellen; dort wo die Landstraße von Weimar das jenaische Weichbild erreicht, sieht man die Burschen mit Halloh und Schreien den Schwager empfangen. Ein anderes Bild zeigt uns die Füchse, wie sie über den Markt von Leipzig fahren und sich halb neugierig, halb ängstlich umschauen. Die Fragen und Aufforderungen, die der Zeichner den Figuren sehr zierlich auf den Leib geschrieben hat, sind weder sehr höflich noch ermutigend für die neuen Musensöhne. „Das sind lauter Füchse", so tönt es ihnen entgegen, „man hat's auch schon von weitem gerochen". „Ich glaub, die Kerle haben vor Angst die Hosen voll, pfui Teufel, ihr garstigen Böcke." Ähnliche spöttische Fragen, wie hier auf den



Fuchsankunft in Jena; 1785.
Stammbuchblatt im Besitz von Dr. Wiegand in Fronhausen.

Stammbuchbildern, stellen nach dem „Renommisten-Comment" vom Jahre 1776 die älteren Burschen an die Neuankommenden:

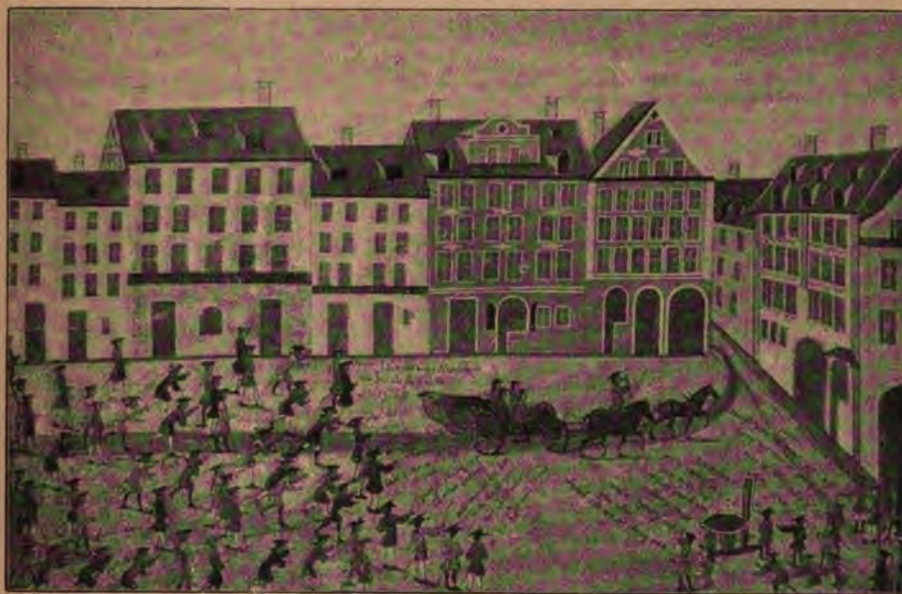
„Wo kommst du her, Nathanael?
N. Aus meines Vaters Hause.
Polyk. Was macht die Frau Mama?
N. Es geht ihr ausgezeichnet.
P. Was bringst du neues mit?
N. Butter und Käse und viele Joachime.
P. So sei uns als Hospes höchst willkommen!"

Anklänge an dies Frag- und Antwortspiel haben sich in dem bekannten, noch heute gesungenen Fuchsliede: „Was kommt dort von der Höh'?" erhalten, dessen erster Vers sich auf den bei Göttingen hinter Weende liegenden, von dem Empfange der ehemals mit der Post ankommenden Füchse benannten **Fuchsberg** bezieht.

Das Keilen der Füchse.

Heutzutage wird der Fuchs nicht mehr mit Spott empfangen, im Gegenteil, man befleißigt sich ihm gegenüber der größten Höflichkeit, läßt sein Gepäck durch den Couleurdiener besorgen, und selbstlos bietet ihm ein älterer Bursch seine „Bude" als vorläufiges Absteigequartier an, um ihm dann später beim Wohnungsuchen behilflich zu sein. Damit es ihm nicht an Unterhaltung fehle, wird der Fuchs des Abends auf die Kneipe eingeladen, der sich dann Frühschoppen und Exbummel anschließen, und nicht lange dauert es, so sieht man den jungen Studenten, der eben erst den

Stand des mulus mit dem eines krassen Fuchsen vertauscht hat, beim „Fuchsbummel" Arm in Arm mit seinem Leibburschen renommierend durch die Straßen der Musenstadt ziehen. Dieses „Keilen" der Füchse konnte naturgemäß erst aufkommen, seitdem der zuerst von den Orden eingeführte Grundsatz, daß der einzelne Student in die ihm persönlich am meisten zusagende Verbindung eintreten **konnte** und sich nicht der Landsmannschaft anschließen **mußte**, die seiner engeren Heimat entsprach, zu Anfang des Jahrhunderts auch von den Landsmannschaften übernommen wurde. In den zwanziger Jahren war das „Keilen", wie wir aus Felix Schnabels Erlebnissen erfahren, schon allgemein üblich. Wir sehen „Ehrenschnabel" auf dem Marktplatz zu Halle bei verschiedenen Gruppen von Musensöhnen stehen; er faßt Mut,



Fuchsankunft in Leipzig, um 1780.
(Aus einem Stammbuch.)

tritt zu einem Haufen und fragt einen sich gerade umdrehenden, mit einem langen Knebelbart bewaffneten Haupthahn in Koller und Kanonen, ob er den Studenten Leibrock nicht kenne? „Ich kenne das Kameel nicht," erwidert jener im tiefsten Bierbaß, „du bist wohl ein Fuchs?" Schnabel bejaht kleinmütig die Frage und wird von den Umstehenden, die sämtlich zu den Pommern gehören, nach Passendorf eingeladen. Auch von andern wird der Fuchs, als solcher an seiner Kleidung und seinen Manieren bald erkannt, beäugelt und angeredet; die einen laden ihn ein, hierhin oder dorthin zu kommen, die andern wollen ihn gleich mitnehmen: alle aber beabsichtigen ihn zu ihrer Partei zu ziehen, in der Burschensprache: „zu keilen". Wie Schnabel dann von einem Bekannten zu den Märkern geführt wird, die gerade vor Halle in Kröllwitz einen Hoftag abhalten, wie er als „Fuchs" überall freundlich und herzlich empfangen wird und sich, um seine Trunkfestigkeit zu erweisen, in Bier und anderen Flüssigkeiten einpaukt, und wie er schließlich, mit Lob überhäuft, zum Wiederkehren eingeladen, „ganz voll" seinen Rückweg antritt, all' das hat sich seitdem unzählige Male bei anderen Füchsen wiederholt und spielt sich in ähnlicher Weise auch heute noch ab.

Die Fuchsaufnahme.

Meldet sich der Fuchs zum Eintritt in eine Korporation, so hat er in der Regel noch eine längere oder kürzere Probezeit durchzumachen, damit ihn die Verbindung näher kennen lernt; ist er aber von einem Alten Herrn empfohlen, so pflegt

früheren Zeit stammen die hier wiedergegebenen Stammbuchbilder, welche die Ankunft der Füchse auf der Ölmühle bei Jena darstellen; dort wo die Landstraße von Weimar das jenaische Weichbild erreicht, sieht man die Burschen mit Halloh und Schreien den Schwager empfangen. Ein anderes Bild zeigt uns die Füchse, wie sie über den Markt von Leipzig fahren und sich halb neugierig, halb ängstlich umschauen. Die Fragen und Aufforderungen, die der Zeichner den Figuren sehr zierlich auf den Leib geschrieben hat, sind weder sehr höflich noch ermutigend für die neuen Musensöhne. „Das sind lauter Füchse", so tönt es ihnen entgegen, „man hat's auch schon von weitem gerochen". „Ich glaub, die Kerle haben vor Angst die Hosen voll, pfui Teufel, ihr garstigen Böcke." Ähnliche spöttische Fragen, wie hier auf den



Fuchsankunft in Jena; 1785.
Stammbuchblatt im Besitz von Dr. Wiegand in Fronhausen.

Stammbuchbildern, stellen nach dem „Renommisten-Comment" vom Jahre 1776 die älteren Burschen an die Neuankommenden:

„Wo kommst du her, Nathanael?
N. Aus meines Vaters Hause.
Polyk. Was macht die Frau Mama?
N. Es geht ihr ausgezeichnet.
P. Was bringst du neues mit?
N. Butter und Käse und viele Joachime.
P. So sei uns als Hospes höchst willkommen!"

Anklänge an dies Frag- und Antwortspiel haben sich in dem bekannten, noch heute gesungenen Fuchsliede: „Was kommt dort von der Höh'?" erhalten, dessen erster Vers sich auf den bei Göttingen hinter Weende liegenden, von dem Empfange der ehemals mit der Post ankommenden Füchse benannten Fuchsberg bezieht.

Das Keilen der Füchse.

Heutzutage wird der Fuchs nicht mehr mit Spott empfangen, im Gegenteil, man befleißigt sich ihm gegenüber der größten Höflichkeit, läßt sein Gepäck durch den Couleurdiener besorgen, und selbstlos bietet ihm ein älterer Bursch seine „Bude" als vorläufiges Absteigequartier an, um ihm dann später beim Wohnungsuchen behilflich zu sein. Damit es ihm nicht an Unterhaltung fehle, wird der Fuchs des Abends auf die Kneipe eingeladen, der sich dann Frühschoppen und Erbummel anschließen, und nicht lange dauert es, so sieht man den jungen Studenten, der eben erst den

Stand des mulus mit dem eines krassen Fuchsen vertauscht hat, beim „Fuchsbummel" Arm in Arm mit seinem Leibburschen renommierend durch die Straßen der Musenstadt ziehen. Dieses „Keilen" der Füchse konnte naturgemäß erst aufkommen, seitdem der zuerst von den Orden eingeführte Grundsatz, daß der einzelne Student in die ihm persönlich am meisten zusagende Verbindung eintreten konnte und sich nicht der Landsmannschaft anschließen mußte, die seiner engeren Heimat entsprach, zu Anfang des Jahrhunderts auch von den Landsmannschaften übernommen wurde. In den zwanziger Jahren war das „Keilen", wie wir aus Felix Schnabels Erlebnissen erfahren, schon allgemein üblich. Wir sehen „Ehrenschnabel" auf dem Marktplatz zu Halle bei verschiedenen Gruppen von Musensöhnen stehen; er faßt Mut,



Fuchsankunft in Leipzig, um 1780.
(Aus einem Stammbuch.)

tritt zu einem Haufen und fragt einen sich gerade umdrehenden, mit einem langen Knebelbart bewaffneten Hauptzahn in Koller und Kanonen, ob er den Studenten Leibrock nicht kenne? „Ich kenne das Kameel nicht," erwidert jener im tiefsten Bierbaß, „du bist wohl ein Fuchs?" Schnabel bejaht kleinmütig die Frage und wird von den Umstehenden, die sämtlich zu den Pommern gehören, nach Passendorf eingeladen. Auch von andern wird der Fuchs, als solcher an seiner Kleidung und seinen Manieren bald erkannt, beäugelt und angeredet; die einen laden ihn ein, hierhin oder dorthin zu kommen, die andern wollen ihn gleich mitnehmen: alle aber beabsichtigen ihn zu ihrer Partei zu ziehen, in der Burschensprache: „zu keilen". Wie Schnabel dann von einem Bekannten zu den Märkern geführt wird, die gerade vor Halle in Kröllwitz einen Hoftag abhalten, wie er als „Fuchs" überall freundlich und herzlich empfangen wird und sich, um seine Trunkfestigkeit zu erweisen, in Bier und anderen Flüssigkeiten einpaukt, und wie er schließlich, mit Lob überhäuft, zum Wiederkehren eingeladen, „ganz voll" seinen Rückweg antritt, all' das hat sich seitdem unzählige Male bei anderen Füchsen wiederholt und spielt sich in ähnlicher Weise auch heute noch ab.

Die Fuchsaufnahme.

Meldet sich der Fuchs zum Eintritt in eine Korporation, so hat er in der Regel noch eine längere oder kürzere Probezeit durchzumachen, damit ihn die Verbindung näher kennen lernt; ist er aber von einem Alten Herrn empfohlen, so pflegt

die Probezeit bis auf ein Minimum abgekürzt zu werden und die Aufnahme sofort zu erfolgen.

Die Ceremonie der Fuchsaufnahme hat heutzutage, obwohl sie bei manchen Korporationen noch in sehr feierlicher Weise vor sich geht, doch gegenüber der Rezeption als Bursch an Bedeutung verloren. Schon zu Anfang des Jahrhunderts war „die Verpflichtung der Renoncen“ — wie es in „Schnabels Universitätsjahren“ heißt — „bei weitem nicht so feierlich, als wenn ein neues Mitglied in den engeren Bruderbund, in das Corps selbst eintrat.“ Auf der Stube, wohin man die Aspiranten beschied, waren nur die drei ersten Chargierten zugegen. Der Sekretär, der dritte Würdenträger, verlas den allgemeinen Comment, der Senior nahm dann, nachdem er den Aufzunehmenden noch einige Bestimmungen angegeben und sie gefragt hatte, ob sie diesen nachkommen wollten und könnten, im Bejahungsfalle das Ehrenwort ab, nach bestem Willen sich allen an sie gestellten Forderungen, dem Comment und anderen speziellen Verordnungen zu fügen, und damit war dann das bisherige Kameel ein Renonce, durfte die Couleur tragen, alle Feste mitfeiern, mußte aber gewisse Beiträge in verschiedene Kassen zahlen.

Mit weit mehr Umständlichkeit und Würde ging es im vorigen Jahrhundert bei der Aufnahme in einen geheimen Studentenorden her, die sich in Bezug auf das Ceremoniell vielfach an die Freimaurerei anlehnten. Aus der Konstitution eines solchen Ordens vom Jahre 1788 geht folgendes über die Aufnahme eines Initianden hervor: Es wurde eine Art Loge gehalten, bei deren Eröffnung die sämtlichen Mitglieder aufstanden, einander die Hand gaben und um den in der Mitte stehenden Tisch eine Kette bildeten. Hierauf sagte der Ordensoberste: „Unzertrennlich wie diese Kette sei unser Bund.“ Sodann machten die Mitglieder das Kennzeichen des Ordens, und man setzte sich wieder nieder. Hierauf wurden die neuen Mitglieder aufgenommen. Der Ordensleiter las ihnen nach vorhergegangener Anrede, die von den Zwecken des Ordens handelte, die Konstitution des Ordens vor. Während ihnen so die geheimen Grundgesetze vorgelesen wurden, standen sämtliche Kandidaten und hielten einander bei den Händen. Nach geschehener Aufnahme küßten sie die Ordensbrüder und erteilten dem Ordensobersten den Handschlag an Eides statt.

Von der Leidenszeit, die ehemals für den „Pennal“ nach erfolgter Deposition anhub, kennt der glückliche Fuchs von heute nichts mehr; werden doch bei vielen Korporationen die Füchse als vollkommen gleichberechtigte Mitglieder angesehen. Zu Schnabels Zeiten war dies noch anders; man definierte den Fuchs „als ein Stück Fleisch ohne Sinn, Witz und Verstand“ und behandelte ihn demgemäß: er mußte alles thun und alles geben, war Bedienter und Zahlmeister. Für einen Fuchs war alles gut, ihn anzuführen und auszubeuteln galt als Witz. Alte Häuser, deren Quellen von Hause versiegt sein mochten, quartierten sich bei Füchsen ein, zehrten mit ihnen und trugen ihre Kleidungsstücke; abgetragene, verkaufte oder zerschlagene Hemden wurden aus den vollen Koffern Neuangekommener ersetzt, schlechte Stiefel, deren Schäfte nicht mehr zusammenhalten wollten, wurden mit besseren vertauscht u. s. w. In dieser Auffassung von dem Wesen und Daseinszweck eines Fuchsen lebte der verbotene und unterdrückte Pennalismus früherer Jahrhunderte noch lange fort; heute finden wir seine Spur indessen nur noch in einigen wenigen Überresten alter studentischer Bräuche wieder.

Dahin gehört in erster Linie die „Fuchstaufe“, die beim ersten Kommers im Semester, dem sogenannten Fuchskommers, bei manchen Korporationen stattzufinden pflegt. Daß die Entstehung dieser Sitte eng mit dem Pennalismus zusammenhängt, zeigt eine aus dem Jahre 1633 überlieferte Notiz, wonach „in diesem Jahre zuerst etliche Studenten zu Rostock in öffentlicher Kommunität die Pennäle mit dem Biere, welches sie nicht hatten austrinken können, auf gotteslästerliche Art getauft, worüber der berühmte Jurist D. Cothmann geeifert.“

Heute dient die Fuchstaufe nicht mehr zum Vexieren der Füchse, sie ist vielmehr, wie die folgende Schilderung ihres Hergangs bei einer Berliner Korporation



Die Fuchstaufe.

zeigt, eine willkommene Gelegenheit zur Entfaltung von Witz und Laune. Der Fuchsmajor sitzt auf einem auf dem Tische stehenden Stuhle, hat ein großes Aktenstück vor sich und verliest eine in fürchterlichem Mönchslatein verfaßte Urkunde. Dann stellt er an die einzelnen Neophyten eine Reihe gelahrter Fragen, z. B. folgende:

„Scisne vulpecule, warum neue Häuser gebaut werden?"

Natürlich antwortet der Fuchs nicht richtig, worauf ihm die Lösung des Rätsels gnädigst gesagt wird; sie lautet: „Weil die alten keine Jungen kriegen."

Oder: „Was thut Herr So und So (der Kneipwirt), wenn ihm ein Kind stirbt?"

Wieder muß ihm die einzig richtige Antwort gesagt werden: „Er macht sich ein neues" u. s. w.

Nun erhält jeder Fuchs ein Diplom, wird in einer Rede des Fuchsmajors als ein Ausbund von Dummheit, Ungeschliffenheit und Erziehungsbedürftigkeit dargestellt, wird mit Bier begossen und erhält seinen Kneipnamen.



Eine Fuchstaufe zu Anfang der 70er Jahre.

Etwas anders pflegte es bei einer Bonner Korporation in den sechziger Jahren herzugehen. Hier erschienen zwei Verkleidete, ein männliches Individuum und eine Person in Frauenkleidern, der Fuchspapa und die Fuchsmama. Diese nahm auf einem Stuhle im Hintergrunde Platz, stöhnte und ächzte fürchterlich und machte dem Fuchspapa bittere Vorwürfe. Der also Gescholtene bat de- und wehmütig um Verzeihung und versprach, er würde es auch ganz gewiß nicht wiederthun. Sodann krochen die Füchse, die man hinter einer Draperie verborgen hatte, einzeln unter dem Stuhle der Fuchsmama hervor, worauf die Taufe in der oben geschilderten Weise vollzogen wurde.

Kehrt der Fuchs nach den ersten studentischen Ferien ins Semester zurück, so ist aus dem „krassen Fuchs" ein „Brandfuchs" geworden, ein Name, der seinen Ursprung einer heute fast verschwundenen Sitte verdankt. Über das „Brennen der Füchse" lesen wir in Schnabels Abenteuern: „Die älteren Studenten bildeten ein Spalier, bewaffneten sich mit ellenlangen, mit Talg und Öl beschmierten Fidibussen, zündeten sie an und suchten den jetzt aus einer Nebenstube durch ihre Reihen ge-

triebenen Füchsen die Haare zu sengen. Ein entsetzliches Jagen und Rennen, Toben und Lachen, Balgen und Entrinnen erhob sich jetzt, man glaubte sich in ein Tollhaus versetzt. Die „schlauen Füchse“ hatten Gläser und Krüge voll Bier über ihre Häupter gegossen, um das leicht zündbare Haar zu retten, aber gut mit Talg versehene papierne oder hölzerne Fidibus machten jene Vorkehrungen doch zu Schanden. Das Brennen der Füchse.

Jetzt wird diese alte Sitte, die vermutlich mit den Mutproben zusammenhängt, wie sie im Mittelalter jede Gesellschaft den neuaufzunehmenden Mitgliedern auferlegte, nur noch an einigen süddeutschen Universitäten geübt.

Auch die Sitte des „Fuchsrittes“, der zu Felix Schnabels Zeiten beim Fuchskommerse dem „Fuchsbrennen“ voranging, geht sehr wahrscheinlich auf einen ähnlichen Ursprung zurück, da er anfänglich im Freien auf wirklichen Pferden ausgeführt zu sein scheint. Sicher ist jedenfalls, daß die Dorpater Landsmannschaften, die ja



Fuchsbrennen der Frankonia zu München. Wintersemester 1842/43.
(Nach einem Aquarell im Besitz der Frankonia.)

sehr viel Altes — u. a. das „Fuchsprellen“, wobei die Füchse auf ein großes Tuch gelegt und durch Strammziehen desselben in die Höhe geworfen wurden — bewahrt haben, in den siebziger Jahren noch einen richtigen Fuchsritt auf Pferden ausführten. Die Korporationen machten einen Ausritt in die Umgegend, die Burschen bildeten mit langen Gerten bewaffnet Spalier, die Füchse mußten einen Berg hinunter und zwischen den Burschen hindurch reiten. Diese hieben auf die Anrückenden und ihre Pferde ein, wobei der Hauptspaß war, die armen Füchse zum Herabfallen aus dem Sattel zu bringen. Da Dorpat sich in seinen Sitten eng an die deutschen Hochschulen angeschlossen hat, so ist es wahrscheinlich, daß der Brauch in ähnlicher Gestalt auch hier bestanden hat; um so wahrscheinlicher, als auf dem umstehenden Bilde, das den Fuchsritt auf der Saxoborussenkneipe in Heidelberg 1831 vorstellt, ein Reiter auf einem wirklichen Pferde den Fuchsritt eröffnet. Doch war zu dieser Zeit die Sitte im allgemeinen schon zu einer bloßen „Biermimik“ herabgesunken, die in „Felix Schnabels Universitätsjahren“ folgendermaßen beschrieben wird. „Ein altes fideles Haus ergriff einen Stuhl, nahm die Lehne vorne, setzte sich gestiefelt und Der Fuchsritt.



Fuchsritt auf der Heidelberger Schwabenkneipe. 1830.



Fuchsritt (30er Jahre.)
(Nach einer Chromolithographie, comp. von F. Bamberger, lith. von Grünwedel.)

gespornt, bemalt und mit einem Schläger bewaffnet auf sein hölzernes Pferd und eröffnete den Fuchsritt. Krasse und Brandfüchse mußten auf gleichen Rossen dem Vorreiter folgen, der bald langsam, bald galoppierend unter lautem Gelächter, tollen Streichen und nach dem Takte des Liedes: 'Was kommt dort von der Höh'' um Tisch und Bänke in verschiedenen Touren herumsprengte".

Heutzutage wird der Fuchsritt in der Regel nur bei besonderen Gelegenheiten, wie auf dem Kommers nach der Fuchsaufnahme oder nach der Burschenrezeption veranstaltet; er verläuft so, wie er in „Schnabels Universitätsjahren" geschildert wird, nur mit dem Unterschiede, daß er durch das Fehlen der Sporen bei den Reitern noch mehr von seinem ursprünglichen Charakter eingebüßt hat, und daß er heute wohl überall von dem Fuchsmajor eröffnet wird.



Fuchsritt auf der Saxoborussenkneipe in Heidelberg. 1831.

Der „Fuchsmajor" war in den dreißiger Jahren ein ehrender Beiname, den derjenige unter den Füchsen erhielt, der sich zuerst bei seiner Verbindung paukte. Jetzt ist der Fuchsmajor ein älterer Bursch, oft sogar ein Inaktiver, dem die Erziehung der Füchse anvertraut ist; sein Amt ist demnach ein ernstes, da er nicht blos im „Fuchskränzchen", auch R. C. (Renoncen-Convent) genannt, den Füchsen das Wissenswerte in studentischen Dingen beizubringen hat, sondern auch die Verantwortung dafür trägt, daß die Füchse äußerlich und innerlich zu brauchbaren Mitgliedern ihrer Korporation erzogen werden. **Der Fuchsmajor.**

Die heitere Seite seiner Thätigkeit zu entfalten, bietet dem Fuchsmajor die Kneipe Gelegenheit, jene für das Studentenleben so überaus wichtige Institution, in der alte Überlieferungen sich wohl am meisten erhalten haben; manche der dort beobachteten Gebräuche würden uns, wollten wir sie bis auf ihre erste Entstehung verfolgen, in die germanische Urzeit zurückführen. Schon Tacitus sagt von den alten Germanen, daß sie es nicht für eine Schande hielten, die Nacht beim Gelage zuzubringen, und wenn es in einem Distichon der Anthologia latina heißt:

Inter *hails* goticum, *skapjam, jam matjam jad driggkam*
Non audet quisquam dignos educere versus:
Calliope madido trepidat se iungere Baccho,
Ne pedibus non stet ebria Musa suis,

so ist unter dem 'hails' jedenfalls ein Ruf beim Zutrinken, eine Art Gesundheitstrinken zu verstehen; denn der Sinn der Strophe ist nach Maßmann (Zeitschrift für deutsches Altertum. Bd. 1, S. 379) offenbar der, daß der lateinische Dachstubendichter über dem Lärm, welchen unter ihm die wilden Goten beim welschen Weine machten, zu keinem Gedichte kommen konnte. Scott beschreibt uns in seinem „Ivanhoe", wie sich die Sachsen im Hause Cedric's mit wassail und drinkail zum Trinken aufforderten, Formeln, die im Mittelplattdeutschen als wees heel und drink heel beibehalten wurden, und die noch heute in dem nordfriesischen was heal zu hören sind. Auch in



Ein Fuchsritt zu Anfang der 70er Jahre.

dem Willkommstrunk, dem geordneten Trinken der Handwerksburschen des Mittelalters, das Henrik Smidt in der Höge der Hamburger Brauersknechte so anschaulich schildert, liegen Anklänge an die studentischen Trinksitten. Aus allem geht hervor, daß ein geordneter Trinkcomment bei unseren Vorfahren aller Stände und aller Zeiten geherrscht hat. Ihn hat sich der Student angeeignet, hat ihn treulich bewahrt, weiter ausgebildet, ja schließlich zu einer Art Wissenschaft erhoben.

Die Trinksitten. Der älteste studentische Trinkcomment liegt uns in dem Jus potandi oder Zechrecht des Blasius Multibibus vom Jahre 1616 vor. Danach trank man schon damals totales, Ganze, und partiales, in Absätzen, man trank sich zu und mußte mit demselben Quantum Bescheid thun, entweder nach der Ordnung, wenn keine Person übergangen wurde, oder außer der Ordnung; man trank auf Brüderschaft, wobei man viele zierliche Worte gebrauchte, — durfte auch mit einem „Merkator" Schmollis machen propter victum et amictum. Man setzte einem Gaste den Willkomm vor, einen großen Becher, den er zu leeren hatte. Ferner trank man das „Römische Reich", einen ungeheuren Becher, der die Runde machte, man konnte auch zu vieren trinken, drei ad libitum, der vierte den Rest, man sang Kneiplieder beim Trinken, kurzum, man

hatte einen geregelten Kneipcomment. Die praktische Ausübung der hier gelehrten Theorie veranschaulicht das Zwischenspiel von Raue aus dem Jahre 1648 (citiert bei Fabricius, die deutschen Corps, S. 30 ff.), wo uns ein Auftritt inter pocula vorgeführt wird. Wir sehen die Pennäle den Schoristen das Bier einschenken, man trinkt sich „Gantze“ zu und leert einen Becher à la santé de la madamoysella; die Pennäle müssen das „Runda“ singen, und schließlich wird die Gemütlichkeit gestört, da ein Studiosus einem jüngeren auf ein vorgetrunkenes Quantum nicht Bescheid thun will, worin der letztere eine Geringschätzung erblickt, für die er dem andern einen „Bärenhäuter“ an den Kopf wirft.

Das Kneipen des 18. Jahrhunderts, das uns Fabricius in seinem ebenerwähnten Buche (S. 107 ff.) anschaulich schildert, hatte sich aus den vorher üblichen Schmäusen, bei denen in der Regel die Pennäle die Gastgeber waren, zu dem sogenannten „Hospiz“, bei dem ebenfalls auf Kosten des „Hospes“ gezecht wurde,



Hospiz in Jena, 1763.
(Aus einem Stammbuch.)

entwickelt. Die feuchtfröhlichen Zusammenkünfte der Studiosi fanden nicht, wie heutzutage, im Wirtshaus statt, sondern auf den einzelnen Buden. Der Hospes „invitierte“ seine Landsleute, bewirtete sie mit Brötchen und Kaffee, und dann konnte das eigentliche Hospiz beginnen. Der Hospes — falls er nicht das Amt dem erwählten Vicehospes abtrat — war eo ipso Kneipwart, sein Abzeichen der Hausschlüssel, durch dessen Klopfen er Silentium gebot. Er hatte unbeschränkte Macht, konnte jeden zu jedem beliebigen Quantum verdonnern und brauchte nur pro libitu zu trinken, d. h. zu nippen. So blieb er imstande, seiner Verpflichtung als Wirt nachzukommen, und konnte sein Ziel, alle Anwesenden „naß zuzudecken“, bequem erreichen, ohne selbst „voll“ zu werden. Daß es ihm nicht allzuschwer wurde, seine Absicht zu erreichen, dafür war gesorgt, zunächst durch die vielen auszubringenden „Gesundheiten“. Jeder mußte auf das Wohl der „Charmante“ trinken, d. h. der Dame, die er liebte. Nahmen zwei Gäste eine und dieselbe Charmante für sich in Anspruch, so suchte der eine sie dem anderen „abzuschwören“, indem er ihm 1—3 Ganze vortrank, die der andere nachtrinken mußte; dann konnte dieser wieder „nachschwören“, d. h. wieder drei nachzukommende Ganze vortrinken, u. s. w. ad infinitum.

Das Hospiz.

Nach dem Trinken auf die Charmanten hatten sich alle bei dem Hospes durch Vorkommen von Ganzen zu bedanken. So kam die Trinkerei in Zug. Ein verspäteter Gast mußte, um in Stimmung zu kommen, den „Willkommen", ein riesiges Glas, leeren, die Hälfte dessen zu sich nehmen, was von den anderen getrunken war, und auf aller Charmanten trinken; ihm mußte dann natürlich auch wieder nachgetrunken werden. Dazu wurden Lieder gesungen und holländische Pfeifen geraucht.

Wie es ein Jahrhundert früher, nach dem Jus potandi, nicht übel genommen wurde, wenn ein Zecher das, was er getrunken hatte, nicht mit nach Hause nahm, sondern „dem Herrn hospiti anstatt schuldiger Verehrung wiederum offerierte und zustellte", so durfte auch damals der Hospes kein schiefes Gesicht ziehen, wenn das in großen Quantitäten genossene Bier die üblichen Wirkungen äußerte und infolge davon der Fußboden sein Teil abbekam. Um dem nach Möglichkeit vorzubeugen,



Aus einem Stammbuch.
(Univ.-Bibl. Jena.)

stellte der vorsorgliche Hospes einen, allerdings neuen, „Großvater" mitten auf den Tisch, von wo ihn sich jeder nach Belieben langen konnte. Bierprozesse, d. h. „Abschwören" einer Sache, die man für recht hielt, mit 3 Ganzen, die der Belangte nachzutrinken hatte, um dann dem Kläger wieder 3 vorzuschwören, u. a. bildeten eine lustige Kurzweil und wurden ausgetragen, bis einer „revocierte" und „concedierte", worauf der Sieger einen Ganzen pro victoria und der Besiegte einen pro poena trinken mußte. So ging es fort, und „naß zugedeckt" ging jeder nach Hause, um am anderen Morgen den „Cornelium" oder „Kater" spazieren zu führen.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts taucht neben dem „Hospiz" die Bezeichnung „Commerce" oder „Kommersch" auf; beide scheinen sich ihrem Wesen nach nicht viel von einander unterschieden zu haben, nur trug, nach dem obenstehenden Stammbuchblatt zu urteilen, der „Kommers" schon damals einen feierlicheren Charakter, da er, wie wir sehen, mit Musik und im Freien abgehalten wurde. Das Aufkommen des Landesvaters, der patriotische Geist, der nach den Freiheitskriegen die meisten Zechgelage schon allein durch die Pflege des vaterländischen Liedes auf

Kommers und Kneipe.

ein höheres Niveau hob, drängten von selbst darauf hin, zwischen den zwanglosen Kneiperei und dem feierlicheren Kommers einen Unterschied zu machen. Jene fanden, wenigstens in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, noch vielfach auf den Studentenbuden statt und werden sich im allgemeinen, was Solidität und Ehrbarkeit betrifft, vor dem früheren Hospiz nicht sonderlich ausgezeichnet haben. Seitdem es aber üblich wurde, daß die Verbindungen, Landsmannschaften wie Burschenschaften, ganz bestimmte Kneipen, die sie regelmäßig besuchten, zu ihrem Quartier wählten, wurde das Kneipleben immer mehr von festen, durch den Comment geregelten Formen beherrscht. Heutzutage bezeichnet man die regelmäßig wiederkehrenden geselligen Zusammenkünfte als „Kneipen", die wiederum in „offizielle" und zwanglose oder „Spielkneipen" zerfallen, zum Unterschiede von den nur ein paar Mal im



Kneiperei auf einer Studentenbude.
(Nach einer Lithographie um 1815.)

Semester bei besonderen Gelegenheiten stattfindenden größeren „Kommersen", die sich als solche durch den größeren Aufwand von Ceremoniell und vor allem durch den Landesvater kennzeichnen. Die Kommerse haben im wesentlichen die Gestalt beibehalten, die sie zu Anfang dieses Jahrhunderts hatten. In den dreißiger Jahren ging es bei einem „Fuchskommerse" nach der Beschreibung, die in Felix Schnabels Universitätsjahren entworfen wird, folgendermaßen her: „Obenan saßen die Senioren und Subsenioren als Präsides, sie stimmten die von der Musik begleiteten Lieder an, klopften, wenn ein Vers oder der Gesang aufhören oder Ruhe herrschen sollte, laut mit ihren blanken Schlägern auf die Tafeln, daß Gläser und Flaschen klirrten, geboten herrschend silentium und diktierten das von den Anwesenden nach Verschiedenheit ihres Burschenalters zu trinkende Quantum, welches die Füchse stehend und mit entblößtem Haupte, die Brandfüchse sitzend mit abgenommener Mütze, oder stehend mit der Mütze auf dem Kopfe, junge, alte und bemooste Burschen ohne Ceremoniell leerten, die Kandidaten hingegen an ihren eigenen, Tischen nach Wohlgefallen — ad libitum — auf das gegenseitige und allgemeine Studentenwohl trinken konnten.

„[illegible] bedient waren, wurde von den Prä- [illegible] im Kreise, trinkt nach alter Väter [illegible] angestimmt. Nach Beendigung des [illegible]: 'Schmollis, Brüder Präsides!' [illegible] an die Menge mit 'Schmollis [illegible] „Fiducit!" erwidert wurde. [illegible] gewisse Quanta trinken, [illegible] Gläsern beglückt — rekom- [illegible] dieser erste Akt geschlossen. [illegible] wie: 'Vom hoh'n Olymp [illegible] wurden mit denselben, oder ähn- [illegible] gesprochen und noch mehr ge- [illegible] Tabaksqualm, der aus dem niedern



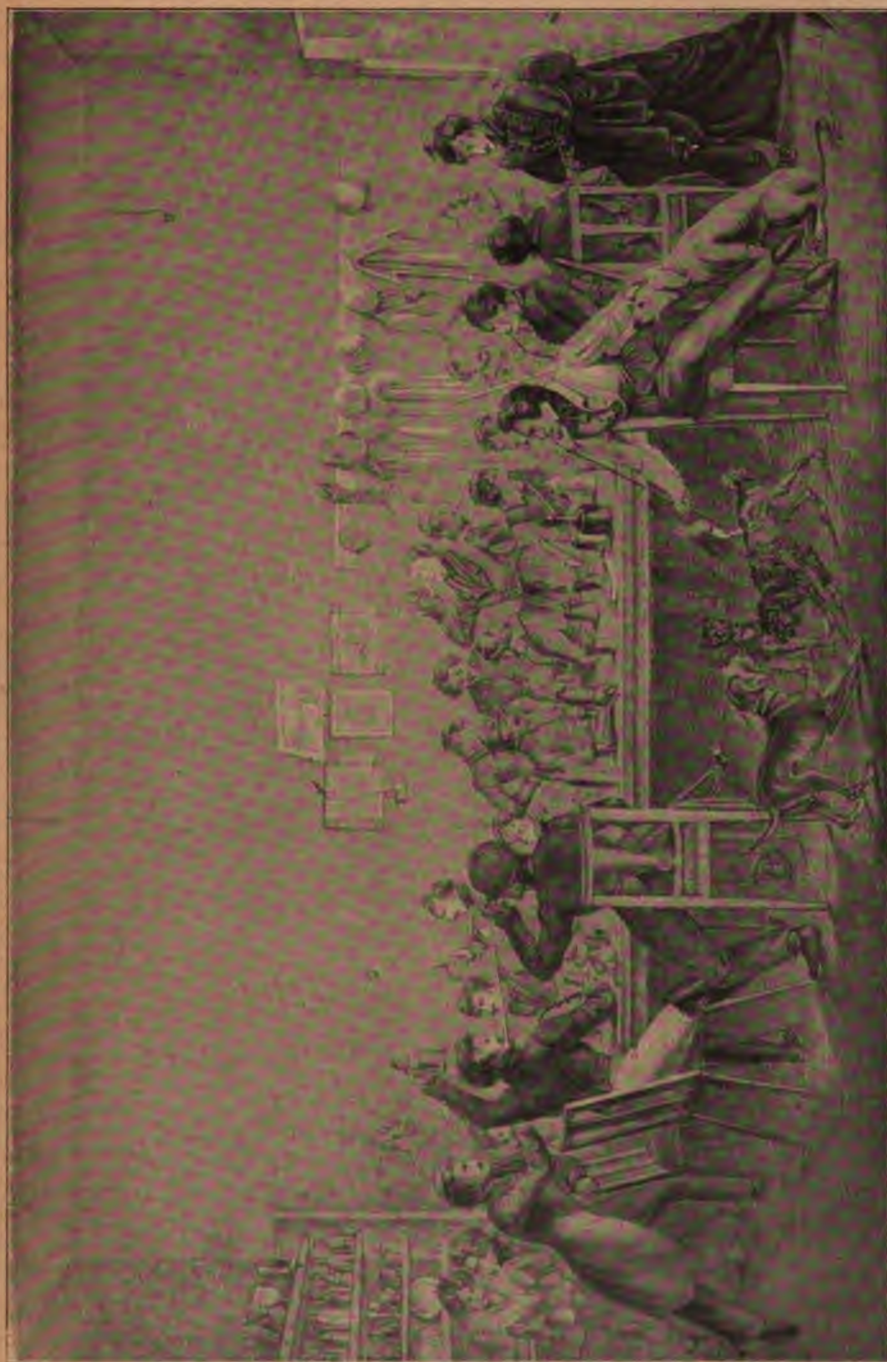
Kommers in Heidelberg um 1815.
(Im Mittelpunkt der „Fürst von Toren". Zeichnung von F. Rottmann.)

Saale keinen Ausgang finden konnte, wurden nach und nach schon viele lustig und selig, ein Zeichen, daß man mit den noch übrigen Gebräuchen und Ceremonien eilen müsse."

In den hier erwähnten, in vorgerückter Stunde und bei angeregter Stimmung vollzogenen Ceremonien, von denen wir den „Fuchsritt" und das „Fuchsbrennen" schon kennen gelernt haben, gehört auch der „Fürst von Toren", der noch heute nicht ganz in Vergessenheit geraten ist und hie und da aufgeführt wird. Diese Sitte, die ohne Zweifel mit dem weiter unten zu behandelnden Hofstaat zusammenhängt, wird von Löscher in den „Burschenschaftlichen Blättern" (Bd. 6, 2, S. 122) folgendermaßen beschrieben: Einer, der den Fürsten macht, setzt sich auf einen Stuhl, der auf die Kneiptafel gestellt wird, und zwar mit dem Szepter in der Hand, zwei Lakaien reichen dem Fürsten zu trinken dar und, während er trinkt, singt der Chor das bekannte Lied. Das dauert so lange, bis alle gekrönt sind.

In Jena wurde in den 70er Jahren der Fürst von Toren auf folgende Weise ausgeführt. Das Faß wurde auf den Kneiptisch gestellt, alle Stühle weggerückt und die in der Kneipe hängenden Hörner mit Bier gefüllt. Dann stieg einer als Fürst auf das Faß und sang Solo die erste Strophe des Liedes:

„Ich bin der Fürst von Toren etc."



Kneipe (Würzburg 1828.)
(Nach einer Lithographie von Eckert, herausgegeben von Förtsch.)

Ihm antwortete die Korona, die mit den Hörnern und vollen Kännchen angetreten war, mit der 2. Strophe:

„Euer Gnaden aufzuwarten 2c.“

Diese Strophe wurde gesungen, indem man im Takt um den Tisch herumging. Hierauf sang der Fürst wieder allein die dritte Strophe:

„Ihr Jäger, spannt's Gefieder“

und nach Schluß derselben reichte ihm einer aus der Korona sein Trinkgefäß, das der Fürst austrinken mußte. Während er trank, wurde gesungen:

„In's Horn, in's Horn, in's Jägerhorn,
Sauf zu, sauf zu, du Fürst von Torn.“

Nachdem also der Fürst sein Gemäß geleert hatte, sang er die letzte Strophe:

„Was nützt mir nun 2c.“

und bestimmte seinen Nachfolger.



Der Fürst von Toren.

Hatten alle „gesessen“, so war die Ceremonie und die Kneipe zu Ende.

Der Salamander. Eröffnet werden Kommers und offizielle Kneipe heute wohl überall mit dem Salamander. Da dieser Brauch in der aus „Schnabels Universitätsjahren“ citierten Beschreibung des Halleschen Fuchskommerses nicht erwähnt wird, scheint man ihn zu Schnabels Zeiten noch nicht gekannt zu haben, obschon, wie wir gleich sehen werden, etwas Ähnliches schon damals gerade in Halle existiert haben muß. Über den Ursprung des Salamanders und die Bedeutung des Namens sind die gewagtesten Vermutungen aufgestellt worden. Man will in dem Wort einfach nur eine Zusammenfassung und Entstellung aus „Sauft alle miteinander“ erkennen; man hat den Salamander ferner mit dem Bonner Universitätsrichter v. Salomon in Verbindung gebracht; da indessen, wie G. von Szczepanski in den „Bonner Skizzen“ bemerkt, das Salamanderreiben schon lange vor der Amtsführung des Herrn v. Salomon im Schwange war, kann das Wort kaum von ihm herrühren. Szczepanski will das Reiben der Gläser auf den Tischen auf das Bedürfnis zurückführen, die Gläser von

der anhaftenden Flüssigkeit zu befreien, weil man zu Anfang dieses Jahrhunderts noch keine Bieruntersätze kannte.

Interessant und einleuchtend zugleich ist die Erklärung Hofmeister's, der (in der „C.C.-Zeitung" vom 22. Mai 1897) aus eigener Erinnerung zur Aufklärung des Geheimnisses folgendes beisteuert: „Als in den Jahren 1873 und 1874 etwa die Frage nach dem Ursprung und dem eigentümlichen Namen des Salamanders in Fluß kam, fügte es sich, daß ich mit einigen Freunden in der bekannten Weinstube von Jakob Broich in Halle mit einem alten Herrn der 1834 suspendierten Landsmannschaft Pomerania zusammentraf und die Gelegenheit wahrnahm, diesen nach seinen Erinnerungen über den Salamander zu befragen. Die Antwort lautete dahin, daß allerdings zu seiner Zeit, also um 1830, bei den Hallenser Pommern ein so benannter Brauch in Übung gewesen sei, der sich aber wesentlich vom heutigen



Fürst von Toren

Salamander unterschieden habe. Die Einzelheiten waren ihm entschwunden, das eine wußte er aber ganz genau, daß es dabei **gebrannt** habe. Ähnliche Andeutungen hatten sich auch anderwärts gefunden, und schon der Name des Feuertieres mußte etwas derartiges nahe legen.

Als mich dann nach Jahren das Geschick an die Küste der Ostsee führte, lernte ich hier eine ganz besondere Art von Getränk kennen, das besonders in den Kreisen älterer Schiffskapitäne und sonstiger seebefahrener Leute beliebt ist und von diesen in den kleinen Strandorten namentlich im Winter, wenn die ‚Berliner', wie hier alle Sommergäste mit Vorliebe bezeichnet werden, den Strand geräumt haben und die Bewohner wieder unter sich sind, gern bereitet wird — die sogenannte ‚Füertangenbowle'. Das Rezept dazu lautet: Man nimmt einige Flaschen guten Rum oder Arac, aber ohne jedes Wasser, gießt diese in ein feuerfestes Gefäß, legt darüber eine gewöhnliche blankgeputzte Feuerzange (daher der Name), packt auf diese eben so viele Pfund grobgeschlagenen Zucker, wie man Flaschen Rum oder Arac genommen hat, und zündet nun die Flüssigkeit im Kessel an. Der Zucker, der vorher gleichfalls

mit Rum begossen ist, tropft nun schmelzend und brennend in die stetig umgerührte Flüssigkeit. Wenn alles geschmolzen ist, ist das Getränk, das inzwischen ungefähr auf den dritten Teil zusammengebrannt ist, fertig und wird so genossen. Es ist ein ganz vorzüglich wärmendes, mild schmeckendes, aber auch recht kräftiges Gebräu, das so erzielt wird und welches große Ähnlichkeit mit dem besten schwedischen Punsch hat. Wenn man die Gläser vorsichtig schüttelt oder auf dem Tisch hin und her bewegt, wie beim ‚Reiben' des Salamanders, gelingt es auch im Glase noch den Inhalt eine Zeitlang im Brennen zu erhalten. Zur Erhöhung der Feierlichkeit bei dem ernst zu bereitenden Werke pflegen beim Anzünden der Flüssigkeit alle übrigen Lichter entfernt zu werden, sodaß die erwartungsvoll herumstehenden Teilnehmer nur von den fahlen, flackernden Flammen des Spiritus beleuchtet werden, und es soll, wie mir von durchaus vertrauenswürdiger Seite mitgeteilt wurde, hier und da noch



Kommers in Heidelberg 1827.
(Zeichnung von Fohr.)

Sitte sein, während des Umrührens einen Spruch zu murmeln. Näheres über den Spruch selbst habe ich aber nicht in Erfahrung bringen können.

Wer denkt hier nicht an die Beschwörungsformel im ‚Faust':

Salamander soll glühen,
Undene sich winden,
Sylphe verschwinden,
Kobold sich mühen!
Wer sie nicht kennte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wär kein Meister
Über die Geister.

Die alten Seebären in Wustrow und Ahrenshoop werden freilich wohl nicht gerade diesen Spruch angewendet haben, daß aber ein Studio bei der Bereitung des überall verbreiteten und geschätzten **Crambambuli** (denn dies ist mit der beschriebenen Füertangenbowle identisch) sehr leicht darauf kommen konnte, ja mußte, liegt

auf der Hand. So haben wir den alten und echten Salamander, von dessen Ceremoniell dann einiges auf den Biercomment übertragen wurde. Der Bonner Salomon ist hineingekommen wie Pontius Pilatus ins Credo."

Den Höhepunkt seiner Feierlichkeit erreicht der Kommers durch den **Landesvater**, einen Brauch, der eben nur dem Kommers eigen ist.

Der Landesvater

Nach G. von Szczepanski hat der Landesvater seine jetzige Fassung während der Franzosenzeit erhalten, und das Durchbohren des Hutes soll nach ihm das Durchbohren von Napoleons Hut oder des Hutes des Tyrannen à la Geßler bedeuten. Wahrscheinlicher als diese Erklärung von der Entstehung des Landesvaters ist die Ansicht, die Fabricius in seinem Buche über die deutschen Corps vertritt. Er ist der Meinung, daß das Hutdurchbohren, die Hauptceremonie beim Landesvater, mit dem alten Brüderschafttrinken zusammenhänge. Diese Ceremonie habe schon früher an



Landesvater.
(Aus einem Gießener Stammbuch von 1785 im Besitz des Oberhess. Geschichtsvereins in Gießen.)

den Universitäten als ein Zeichen des Opfers bestanden, das man dem neuen Bruder zu bringen gewillt sei. Das Brüderschafttrinken für die ganze Korona war im 18. Jahrhundert bei jedem Hospiz Sitte, und da meistens die Landsleute zusammenkneipten, so wurde auch des Landesvaters beim Brüdergesange gedacht, und zwar in einer besonderen Strophe, die lautete:

Landesvater,
Schutz und Rater,
Es lebe mein . . . hoch,
Ausbund auserles'ner Prinzen,
Schutz der glücklichsten Provinzen,
Ehr und Hoheit krönen ihn.

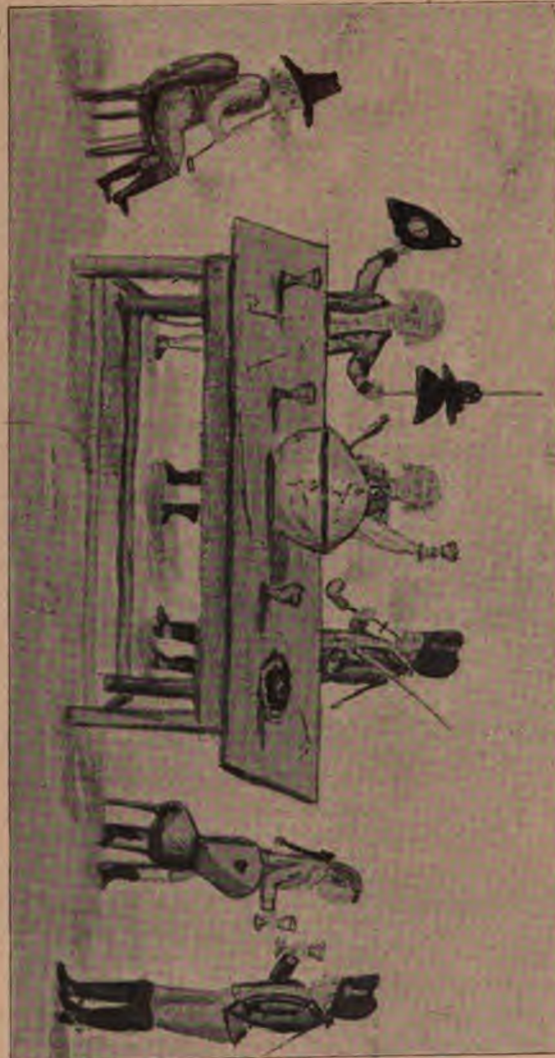
Dann wurde dem Landesvater — wie sonst dem Freunde — zu Ehren der Hut durchstochen. Das war die ganze Ceremonie, außerdem sang man noch improvisierte Strophen, die oft recht unanständig waren, so daß die ganze Sitte in Verruf kam.

Der Renommisten-Comment aus dem Jahre 1776 erwähnt auch den Landesvater als eine bemerkenswerte Übung aus alten Zeiten, und fügt, indem er ihn beschreibt,

hinzu: „Der Präses durchsticht den Hut mit dem Schläger, und so einer nach dem andern, damit nämlich das Loch im Hute sei, sowohl ein Sinnbild des Todes für das Vaterland, als auch ein Denkzeichen der guten Brüderschaft.“

Ähnlich heißt es im Taschenbuch für Studenten, dem die oben S. 86 wiedergegebene bildliche Darstellung des Landesvaters entnommen ist:

. . . . singt seinem König zu Ehren,
Ihm wird das Haupt bedeckt mit dem Hieber
Und zum Hundsvott erklärt, der sich erkühnt, ihn zu schimpfen.



Landesvater um 1790.
(Aus einem Stammbuch im Besitz des Herrn Dr. Schneider in Berlin.)

Erst in diesem Jahrhundert nahm der Landesvater die heute übliche Form an; man trank auf das Wohl des Vaterlandes und der Brüderschaft. Die bekannte Bearbeitung des Weiheliedes „Alles schweige“ findet sich zuerst in den deutschen Burschenliedern (Jena 1817). Der Hergang ist im großen und ganzen, von einzelnen Abweichungen des Liedes abgesehen, so geblieben, wie er in „Felix Schnabels Universitätsjahren“ beschrieben wird: „Mit Ruhe und Würde wie der Anfang: 'Alles schweige, jeder neige ernsten Tönen jetzt sein Ohr', befiehlt, wird der Landesvater begangen: die Präsides, jetzt mehrenteils nur die ersten Chargierten, außer in dem Falle, daß diese zu schlecht singen, teilen die Anwesenden in gleiche Teile und ordnen die Plätze so, daß jeder seinem vis-à-vis gerade gegenüber sitzt und so verbleibt, stellen sich dann, je zwei, an die obern und untern Enden der Tafeln, daß jeder ein Viertel seines Tisches überkommt. Nach der Zahl der Anwesenden werden zwei bis sechs und mehr Tafeln geordnet und besetzt. Mit spitz geschliffenen Schlägern Ruhe gebietend und den Takt auf den Tischen andeutend singen die Präsides allein die erste Strophe, schreiten dann links und rechts zu ihren Nachbarn, stoßen mit diesen die Gläser an und singen, zu ihnen gekehrt: 'Nimm den Becher, wackrer Zecher, vaterländischen Weines voll; nimm den Schläger in die Linke, bohr ihn durch den Hut und trinke auf des Vaterlandes Wohl!' Der so singend Angeredete thut das Begehrte, legt, nachdem die Mütze durchlöchert und auf die Glocke geschoben, die beiden ersten Finger seiner Rechten auf die Klinge, und singt Solo: 'Ich durchbohr' den Hut und schwöre, halten will

ich stets auf Ehre, stets ein flotter Bursche sein.' Diese Prozedur wird bei allen Anwesenden von den verschiedenen Präsides wiederholt, die mit einem jeden, wenn auch nach Belieben, wenig oder mehr trinken und dadurch oft so hinfällig werden, daß sie ihr Amt nicht verrichten oder vollenden können. Nachdem die Mützen der Menge durchlöchert und an dem Schläger befindlich sind, treten an jedem Tischende die Präsides auf Stühle und durchbohren ihre Kopfbedeckungen, wechseln dann die Schläger und Mützen und teilen sie, dem Gegenübersitzenden die oberste Mütze hinreichend und den Schläger auf dessen Haupt legend, wieder aus. Bei diesem Akt singen sie: 'So nimm ihn hin, dein Haupt will ich bedecken, und drauf den Schläger strecken, es leb' auch dieser Bruder hoch, ein Hundsfott, der ihn schimpfen soll'; dann fällt der Chor ein: 'So lange wir ihn kennen, woll'n wir ihn Bruder nennen, es leb' auch u. s. w.' So der Reihe nach bei jedem, und hiermit ist der Landesvater und gewöhnlich auch der Kommers beschlossen."



Landesvater in Göttingen (um 1816).
(Nach einem Kupferstich, bei Wiederhold in Göttingen erschienen.)

Während der Kommers und auch die offizielle Kneipe sich in dem Rahmen einer feststehenden Ordnung abspielt, geht es auf den sogenannten „Exkneipen" ungebundener und regelloser her. Jede Korporation hat eine besondere Exkneipe, d. h. ein Lokal außerhalb des Weichbildes der Stadt, gewöhnlich in einem nahegelegenen Bierdorfe, wohin an schönen Sommernachmittagen, wenn der Tag nicht durch Mensur, Kneipe oder sonstwie besetzt ist, die mehr oder weniger vollzählige Verbindung ihre Schritte lenkt. Das Bild einer solchen Exkneipe mag bisweilen auch heute noch nicht viel anders sein als zu Schnabels Zeiten, der sich als Fuchs auf die Sommerkneipe der Hallenser Märker in Kröllwitz begiebt. „Auf der Fähre, die den ungeduldig Sehnsüchtigen an das andere Ufer der Saale und in den Kreis der Erwählten bringen sollte, vernahm er schon das Lärmen, Schreien und Singen der lustigen Kameraden, sah auf dem vorspringenden Felsen und auf dem vor der Bergschenke befindlichen freien Platze orangefarbige und weiße Mützen, sich umhertummelnde Burschen in Hemdsärmeln, beißende, bellende Hunde, den geschäftigen Wirt und Kellermädchen, die sich kaum den Umarmungen und gewaltsamen Berührungen lockerer Zeisige — es war noch am Tage! — zu entwinden vermochten". Die Exkneipe.

Den Hauptglanz empfängt die Exkneipe, wenn auf ihr seine königliche Hoheit der Bierherzog einen „Hoftag" abzuhalten geruht. Die Anfänge des heutigen Hoftagwesens sind im 17. Jahrhundert zu suchen. „Es ist geschehen", berichtet Meyfart, „auf der Universität zu N., daselbst theten sich zusammen etliche junge Lappen, vnd scholten jhre Gesellschaft die Cavalierer (d. i., die Ritter) der Ehren: Das Haupt dieser Rotte hieß Apollo, hatte neben sich neun Musen vnd drey Gratien. Andere, welche vber dieser Zahl waren, führten den Titul Expectanten. Sie machten Satzungen, theils von Narrentheidungen, theils von Saufftereyen, wie Apollo erstlich drey Gläser außtrinken, vnd hernach die Gesellschaft das Maul in die Schwemme jagen vnd baden, vnd der Oel-Götze Apollo verehret werden solte". Nach Fabricius (Die deutschen Corps, S. 125) müssen noch früher Trinkerreiche existiert haben; er erwähnt, daß Eobanus Hessus König in einem Erfurter Humanisten-Trinkreiche gewesen sei, und daß am Ende des 16. Jahrhunderts in Tübingen die „Königreiche" abgeschafft worden seien; er zitiert eine Stelle aus den „facetiae facetiarum", wonach die Studenten auf einem Bierdorfe sich einen comes oder princeps wählten, dem alle zu folgen hatten. Auch in dem Promovieren zum Doktor „Cerevisiae et Vini", sowie in dem „Papstspiel" des vorigen Jahrhunderts haben wir nach Fabricius direkte Vorläufer des Bierstaats zu sehen.

Der Hofstaat.



Exkneipe.
(Gezeichnet von Eckert 1828, herausgegeben von Förtsch.)

Einen solchen Bierstaat lernt auch Schnabel auf der eben erwähnten Exkneipe der Hallenser Märker kennen. „Der Großherzog mit dem jedesmaligen Namen 'Aar' wurde unter den Befähigtsten und Tüchtigsten im Gebiete des Trinkens erwählt und herrschte monarchisch-konstitutionell, indem die Großen des Reichs, die eine Kammer bildeten, nicht selten in Opposition traten, den betrunkenen Fürsten zeitweise suspendierten, den tyrannischen zur Abdankung oder Änderung seines Regierungssystems zwangen. Sonst war der Großherzog angesehen und hochgeehrt, prangte bei festlichen Gelagen in Purpurmantel mit Krone und Szepter und hatte einen sehr großen Hofstaat: Erztruchseß, Erzkämmerer, Erzmundschenk, Ceremonienmeister, Herolde, Pagen, Knappen und Hofgesinde. Jeder, der in diesem Staat das Bürgerrecht erlangen wollte, mußte eine gewisse Quantität Breihahn in fünf Minuten einschütten, Füchse und junge Burschen nicht unter acht Gläser, ältere Häuser nach Belieben. Höhere Chargen, Orden, Belobungen in der Hofzeitung und andere Auszeichnungen erwarb die vermehrte Gläserzahl in eben jener Zeit; es haben sehr befähigte Leute — kaum sollte man es glauben! — vierzig Gläser, also über fünf Steinkrüge in fünf Minuten hinein und alsbald auch wieder herausgeschüttet!

Jeder Neuling erhielt eine Charge, Füchse und schlechte Trinker zählten zum Gesinde, höchstens zu den Knappen und Pagen, bessere Bacchusdiener nahmen höhere Stellen ein. An Hoftagen, bei einer neuen Wahl und Krönung des Großherzogs, am Stiftungstage und anderen Festen ging es hoch und prächtig her: Jeder verschaffte sich, oder wählte unter der eigenen Garderobe, einen seinem Stande angemessenen Anzug, Gesandte in Staatsgewändern erschienen von anderen, dem Kröllwitzer ähnlichen Staaten, Musik und Lieder erschollen, ein würdiger Umzug wurde

gehalten und sehr viel des edlen Stoffes aller Art getrunken und verschüttet. Eine der angesehensten, aber mühseligsten Stellen bekleidet der Hofpoet, der wöchentlich eine Hofzeitung bei gänzlicher Preßfreiheit schreiben, passende Gesänge und Lieder dichten und die Thaten seines Gebieters preisen mußte, dafür hatte er zwar, wie auch der Großherzog, freie Zeche, konnte jedoch, wenn er sein Amt gut versehen wollte, wenig den Studien obliegen. Noch mühsamer und nichts einbringend war das Geschäft des Totenfuhrmanns, dem es oblag, mit seinem noch nüchternen Gehilfen die des ‚süßen Getränks Vollen' in die Totenkammer, ein mit Stroh bedecktes finsteres Gemach, zu bringen".

Die eigentliche Heimat des Bierstaats ist Jena, auf dessen Bierdörfern zu Schnabels Zeiten die Verbindungen, so oft sie sich in den Dörfern aufhielten, immer eine Art Hoftag abgehalten zu haben scheinen. Jedenfalls galt in Wöllnitz, Lichtenhain



Eine Exkneipe in den 30er Jahren.
(Nach einer Lithographie von Kaiser.)

und anderen Bierdörfern nicht der sonst übliche, auch in Jena giltige Comment, sondern der in einem besonderen Gesetzbuch niedergeschriebene „Burgbrauch". Alles hatte in dem Bierdorf besondere, aus der alten Ritterzeit entlehnte Namen; das Bauernhaus, die Kneipe, hieß „Burg", der Wirt und seine Angehörigen „Burgvoigt, Burgfrau, Burgfräulein" u. s. w., die Mistpfütze vor der Thür „Burgteich", die Trinkgeräte „Humpen" und „Lanzen", eine Biersuite „Fehde" u. s. w.

Alles das hat sich in Jena bis auf den heutigen Tag noch unverändert erhalten. Jetzt pflegt der Hoftag namentlich bei Gelegenheit der Feier eines Stiftungsfestes mit besonderem Glanze abgehalten zu werden und alsdann — von dem der Entfaltung von Witz und Laune gelassenen Spielraum abgesehen — etwa folgenden typischen Verlauf zu nehmen: Bald nach dem Mittagessen versammeln sich die Mitglieder der feiernden Korporation auf der Kneipe, um sich zu kostümieren; dann erscheinen die Wagen, und der Zug setzt sich in Bewegung. Voran reitet der Herold in mittelalterlicher Tracht. Er trägt ein Schwert und das Reichsbanner, das mit den Bierfarben — die andere sind als die Farben der Couleur — versehen ist. Nach

ihm kommt der Wagen mit der Musik — der Jenenser Stadtkapelle — und dann der Wagen Sr. Hoheit des Herzogs, von vieren gezogen. Neben dem Kutscher sitzt der Leibmohr der Herzogin, ein Fuchs in rotem Hemd und weiten Beinkleidern, in der Hand hält er einen gewaltigen Sarras, er trägt schwarze Handschuhe und eine Negerperrücke, das Gesicht ist ihm mit „Graphit" glänzend schwarz gemacht. Im Fond des Wagens lehnt das herzogliche Paar, der Herzog mit Krone, Purpurmantel und Szepter, die Herzogin — ein Fuchs mit glattem Gesicht, aus dem etwaige Anzeichen eines zukünftigen Bartes sorgfältig entfernt sind — in modernem Damenkostüm. Auf dem hinteren Trittbrette des Wagens steht der Leibnarr und erste Hofpage des Herzogs, der mit einer Schweinsblase in die Zuschauermenge hineinschlägt. Folgen mehrere Wagen mit „stinkenden Geistern". Jedes Semester nämlich stirbt der Herzog, ein neuer folgt ihm, aber der Geist will doch auch mitfeiern; so erscheinen die seligen Herzöge in Leichenhemden oder Bettlaken gehüllt, auf dem Kopfe ein messingnes Diadem mit ihrer Regentennummer — sie bringen von den himmlischen Gefilden übrigens einen Höllendurst mit. Nun kommen die Burschen, die alle Ritter und Prinzen sind und zugleich als Kammerherrn, Schnellmaler, Reichsapotheker fungieren; ferner der Kriegsminister Sr. Hoheit, allein ein Ponyviergespann lenkend, in eigelbem Frackanzuge mit römischem Schilde, Ritterschwert und griechischem Helm. Auch die Geistlichkeit darf nicht fehlen: der Erzbischof, umgeben von einigen Mönchen, fährt in einem besonderen Wagen. Sodann folgt der Wagen mit den jetzt Sch . . ßbürger genannten Füchsen, die von dem Sch . . ßbürgermeister befehligt werden. Den Schluß macht die Himmelsziege, ein in Jena beliebtes Gefährt, mit zwei als Verbrechern kostümierten Füchsen und dem Reichsschinder, der wahrhaft schrecklich aussieht, endlich wieder einige Reiter und zuletzt der Nachtwächter des Bierdorfes mit Horn und Hellebarde in eigner Person.

Dieser Zug fährt nun zunächst nach dem Markt hin, dreimal um den „Hannfried", und dann zur Stadt hinaus. Auf dem Bierdorf ist die „Burg" in Stand gesetzt; ein feierlicher Einzug findet statt, die Hoheiten nehmen auf dem Throne Platz, neben ihnen Mohr und Narr, und der Hoftag kann beginnen. „Burgfriede" ruft der Herzog statt silentium, „Burgfriede" wiederholt der Narr, und achtungsvoll lauscht man der Thronrede, die der Herzog seinen geliebten Unterthanen vorliest. Der Narr spricht die Worte seines Herrn nach, verdreht sie aber. Sagt der Herzog z. B.: „Ich verkünde von meinem erbgesessenen Thronstuhle", so sagt der Narr: „Ich verkünde von meinem abgesessenen Kofferstuhl" u. s. w. Nachdem die Thronrede verlesen und Titel und Auszeichnungen verliehen worden sind, beginnt das Turnier. Jemand wendet sich zu einem andern und sagt z. B.: „Fürst von Klosewitz, ich werfe Euch ein Länzchen!" „Aufgehoben!" sagt der Klosewitz, und beide trinken zu gleicher Zeit ein Gemäß Bier — der Sieger ruft: „Fürst v. Klosewitz in den Sand gestreckt."

Zur Abwechselung werden einzelne vor den Herzog geführt, wo sie knieend ein Gemäß leeren müssen und mit Bierorden dekoriert werden. Der Büttel oder Schinder ist in ewiger Bewegung, und alle, die gegen den „Burgbrauch" verstoßen, kreidet der Reichsherold an die „Acht-Tafel" an. Revolten der Bürger unterbrechen das Einerlei, werden aber meist schnell erstickt, und die Attentäter müssen etliches und noch einiges pro poena trinken.

Zum Schlusse kommt das große Ordensturnier. Die Bewerber um einzelne Orden melden sich beim Narren, der sie aufschreibt, und der Herzog bestimmt die Kämpfer. Diese treten an und trinken nun um die Orden auf Kommando. Wer zuerst fertig ist, ist Sieger, wird vom Herzog geschmückt und trinkt ein Gemäß pro laude. Der Besiegte meldet sich weiter. Einen höheren Orden kann sich nur der Sieger erkämpfen. Die zu bewältigenden Quanten sind: 1. ein Länzchen = $^1/_3$ l; 2. ein Doktor = $^2/_5$ l; 3. ein Kännchen = $^1/_2$ l; 4. 1 Kanne = 1 l; 5. ein Kännchen u. eine Kanne = $1^1/_2$ l; 6. zwei Kannen = 2 l. Abgesetzt darf nicht werden, der „Obergerbrat" hat aber den Weg zum Fenster freizuhalten. Während der ganzen Zeit des Hoftages ist die Bauernschaft im Lokal und trinkt frei mit; denn mächtige Fässer voll

Lichtenhainer liegen zum Verzapfen an den Wänden bereit. Bei Morgengrauen geht es zu Fuß oder zu Wagen nach Jena zurück.

Wie schon erwähnt, herrscht auf den Hoftagen ein eigner Comment, der „Burgbrauch"; er unterscheidet sich freilich von dem gewöhnlichen Comment nur durch die mittelalterlich zugestutzten Ausdrücke. Der **Biercomment**, über dessen Alter und Entstehung schon gesprochen wurde, ist, nach der Definition eines Jenenser Biercomments aus den 40er Jahren, „die Richtschnur, welcher ein jeder eifrige Verehrer der heiligen Cerevisia nachzukommen streng verpflichtet ist." Nach § 2 desselben Comments soll er „zu dem erhabenen Endzweck führen, teils das gesellige und heitere Leben auf den Kneipen nicht durch unnötige Streitigkeiten zu stören, teils aber auch und besonders Ruhe und Ordnung beim Commers und anderen Trinkgelagen zu erhalten." Kürzer und präziser bestimmt der Leipziger L. C.-Comment vom W. S. 1887/88 seinen Zweck als gerichtet auf „die Herbeiführung bierrechtlicher Verhältnisse und eines geordneten Bierwesens." Überhaupt hat man sich bemüht, dem heutigen Biercomment durch juristische Fassung seiner Paragraphen den Charakter eines Gesetzbuchs zu verleihen; so zerfällt der genannte Leipziger Comment in einen civilrechtlichen Teil, der das Personenrecht und das Obligationenrecht umfaßt, und einen strafrechtlichen Teil, der vom Abfassen, vom Spinnenlassen, vom pro poena-Trinken und vom Bierverschiß handelt. Inhaltlich unterscheiden sich die beiden mehr als vierzig Jahre auseinander liegenden Bier-Comments nicht sehr; auch der ältere handelt vom „Vortrinken", vom „Bierskandal", heute gemeiniglich „Bierjunge" genannt, vom „Cerevis", d. h. dem Eid in Biersachen, vom „Bierverschiß", von der Wiedererlangung der „Bierehre" und vom „Bierconvent", dem heutigen Biergericht. Ein besonderer Abschnitt des älteren Comments ist überschrieben: Vom ex pleno-Bieten. Aus der Beschreibung dieses Aktes, bei dem der Bietende den Strafbaren dreimal mit den Worten auffordert: „ex pleno", und dieser bei Strafe des Bierverschisses nachzutrinken hat, geht hervor, daß dieses ex pleno-Bieten nichts anderes ist als unser heutiges Spinnenlassen.

Der Biercomment.

Der **Bierskandal**, der heute einfachere Formen angenommen hat und nur noch in der Gestalt der „einfachen" und „doppelten Bierjungen" üblich ist, war nach dem Jenenser Comment noch ziemlich kompliziert; man unterschied danach verschiedene Grade des „Sturzes": Renommage (1/4 Doktor), Gelehrter (1/2 Doktor), Doktor (wohl das Normalmaß = 1 Ganzer), Papst (2 Doktoren), Seraph (4 Doktoren), Christenheit (8 Doktoren) und Gottesacker (16 Doktoren). Daß diese Bestimmungen des Biercomments nicht bloß graue Theorie waren, sondern auch in der Praxis Anwendung fanden, geht aus den „Bonner Skizzen" (1839) von G. v. Szczepanski hervor, wo wir von einer richtigen P. P.-Suite, die zwischen den einzelnen Corps mit Bier ausgefochten wurde, lesen. „Als Kommando diente ein dem Mensurkommando analoges: ‚Auf die Mensur! — stoßt an! — setzt an! — los!'. Man kontrahierte sich auf mehrere Stangen, die den Namen der alten großen Gefäße: Papst (2 Stangen), Christenheit (4 Stangen), Ozean (8 Stangen) hatten. Das Turnier dauerte stundenlang, endlich siegten die Pfälzer, die Gegner konnten nicht mehr trinken." Ähnlich ging es in den dreißiger Jahren in Halle zu. „Man trank sich" — so wird in Schnabels Universitätsjahren erzählt — „gegenseitig nicht nur ein halbes oder ganzes Glas vor, was binnen fünf Minuten nachgetrunken werden mußte, sondern man kontrahierte auch Bierskandale, d. h. man steigerte von einem halben Glase bis auf vier und acht ganze, die von beiden Kontrahenten unter Zuziehung von Sekundanten, welche das Quantum gleichmäßig verteilen, zum Leeren desselben kommandieren und das Resultat des besseren oder schlechteren Trinkens proklamieren mußten, getrunken wurden. Der Besiegte war angeschissen. Dies duldete sein Sekundant nicht, und es entstand eine neue Bierfehde."

Solche „Saufturniere" sind in neuerer Zeit mehr und mehr abgekommen, und auch die Bewegung, die sich gegen den studentischen Frühschoppen richtete, ist hier und da von Erfolg gewesen. Nur der Sonntagsvormittag und besondere Fest-

tage vereinigen noch überall die Korporationen zu einem Frühschoppen, der dann meistens unter der Herrschaft des vorhergehenden Abends zu stehen pflegt. Von der Auffrischung der Lebensgeister abgesehen dient der Frühschoppen dazu, den offiziösen Exbummel für den Sonntagsnachmittag zu verabreden.

Ausfahrten. Spritztouren und Exbummel sind auch heute noch bei den Studenten sehr beliebt, wenn sie auch mit der Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse ihren Charakter geändert haben. Wagenfahrten sind heute schon etwas Seltenes geworden, und solche Kuriosa, wie die in den 80er Jahren sehr beliebte Himmelsziege in Jena — ein altes Pferd, das beim Bergauffahren ein Nachschieben des Wagens verlangte, zog einen kleinen Wagen, der einen Kutscherbock hatte, zwei Hintersitze und einen Reitsitz, alles mit Matratzenzeug gepolstert — werden bald ganz von der Bildfläche verschwunden sein.

Früher war das Reiten und Fahren bei den Studenten sehr im Schwange, namentlich die Ausfahrten der Korporationen zu Kommersen auf Bierdörfern beinahe an der Tagesordnung. Auch bei Felix Schnabel wird uns von einer solchen Ausfahrt, welche die Hallenser Corps vor dem Fuchskommers veranstalteten, erzählt: Mehr als sechzig Wagen und Reiter zogen von Halle ab, angeführt von zwei Gensdarmen und einem Musikchor. In Sechsspännern saßen, von chapeaux d'honneur und Reitern in Uniform umgeben, die Senioren und Chargierten; hinter ihnen Vier-, Zwei- und Einspänner, die mit kannibalischer Grausamkeit, Hieben und Schreien zu gleichem Schritt mit den besser bespannten vorderen Karossen angetrieben wurden. Chargierte zu Pferd führten, begleiteten und schlossen den Zug, neben ihnen die Adjutanten, reitende Füchse in Polonaisen mit Kollern in den Couleurfarben, Cereviskappen und Schleppsäbeln — so ging es nach Reideburg hin.



Ausfahrt.
(Gezeichnet von Eckert 1828, herausgegeben von Förtsch).

Berühmt sind heute noch die Ausfahrten der Jenenser Burschenschaften nach Weimar hin, wenn dort die Räuber aufgeführt werden. Dann hat die Burschenschaft Jenas — dank einem alten, ihr schon von Karl August verliehenen Privileg — die Erlaubnis, in der Szene, in welcher die Räuber „Ein freies Leben führen wir" anstimmen, das Recht, nach der ersten Strophe Silentium zu gebieten und das „Gaudeamus" oder ein anderes Lied, z. B.: „Stoßt an! Jena soll leben!" zu singen. Nach Schluß des Liedes wird gerufen: „Silentium ex, das Spiel darf weiter gehen". So war es schon zu Schnabels Zeit, so ist es noch jetzt. Die Auffahrt nach Weimar geht jedes Jahr einmal, meist im Februar, vor sich, bei guter Bahn in Schlitten, sonst in Wagen, mit Zugführern und Adjutanten in Wichs.

Besonders feierlich gestaltete sich früher eine studentische Auffahrt, wenn es galt, einen scheidenden Kommilitonen ins Philisterium zu geleiten. Wann die Sitte des

Das Comitat. Comitats ungefähr aufgekommen ist, steht nicht fest; der Renommistencomment vom Jahre 1776 sagt nichts vom Comitat, erwähnt aber die Nachtmusik eines „Abiturienten". Die Sitte scheint bis in den Anfang unseres Jahrhunderts sehr beliebt gewesen zu sein; mit dem Aufkommen der Eisenbahn hatte sie indessen ihre eigentliche Bedeutung



Ausfahrt.
(Nach einem alten Steindruck.)

verloren und blieb nur noch als eine Ehrung, die der Scheidende durch seine Verbindung erfuhr, bestehen. Ein solches Ehrengeleite beschreibt auch Kußmaul in seinen „Jugenderinnerungen“: „Gegen Schluß meines zweiten Semesters gab die Suevia einem scheidenden Ehrenmitgliede ein feierliches Geleite, ein Comitat. Der verdiente Veteran, stattlich und wohlbeleibt, Hamster genannt, war um seines gesunden Verstandes und glücklichen Humors willen der Verbindung doppelt wert und teuer. Vierzig bis fünfzig Freunde zu Pferd und Wagen bewegten sich mit dem alten ‚Hause‘ in festlichem Aufzug durch die Straßen, es war eine Auffahrt wie aus den Tagen von Louis XV., die Teilnehmer in herkömmlicher Weise großenteils kostümiert in der eleganten Tracht jener Zeit. Wie ein Souverän unter seinen Getreuen nahm der Gefeierte den Hintersitz eines Sechsspänners ein, ihm gegenüber zwei Füchslein prächtig ausstaffiert als „Chapeaux d'honneur“, in Vierspännern folgten die

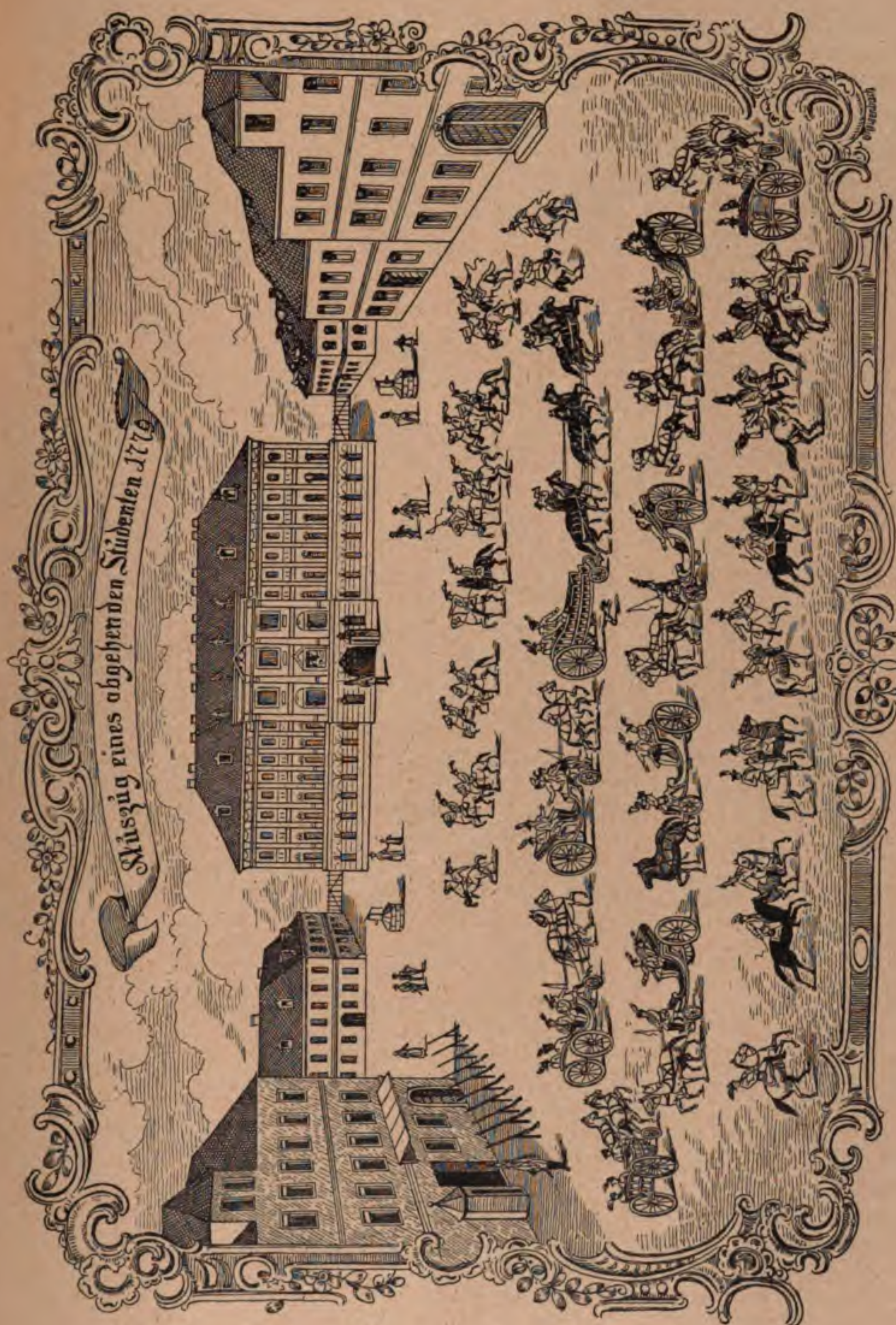


Ausfahrt.
(Nach einer Lithographie von Kaiser; um 1835.)

‚Chargierten‘, in Zweispännern die übrigen. Was der Student bei solchen Gelegenheiten brauchte an Federhüten und Treffen, Jabots und Manschetten, Schärpen, seidenen Kniehosen und silbernen Degen, hielten die Trödler in gutem Stande bereit. Wir fuhren nach Schriesheim, wo ein Mahl gerichtet war, nahmen gebührenden Abschied und — brachten den Freund mit sinkender Sonne wieder nach Heidelberg in die alte Pfalz zurück“.

Studentisches Leichenbegängnis.

Geht die Reise eines Scheidenden noch etwas weiter, verläßt er diese schöne Erde und muß er mitten aus seinem frohen Burschenleben in voller Jugendkraft aus dem Leben scheiden, auch dann giebt ihm seine Korporation das letzte Geleite. C. A. von Jordan beschreibt in den „Bildern aus dem Bonner Studentenleben“ die Beerdigung eines Corpsbruders, des Grafen Carmer, die an einem Februarabende im Jahre 1828 stattfand, folgendermaßen: Nachdem die Chargierten den Sarg mit gezogenen Waffen in die Universitätshalle getragen hatten, versammelten sich die Corps mit 200 Fackeln vor derselben, und die Beerdigung begann. Zunächst kamen Fackelträger, dann die Musik, die Trauermärsche spielte, hinter ihr der Sarg, der von je drei Trauermarschällen geführt und geleitet wurde; an der Seite gingen



Auszug eines Erlanger Burschen ins Philisterium, 1797.
(Original (Aquarell) im Besitz des Herrn Dr. Wachter in Memmingen, Klischee im Besitz des „Bayerland", München.)



Rostocker Comitat um 1770.
(Aus einem Stammbuch der Frhr. v. Lipperheide'schen Sammlung.)

Fackelträger, dem Sarge folgten die Geistlichkeit, die juristische Fakultät, der der Verstorbene angehört hatte, und die übrigen Leidtragenden. Hinter ihnen kam der Generalanführer nebst zwei Generaladjutanten, zehn Adjutanten, der Generalschließer nebst zwei Adjutanten, wieder an der Seite von Fackelträgern geleitet, und zum Schluß die übrigen Fackelträger. Am Grabe sang der Musikverein ein Trauerlied, ein Professor hielt eine Rede und zuletzt sangen die Corps die Trauerstrophe: „Ist einer unsrer Brüder dann geschieden" ꝛc.

Heutzutage vollzieht sich die Trauerfeierlichkeit in ähnlicher Weise; hinzugekommen ist der zu Ehren des Toten geriebene Trauersalamander, wobei die Gläser nicht auf dem Tisch, sondern in der Luft gerieben werden — ein ernster und feierlicher Brauch.

Zu Ehren Lebender hielt man früher „Nachtmusiken" ab, an deren Stelle heute die Fackelzüge getreten sind. Bei der schon erwähnten Nachtmusik des „Renommistencomments" zog die Landsmannschaft, festlich von Zugführern und Adjutanten geleitet, mit Fackeln und Musik vor das Haus des Gefeierten; vor der Hausthür bildeten die Studenten einen Kreis und ließen die Musik spielen. Dann traten die Chargierten in die Mitte des Kreises und zückten den Schläger. Schließlich rief der Führer: „Unser so und so, Herr N. N., lebe hoch"! Alle anderen riefen das Hoch nach, und die Chargierten schlugen mit den Schlägern gegen einander.

Fackelzüge.

Zu Fackelzügen bietet der Rektoratswechsel oder die Ehrung eines scheidenden Professors willkommenen Anlaß. Die ganze Studentenschaft — vorausgesetzt, daß sie sich einigt — zieht unter dem Geleit berittener Zugführer mit Fackeln vor das Haus des zu Feiernden, die Fackelträger je zu zweien; zwischen ihnen Chargierte mit gezückten Schlägern. Jede Korporation hat ein Musikcorps und führende und schließende Chargierte. Vor dem Hause des zu Ehrenden bildet man einen Halbkreis, die Delegierten gehen in das Haus, halten ihre Rede und bringen ein Hoch aus, in das die Draußenstehenden begeistert einstimmen. Dann zieht man wieder durch die Stadt auf den Marktplatz oder auf ein freies Feld; dort werden die Fackeln zusammengeworfen, und die Musik intoniert das Gaudeamus, das von allen gesungen wird. Während des Gesanges schlagen die Chargierten die Speere taktmäßig gegen einander.

Das studentische Lied.

Wie das Gaudeamus, das den Mikrokosmus der Burschenwelt im Liede verkörpert, so sind die auf den Universitäten gesungenen Lieder in ihrer Gesamtheit zu allen Zeiten ein getreues Spiegelbild des Studententums, studentischer Sitten und Gebräuche gewesen. „An einer Hochschule muß man fragen: Was singt ihr? Wo ist das Kommersbuch? Man erkennt den Baum an den Früchten", so schreibt Fr. Ludw. Jahn. Und in der That, hätten wir eine vollständige Sammlung der Lieder, welche die deutschen Studenten zu verschiedenen Zeiten sangen, so würden

sie uns einen tiefen Blick in die derzeitigen Zustände unserer Universitäten thun lassen. Studenten sind von jeher die treuesten Pfleger der Kunst des Liedes gewesen, studentische Fröhlichkeit ist ohne Gesang nicht denkbar, und selbst das Holsatia oder Frisia non cantat macht bei den Musensöhnen eine Ausnahme. Die spezifisch studentischen Lieder bilden, ebenso wie andere festgewurzelte Einrichtungen, ein gemeinsames Band, und da, wo ein rechtes Studentenlied erklingt, fühlt sich der Bursch wie der Alte Herr zu Hause. Das gilt nicht blos von den Liedern, die im ausschließlichen Besitze einzelner Korporationen geblieben und darum jedem Angehörigen der Verbindung besonders ans Herz gewachsen sind, sondern auch von denen, die das Gemeingut aller bilden, die der alma mater angehört haben oder noch angehören. Die Perlen der deutschen Studentenlieder, die alten und immer jungen Singweisen eines Schwab, Claudius, Wilh. Müller, Geibel, Scheffel und vieler



Leichenbegängnis zu Würzburg 1825.
(Gezeichnet von Eckert 1828, herausgegeben von Förtsch.)

anderer erwecken bei Süd- und Norddeutschen gleiche Erinnerungen und gleiche Begeisterung.

Unsere ältesten Studentenlieder, von denen ein glücklicher Fund uns viele in einer Liederhandschrift des 13. Jahrhunderts aus der Abtei Benediktbeuren (Bura), dem codex buranus, erhalten hat, sind in lateinischer Sprache, teilweise mit Einstreuung deutscher oder romanischer Worte (Mischpoesie) abgefaßt worden. Auch diese lateinischen carmina burana müssen, wie Schmeller sagt, als deutsche Studentenlieder gelten, welche trotz der entlehnten Sprache von der Ahnen Art zu denken und zu fühlen treue, lebendige Kunde geben. Sie besingen das Leben und Treiben der clerici, scolares, bursales und vagi selbst oder preisen das, was jene liebten, Wein und Weib. Zumeist sind sie wohl verschiedenen Verfassern zuzuschreiben, die wir einmal unter den Minnesängern, als Dichtern der deutschen Lieder des codex, andererseits unter den Mönchen, Stiftsherren und Studenten, vorzugsweise aber unter den fahrenden Schülern, den Vaganten oder Goliarden des 12. und 13. Jahrhunderts zu suchen haben. Wir können in dem codex buranus gewissermaßen

ein Kommersbuch jener frühen Zeit erblicken. Eine Anzahl der Lieder ist mit Sicherheit dem Archipoëta zu Köln, jenem Vorbild eines fahrenden Schülers der damaligen Zeit, zuzuschreiben, wie das Ordenslied der Fahrenden (de vagorum ordine) und das noch aus den heutigen Kommersbüchern bekannte „meum est propositum in taberna mori" aus der confessio archipoëtae, von der J. Grimm sagte, daß sie von unvergänglicher Kraft und Schönheit sei. Das Lied hat später Goethe zu seinem „Mich ergreift, ich weiß nicht wie" und Bürger zu der Nachdichtung „Ich will einst bei Ja und Nein" angeregt. Dem codex buranus gehört auch das interessante Lied zum Lobe Triers an:

Urbs salve regia,
Trevir, urbs urbium —

das wir als eins der ersten Vivatlieder bezeichnen können. Es enthält ganz verwandte Klänge, wie das 500 Jahre später von Binzer gedichtete „Stoßt an, Jena



Fackelzug des Heidelberger S.C., 30. Januar 1857.
(Gezeichnet von Verhas und Serr.)

soll leben!" Die einzelnen Strophen des Liedes klingen in einem prächtigen deutschen Refrain aus:

Her wirt tragent hêr nuo wîn,
Vrôlich suln wir bî dem sîn.

Mit dem Verschwinden der lustigen Vaganten von den Landstraßen sind auch ihre Lieder geflohen. Wir finden sie aber hinter den Klostermauern wieder, wo seitdem manch unheiliges Goliardenlied aus dem Munde der Mönche erklungen sein mag. Auch die Neigung der Vaganten, geistliche Lieder in weltliche umzudichten, scheint damals mit in die Klöster eingezogen zu sein. Man parodierte selbst die Messe und dichtete sie zu Trink- und Spielmessen um, die sich lange gehalten haben. Im 17. Jahrhundert finden wir eine Bacchusmesse bei den Gelagen der Schoristen, und die heutige Saufmesse der Liederbücher reicht in ihren Wurzeln wohl in diese alte Zeit zurück. Sehr spärlich fließen die Quellen des Studentenliedes in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und der ersten des 15., doch gehört ein Lied, das die Gründung der Universität Leipzig im Jahre 1409 besingt, der Universitätspoesie dieser Zeit an, sowie das bis auf unsre Zeit allgemein bekannte Mischlied: Per-

transivit clericus durch einen grünen Wald u. s. w. Aus dem Jahre 1454 wird uns das älteste rein deutsche Studentenlied überliefert:

Ich waiß ein frisch Geschlechte,
Das sind die Bursenknechte.

Auch das Trinklied:

Der liebste Buhle, den ich han,
Der liegt beim Wirt im Keller —

ist schon in diesem Jahrhundert auf Universitäten beliebt gewesen.

Wie weit das Gaudeamus igitur, das hohe Burschenlied, dem schon Jahrhunderte gelauscht haben und noch lauschen werden, in seinem Ursprung zurückgeht, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Es wird aus einer Verschmelzung eines kirchlichen Weihnachtsliedes mit Vagantenstrophen hervorgegangen sein und ist gewiß im 16. und 17. Jahrhundert viel gesungen worden, wenn wir auch aus der Zeit keine geschichtlich beglaubigten Angaben über das Lied besitzen. Im 18. Jahrhundert war es nach Hoffmann v. Fallersleben namentlich in Jena und Leipzig ein sehr beliebtes Studentenlied. Die jetzt geltende Form hat dem Liede Kindleben gegeben, dessen abenteuerliche Erscheinung mit Bardt und Laukhard in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert zwar „eine wenig erfreuliche Trias Hallischen litterarisch-akademischen Lottertums“ bildet, der sich aber besonders durch Herausgabe einer Sammlung von Studentenliedern um die Pflege und Veredelung des volkstümlichen, sangesmäßigen, geselligen Liedes auf den Universitäten großes Verdienst erworben hat. Sein lateinischer Text des Gaudeamus ging über in die Kommersbücher, die nach dem neuen Aufschwung des Studentenlebens 1813 erschienen, wie in das Tübinger Kommersbuch 1815, das Hallesche Neue Allgemeine Kommersbuch 1816, das Berlinische Kommersbuch 1817. Die deutsche Übersetzung des Liedes von Kindleben ist seitdem nicht weiter gedruckt und gesungen worden.



Singende Scholaren des 16. Jhdts.
(Aus: De Generibus ebriosorum.)

Der Ursprung des „Landesvaterliedes“ geht auf das 18. Jahrhundert zurück. Den Kern des Liedes finden wir in einem Lustspiel von Joh. Mich. Hofmann, „Der verführte und wieder gebesserte Student“:

„Landesvater,
Schutz und Rater,
Es leb' mein Landgraf Philipp hoch.

(hier nimmt er seinen Hut, sticht mit den Degen mitten hindurch und fährt fort)

Ausbund auserles'ner Prinzen,
Schutz der glücklichsten Provinzen!
Ehr und Hoheit krönen ihn!

(Alle machen es auf die nämliche Art nach der Reyhe, spiesen ihre Hüte an den Degen des Philosophen, und jeder singt auf das Wohlergehen seines Landesherrn oder wiederholt dies Liedchen)“.

In den Liederbüchern des 18. Jahrhunderts, die sich allmählich von dem unflätigen Wust besonders des 17. Jahrhunderts säubern, tritt auch das patriotische Lied,

das dem Studenten des Mittelalters ganz fremd ist, immer mehr in den Vordergrund. In Kindlebens Sammlung klingen schon Accente eines starken preußischen Patriotismus an. Die Freiheitskriege lassen dann manch herrliches Lied entstehen, das gerade von Studenten mit Begeisterung gesungen wurde. Das Neue Kommersbuch, Germania 1817, enthält schon unter anderen patriotischen Gesängen das Bundeslied von Arndt: „Sind wir vereint zur guten Stunde" und „Des Deutschen Vaterland." Es folgt dann eine Zeit, in der die patriotischen Lieder sich aus den Kommersbüchern wieder verloren, als die deutschen Regierungen seit 1819 eifrigst dafür sorgten, daß auf lange Zeit alle vaterländischen Erinnerungen, Bestrebungen und Regungen in der Studentenwelt möglichst zum Schweigen gebracht wurden. Später lebt das Vaterlandslied wieder auf und treibt unter vielen so herrliche Blüten, wie das weihevolle „Deutschland, Deutschland über alles", und in neuester Zeit das studentische Bismarck-



„Es ritten drei Burschen zum Thore hinaus".
(Nach einer Lithographie, gezeichnet von Eckert 1828, herausgegeben von Förtsch.)

lied „Horch, Sturmesflügel rauschen". Es wird nun hoffentlich nicht wieder aus den Kommersbüchern der Studenten verschwinden, und wenn die Vaganten des Mittelalters nur vom Trinken und der Liebe sangen, wird das deutsche Studentenlied hinfort immer drei der höchsten Begeisterung werte Dinge preisen: Wein, Weib und Vaterland.

Die Studentensprache.

Auch in der Studenten- oder Burschensprache spiegeln sich studentische Sitten und Gebräuche wieder, und wie Marksteine aus den verschiedenen Entwickelungsstufen stehen manche Wörter und Wendungen noch heute in unserer Sprache da, sind aber oft so in die Gemeinsprache hineingewachsen, daß ihr studentischer Ursprung nicht mehr erkannt wird. Wer sieht es heute den Ausdrücken, „abrutschen, absegeln, abtrollen, abziehen, anhosen, anpumpen, aufdonnern, aufmutzen, aufsacken, aufschneiden, aufwichsen, ausreißen, auspfeifen, benebelt, brummen, büffeln, ochsen, sich drücken, verduften, durchfallen, durchwichsen, einpacken müssen, foppen", um nur einige Zeitwörter zu nennen, an, daß sie ursprünglich aus studentischem Munde kamen? Kaum ein anderer Stand hat mit seiner Kastensprache in dem Maße an der Bildung unseres

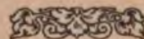
Wortschatzes mitgearbeitet, wie der studentische, ein Zeugnis dafür, wie besonders innig das Studententum immer mit anderen Kreisen Fühlung gehabt, das Interesse derselben erregt und sie weit über die Universität hinaus beeinflußt hat. „Der Bursche", sagt Kluge in seinem Buch über die Studentensprache, „beherrscht mit seiner Sprache nicht nur die Universitätsstadt, er trägt sie auch in seine Heimat und in seinen Lebensberuf. Zumeist aus den Kreisen der akademisch Gebildeten entspringt unsere Litteratur, und wie gern flicht der jugendliche Schriftsteller, der eben die Universität verlassen hat, in seine ersten Geisteserzeugnisse burschikose Wendungen aus der Burschensprache, die ihm eine froh verlebte Studentenzeit von selbst darbietet. Stets hat das buntfarbige Leben, das vielseitige Getriebe der akademischen Jugend die weitesten Kreise angezogen". Wenn auch die Burschensprache mehr oder weniger das ganze Studentenleben in seinen Formen und Äußerungen umfaßt, so finden naturgemäß doch die „Burschikosa"



„Verkeilen".
(Nach einer Lithographie von Kaiser; um 1835.)

den reichsten studentischen Ausdruck, d. h. die Gebräuche, die von Alters her für das Studententum besonders typisch gewesen sind, oder die Gegenstände, Begebenheiten und „Suiten", die den Burschen als solchen interessierten. So ist das Zechwesen, insbesondere Bierstaat und Bierfehde, in erster Linie von einem Sprachschatz umgeben, dessen Wurzeln in das 16. Jahrhundert zurückreichen, als Studenten in Freiburg schon eine aula regia einrichteten. Die meisten Ausdrücke sind zwar flüchtig verrauscht, einige aber haben sich bis heute erhalten. So wird das Wort „Waffe" für das Trinkgefäß der Bierfehde schon im Jus Potandi von 1616 belegt. Später treten dafür auch andere Fehdenausdrücke wie „krumme Säbel, Kanonen, Pistolen, Mörser und Granaten" auf. Das Geld zum Anschaffen des „Stoffs" oder „Soffs" wurde mit scherzhaften Namen belegt. War der Beutel gefüllt oder „gut besponnen", so hatte der Bursch „Moneten, Knöpfe, Spieße, Speck, Goldfüchse, Mammon, Kies, Moos, Moses und die Propheten". Waren die „Baria", wie im Lamm zu Ninive, drauf gegangen, hatte der Student seinen „Wechsel" „verjubelt", so war er zu Laukhard's Zeit „auf dem Mist", oder „auf dem Hund", oder er steckte, wie man später sagte, „im Pech" und mußte seine Zuflucht zum „Verkeilen" nehmen, indem

er seine Sachen ins Pfandhaus trug, wo sie „Gevatter standen“ oder „hebräisch lernten“. Glücklich war der Bursch, wenn es ihm gelang, einen „Bären anzubinden“, zu „pimpen“ oder zu „pumpen“, doch mußte er dann allen Scharfsinn aufbieten, um später seinen Gläubigern, den „Manichäern“, „Tritt- oder Tretvögeln“, auch „Pumpiers“ genannt, die das „Exkneifen“ wohl aus Erfahrung kannten, zu entgehen. Gewiß gelang dem „Bruder Studio“ das „Prellen“ um so besser, je mehr er vom „krassen Fuchs“ zum „Brandfuchs, Brander oder Brenner“ und dann zum „Jungburschen, Altburschen oder bemoosten Haupt“ aufstieg. Mit souveräner Geringschätzung sah ein „forscher“ Bursch, ob er nun „Pandektenreiter“ oder „Schwarzmantel, Jesus Sirachs Knecht, Katechismusjunge, Bibelhusar“ war, auf die wimmelnde Schaar der „Philister“ herab, unter denen er wohl „Bierphilister, Geldphilister, Taktphilister (Musikanten), Pferdephilister (Vermieter), Haus-, Pump- und Kreuzphilister“ unterschied. Doch verschmähte er bisweilen nicht, mit ihnen „Schwägerschaft zu trinken“, wie er mit seinen „Brüdern“ „Brüderschaft“ trank oder „schmollierte“. Stand er, wie es wohl meist der Fall war, auf gespanntem Fuße mit „Philistern“ und „Knoten“, so war sein Wortschatz ergiebig genug an Spottnamen für sie. Besonders einige Handwerker mußten die Bezeichnung „Kamuff (Kammacher), Marcusbrüder (Bäcker), Pechhengste (Schuster), Perrückenhengste (Perrückiers), Katzenschinder (Kürschner)“ über sich ergehen lassen. Für seine ihn nächtlich umklammernden Hauptfeinde, Polizisten, Nachtwächter und Pedelle, hat sein bereiter Witz zu verschiedenen Zeiten die Namen gebildet: „Schnurrbart, Schnurrwächter, Schnurre, Clauditchen, Meisen (Stadtsoldaten in Leipzig zur Zeit Goethes), Raupen, Ölberger (16., 17. Jahrhundert), Fausthammer (Straßburg), Maikäfer (München), Putz, Klammhaken (Freiburg) und Polyp (jetzt allgemein gebraucht)“. Die „gemoonen Kerle“ „schleppten“ den armen Sünder nach vorangegangener „Holzerey“ aufs Karzer, ins „Finkenbauer oder Hundsloch“ in den „Hund“, ins „Hôtel de Brühbach“ (Göttingen), in die „Schnurrbartei“ (Polizeiamt in Jena), oder, wenn er keinen „Pfonig“ mehr besaß und niemand ihm mehr auf „Puff“ geben wollte, wegen Schulden wohl gar in die „Pechhütte“ (Jena), wo er, anstatt zu „bechern, schnapsen, bieren, grocken und champagnern“, sich in Tisch und Bänke „einprügeln“ (seinen Namen einschneiden) konnte. Vielleicht tröstete den in Erwartung einer „Rüffeley“ „Mißfidelen“, dem es so „pechös“ gegangen war und der sich „sträflich ennuyierte“, der Besuch seiner nach ihm „schmachtenden“ „Charmante“, die sehr oft eine „Spaßcharmante“ und keine „wahrhaftige“ oder „wirkliche“ war. Die holde Weiblichkeit, der „Flor“, mußte sich in unserem Jahrhundert von Studenten allgemein die Bezeichnung „Besen“ gefallen lassen. Dabei unterschieden sie wohl „Florbesen“ (in Göttingen die Töchter der Honoratioren), „Kattunbesen, Staubbesen oder Dienstbesen“. Auch hören wir von „Stadt-, Land-, Bier-, Kneip-, Stall-, Leib-, Wirts-, Markt-, Burgbesen“ und anderen mehr oder weniger geschmackvollen Bezeichnungen. Die neubildende Kraft der Studentensprache ist zwar noch jetzt thätig, und manches Wort findet noch immer Eingang in weitere Kreise, doch nähert sich die studentische Kastensprache immer mehr der allgemein üblichen Umgangssprache. Unsere Zeit, die der Absonderung nicht mehr günstig ist, übt auch hier ihren nivellierenden Einfluß aus, und wenn es gerade den Studenten im Vergleich zu anderen Ständen noch am meisten gelungen ist, auch jetzt ihre Besonderheiten in der Sprache, wie in anderen Sitten und Gebräuchen, zu wahren, so ist dies ein sicheres Zeichen der Energie und Lebenskraft des Studententums, das sich in seiner Eigenart nicht allzu stark beeinflussen läßt und, wenn es auch dem Zuge der Zeit folgt, doch „der Väter heiligem Brauche“ die Treue wahrt.





Das Fechten und die Mensur.

> In Waffen vndt Liebe
> ich mich stetiges vbe,
> In lib wehr vndt Waffen
> will ich einschlaffen.
> Leipziger Stammbuchvers v. J. 1637.

Wir Deutsche sind ein waffenfrohes Volk; tief in unserem Nationalcharakter wurzelt die Liebe zum Waffenhandwerk, und von jeher ist es germanische Sitte gewesen, mit dem Schwert in der Hand die eigene und des Vaterlandes Ehre zu verteidigen. Wenn auch das ritterliche Turnier des Mittelalters, das Duell der späteren Jahrhunderte und die heutige studentische Mensur ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach verschiedene Dinge sind, so sind sie doch alle der Ausfluß einer und derselben Quelle: echt deutscher Kampfesfreudigkeit.

Entwickelung der deutschen Fechtkunst.

In keinem Lande ist die Fechtkunst so gleichmäßig in fast allen Schichten des Volkes gepflegt worden, wie in Deutschland. Die ursprünglich nur am Hofe und in den Kreisen der Ritter ausgeübte Kunst hörte auf, ein ausschließlich ritterliches Privileg zu sein, als infolge der Erfindung der Feuerwaffen die alten Schutzwaffen, Panzer, Helm und Schild in Wegfall kamen; es bildete sich die neuere Fechtkunst aus, bei der die Waffen sowohl zum Parieren wie zum Angriff verwendet wurden. Mit dem Emporblühen der Städte, mit dem Erstarken des deutschen Bürgertums kam das Fechten mehr und mehr in allgemeine Aufnahme, und es entstanden Fechtschulen, die sich in ihrer äußeren Organisation an die damals bestehenden Zünfte und Gilden anschlossen. Die erste Fechtergilde, die es verstand, sich kaiserliche Privilegien zu verschaffen, waren die sogenannten Marxbrüder, die Brüderschaft von St. Marcus; sie gründeten in Frankfurt a. M. eine Art Hochschule der Fechtkunst und standen lange Zeit hindurch in unbestrittenem Ansehen.

Anfangs wurde in Deutschland nur mit nationalen Waffen gefochten. Hans Lebkommer, dem wir eins der ältesten Fechtbücher („Der Altenn Fechter anfengliche Kunst." Frankfurt am Meyn um 1530) verdanken, kennt, außer dem Dolch, nur das lange Schwert und das kurze Messer. Beide Waffen wurden sowohl zum Hieb wie zum Stoß verwendet, doch brauchte man die Spitze zum Stich nur selten, vielmehr bestand die Hauptthätigkeit beim Fechten mit dem langen Schwerte in einer vereinigten oder entgegengesetzten Bewegung um einen gedachten Stützpunkt. Die linke Hand umfaßte den Knopf des Schwertes, die rechte ruhte dicht an der Parier-

stange. Bei allen Hieben von rechts wurde die linke Hand zurückgezogen und die rechte vorwärts gedrückt, ebenso bei den Hieben von links, nur mit dem Unterschied, daß sich hierbei die Arme kreuzten. Die Auslage entsprach unserm jetzigen Ausfall beim Säbelfechten: das Vorderbein war im Knie gebogen, das hintere dagegen gestreckt. An Stelle des kurzen Messers finden wir einige Jahrzehnte später in dem berühmten Fechtbuch von Joachim Meyer (Straßburg 1570) den „Düsack" (vom slav. tusack, schlagen), eine Art kurzen Säbel, in dessen unteres breites Ende eine längliche Öffnung zum Hineinfassen der Hand eingelassen war. Bemerkenswert ist die Ähnlichkeit, die in mancher Hinsicht zwischen der Fechtart mit dem Düsack und der mit dem studentischen Schläger besteht: die Parade ist dieselbe wie heutzutage auf dem Fechtboden bei der verhängten



Das Fechten mit dem langen Schwert zu Anfang des 16. Jhdts.
(Aus: Der Altenn Fechter anfengliche Kunst.)



Das Rappierfechten im 16. Jhdt.
(Aus Joachim Meyers Fechtbuch.)

Auslage; die Spitze liegt tief und die Hand sehr hoch; ebenso gehen die tiefen Hiebe beim Düsack-Fechter genau so wie jetzt von unten nach oben, während die Hand hoch liegt.

Die Marxbrüder u. Federfechter.

Joachim Meyer war Freifechter (d. i. Fechtmeister) zu Straßburg und gehörte den Marxbrüdern an. Wir finden aber bei ihm neben den deutschen Waffen, dem Schwert, dem Düsack, der Hellebarde und dem Pflegel, schon das fremdländische Rappier, dessen Handhabung er auf italienischen Schulen gelernt hatte, und das in der Folgezeit auch in Deutschland die herrschende Waffe werden sollte. Eingeführt war es hier zuerst von den einzigen erfolgreichen Konkurrenten der Marxbrüder, den „Federfechtern“ oder „Freifechtern von der Feder von Greifenfels“, die als die ersten sich die spanische und italienische Fechtweise aneigneten und freien Gebrauch vom Stoß machten. Sie forderten die Marxbrüder überall heraus, mit ihnen auf „Stoß und Hieb“ zu fechten, und zwangen sie schließlich, da der Ausgang des ungleichen Kampfes zwischen dem plumpen, altmodischen Schwert und dem leichten behend stoßenden Rappier, der „Feder“, wie sie es nannten, nicht zweifelhaft sein konnte, die ausländische Waffe zu adoptieren. Einmal mit dem Rappier vertraut, handhabten die Marxbrüder es mit großer Geschicklichkeit und Kraft und wußten sich, obschon sie Neues im Rappierfechten nicht hervorbrachten, doch von fremden Lehrern freizumachen. Allmählich bürgerte sich die Fechtkunst mehr und mehr ein und verdrängte, in der Praxis wenigstens, den deutschen Hieb fast gänzlich; daß man die deutschen Waffen nicht überall vergessen hatte, zeigt das Fechtbuch des Verolinus (Würzburg 1699), der noch das „Schwerdt“ und den „Düsack“ behandelte.



Fechtende adlige Studenten um 1590.
(Aus einem Stammbuch der Frhr. v. Lipperheide'schen Büchersamml.)

Die Anfänge des studentischen Fechtens.

Auf der Universität war vor der Reformation ein kunst- und schulmäßiges Fechten noch nicht heimisch, oder beschränkte sich auf die adligen Studenten, in deren Erziehung die ritterliche Kunst einen notwendigen Bestandteil bildete. Sehr bald nach dem Aufblühen der Fechtkunst und dem Entstehen der Fechtschulen scheinen jedoch auch die bürgerlichen Studenten ihr Interesse den Waffenübungen zugewandt zu haben. Man verbot ihnen den Besuch der Fechtschulen, und dies Verbot, das doch offenbar erlassen war, weil man eine Vernachlässigung der Studien befürchtete, läßt vermuten, daß die akademische Jugend schon damals ihre Zeit oft mehr auf dem Waffenplatz als hinter den Büchern verbrachte. Ein regelmäßiges, kunstgerechtes Fechten kam jedoch auf den Universitäten erst auf, als die bürgerlichen Studenten den adligen gleichgestellt wurden und man anfing, von oben herab die adeligen Exercitia zu fördern. Vorher half sich jeder, wenn es etwa zu einer Schlägerei oder zu einem ernsten Rencontre kam, so gut er konnte, indem er als „Naturalist“, wie man später sagte, auf seinen Gegner eindrang und dessen Angriffe abzuwehren suchte. Nach der Schilderung, die im „Buche Weinsberg“ von einer zum Scherz veranstalte-

stange. Bei allen Hieben von rechts wurde die linke Hand zurückgezogen und die rechte vorwärts gedrückt, ebenso bei den Hieben von links, nur mit dem Unterschied, daß sich hierbei die Arme kreuzten. Die Auslage entsprach unserm jetzigen Ausfall beim Säbelfechten: das Vorderbein war im Knie gebogen, das hintere dagegen gestreckt. An Stelle des kurzen Messers finden wir einige Jahrzehnte später in dem berühmten Fechtbuch von Joachim Meyer (Straßburg 1570) den „Düsack" (vom slav. tusack, schlagen), eine Art kurzen Säbel, in dessen unteres breites Ende eine längliche Öffnung zum Hineinfassen der Hand eingelassen war. Bemerkenswert ist die Ähnlichkeit, die in mancher Hinsicht zwischen der Fechtart mit dem Düsack und der mit dem studentischen Schläger besteht: die Parade ist dieselbe wie heutzutage auf dem Fechtboden bei der verhängten



Das Fechten mit dem langen Schwert zu Anfang des 16. Jhdts.
(Aus: Der Altenn Fechter anfengliche Kunst.)



Das Rappierfechten im 16. Jhdt.
(Aus Joachim Meyers Fechtbuch.)

Auslage; die Spitze liegt tief und die Hand sehr hoch; ebenso gehen die tiefen Hiebe beim Düsack-Fechter genau so wie jetzt von unten nach oben, während die Hand hoch liegt.

Joachim Meyer war Freifechter (d. i. Fechtmeister) zu Straßburg und gehörte den Marxbrüdern an. Wir finden aber bei ihm neben den deutschen Waffen, dem Schwert, dem Düsack, der Hellebarde und dem Pflegel, schon das fremdländische Rappier, dessen Handhabung er auf italienischen Schulen gelernt hatte, und das in der Folgezeit auch in Deutschland die herrschende Waffe werden sollte. Eingeführt war es hier zuerst von den einzigen erfolgreichen Konkurrenten der Marxbrüder, den „Federfechtern“ oder „Freifechtern von der Feder von Greifenfels“, die als die ersten sich die spanische und italienische Fechtweise aneigneten und freien Gebrauch vom Stoß machten. Sie forderten die Marxbrüder überall heraus, mit ihnen auf „Stoß und Hieb“ zu fechten, und zwangen sie schließlich, da der Ausgang des ungleichen Kampfes zwischen dem plumpen, altmodischen Schwert und dem leichten behend stoßenden Rappier, der „Feder“, wie sie es nannten, nicht zweifelhaft sein konnte, die ausländische Waffe zu adoptieren. Einmal mit dem Rappier vertraut, handhabten die Marxbrüder es mit großer Geschicklichkeit und Kraft und wußten sich, obschon sie Neues im Rappierfechten nicht hervorbrachten, doch von fremden Lehrern freizumachen. Allmählich bürgerte sich die Fechtkunst mehr und mehr ein und verdrängte, in der Praxis wenigstens, den deutschen Hieb fast gänzlich; daß man die deutschen Waffen nicht überall vergessen hatte, zeigt das Fechtbuch des Verolinus (Würzburg 1699), der noch das „Schwerdt“ und den „Düsack“ behandelte.

Die Marxbrüder u. Federfechter.



Fechtende adlige Studenten um 1590.
(Aus einem Stammbuch der Frhr. v. Lipperheide'schen Büchersamml.)

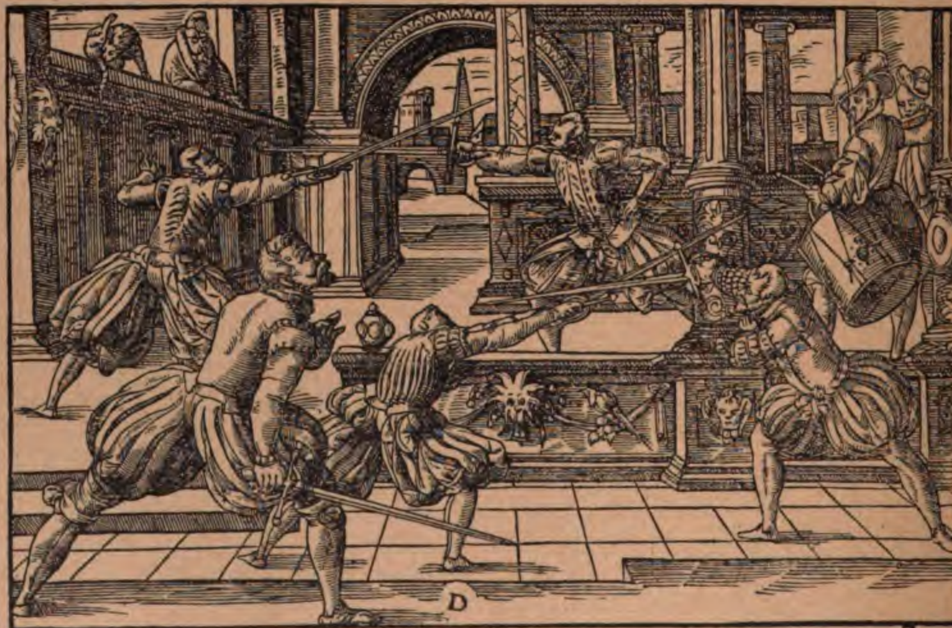
Auf der Universität war vor der Reformation ein kunst- und schulmäßiges Fechten noch nicht heimisch, oder beschränkte sich auf die adligen Studenten, in deren Erziehung die ritterliche Kunst einen notwendigen Bestandteil bildete. Sehr bald nach dem Aufblühen der Fechtkunst und dem Entstehen der Fechtschulen scheinen jedoch auch die bürgerlichen Studenten ihr Interesse den Waffenübungen zugewandt zu haben. Man verbot ihnen den Besuch der Fechtschulen, und dies Verbot, das doch offenbar erlassen war, weil man eine Vernachlässigung der Studien befürchtete, läßt vermuten, daß die akademische Jugend schon damals ihre Zeit oft mehr auf dem Waffenplatz als hinter den Büchern verbrachte. Ein regelmäßiges, kunstgerechtes Fechten kam jedoch auf den Universitäten erst auf, als die bürgerlichen Studenten den adligen gleichgestellt wurden und man anfing, von oben herab die adeligen Exercitia zu fördern. Vorher half sich jeder, wenn es etwa zu einer Schlägerei oder zu einem ernsten Rencontre kam, so gut er konnte, indem er als „Naturalist“, wie man später sagte, auf seinen Gegner eindrang und dessen Angriffe abzuwehren suchte. Nach der Schilderung, die im „Buche Weinsberg“ von einer zum Scherz veranstalte-

Die Anfänge des studentischen Fechtens.

stange. Bei allen Hieben von rechts wurde die linke Hand zurückgezogen und die rechte vorwärts gedrückt, ebenso bei den Hieben von links, nur mit dem Unterschied, daß sich hierbei die Arme kreuzten. Die Auslage entsprach unserm jetzigen Ausfall beim Säbelfechten: das Vorderbein war im Knie gebogen, das hintere dagegen gestreckt. An Stelle des kurzen Messers finden wir einige Jahrzehnte später in dem berühmten Fechtbuch von Joachim Meyer (Straßburg 1570) den „Düsack" (vom slav. tusack, schlagen), eine Art kurzen Säbel, in dessen unteres breites Ende eine längliche Öffnung zum Hineinfassen der Hand eingelassen war. Bemerkenswert ist die Ähnlichkeit, die in mancher Hinsicht zwischen der Fechtart mit dem Düsack und der mit dem studentischen Schläger besteht: die Parade ist dieselbe wie heutzutage auf dem Fechtboden bei der verhängten



Das Fechten mit dem langen Schwert zu Anfang des 16. Jhdts.
(Aus: Der Altenn Fechter anfengliche Kunst.)



Das Rappierfechten im 16. Jhdt.
(Aus Joachim Meyers Fechtbuch.)

Auslage; die Spitze liegt tief und die Hand sehr hoch; ebenso gehen die tiefen Hiebe beim Düsack-Fechter genau so wie jetzt von unten nach oben, während die Hand hoch liegt.

Joachim Meyer war Freifechter (d. i. Fechtmeister) zu Straßburg und gehörte den Marxbrüdern an. Wir finden aber bei ihm neben den deutschen Waffen, dem Schwert, dem Düsack, der Hellebarde und dem Pflegel, schon das fremdländische Rappier, dessen Handhabung er auf italienischen Schulen gelernt hatte, und das in der Folgezeit auch in Deutschland die herrschende Waffe werden sollte. Eingeführt war es hier zuerst von den einzigen erfolgreichen Konkurrenten der Marxbrüder, den „Federfechtern“ oder „Freifechtern von der Feder von Greifenfels“, die als die ersten sich die spanische und italienische Fechtweise aneigneten und freien Gebrauch vom Stoß machten. Sie forderten die Marxbrüder überall heraus, mit ihnen auf „Stoß und Hieb“ zu fechten, und zwangen sie schließlich, da der Ausgang des ungleichen Kampfes zwischen dem plumpen, altmodischen Schwert und dem leichten behend stoßenden Rappier, der „Feder“, wie sie es nannten, nicht zweifelhaft sein konnte, die ausländische Waffe zu adoptieren. Einmal mit dem Rappier vertraut, handhabten die Marxbrüder es mit großer Geschicklichkeit und Kraft und wußten sich, obschon sie Neues im Rappierfechten nicht hervorbrachten, doch von fremden Lehrern freizumachen. Allmählich bürgerte sich die Fechtkunst mehr und mehr ein und verdrängte, in der Praxis wenigstens, den deutschen Hieb fast gänzlich; daß man die deutschen Waffen nicht überall vergessen hatte, zeigt das Fechtbuch des Verolinus (Würzburg 1699), der noch das „Schwerdt“ und den „Düsack“ behandelte.

Die Marxbrüder u. Federfechter.



Fechtende adlige Studenten um 1590.
(Aus einem Stammbuch der Frhr. v. Lipperheide'schen Büchersamml.)

Auf der Universität war vor der Reformation ein kunst- und schulmäßiges Fechten noch nicht heimisch, oder beschränkte sich auf die adligen Studenten, in deren Erziehung die ritterliche Kunst einen notwendigen Bestandteil bildete. Sehr bald nach dem Aufblühen der Fechtkunst und dem Entstehen der Fechtschulen scheinen jedoch auch die bürgerlichen Studenten ihr Interesse den Waffenübungen zugewandt zu haben. Man verbot ihnen den Besuch der Fechtschulen, und dies Verbot, das doch offenbar erlassen war, weil man eine Vernachlässigung der Studien befürchtete, läßt vermuten, daß die akademische Jugend schon damals ihre Zeit oft mehr auf dem Waffenplatz als hinter den Büchern verbrachte. Ein regelmäßiges, kunstgerechtes Fechten kam jedoch auf den Universitäten erst auf, als die bürgerlichen Studenten den adligen gleichgestellt wurden und man anfing, von oben herab die adeligen Exercitia zu fördern. Vorher half sich jeder, wenn es etwa zu einer Schlägerei oder zu einem ernsten Rencontre kam, so gut er konnte, indem er als „Naturalist“, wie man später sagte, auf seinen Gegner eindrang und dessen Angriffe abzuwehren suchte. Nach der Schilderung, die im „Buche Weinsberg“ von einer zum Scherz veranstalte-

Die Anfänge des studentischen Fechtens.

ten Schlägerei entworfen wird, sieht es nicht aus, als hätten die Beteiligten große Übung in der Handhabung der Waffen gehabt. Weinsberg, der 1539 als Bürgerlicher in Köln studierte, beschreibt die Fechterei, die sich bei Gelegenheit eines Erntefestes unter den Bursengenossen entspinnt, mit den Worten: „Jeder hatt ein swert oder rappeir in der hant und stachen und slogen schimfsweise zum andern hin. Ich stunde in der kamer, stach hin zur durren aus. Wie ich die hant zu weit herfor reckte mit meiner gewer, stunde einer, genannt Arnolt Deus von Deventer, vur der deur, scloich mich mit einem alten berosterden swerde uff mine rechte hant, ein wenich under den daumen, das ich min metz fallen leis, und das untfangen wontgin bloite seir. Ich leis es verbinden, aber es mogt nit so gar geheilt werden, das mailzeichen bleib mir uff der hant seir kentlich stain, und wan das ritswert nit



Fechtende Studenten zu Anfang des 17. Jhdts.
(Aus: Academia seu speculum vitae scholasticae. Arnhemi 1612.)

plomb gewesen, sondern scharf ader ein knechtzdegen, er hett mir die rechte hant ader abgehauwen ader den daumen mit der hant gelemt. Diss kommt von sclegerei und geckspil."

Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts stellte man an allen Universitäten privilegierte Fechtmeister an — in Jena wird ein solcher schon 1550 erwähnt, in Rostock 1560 —, und im nächsten Jahrhundert gehörte das Fechten so gut wie das Besuchen von Vorlesungen zur Ausbildung der Studenten, von denen sich mancher bei der Wahl einer Universität mehr von dem Ruhme des Fechtmeisters als von dem der gelehrten Professoren leiten ließ.

Das Waffentragen der Studenten.

Wie mit dem Fechten, so wollten sich anfänglich die akademischen Behörden auch mit der Sitte des Waffentragens der Studenten wenig befreunden. Zahlreiche Verbote suchten diesem seit Beginn des 16. Jahrhunderts immer mehr um sich greifenden Brauche zu steuern, ohne indessen die Vorliebe des Studenten für das Abzeichen des Edelmannes und Soldaten zu unterdrücken. Schon in den Erfurter Statuten des 14. Jahrhunderts wird als Strafe für das Tragen von Waffen ihr

Verlust angedroht: nullus cum armis offensivis in plateis incedat sub poena amissionis. Ähnliche Bestimmungen kehren in den Statuten fast aller Universitäten bis in das 17. Jahrhundert hinein wieder.

Zunächst waren es hauptsächlich die adeligen Studenten, die das Waffentragen als ihr Privileg betrachteten. Aber schon 1539, als der erwähnte Weinsberg in Köln studierte, scheint der Degen ein Requisit studentischer Kleidung gewesen zu sein. Er fügt der Beschreibung seines Anzugs hinzu: „Umb disse zeit galt mir min moder auch einen stoisdegen mit 13 loiden silbers anhabende". Wenn demnach Meyfart in seiner „Christlichen Erinnerung von den aus den hohen Schulen in Deutschland entwichenen Ordnungen" (Schleußingen 1636) von „Feder-Junkern und Degen-Studenten" spricht, die „daher gehen in Federn und Degen", und hinzufügt, daß die reichen und famulum habentes studiosi sich gegenseitig zum Zweikampf herausfordern, so geht das wohl nicht, wie Heumann (de gladio academico. Jena 1751) meint, ausschließlich auf die Edelleute, es zeigt vielmehr, daß zu Meyfarts Zeit die Sitte des Waffentragens schon ziemlich allgemein verbreitet war. Verbote wurden freilich in Jena noch 1625, in Straßburg 1629 erlassen, doch brachte der dreißigjährige Krieg in der Hinsicht einen völligen Umschwung. Die überall herrschende Unsicherheit nötigte dazu, den Studenten das Tragen der Waffe als Schutzwehr zu gestatten, auch verlieh der kriegerische und rohe Geist jener Zeit dem Studenten ein soldatisches Gepräge und soldatische Manieren.

Die Verbote des Waffentragens hatten ihren guten Grund. Nur zu locker saß dem jungen Volk die Klinge in der Scheide; ein hitziges, in der Erregung oder Trunkenheit hervorgestoßenes Wort genügte, um die Hand des Beleidigten an den Degengriff zu führen. Rasch kreuzten sich die Klingen, und oft genug färbte das Herzblut des einen Kämpfers den Boden. Schon die Annalen des 16. Jahrhunderts sind voll von Klagen über die zahlreichen Todesfälle, die sich bei solchen Rencontres ereigneten. Von eigentlichen Zweikämpfen kann um jene Zeit noch nicht die Rede sein; man griff seinen Gegner an, wo und zu welcher Zeit man ihn fand.

Erst unter dem Einfluß französischer Sitten nahmen die Rencontres mehr und mehr den Charakter von regelrechten Zweikämpfen an. Der Gegner wurde herausgefordert, Zeit und Ort des Duells verabredet, und in aller Frühe, meist vor dem Thore der Stadt, schlug man sich im Beisein von Sekundanten. Eine sehr lebendige Schilderung solcher Zweikämpfe, wie sie im 17. Jahrhundert an der Tagesordnung waren, findet sich in dem 1648 von dem Danziger Schulprofessor Raue verfaßten „Zwischenspiel" (hrsg. von Joh. Bolte in der „Altpreußischen Monatsschrift", Jg. 1891). In der Pennalisierscene des 2. Auftritts (abgedruckt bei Fabricius, die deutschen Corps, S. 26 ff.) kommt das Gespräch zwischen den Studenten und Pennälen auch auf die Duelle; ein Studiosus wirft die Frage auf:

Anfänge des Duells.

Herr Bruder, hastu nicht heute gehöret, daß sich ein paar geschlagen haben?

Alter Studiosus:

Nein; wer mag es sein?

Prior Penalis:

Ich habe es zwar mitt angesehen, aber ich kenne sie nicht. Sie giengen sonst frisch auf einander loß; so war auch der eine im Halße gestoßen.

Alter:

Wie ging das zu?

Prior:

Er versahe es im Pariren vnd bracht sich mit der Parad die Spitz recht vorm Halße; der ander aber verfolgete den Stoß vndt stöst ihm durch den Halß. Aber es hat nicht sonderlich zu bedeuten; den es nur durch die Hautt gangen ist.

Alter:

Newlich sahe ich auch ein paar sich auf dem Hieb schlagen, daß man sich hette mögen puckelicht lachen. Da lieff einer zu vnd hieb mit solchen Furi, daß der Degen bei ein Viertell von der Elle im Sand stecken bliebe, vnd sprang hernach wieder zurücke; der ander macht es gleich also.

Prior:

Morgen, höre ich, werden sich wieder zween schlagen.

Alter:

Welche Zeit? Ich will auch hinauß gehen.

Prior:

Ohngefehr vmb 6; denn es wirdt in der Frühe geschehen, damit es der Magnificus nicht erfahre. Und wie ich höre, so sols künftigen Sontag vom newen sub poena relegationis durch ein newes Edict verbothen werden.

Alter:

Ja es wirdt viell verbothen vnd wenig gehalten.

Der Studiosus hatte Recht: es regnete um diese Zeit Duell-Edikte, die der immer mehr um sich greifenden Duellwut Einhalt thun sollten, aber kein Mensch kümmerte sich um sie. Wie der weitere Verlauf der Scene zeigt, boten im Gegenteil



Der fechtende Student.
(Aus: Dendrono, Natürl. Abschilderung des akad. Lebens, Nürnberg um 1725)

die geringfügigsten Dinge, z. B. die Weigerung des Bescheidthuns, Anlaß zu einer Herausforderung.

Duell-Edikte.

Das älteste bekannte Duelledikt wurde zu Wittenberg 1570 erlassen und war veranlaßt durch eine Bittschrift des akademischen Senats an den Kurfürsten August von Sachsen, worin um Bestätigung eines Statuts gegen das „Metzeln unter den Studenten" gebeten wurde, „damit die Universitäten nicht Termen- und Palgeplätze oder Metzelhäuser seien". Das Mandat scheint in Kraft getreten zu sein, aber die Strafen, die es festsetzte, waren offenbar sehr milde, denn die Annales Academiae Witebergensis vom Jahre 1585 berichten von der Relegation mehrerer Studenten wegen Duells mit tötlichem Ausgang und wegen Herausforderung zu einem solchen: „Cum igitur Theodorus Hoken Donus interfecerit Adamum Saluder, pronunciamus illum eo ipso facto amisisse jus nostrae societatis. Excludimus etiam ex nostra societate Disenhusen Livoniensem, quia alios ad dimicandum evocavit". In Altdorf, Helmstedt, Gießen u. s. w. kostete ein Rencontre nur die Konfiskation des Degens und eine geringe Geldstrafe, oft nur einen Kaiserthaler. Ungleich schärfer waren die Bestimmungen des ältesten Jenenser Duellmandats vom Jahre 1684; danach sollten Provokanten, auch wenn es nicht zum Duell gekommen

wäre, mit zweijähriger, oder wenn sie durch grobe Beschimpfung dazu gereizt wären, mit einjähriger Zuchthausstrafe belegt und aller Hoffnung auf Beförderung beraubt werden. Duellanten, die sich wirklich geschlagen hatten, sollten mit dreijähriger, der Urheber des Streits mit vierjähriger Gefängnis- oder Festungsstrafe belegt und des vierten Teils ihres Vermögens verlustig erklärt werden. Fiel jemand in einem Zweikampf, so wurde er wie ein Missethäter begraben.

Inzwischen hatte die Fechtkunst und vor allem das Stoßfechten auf den Universitäten eine immer größere Verbreitung und Vervollkommnung erfahren. Als der eigentliche Schöpfer der deutschen Stoßfechtkunst gilt der Jenenser Fechtmeister W. Kreußler, der bei den „Marxbrüdern" in die Lehre ging, 1618 nach Jena kam und hier der Begründer einer durch mehrere Generationen hindurch unter den deutschen Fechtmeistern berühmten Fechterfamilie wurde. Sein ältester Sohn Gottfried ging zunächst nach Leipzig, übernahm aber beim Tode seines Vaters 1673 die Leitung des Fechtbodens in Jena. Von seinen zahlreichen Söhnen ergriffen wiederum

Die deutsche Stoßfechtkunst im 17. Jhdt.



Der rauffende Student.
(Aus: Dendrono, Natürl. Abschilderung des akad. Lebens, Nürnberg um 1725.)

die meisten das väterliche Gewerbe; der älteste, Johann Wilhelm, wurde sein Nachfolger in Jena, und Heinrich Kreußler galt lange als einer der hervorragendsten Vertreter der deutschen Schule, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts als die beste in ganz Europa angesehen wurde.

Die größere Ausbildung im Fechten hatte ohne Zweifel, obschon sie die Zahl der Duelle vermehrte, das Gute zur Folge, daß die Zweikämpfe ordnungsgemäßer verliefen und unblutiger wurden als früher. Man hatte gelernt zu parieren und den Stößen auszuweichen; man drang nicht mehr in blinder Wut auf den Gegner ein, sondern suchte seine Kunst im „Battieren", „Legieren", in geschickter Benutzung der Blößen und in feinen Finten zu entfalten.

Die Duelle wurden noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts oft auf offener Straße ausgefochten, vor allem in Jena und da, wo der Jenenser Ton maßgebend war, in Gießen und Erlangen. Meistens verlief die Sache so, daß auf dem Marktplatz um die beiden Kämpfenden ein Kreis geschlossen wurde, an den sich von Soldaten, Bürgern, selbst von der Polizei herandrängte, wer wollte; innerhalb des Kreises wurde von den Sekundanten die Mensur genommen, die so weit war,

Die Stoßmensuren des 18. Jhdts.

daß in der Regel nur der Oberarm getroffen werden konnte. Späterhin freilich wurden diese Stoßduelle gefährlicher: man nahm die Mensur enger, und an die Stelle der Stoßschläger mit den großen Tellern traten die sogenannten Pariser mit sehr viel kleinerem Stichblatt. Die spitze Klinge des Parisers drang leicht in die Lungen — „Lungenfuchser" nannte man solche Verletzungen —, der Getroffene warf Blut aus und verfiel nur zu oft dauerndem Siechtum, wenn er nicht gar tot auf dem Platze blieb.

Durch das Aufblühen der Orden, deren Gesetze ihren Mitgliedern den Duellzwang auferlegten, steigerte sich die Zahl der Duelle ins Ungemessene. Laukhard, der sich in Gießen in den Amicistenorden aufnehmen ließ, schreibt (Leben und Schicksale. T. 1, S. 162) über die Stellung der Orden zum Duell: „Wenn ein Mitglied Händel bekommt, so muß es sich schlagen; doch aus guten Gründen schlägt sich auch

Die Orden und das Duell.



Stoßduell auf dem Markte in Jena (um 1760.)
(Aus einem Stammbuch der Weimarischen Sammlung.)

der Senior oder ein anderes Mitglied für ihn. Überhaupt müssen in diesem Fall die Glieder dafür sorgen, daß sie und nicht ihre Gegner in Avantage sind. Lieber eine Niederträchtigkeit begangen, lieber sich à la mode der Gassenjungen herumgebalgt, als den Vorteil und die Ehre der Avantage aus den Händen gelassen". Gerade der Brauch der Avantage, dem zufolge sich kein Ordensbruder von einem Profanen einen Tusch gefallen lassen durfte, ohne mit einem stärkeren zu antworten oder zu fordern, gab immer von neuem zu Händeln Anlaß. Daß es bei solchen Raufereien auch damals (1776) noch vielfach sehr ungeregelt herging, können wir der Schilderung entnehmen, die derselbe Laukhard von den Gießener Zuständen entwirft: „Zu meiner Zeit war es gewöhnlich, sich auf der öffentlichen Straße zu schlagen, und das alsdann, wenn man zum voraus gewiß war, daß es würde verraten werden. In diesem Falle ging der Herausforderer vor das Fenster seines Gegners, nahm seinen Hieber (der Stößer diente nur zu geheimen Schlägereien), hieb damit einige Male ins Pflaster, und schrie: pereat N. N., der Hundsfott, der Schweinekerl! tief! pereat! pereat! Nun erschien der Herausgeforderte: die Schlägerei ging vor sich, endlich kam der Pedell, gab Inhibition, und die Raufer kamen aufs Karzer: und so hatte der Spaß ein Ende".

Das Verdienst, die durch langjährige Tradition überlieferten, aber bisher sehr willkürlich gehandhabten Observanzen in feste Formen gebracht und dadurch gleichzeitig zur Hebung des Burschentones beigetragen zu haben, gebührt den Landsmannschaften, die wie oben (S. 87 ff.) ausgeführt wurde, nach Unterdrückung der Orden die Führerrolle in der Studentenschaft übernahmen. Deutlich tritt in den von ihnen vereinbarten Comments neben der Absicht, die beim studentischen Zweikampf zu beobachtenden Gebräuche zu fixieren, das Bestreben zu Tage, das Vorkommen von thatsächlichen Beleidigungen, vor allem von Realinjurien, nach Möglichkeit zu verhindern oder doch einzuschränken. Die Comments, als deren Muster der bei Fabricius (die deutschen Corps, S. 195 ff.) vollständig abgedruckte Jenenser Comment aus der Zeit um 1812 gelten kann, verdammten strenge jede thatsächliche Beleidigung der Kommilitonen unter sich und setzten genau die Grenzen der wörtlichen Beleidigung fest. Im einzelnen wichen diese Grenzen an den verschiedenen Hochschulen, wenn auch nur unerheblich, von einander ab. Nach dem Jenenser Comment konnten Worte

Die Comments der Landsmannschaften.



Stoßmensur in Erlangen um 1750.
(Nach einem Oelbild im Besitz der Freifrau v. Rotenhan.)

wie einfältig, lächerlich, komisch u. s. w. als beleidigend aufgefaßt werden, doch sollte dabei auf den animus injuriandi Rücksicht genommen werden. War jemand im Zweifel, ob eine Beleidigung vorliege, so konnte er den Weg der Coramation einschlagen. Dabei mußte nach dem Halleschen Comment der Coramierende das Zimmer des Gegners mit bedecktem Haupte betreten. Ausweichende Antwort galt schon damals als Bejahung. Wollte jemand den Weg der Coramation nicht einschlagen, so konnte er sich in „Avantage" setzen. Die höchste Verbalinjurie war damals, wohl an allen Universitäten gleichmäßig „dumm" oder „dummer Junge". Diese Maximalgrenze der wörtlichen Beleidigung hat sich lange, teilweise bis in die neueste Zeit, in ihrer Geltung erhalten. In „Felix Schnabels Universitätsjahren" wird der Held der Erzählung von einem Hallenser Pommern, der ihn Arm in Arm mit seiner Verlobten, der Tochter seiner Wirtsleute, gesehen hat, gefragt: „Was war das für ein Besen, mit dem du gingst, wo dient er?" Schnabel ist über diese unzarte und seine Braut beleidigende Frage höchst ergrimmt: „Wäre es — so heißt es weiter — nach dem Halleschen Comment nicht verboten gewesen, einen ‚Hundsfott' oder einen ‚Infamen' aufzubrummen, er hätte es gethan; ein bloßer ‚dummer Junge' war ihm zu wenig, er beherrschte sich, trank aus und ging hastig fort". In den vierziger

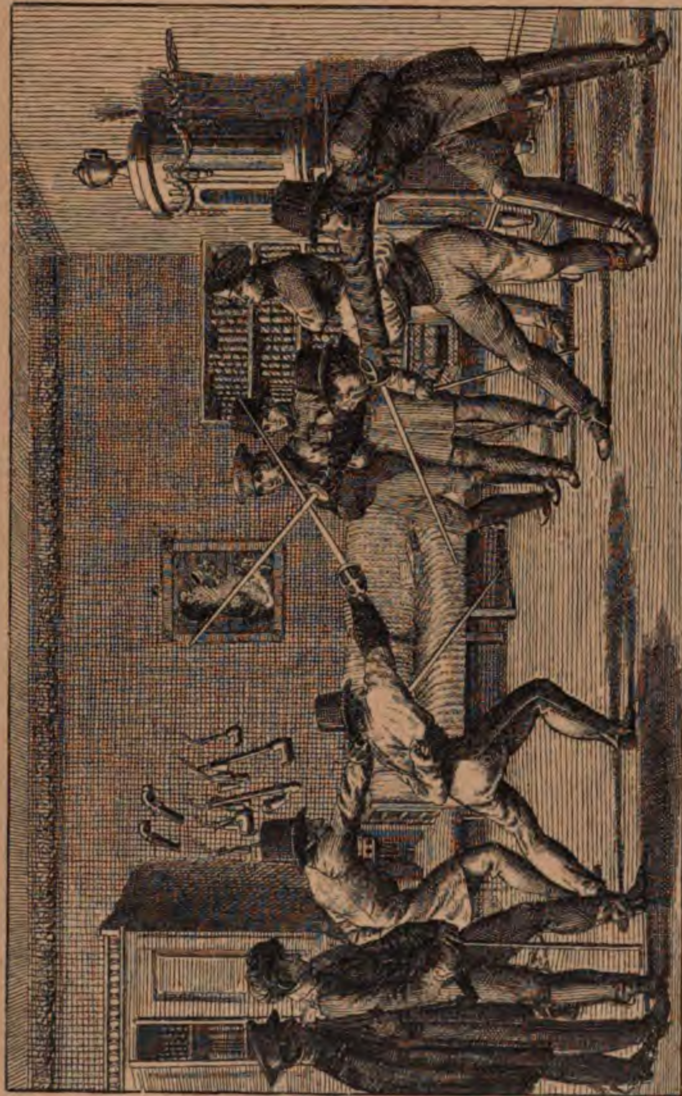
Injurie und Coramation.



Göttinger Mensur 1808.
(Original in Aquatinta von M. O. Preßel.)

Jahren hatte sich, wenigstens in Heidelberg, schon eine andere Praxis eingebürgert; das schärfere Wort „Hundsfott" wurde, wie Kußmaul in seinen „Jugenderinnerungen" schreibt, für commentmäßig erachtet, doch mußte die Beleidigung durch eine schwerere Forderung gesühnt werden.

Realinjurien, für die 1795 nach dem Halleschen Comment noch als aufsteigende Reihenfolge Ohrfeigen, Ziegenhainer, Hetzpeitsche und Begießen mit dem



Göttinger Mensur (um 1816).
(Nach einem Kupferstich, bei Wiederhold in Göttingen erschienen.)

Nachttopf festgesetzt waren, wurden mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts überall verboten; nur gegen anerkannte „Schisser" waren sie erlaubt. War das Wort „dummer Junge" gefallen, so mußten beide Parteien stillschweigen, um alles Schimpfen zu vermeiden; neue Beleidigungen, welche zwischen den Parteien nach Anfang des Skandals bis zu Ende des Duells vorfielen, mußten revoziert und depreziert werden. Deprekation galt damals, wenigstens nach der Theorie des Comments, nicht als

schimpflich; der Beleidiger konnte den Beleidigten wegen des „dummen Jungen" um Verzeihung bitten, ohne dadurch seiner Ehre etwas zu vergeben.

Die Forderung. Eine Forderung mußte, wie noch heute, binnen drei Tagen nach der Beleidigung überbracht werden; die Sitte erforderte es, daß der Überbringer sich als Kartellträger durch das Tragen eines Ziegenhainers kenntlich machte. Auch der lange Lüneburger Corpsbursch, der in Göttingen eines Morgens an Schnabels Thür pocht, erscheint auf das „Herein" mit einem Stock in der Hand, und das Aufbehalten der Mütze vervollständigt das Kartellträgerkostüm. Hatte der Beleidiger die Forderung angenommen, so mußte er nach dem Jenenser Comment Zeit und Ort des Duells bestimmen, doch hatte er dies dem Beleidigten, wenn er sich in der Stadt schlagen wollte, 2 Stunden, wenn außerhalb der Stadt, 4 Stunden vorher anzuzeigen.



Heidelberger Mensur um 1818.
(Zeichnung von Fellner.)

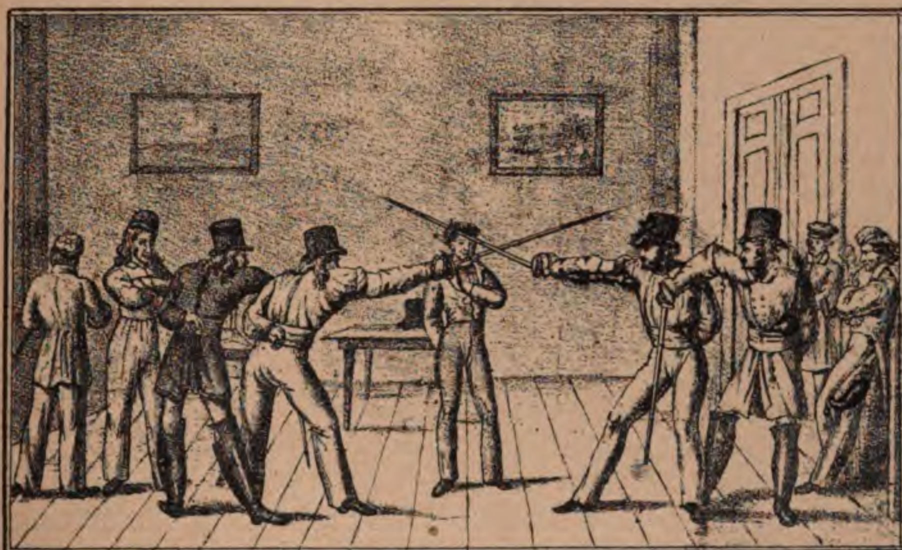
Wollte der Beleidiger als Ort des Duells eine Stube festgesetzt wissen, so bedurfte es dazu der Einwilligung des Gegners im Sommer, umgekehrt, wenn er das Freie bestimmte, im Winter. Pünktliches Erscheinen auf dem Mensurplatze war vorgeschrieben. Kam einer nicht, ohne hinlängliche Entschuldigung zu haben, so mußte er sich einen Verweis vom Sekundanten des Gegners gefallen lassen; kam er das dritte Mal nicht, so verlor er das Recht auf Satisfaktion. Niemand brauchte länger als eine Viertelstunde in der Stadt, länger als eine halbe Stunde außerhalb derselben auf seinen Gegner zu warten.

Die Forderung konnte verschieden lauten, d. h. die Anzahl der Gänge, auf die gefordert wurde, variierte je nach der Größe der Beleidigung und nach dem an der betreffenden Hochschule geltenden Comment. Als Minimum galten durchweg 6 Gänge, nur wenn die Gegner sonst gute Freunde waren oder die Sache auf Mißverständnis beruhte, konnten — nach dem Gießener Comment — 3 genügen; in Heidelberg durften nicht mehr als 12 Gänge gemacht werden, während der forschere Jenenser Comment bestimmte, daß niemand mehr als 12 Gänge an einem Tage zu machen brauchte, dagegen als Maximalgrenze 24 Gänge festsetzte, nach deren Beendigung, sowie nach gegebenem Anschiß, der Beleidigte Satisfaktion nehmen mußte.

Solange der Stoßcomment herrschte, war die Kleidung der Duellanten willkürlich; man konnte alle Kleider außer dem Rock anbehalten, nur übertrieben dicke, stichfeste Kleider, z. B. lederne, mit hohen Borden besetzte Hosen waren verboten. Nach dem Halleschen Comment von 1795 war es untersagt, nasse Tücher auf dem Körper zu tragen oder den Fechthandschuh zu netzen; nur Hals und Pudenda durften durch nasse Tücher und Mützen geschützt sein. Der Oberkörper durfte nur mit dem trockenen Hemd bekleidet sein, als Kopfbedeckung war der Hut, der nach Belieben gesetzt werden konnte, zulässig. Später, wohl infolge der allgemeinen Einführung des Hiebcomments, kam der sogenannte „Paukwichs" auf; er bestand in Heidelberg nach dem Comment von 1821 in einem Filzhut ohne Draht und Riemen, Tüchern um den Hals und den schlagenden Arm und einer Binde um den Leib von den Brustknochen abwärts; der Oberkörper durfte nur mit dem Hemd bekleidet sein.

Die Kleidung des Paukanten.

Bei jedem Duell mußte von jeder Landsmannschaft ein Bursche oder Chargierter als Zeuge zugegen sein, der darüber zu wachen hatte, daß nichts Comment-



Bonner Mensur. 1820.

widriges vorfalle, und im Notfalle das Duell inhibieren mußte. Diese Zeugen oder Testanten sind auch späterhin bei den Mensuren geblieben, ihre Funktionen aber sind an den „Unparteiischen" übergegangen, der im Heidelberger Comment von 1821 neben den Zeugen und Sekundanten als „unparteiischer Zeuge" erwähnt wird.

Die Zeugen u. Sekundanten.

Die Funktionen der Sekundanten sind im allgemeinen noch heute dieselben, wie sie in den ältesten Comments niedergelegt sind, wenn man berücksichtigt, daß hier größtenteils von Stoßmensuren die Rede ist. Nach dem jenaischen Comment mußten sie darauf sehen, daß Licht und Schatten unter den Schlagenden gleichmäßig verteilt war. Sie mußten ferner auf dem zum Schlagen bestimmten Platz eine auf die Duellanten passende Mensur nehmen und darauf achten, daß dabei die Spitze des Schlägers bei einem starken Ausfall nicht weiter als bis an die Brust des Gegners reichte. Der Sekundant des Beleidigten hatte bei der Mensurnahme den Anstoß und eröffnete, wenn gestoßen werden sollte, das Duell durch Kommando: „Stoß aus!", worauf der Beleidigte den ersten Stoß führte. Während des Duells hatten die Sekundanten das Recht, nach Belieben Halt zu rufen, und mußten dabei den weiteren Stoß nach dem Haltrufen durch Hinausschlagen des Schlägers mit beiden Stöcken

von unten möglichst verhindern. Ging einer der Duellanten hinter seine Mensur zurück, so mußte dies der Sekundant des andern erwähnen. Zwei Fuß zurückgehen machte nichts aus, zumal wenn der Zurückgehende in dem nämlichen Gang seinen Platz wiedergewann; war jedoch der Duellant 6 Fuß über seine Mensur zurückgewichen, und zwar so, daß der Gegner auf seiner Mensur stand, so mußte ihn der Sekundant des Gegners für „geschaßt" erklären.

Beendet war das Duell — falls der Beleidigte nicht schon vorher Satisfaktion genommen hatte — entweder nach Ausfechtung der Gänge, auf die gefordert war, oder nach gegebenem „Anschiß". Nach dem Jenenser Comment galt als Anschiß jeder Stich auf den Rumpf, der blutete, an anderen Stellen des Körpers, nämlich am Kopf und an den Extremitäten, aber nur dann, wenn er per et per oder die



Burschenschaft. Curonia.

Heidelberger Mensur im „Hausacker", 1820.
(Zeichnung von F. Rottmann.)

Wunde ein Dreieck war. In Gießen betrachtete man als Anschiß jede klaffende, wenigstens 1 1/2 Zoll lange Wunde, während in Heidelberg jede Wunde über der Hüfte, welche in der Länge eines Zolls klaffte und blutete und an einer Stelle die drei Häute trennte, das Duell beendigte. In Jena galt außerdem der Paukant als „angeschissen", wenn ihm der Schläger aus der Hand battiert, legiert, gestoßen oder gedrückt wurde, doch konnte die Legade nur dann für einen Anschiß erklärt werden, wenn das Stichblatt oder der Griff des Schlägers auf der Erde lag.

Die Stoßmensur in d. 30er Jahren.

Zu der Zeit, der die erwähnten Comments entstammen, ging man fast überall sowohl auf Stoß wie auf Hieb los, doch hatte jede Universität ihre commentmäßige Waffe, von deren Gebrauch in der Regel nur fremden Studenten gegenüber Abstand genommen wurde. In Heidelberg war der Korbschläger die commentmäßige Waffe; auch der Gießener Comment bestimmte, daß alle Schlägereien mit 2 1/2 Fuß langen Schlägern ausgemacht werden sollten, und daß Duelle auf Stoß nur dann stattfinden könnten, wenn beide Gegner darüber übereinkämen. Umgekehrt nahm der jenaische Student nur auf Stoß Satisfaktion, räumte jedoch, wenn er mit einem



Gießener Mensur auf dem Wetzberger Hof, Sommer 1828.
(Nach einer Zeichnung des Paukanten links, Fabricius sen.)

fremden Studenten Skandal bekam, dem Beleidigten das Recht ein, die 3 ersten Gänge zu bestimmen. In Jena hat sich die Stoßmensur am längsten, bis um die Mitte der 40er Jahre, erhalten. Man focht damals teils auf den Buden bekannter Studierender, teils in den Stuben der Gasthöfe zu Wöllnitz, Zwätzen, Cospeda, im Sommer meist im Freien auf den Bergen über Wöllnitz oder in den Cospedaer Waldungen, oder auch im Rauthale. Nach Wöllnitz, wo auf einem freundlichen Platze auf der Anhöhe über dem Dorfe häufig Duelle stattfanden, begab man sich zu diesem Zweck des Nachts, um früh bei Sonnenaufgang rechtzeitig auf dem Paukplatze zu sein. Für das Herbeischaffen der Waffen mußten die Füchse



Schlägermensur.
(Gezeichnet von Eckert 1828, herausgegeben von Förtsch.)



Würzburger Stoßmensur.
(Nach einer Lithographie, gezeichnet von Eckert 1828, herausgegeben von Förtsch.)

sorgen, die dann oft im Schweiße ihres Angesichts durch das Gebüsch im Walde mit den Stoßschlägerklingen im Lederfutteral angeschlichen kamen, während andere die Stichblätter unter dem Rock auf der Brust trugen. Nach fehlgeschlagenem Versöhnungsversuch wurde die Mensur abgemessen. Die Sekundanten traten auf den Paukplatz und stellten sich gegenüber, so daß jeder den rechten gestreckten Arm dem anderen mit dem Stoßschläger entgegenstreckte, und die Spitzen der Klingen gegenseitig bis an das andere Stichblatt reichten. Hierauf wurde der linke Fuß möglichst weit zurückgestellt, hinter demselben der Strich gemacht und dann der Kreis gezogen, über den keiner der Paukanten, auch nicht mit einem Fuße, treten durfte, wenn er nicht in Verschiß kommen wollte. War der Kreis gezogen, so bekamen die Paukanten die Schläger in die Hand und wurden von den Zeugen auf die Mensur geführt. Bekleidet waren die in Hemdsärmeln fechtenden Duellanten vielfach mit einer schwarzen



Stoßmensur um 1835.
(Nach einer Lithographie von Kaiser.)

atlassenen oder seidenen Weste, da die Glätte solcher Stoffe besonders gegen das Eindringen des Stoßes schützte; außerdem waren die Armarterien mit seidenen Tüchern verbunden und der Unterleib durch eine starke lederne Binde gegen jeden Stoß geschützt.

Bei dem Duell selbst standen die Sekundanten jedes Duellanten an der linken Seite des Gegners. Sie führten als „Sekundierprügel" den Ziegenhainer, womit sie, wenn „Halt" gerufen war, die Waffen rückwärts bogen und zurückhielten, damit nicht nachgestoßen werden konnte. Das Kommando des Unparteiischen lautete: „Ergreift die Waffen!" — „Legt euch aus!" — „Stoßt aus!" Jeder Gang dauerte, wenn auf mehrere Gänge gefordert war, so lange, bis bei einem der Gegner ein Stoß gesessen hatte; lautete die Forderung auf einen Gang Pariser, so wurde so lange gefochten, bis der eine Teil erklärte, Satisfaktion zu nehmen, oder bis das Duell — was auch bei mehreren Gängen der Fall war — durch eine schwere, die Fortsetzung verbietende Verwundung oder dadurch beendigt wurde, daß einem der Duellanten seine Waffe aus der Hand geschlagen und er dadurch kampfunfähig gemacht wurde.

Obschon Todesfälle und ernste Verwundungen relativ selten waren, so verging doch bei der großen Anzahl der Stoßmensuren kaum ein Semester, das nicht seine Opfer gefordert hätte. Schließlich, nachdem die Regierungen lange vergeblich versucht hatten, die Stoßduelle aus der Welt zu schaffen, drang in studentischen Kreisen selbst die Ansicht durch, man müsse den Stoßcomment mit dem minder gefährlichen Hiebcomment vertauschen. Freilich erst allmählich; mancher mochte die liebgewordene Waffe, mit der er vertraut war, nicht gern mit einer anderen vertauschen, deren Führung ihm weniger fein und kunstgerecht erschien. Auch verdiente ja, als Übung betrachtet, das Stoßfechten zweifellos den Vorzug: es kräftigt nicht bloß, wie das Schlägerschlagen, den Arm, der die Waffe führt, sondern macht auch, da es die ganze Muskulatur des Körpers in Anspruch nimmt, diesen gewandter, außerdem schärft es den Blick und erhöht die Sicherheit der Hand, Vorteile, die

Einführung des Hiebcomments.



Hiebmensur um 1835.
(Nach einer Lithographie von Kaiser.)

namentlich für den Mediziner von einiger Wichtigkeit sind. Zu diesen inneren Gründen, die für die Beibehaltung des Stoßfechtens sprachen, kamen einige äußere hinzu: die Theologen widerstrebten dem Hiebfechten wegen der sichtbaren Spuren, die eine Tiefquart im Gesicht hinterläßt; auch konnte man sich nicht gleich über den Hiebcomment einigen, da es sich fragte, ob Hieb auf Glocke oder Korb. Indessen mußten alle solche Erwägungen doch schließlich der vernünftigen Überlegung weichen, daß der Zweikampf auf Stoßwaffen zu gefährlich sei, und daß der tötliche Verlauf des Duells in den meisten Fällen zu der oft geringfügigen Beleidigung in gar keinem Verhältnis stand. So wurde dann auch an den Universitäten, die das Stoßfechten am längsten beibehalten hatten, in Erlangen, Würzburg und zuletzt in Jena, wo Professor Scheidler eifrig für das Hiebfechten eintrat und der Fechtlehrer F. A. W. L. Roux durch seinen Unterricht für die Verbesserung vor allem des Säbelfechtens wirkte, der Hiebcomment eingeführt.

Entwickelung der Schlägermensur.

Bei dem allmählichen Übergang vom Stoßduell zur Schläger- und Säbelmensur machte sich in dem Charakter dieser naturgemäß noch lange der Einfluß des Stoßfechtens geltend. Man ging nicht etwa gleich zur verhängten Auslage über,

sondern focht in den ersten Jahrzehnten überall Schläger und Säbel glacé; das Rappier ward im Gang mit wagerecht vorgestrecktem Arm geführt, der Sekundant hatte die gleiche Auslage. Die Mensur wurde noch so weit genommen, daß der Paukant, wenn er einen Hieb hineinbringen wollte, einen Ausfall machen mußte. Ganz von selbst aber bildete sich, da ja nunmehr der Kopf der allein oder doch vor allem bedrohte Teil des Körpers war, das Bestreben aus, den Kopf so viel wie möglich zu decken, und das konnte am besten geschehen, indem man die Hand hob, die Spitze des Schlägers senkte und dadurch nicht blos mit der Klinge, sondern auch mit dem Arm und dem Korb des Schlägers parierte. So entstand die „verhängte Auslage", und damit war denn auch die Notwendigkeit des Ausfalls und der „beweglichen Mensur" beseitigt. Freilich dauerte es noch Jahrzehnte, ehe man zu der heutigen festen Stellung gelangte, aber deutlich läßt sich an den beigefügten Mensurbildern das allmähliche Fortschreiten dieser Tendenz verfolgen.



Tübinger Mensur. 1839.

Suevia. Rhenania.

In der Zeit nach Einführung des Hiebcomments gelangte das Paukwesen zu besonders hoher Blüte. Während es vor 1820 vorkam, daß Corpsmitglieder überhaupt ohne Mensur die Universitäten verließen, und von der heutzutage bei fast allen schlagenden Korporationen vorgeschriebenen Bedingung, daß der zu Rezipierende vorher eine Anzahl Mensuren geschlagen hatte, noch keine Rede war, stieg die Zahl der von den Einzelnen ausgefochtenen Partien ins Unglaubliche. Wenn wir in „Felix Schnabels Universitätsjahren" lesen, daß es in jener Zeit Studenten gab, die sich in einigen Jahren fünfzig bis achtzig Mal, oft mit gefährlichen Waffen, geschlagen hatten, so sind wir geneigt, das für eine romanhafte Übertreibung zu halten. Indessen werden diese Zahlen von anderer Seite bestätigt. Kußmaul, der, wie schon erwähnt wurde, von 1841 bis zum Herbst 1844 dem Heidelberger Corps Suevia angehörte, erzählt (Jugenderinnerungen, S. 139), daß die meisten der älteren Burschen der Suevia 10—12, auch 20 und einige 40—60 Mensuren hinter sich hatten; sein Freund, der spätere Chirurg Bernhard Beck, hatte nach seinen eigenen Worten, noch nicht 21 Jahre alt, als schneidiger Gegner und fixer Schläger bekannt, 51 Mensuren auf Schläger, Säbel und Pistolen rühmlichst ausgefochten. Dabei ist allerdings zu

berücksichtigen, daß die Schlägermensuren jener Zeit weit unblutiger verliefen als heutzutage; nicht so sehr wegen der Vorsichtsmaßregeln, die heute ebenso sorgfältig getroffen werden, wie damals, als vielmehr wegen der ganz anderen Auffassung, die man damals von einer Mensur hatte, und wegen der veränderten Anforderungen, die man jetzt an den Paukanten stellt. In Bezug auf die Auslage, die Stellung der Füße, die Haltung des Körpers und das Erwidern der Hiebe waren dem Paukanten keinerlei Vorschriften gemacht; alle Vorteile galten, wenn er sich nur nicht „schaffen" ließ, d. h. soweit zurückwich, daß der Gegner auf seinen Platz zu stehen kam. Überdies wurde damals viel leichter abgeführt, als heutzutage. Man handelte eben noch nach dem Grundsatze: „Hat ein Schmiß gesessen, ist der Tusch vergessen", und ließ die Paukanten nicht stehen, bis sie umfielen. Die schlechte Heilung, bei der jeder geflickte Schmiß eiterte, verbot von selbst ein zu langes Stehenlassen.



Mensur in Göttingen (im Deutschen Haus). 1838.
Bremensia. Nassovia.

Der Paukwichs. In ihrem äußeren Verlaufe hat sich die Schlägermensur seit den dreißiger Jahren nicht wesentlich geändert; der Hergang ist im großen und ganzen derselbe geblieben, wie er uns in „Felix Schnabels Universitätsjahren" so anschaulich geschildert wird. Ausführlich werden hier die „abschreckenden, langweiligen und entmutigenden" Vorbereitungen, die Anlegung des Paukwichses, beschrieben. „Lederne, stark wattierte Hosen — Paukhosen —, die hinten zugeschnallt werden, decken Unterleib und Schenkel; um den Hals wird eine fast fußhohe Binde — Paukbinde — gelegt, die die freie Bewegung des Kopfes und Halses hemmt, aber undurchschlagbar ist. Der Kopf wird je nach der geschärften Forderung auf zwölf und vierundzwanzig Gänge mit einer wattierten, mit großem, festem Schild versehenen Mütze, an welcher die Farben der Verbindung, oder mit einem breitränderigen Hut, Paukhut, bedeckt. Der linke Arm wird gewöhnlich hinten an die Paukhose gebunden, der rechte dagegen verlangt die mühseligsten Vorkehrungen. Die Gelenke an der Hand und an den Ellenbogen werden mit geflochtenen und fest gedrehten seidenen Tüchern — Würsten — kunstgerecht umwickelt, dann noch mit seidenen Tüchern umwunden. Hierüber wird,

wenigstens in Halle, der lederne, bis über den Ellenbogen reichende Fechthandschuh — Stulp — gezogen und nochmals an den gefährdeten Gelenken mit seidenen Tüchern umwunden."

Der Paukwichs hat seither, um lebensgefährliche Verletzungen völlig auszuschließen, einige Veränderungen erfahren. Hinzugetreten sind das Herzleder und die zum Schutz der in der Achselhöhle liegenden arteria axillaris eingeführte Axillaris. Die Paukhose ist durch einen ledernen Schurz ersetzt, der etwaige incommentmäßige Brust- und Bauchhiebe abfangen soll. Das Schild an der Mütze und der breite Rand des Hutes wurden anfangs als hinreichend zur Verhütung von Verletzungen des Auges erachtet, doch kam schon in den 40er Jahren die von dem Heidelberger Paukdoktor Immisch erfundene Paukbrille auf, während Mütze und Hut allmählich verschwanden. Vielfach verzichtete man allerdings damals noch auf das Schutzmittel der Brille sowohl wie der Mütze und ließ beides nur bei Fuchsmensuren zu; bei einzelnen Verbindungen, wie z. B. den Leipziger Landsmannschaften (Lipsia, Dresdensia, Ruthenia, Plavia), gingen auch die Füchse ohne Brille und ohne Mütze los. Die Berliner



Heidelberger Mensur, W.S. 1846/47. Gezeichnet von Henneberg.
Guestphalia. Suevia.

Landsmannschaft Normannia hat, wohl als die letzte, die Paukbrille erst zu Anfang der siebziger Jahre eingeführt.

Lange nachdem der Gebrauch der Paukmütze abgekommen war, hat sich noch die Erinnerung an dieses altehrwürdige Institut erhalten in den Worten, mit denen der Sekundant der einen Partei die Suite eröffnete: „Herr Unparteiischer, wir bitten um Silentium für einen Gang Schläger, mit (ohne) Mützen, mit (ohne) Sekundanten, auf fünfzehn (zwanzig) Minuten oder bis zur Abfuhr." Mancher Fuchs mag sich im stillen über dieses den Thatsachen widersprechende Kommando des Sekundanten gewundert haben, der Dinge als vorhanden bezeichnete, die kein Mensch mehr kannte, oder die vielleicht in irgend einer Ecke des Paukkastens unbenutzt ruhten, und der mit der größten Unbefangenheit sein eigenes Dasein schlechtweg leugnete. Indessen hatten diese Kommandos eine besondere Bedeutung, die zurückging auf die verschiedenen Formen der Schlägermensur. Eine leichte Forderung lautete auf eine bestimmte Anzahl von Gängen mit Mützen und mit Sekundanten, d. h. die Paukmütze wurde aufbehalten, und die Sekundanten durften den weitgehendsten Gebrauch

von ihrem Rechte des Einfallens und Auffangens von Hieben machen. Dieser Form entsprach die Bestimmungsmensur in ihren Anfängen; späterhin fielen jedoch die Mützen fort, ebenso wie das Herausfangen von Hieben durchweg auch bei diesen Mensuren verpönt wurde. Dessenungeachtet lautet das Kommando noch immer: „mit Mützen und mit Sekundanten". Einen Rest des alten Brauches, den Kopf während der Mensur mit der Mütze zu bedecken, haben wir wohl darin zu sehen, wenn hier und da, z. B. in Heidelberg, die Füchse, und bei Bestimmungsmensuren auch die Burschen, mit der Mütze auf dem Kopf den Mensurplatz betreten und sie während des sogenannten „Ehrenganges" aufbehalten. Der eine Sekundant kommandiert: „Auf die Mensur!" — die Paukanten gehen in die Auslage — der Gegensekundant ruft: „Halt!" Beide springen ein, nehmen den Paukanten die Mütze ab, und erst jetzt, nachdem das vollständige Kommando: „Auf die Mensur!" — „Bindet die Klingen!" — „Sind gebunden!" — „Los!" gegeben ist, fallen die ersten Hiebe.



Heidelberger Mensur. 1850. Gez. v. L. Blum.
Vandalia. Saxoborussia.

Eine andere, schwerere Form war früher die Forderung auf eine größere Anzahl von Gängen „ohne Mützen, ohne Sekundanten." Hierbei traten die Sekundanten weiter zurück und fielen überhaupt nicht ein, oder nur, um einen Blutigen oder die „Abfuhr" konstatieren zu lassen. Diese Form wurde später bei der Kontrahage üblich, doch verschwand, wie gesagt, der Unterschied in der Thätigkeit der Sekundanten mehr und mehr. Statt der Kommandos „ohne Sekundanten" hört man stellenweise, z. B. in Göttingen, die Wendung „mit abgetretenen" Sekundanten, woraus deutlich hervorgeht, daß die Worte „ohne Sekundanten" nur den geringeren Grad ihrer Thätigkeit bezeichnen sollen. Ein Mittelding zwischen beiden Arten des Kommandos war früher und ist hier und da auch heute noch bei P.-P.-Suiten üblich. Man ließ die Mützen zu, während die Sekundanten nicht einfallen durften. Dementsprechend wurde die Suite als ein Gang „mit Mützen, ohne bezw. mit abgetretenen Sekundanten" bezeichnet. Solange die Mützen im Gebrauch waren, unterschied man auch wohl, beispielsweise in Jena, zwischen einer Forderung auf 12 oder 24 Gänge „große Mützen" und auf ebensoviel Gänge „kleine Mützen". Die großen Mützen hatten einen breiten Lederschirm und waren dick wattiert, in den kleinen Mützen waren nur etliche Lagen Seide.

Die Sekundanten spielten damals eine größere Rolle als heutzutage, wo das Auffangen von Hieben nur noch bei Fuchsmensuren üblich ist. Bis in die sechziger Jahre galt das Sekundieren als eine Kunst, und oft wurde eine Korporation wegen eines guten Sekundanten mehr beneidet als wegen eines guten Schlägers. Mancher geringere Fechter, der einem stärkeren auf der Mensur gegenüberstand, wurde durch ein geschicktes Auffangen gegnerischer Hiebe, durch Deckunggeben bei gewagten Hieben und durch schnelles Einspringen im kritischen Augenblick vor der Abfuhr bewahrt. Tüchtige Sekundanten waren infolgedessen gesucht, und nicht selten kam es vor, daß Verbindungen, denen es an einem solchen fehlte, ihn sich von einer anderen borgten. Die Sekundanten.

In den fünfziger Jahren erfuhr das Pauken insofern eine Änderung, als die „Gänge" wegfielen; die Forderung lautete statt dessen auf eine bestimmte Minutenzahl, in der Regel 15 Minuten, oder wenn sie verschärft wurde, auf



Bonner Mensur. 1856.

Hansea. Borussia.

20 Minuten oder bis zur Abfuhr. Aber von dieser unwesentlichen Äußerlichkeit abgesehen, blieb die Art des Fechtens bis gegen das Ende der 60er Jahre ziemlich unverändert. Man hielt an der Ansicht fest, daß es bei der Mensur vor allem darauf ankomme, die Hiebe des Gegners zu parieren und diesen durch feines, kunstgerechtes Fechten zu verwunden, womöglich „abzuführen". Darum ermahnte man die Füchse auf dem Fechtboden, nicht bloß hauen, sondern auch parieren zu lernen: denn „geholzt" sei nicht gefochten. Man schärfte ihnen ein, daß die Aufgabe eines guten Schlägers die sei, den Gegner zu zeichnen, und daß es eine Schmach wäre, wenn das Paukbuch der Korporation am Ende des Semesters eine Unterbilanz an ausgeteilten „Blutigen" oder ein Plus an erlittenen „Abfuhren" aufwies. Diesem Zweck entsprach denn auch die ganze Stellung des Paukanten und seine Fechtart, die ein alter Jenenser Westfale in den „Akademischen Monatsheften" folgendermaßen kennzeichnet: „Der Korb lag wenig über Gesichtshöhe des Paukanten, die Spitze war stark nach unten geneigt, die linke Schulter wurde weit zurückgehalten. Man hielt den Gegner und jede seiner Bewegungen scharf im Auge und suchte einerseits durch

geschicktes Parieren und gedecktes Schlagen die Hiebe des andern abzufangen, andrerseits suchte man dem Gegenpaukanten auf jede Weise eine Blöße abzugewinnen, um ihm einen Schmiß beizubringen. Man zog Hiebe an, man schlug Finten, man trat oder sprang zur Seite und nach vorn — alle Listen und Künste galten." So kam es, daß damals das Zuschauen bei einer Mensur, namentlich zwischen zwei tüchtigen Schlägern und ebenbürtigen Gegnern, eine Freude war; man bewunderte die Kunst im Fechten, die Geschicklichkeit des Angriffs und der Verteidigung auf beiden Seiten.

Welchen Eindruck eine solche Mensur auf den unbeteiligten Zuschauer machte, geht aus der lebendigen und anschaulichen Schilderung hervor, die der Engländer Hart in seinem Buche „German Universities" von einer Göttinger Mensur entwirft. Hart, der im W.S. 1861/62 an der Georgia-Augusta studierte, erzählt, wie er von einem Hannoveraner zu einer Mensur mitgenommen wird, die in dem etwa fünf Minuten von der Stadt entfernt gelegenen Gasthof „Zum deutschen Hause" vor sich

Eine Mensur in den 60er Jahren.



Jenenser Mensur auf der Tanne, W.S. 1858/59. Gezeichnet von Geiling.
Thuringia. Franconia.

gehen sollte. „Neben dem Gasthaus" — so fährt er in seiner Erzählung fort — „liegt eine kleinere Kneipe. Hier traten wir ein, gingen durch die unteren Restaurationsräume und stiegen auf einer schmalen, wackeligen Treppe zum oberen Stockwerk hinauf. In dem ersten, kleinen Raum, den wir betraten, stand auf einer Bank ein Faß Bier, aus dem ein oder zwei Kellner geschäftig Schoppen für die durstigen Kehlen in dem Zimmer nebenan füllten. Dies, das eigentliche Mensurlokal, war ein ungefähr 25 Fuß tiefer und 40 Fuß breiter, ziemlich niedriger Raum, der sein Licht von zwei Fenstern an jedem Ende empfing. Die Luft in dem Zimmer war trübe und dick vom Rauch; Gruppen von paffenden, trinkenden und laut schwatzenden Studenten standen umher. Der eine oder andere probierte in einer Ecke des Zimmers Lufthiebe, was für Nase und Ohren jemandes, der zufällig in seine Nähe geriet, im höchsten Grade verhängnisvoll werden konnte. Die erste Partie war eine Mensur zwischen zwei Füchsen. Die Gegner trugen Mützen zu dem gewöhnlichen Paukwichs und hatten jeder zur Linken einen Sekundanten, dessen Aufgabe es war, die gefährlichen Hiebe zu parieren. Die beiden Kämpen gaben sich alle Mühe, ernteten aber nur Spott. Wie alle Anfänger suchten sie, was ihnen an Geschicklichkeit abging, durch rohe Kraft zu ersetzen. Die Schläger verfingen sich alle

paar Minuten, und fast jeder Hieb fiel flach, d. h. mit der Fläche der Klinge, statt mit der Schärfe. Das Äußerste, wozu sich der bessere der beiden verstieg, war, daß er seinem Gegner eine Locke von seinem Haupthaar abschnitt und seine Backe gerade so viel kratzte, daß sie blutete. Die dabeistehenden älteren Burschen ließen es an Scherzworten nicht fehlen, wie: ‚Gut getroffen!', ‚Versuchs noch einmal!', oder wenn ein Hieb flacher fiel als gewöhnlich: ‚Wo hast du das gelernt?' oder ‚Einen Ganzen auf dein Spezielles!' Die Sache war augenscheinlich für alle, ausgenommen für die unmittelbar Beteiligten, ein bloßer Spaß.

„Die Mensur war, bald nachdem wir eintraten, zu Ende. Nunmehr wurden die Vorbereitungen zu dem ‚Ereignis des Tages', der Mensur zwischen M— und von H—, getroffen. Die Forderung lautete nach dem technischen Ausdruck ‚ohne, ohne', d. h. ohne Mützen und ohne Sekundanten. Die Paukanten hatten zwar ihre Sekundanten, aber diese standen während des Ganges nicht bei ihnen und fingen auch



Frifo-Lüneburgia. Göttinger Mensur. 1861. Hildesogueftphalia.

die ‚Tiefquarten' oder andere gefährliche Hiebe nicht auf; sie hielten sich bei Seite und sprangen nur ein, um die Paukanten zu trennen, wenn der Unparteiische ‚Halt' rief. Auch trugen die Paukanten keine Mützen; Kopf und Gesicht waren, mit Ausnahme der Augen, vollkommen unbedeckt.

„Die deutsche Mensur, einerlei was sie sonst thut oder nicht thut, giebt jedenfalls dem Beobachter Gelegenheit, Charakterverschiedenheiten zu studieren. M— und v. H— wurden einander auf sieben oder acht Schritt gegenüber gestellt. Alles hielt den Atem an vor Spannung. Der Sekundant der einen Partei rief: ‚Legt aus!', der Gegensekundant erwiderte: ‚Sie liegen aus!', der Unparteiische kommandierte: ‚Los!', die Kämpfer rückten jeder drei Schritt vor, gingen in die Auslage, und die Mensur hatte begonnen.

„v. H—, ein Fechter von ziemlicher Bedeutung, sehr beliebt und sehr beherzt, war groß, schlank, aber kräftig, und hatte in seinem Aussehen und seinem Wesen etwas Anziehendes; sein Gesicht trug die Spuren einiger früherer Mensuren. M— war dagegen ziemlich untersetzt, fast gedrungen von Gestalt, aber mit einem Paar durchdringender dunkler Augen und einem entschlossenen, man möchte fast sagen

,unheimlichen' Zug um den Mund. Obwohl sein Gesicht ebenso glatt und rosig gefärbt war wie das eines jungen Mädchens, verrieten seine Bewegungen und sein Ausdruck den gefährlichen Gegner. Zu seiner raschen und doch kalten Besonnenheit hatte er noch den großen Vorteil, daß er Linkser war.

„v. H—, der offenbar die Manier seines Gegenpaukanten studiert hatte, legte es darauf an, ihm viel zu schaffen zu machen. Da er mehrere Zoll größer war, suchte er diesen Vorteil noch zu erhöhen, indem er einen wütenden Angriff machte und vier oder fünf Hochquarten hintereinander schlug, in der Absicht, M—'s Parade niederzuhauen oder darüber hinweg seinen Hinterkopf zu treffen. Aber das alles ließ M— völlig kalt. Er parierte jeden Hieb mit dem Arm, den er ganz in der Parade ließ, und schlug nur gelegentlich eine Finte nach oben, die mehr ein leichtes Schnellen des Schlägers, als ein entschiedener Hieb war. Es war klar, daß er streng



Kieler Mensur. W.S. 1874/75.

Burschenschaft Teutonia. Landsmannschaft Troglodytia.

in der Defensive verharren und seine Zeit abwarten wollte. So wurden 3 Gänge in ungefähr ebenso viel Minuten gefochten. v. H—'s Kinn war leicht geritzt, M— war überhaupt noch nicht berührt. Im vierten Gange machte v. H— einen noch wütenderen Angriff als vorher, indem er so weit wie möglich hinüberreichte, und es schien, als wenn es ihm endlich gelungen sei, M—'s Hinterkopf zu treffen. Der Unparteiische rief: ‚Halt', und M— mußte eine Untersuchung durch den Paukarzt über sich ergehen lassen; er that es mit schlecht verhehltem Ärger, und sein ironisches Lächeln schien zu sagen: ‚Welch' ein Unsinn!' Der Arzt konnte keinen Blutigen finden, und das Kommando zum fünften Gang wurde gegeben. Wie M— in die Auslage ging, bemerkte ich, daß er den vorderen Fuß ein ganz klein wenig mehr vorstieß als sonst, seinem Kopf einen leichten Ruck gab und seine Lippen kaum merkbar verzog. Ich fühlte instinktiv, daß er diesmal Unheil plane. Wie sonst schlug v. H— an, aber diesmal mit einer prasselnden Hochterz, bei der fast beide Klingen sprangen. M— parierte und erwiderte mit einem schnellen, kräftigen Hieb nach oben. v. H— hatte kaum Zeit, in die Auslage zu gehen und zu parieren. In dem Augenblick, wo er es that, ließ er unglücklicherweise sein Handgelenk einen oder zwei Zoll sinken: mit

Blitzesschnelle, wie wenn es dieselbe Bewegung gewesen wäre, veränderte sich M—'s steiler Hieb in eine Hochterz. Ein unheimliches Blinken der Klinge, ein blitzähnliches Sausen, und sein Schläger fuhr über die ungedeckte Stirn seines Gegners. Durch die Corona lief ein unterdrücktes Gemurmel. Ein Strom hellroten Blutes spritzte auf den Boden, und es bedurfte nicht der Prüfung des Paukarztes, um die Abfuhr zu konstatieren und die Mensur als beendet zu erklären. Sie hatte fünf oder sechs Minuten gedauert, und der Sieger hatte eigentlich nur einen Hieb geschlagen".

Eine derartige Taktik, wie sie hier beschrieben wird, würde man heutzutage beanstanden und vermutlich als „Mauern", wenn nicht gar als „elende Kneiferei" bezeichnen. Seit dem Anfang der siebziger Jahre begann sich nämlich eine Fechtweise einzubürgern, die mit der Kunst sehr wenig zu thun hatte, und bei der es einzig und



Paukerei des Leipziger L. C. W.-S. 1891/92.

Plavia. Budissa.

allein darauf ankam, ohne Rücksicht auf das Parieren und etwaige Blößen, die man sich dabei gab, möglichst rasch hintereinander und kräftig drauf loszuschlagen. Wurde ein Hieb nicht erwidert, so fragte der Gegensekundant an, und wiederholten sich solche Anfragen, so galt die Mensur als „ungenügend", und der betreffende Paukant wurde solange dimittiert, bis er sich durch eine Reinigungsmensur herausschlug. Die Folge war, daß die beiden Gegner auf „Los" in der Regel beide zugleich anschlugen, und daß oft der ganze Gang nur aus à tempo-Hieben bestand. Hinzu kam, daß der Paukant, um nur ja keinen Zweifel an seiner Tapferkeit aufkommen zu lassen, wie festgewurzelt an seinem Platze stand, kein Glied außer dem Handgelenk rührte und, ohne mit der Wimper zu zucken, den Kopf oder das Gesicht der Klinge seines Gegners aussetzte. Auch heute ist dies das übliche Bild des Paukanten; erst in neuerer Zeit macht sich die Tendenz geltend, zu der alten Fechtweise mit beweglicher Mensur zurückzukehren, und das ist gewiß anzuerkennen. Dabei brauchen ja die Anforderungen an



Jenenser Säbelmensur.



Göttinger Säbelmensur.

eine gute Mensur keineswegs heruntergeschraubt zu werden, nur wird man sich bei der Beurteilung nicht wie bisher von nebensächlichen, durch die Rücksicht auf ein absolut bewegungsloses „Stehen" diktierten Grundsätzen leiten, sondern den Gesamteindruck entscheiden lassen, der in den wenigsten Fällen einen Zweifel darüber läßt, ob sich jemand „forsch" oder „schifferig" — so pflegte man früher zu unterscheiden — geschlagen hat.

Die Bestimmungsmensur.

Von wesentlichem Einfluß auf die geschilderte Entwickelung der studentischen Mensur ist der Umstand gewesen, daß sich etwa seit den 40er Jahren die Auffassung von der Schlägermensur als einem ritterlichen Kampfspiel, einer zur Erprobung des Mutes und der Forschheit dienenden Waffenübung mehr und mehr verbreitete. Die Corps hatten schon seit geraumer Zeit aufgehört, den Schläger als eine zum Austragen von Ehrenhändeln und zur Sühnung wirklicher Beleidigungen geeignete Waffe anzusehen; ihnen waren die Schlägermensuren Selbstzweck und ein Mittel zur Erziehung ihrer Angehörigen geworden. Da man nun anfangs, um dem Paukbedürfnis zu genügen, an der alten Form des Kontrahierens festhielt, diese aber zu vielen Unzuträglichkeiten führte, richtete man besondere „Kontrahierabende" ein, an denen sich die Corps in einem bestimmten Lokale zum Zwecke des Kontrahierens trafen. Launig beschreibt Kußmaul in seinen „Jugenderinnerungen", wie es in Heidelberg zu seiner Zeit bei einer solchen Gelegenheit herzugehen pflegte. „Abends zur festgesetzten Stunde zogen sämtliche Corps in hellen Haufen von ihren Kneipen in die Arena zu fröhlichem Tuschieren, jeder besetzte den Tisch, den seine Füchse im voraus belegt hatten. Waren sie alle eingetroffen, so war die Neugierde groß, welche Losung die verschiedenen Corpsconvente ausgegeben hatten, doch die unheimliche Stille währte nicht lange. Ein Bursche erhob sich und schleuderte einem ebenbürtigen Kämpen an einem der feindlichen Tische höhnenden Schlachtruf zu. Besaß der Gegner Witz, so erwiderte er mit Gegenhohn, wenn nicht, was die Regel war, sofort mit dem Tusch. Nach dieser ersten ‚Kontrahage' ging das Kampfgeschrei an allen Tischen los. Die Luft schwirrte von dummen Jungen, dazwischen sausten einige schwere Hundsfotte nieder. Die Helden der Ilias hätten ihre helle Freude an dem Treiben gehabt." Ähnlich ging es um die Mitte der 40er Jahre in Jena zu. Nach der Schilderung, die der oben citierte alte Jenenser Westphale von den damaligen Mensurverhältnissen entwirft, waren die Mensuren durchweg Kontrahage- und P.P.-Partien. Kontrahiert wurde auf dem sogenannten „Allgemeinen", d. h. einer Zusammenkunft aller Corps, die alle vier Wochen auf der Rose stattfand. Als zweites Lied sang man dann „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", und wenn das Lied gesungen war, dann stand das Volk allerdings auf, und der Sturm brach gehörig los. Jeder suchte sich seine Leute zu langen, mit denen er gern einen Gang machen wollte. Aber so ganz einfach war das keineswegs. Man konnte da nicht gut auf den Betreffenden losgehen und ihm sagen: ‚Ich wünsche mit dir zu hängen.' Das wäre gegen allen Brauch gewesen. Zunächst mußte ‚getüftelt' werden, das heißt, man suchte den Betreffenden, mit dem man losgehen wollte, so lange mit schnoddrigen Redensarten zu reizen und sich gegenseitig in Bosheiten und Anzüglichkeiten zu überbieten, bis der einen Partei der Geduldsfaden riß, und das erlösende Wort ‚dummer Junge' fiel. Nach dem dummen Jungen durfte nicht weiter geödet und geschimpft werden, denn sonst mußte der Nachtusch revoziert werden. Auch in Göttingen ging man um dieselbe Zeit zu dieser Form der Kontrahage über. Früher war hier das Kontrahieren auf der Straße allgemein: die Landsmannschaften und Corps trafen sich des Abends auf der Weender, wo es in der Regel zu lärmenden Auftritten kam; nicht selten wurden, um die Kontrahagen zu verhindern, nicht blos die Pedelle, sondern auch die Landgensdarmerie aufgeboten. Schließlich machte man dem Kontrahieren dadurch ein Ende, daß man eine allmonatliche „Kontrahierkneipe" der Corps und Landsmannschaften einrichtete.

In diesen „Kontrahierkneipen" haben wir die Anfänge der heutigen „Bestimmung" zu suchen. Schon zu Kußmauls Zeit schickte in Heidelberg das am Kontrahierabend in der geschilderten Weise herausgeforderte Corps am anderen Tage

seinen Kartellträger mit dem Bestimmzettel dem feindlichen auf die Kneipe. Die Person dieses Heroldes war durch seine Mission geheiligt: er wurde mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen, und Tag und Stunde der Mensuren artigst mit ihm vereinbart. So war denn die voraufgegangene Kontrahage eine rein äußere Form geworden, und da man das Grundlose und zum Teil Thörichte dieser Form, die überdies noch den Nachteil hatte, daß sich häufig durch Überstürzen aus formalen Kontrahagen schwere Forderungen ergaben, mehr und mehr einsah, so führte man allmählich die heutige Bestimmungsmensur ein.

Die Einführung der Bestimmungsmensur vollzog sich indessen nicht überall gleichmäßig; auf einzelnen Universitäten und bei vielen Korporationen hielt man noch lange an der formalen Kontrahage fest. Am konservativsten scheint man in der Hinsicht in Königsberg gewesen zu sein. Hier kam, wie Hans Wagner im Juniheft



Kieler Mensur. 1898. Nach einem Ölbild von Kleinfang.

Corps Saxonia. (Original im Kieler Café „Hoffnung".) Burschenschaft Teutonia.

des letzten Jahrgangs der „Burschenschaftlichen Blätter" erzählt, das, was man heute Bestimmungsmensur nennt, in den sechziger Jahren etwa auf folgende Weise zustande: Eines Abends erschienen eine Anzahl Masuren oder Littauer z. B. auf der Kneipe der Germanen und begannen zunächst einen festen Umtrunk. So bei der dritten Halben stimmten dann plötzlich die Gäste einen trotzigen Cantus an. Dann erhob sich ein Germane und rief: „Füchse, laßt ihr euch das gefallen?" Und alsobald lief dann ein Füchslein mit der Mütze in der Hand bei den kampfesfrohen Gästen umher und sammelte die Karten. Dann ging die Zecherei weiter, und am nächsten Morgen wurde der Skandal ausgepaukt. Diese gute alte Sitte der gemütlichen Massen-Kontrahage ist auch in den achtziger Jahren noch gepflegt worden, und Überreste der alten Kontrahage hat der Königsberger Paukcomment bis heute bewahrt. Wenn nämlich alles zum Fechten bereit ist, der Arzt sich hilfsbereit gemacht hat u. s. w., dann geht der Kämpe von der Partei, die die Bestimmung gefordert hat, auf seinen Gegner zu und sagt: „Heiße N., gestatte mir, Ihnen aufzusengen". Dann stürzen beide zurück, und in 1 bis 2 Minuten ist die Anbandagierung vollzogen.

Von den Korporationen waren, wie gesagt, die Corps die ersten, die an Stelle der formalen Kontrahagemensur die reine Bestimmzettelmensur setzten. Ihrem Beispiele folgten bald die neuen Landsmannschaften, die ursprünglich aus Opposition gegen die Corps die Bestimmungsmensur verworfen hatten, später aber, da sie gerade auf Mensurforschheit das größte Gewicht legten und hierin den Corps keineswegs nachstehen, sondern sie eher darin übertreffen wollten, zur Einführung des Bestimmzettels schon durch ein hier und da bestehendes Paukverhältnis mit dem S.C. genötigt wurden. Die Berliner Landsmannschaft Normannia ist die einzige, die noch an dem alten Prinzip der Kontrahage festhält und ihren Mitgliedern auch keine bestimmte Anzahl von Mensuren auferlegt.

Länger dauerte es, bis bei den Burschenschaften diese Frage einheitlich geregelt wurde. Hier waren es namentlich die Burschenschaften des süddeutschen Kartells, die, wie sie überhaupt durchweg den studentischen Zweikampf keineswegs verdammten, sondern ein sehr lebhaftes Kontrahage-Verhältnis mit den Corps unterhielten, für die Einführung der Bestimmungsmensur wirkten, während auf der andern Seite die aus dem Progreß hervorgegangenen oder progressistisch gesonnenen Burschenschaften entweder prinzipiell den studentischen Zweikampf überhaupt oder doch die grundlose Kontrahage verwarfen, und sich dementsprechend der Bestimmungsmensur auf das Entschiedenste widersetzten. Erst nach 1870 gelang es, die widerstrebenden Elemente nicht bloß auf dem gemeinsamen Boden der unbedingten Satisfaktion zu vereinigen, sondern auch die prinzipielle Aufnahme der Bestimmungsmensur als eines erziehlichen Mittels in die Statuten des A.D.C. herbeizuführen.

Ähnliche Wandlungen, wie sie in Bezug auf ihre Stellung zur Mensurfrage die Corps, die Burschenschaften und Landsmannschaften durchgemacht, haben sich in neuerer Zeit auch bei anderen studentischen Verbänden vollzogen; so eignete sich der Verband der farbentragenden akademischen Turnvereine, von denen eine Reihe bei ihrem Entstehen als Vereine zur Satisfaktionsfrage keine Stellung nahmen, zunächst das Prinzip der unbedingten Satisfaktion an, ging dann aber, je mehr man den Wert regelrechter Paukverhältnisse für die straffe Organisation einer schlagenden Verbindung schätzen lernte, zur Einführung von Bestimmungsmensuren über. Jetzt stehen die dem V.C. angehörenden Turnerschaften durchweg entweder untereinander im Paukverhältnis, oder sie fechten Bestimmung und Kontrahage gegen die Waffen anderer Verbände und freischlagender Verbindungen. Selbst bei nicht farbentragenden Korporationen finden wir heute vielfach die Tendenz, sich eigene Waffen anzuschaffen und ein regelrechtes Paukverhältnis, wenn auch unter der Form der Kontrahage, zu unterhalten.

In engem Zusammenhang mit der Geschichte des Mensurwesens steht eine ganz eigentümliche Erscheinung des akademischen Lebens: der studentische W a f f e n-

Der Verruf. v e r r u f. Die ursprüngliche Grundlage dieses Verrufs haben wir in dem Anspruch der Landsmannschaften und des von ihnen gebildeten Senioren-Convents zu suchen, die gesamte Studentenschaft den Bestimmungen ihres Comments zu unterwerfen und bestimmte Verstöße dagegen mit dem dauernden oder vorübergehenden Ausschluß aus der Gemeinschaft der honorigen Studenten zu bestrafen. Der um 1812 vereinbarte jenaische Comment unterscheidet den widerruflichen und den unwiderruflichen „Verschiß". Der letztere wurde bei ehrlosen Handlungen, Diebstahl, Betrug beim Spiel, Ehrenwortbruch und Anzeige von Forderungen oder Mensuren verhängt. Der widerrufliche traf hingegen hauptsächlich solche, die gegen die Vorschriften des Paukcomments fehlten; z. B. wurde damit belegt, wer Skandal suchte und ihn nicht ausmachte, wer sich einer Realavantage oder einer unerlaubten Verbalinjurie bediente, ohne die letztere zu revozieren oder zu deprezieren. Für Feiglinge, die eine Beleidigung ruhig hinnahmen und nicht binnen drei Tagen Satisfaktion forderten, oder für solche, die sich beim Duell schassen ließen, hatte der Comment die ehrende Bezeichnung „Schisser". Dieser über Einzelne verhängte Verruf, der für den Betreffenden schwere Folgen nach sich zog, da er seinen geselligen Verkehr völlig vernichtete, kam

indessen nur selten und in wirklich gravierenden Fällen vor; Heyck berichtet in seiner Schilderung des Heidelberger Studentenlebens zu Anfang des Jahrhunderts, er habe nicht gefunden, daß der Verruf in jener Zeit wegen eines Falles von Satisfaktionsverweigerung verhängt worden sei. Diese Verhältnisse änderten sich mit dem Entstehen der deutschen Burschenschaft, die als ihr Ziel aufstellte, die gesamte Studentenschaft einer Hochschule zu umfassen, und dem entsprechend Verbindungen unter sich oder neben sich nicht dulden konnte. In § 24 der Verfassung der Allgemeinen Burschenschaft vom 18. Oktober 1818 wurde als Grundsatz aufgestellt: „Wenn Verbindungen von deutschen Burschen auf einer Hochschule als solche auftreten, wo schon eine Burschenschaft als Teil der Allgemeinen besteht, so sind dieselben eo ipso im Verschiß". Da indessen dieser Grundsatz nur sehr vereinzelt, wie in Jena und Erlangen, durchgeführt wurde, und auf der andern Seite die Versuche der Corps, ihrerseits den gleichen Standpunkt herauszukehren, ohne anhaltenden Erfolg waren,



Nach der Mensur.
Im Bandagierzimmer der Hirschgasse, W.S. 1885/86.

so hätten die Gegensätze zwischen Burschenschaft und Corps allein nicht vermocht, den leidigen Zwiespalt innerhalb der Studentenschaft durch den Verruf zu sanktionieren. Erst als durch das Eindringen progressistischer Ideen die Satisfaktionsverweigerung von einer Reihe von Progreßverbindungen zum Prinzip erhoben wurde, kam der Usus auf, daß eine Gruppe der Studentenschaft die andere in den Verruf steckte, und dieser Usus wurde auch dann noch beibehalten, als die Abweichungen in Bezug auf die Satisfaktionsfrage längst geschwunden und auch bei den Burschenschaften die Bestimmungsmensur allgemein eingeführt war. Erst in neuerer Zeit ist hierin ein Wandel eingetreten; fast überall hat sich jetzt die Anschauung Bahn gebrochen, daß in Fällen wirklicher Beleidigung jedem Studenten Satisfaktion gegeben werden müsse, und zwar entweder dadurch, daß die schweren Waffen jeder Verbindung anerkannt werden, oder daß der Verbindungsstudent vorübergehend aus der eigenen Korporation austritt. Die Korporation, die heutzutage mit der Verhängung des schweren Waffenverrufs schnell bei der Hand ist, setzt sich dadurch nur zu leicht dem Verdacht aus, sich auf bequeme Art ihren Verpflichtungen entziehen zu wollen.

Die commentmäßige Waffe zur Ausfechtung von schweren Forderungen ist jetzt auf allen Universitäten der **Säbel**. Die Pistolenmensuren, die früher manches Opfer ge- **Die Säbelmensur.**

fordert haben und selbst bei reinen Couleurstreitigkeiten in der Form von Chargenforderungen in Anwendung kamen, sind heutzutage fast verschwunden, seitdem bei allen studentischen Verbänden der Grundsatz gilt, die Pistole zur Austragung von Ehrensachen nur dann zuzulassen, wenn einer der Kontrahenten aus physischen Gründen die blanke Waffe nicht führen kann, oder im Falle schwerer Familienbeleidigung. Um in anderen Fällen eine der Schwere der Beleidigung entsprechende Sühne herbeizuführen, hat man verschiedene Formen der Säbelmensur in den Comment aufgenommen: eine schwere Forderung mit wenig und kleinen Bandagen und eine leichtere, bei der die meisten bei der Schlägermensur gebräuchlichen Schutzvorrichtungen, wie Paukbrille, Armstulp u. s. w. üblich sind. Die Auslage ist jetzt fast überall die gleiche, nämlich die mit wagerecht vorgestrecktem Arm, wie sie das dem Roux'schen Paukbuch entnommene Jenenser Mensurbild zeigt, während die sogenannte verhängte Auslage, welche durch die Göttinger Säbelmensur veranschaulicht wird, nur noch auf einigen süddeutschen Universitäten im Gebrauche ist.

Obwohl bei der leichteren Säbelmensur durchweg weniger herauskommt, als bei Schlägermensuren, einmal weil die meisten Hiebe flach fallen, sodann wegen der besseren Möglichkeit des Parierens, fällt doch die Säbelmensur, einerlei in welcher Gestalt sie vor sich geht, unter den Begriff des Duells, das nur dann vor sich zu gehen pflegt, wenn kein anderer Ausweg gefunden werden kann. Die Möglichkeit, in Fällen thatsächlicher Beleidigung einen Ausgleich herbeizuführen, bietet die Institution der Ehrengerichte, deren Aufgabe es ist, die Gründe der Forderung zu prüfen, Streitigkeiten, wenn möglich, auf gütlichem Wege beizulegen und auf jeden Fall dafür zu sorgen, daß die Schwere der Forderung in richtigem Verhältnis zu ihrem Anlaß steht. Da überall vorgeschrieben ist, daß die Ehrengerichte mit älteren ruhigen Leuten besetzt sind, so darf man annehmen, daß sie vernünftig gehandhabt werden und im allgemeinen ihrem Zweck entsprechen. Überdies werden die Ehrengerichte immer weniger genötigt sein, schwere Forderungen zu genehmigen, seitdem die Korporationen es zu ihrer Aufgabe gemacht haben, über das Verhalten ihrer Mitglieder bei allen Forderungen eine scharfe Aufsicht zu üben. Der „Verein deutscher Studenten" hat beispielsweise die Einrichtung getroffen, daß der Ehrenrat nicht bloß dann einschreitet, wenn ein Mitglied beim Austrag einer Forderung die studentische Ehre nicht gewahrt hat, sondern auch die ihm zustehende Strafgewalt gegen solche ausübt, welche leichtfertig eine schwere Forderung provoziert haben. Ehrengerichte, die sich der gesamten Studentenschaft überordnen wollten und die Abschaffung der Mensur überhaupt bezweckten, wie sie z. B. in Kiel im Jahre 1793 eingeführt wurden, und wie sie die Reformverbindungen in den 40er Jahren in Heidelberg anstrebten, haben sich, so oft auch solche Versuche gemacht wurden, in der Praxis als unhaltbar erwiesen.

Die Ehrengerichte.

Die Bedeutung der Mensur.

Der Student will sich nicht bevormunden lassen. Darum ist es den Behörden auch nie gelungen, durch akademische Gesetze das frische und fröhliche Mensurwesen zu beseitigen. Wie im Anfang dieses Jahrhunderts alle Verordnungen gegen die Duelle ohne weiteres an dem studentischen Herkommen abprallten, weil, wie Heyck in seiner oben zitierten Schrift sagt, die aus altgermanischer Kampfesfreude hervorgegangene, sozusagen nationale Lust am Waffenspiel in den Begriffen des Studenten mit den hohen Geboten der Standesehre zu einem unerschütterlichen Ganzen verschmolzen war, so ist es auch jetzt noch. Auch heute will der Student seinen Mut, seine Waffenfertigkeit erproben; er schlägt sich nicht bloß, um Genugthuung zu erlangen, sondern um des Waffenkampfes selber willen. Zugleich aber — und darin liegt der große erzieherische Wert der Mensur — gewöhnt er sich daran, dem Gegner furchtlos ins Auge zu sehen, seine ganze Willenskraft zusammenzunehmen und sich selbst zu beherrschen. Was ihm der Hörsaal allein nicht zu geben vermag, die Ausbildung der Persönlichkeit, der Charakterfestigkeit und des Mutes, das erhält der junge Student nirgends besser als auf dem Mensurplatz.

2. Teil.

Die Einzelnen Hochschulen.





1386.

Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.

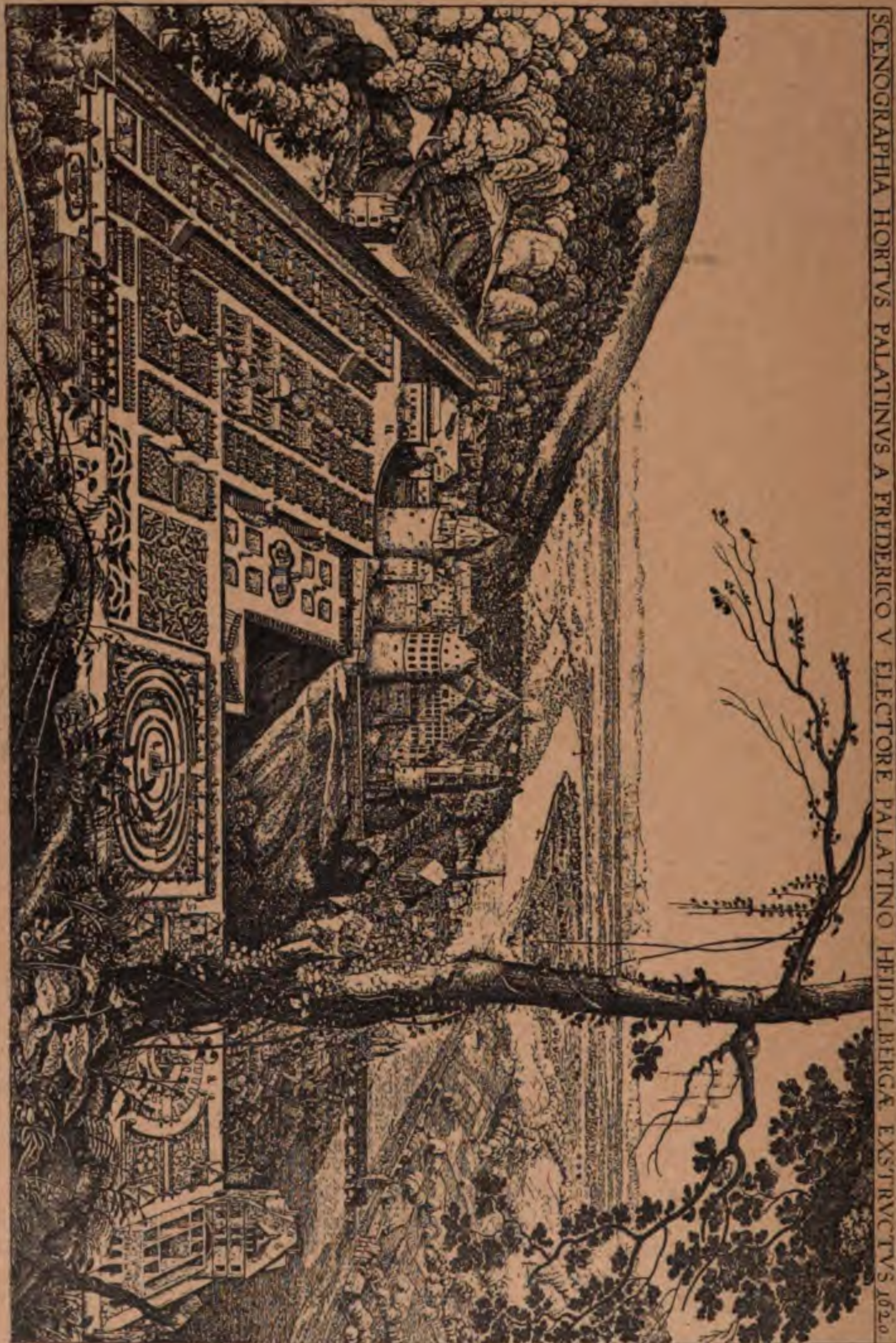
Heidelberg ist, obwohl es schon lange das Gewand der ländlichen Schönen mit der anspruchsvolleren Tracht der modernen Touristen- und Industriestadt vertauscht hat, noch immer die landschaftlich schönste Universitätsstadt der Welt. Ihr Gepräge erhält die Landschaft vor allem durch die herrlichen Kastanienwälder, die sich auf den Hügeln und Bergen rings um Heidelberg ausbreiten und mit ihren satten Farben, von dem frischen Grün des Lenzes, das sich im Juni mit dem blassen Gelb der Kastanienblüte mischt, bis zu dem bräunlichen Gelb und Rot im Herbst, diesem lieblichsten Fleck unseres deutschen Landes einen fast südlichen Charakter verleihen. Geradezu märchenhaft aber ist der Anblick Heidelbergs im Frühjahr zur Zeit der Obstblüte, wenn die großen weißen Blumensterne der Mandelbäume aus den Rebgärten ins Thal leuchten, und die Knospen der Aprikosen-, Pfirsich- und Kirschbäume aufbrechen. Niemand kann sich dann dem Zauber entziehen, den die paradiesische Schönheit des Neckarthales auf das Herz des Beschauers ausübt und den Meister Josef so wundervoll in die Worte zu kleiden verstanden hat:

Landschaftliche Lage.

Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand.

Auch mir stehst du geschrieben
In's Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie süßes Lieben
Dein Name mir so traut.

Oben vom Schloßberg schaut die weltberühmte Ruine des Schlosses auf die Stadt hernieder: schon im 13. Jahrhundert begonnen, wurde es durch den herrlichen Otto-Heinrichsbau zu einem Meisterwerk deutscher Renaissance und bildete mit seinem Park, dem hortus palatinus des Winterkönigs, eins der „Wunder der Welt". Die furchtbaren Verwüstungen, die die Stadt im 17. und 18. Jahrhundert zu überstehen hatte, verwandelten das Schloß in eine Ruine und begruben die Lorbeer- und Pommeranzenbäume, die Springbrunnen und Marmorstatuen in Schutt und Gestrüpp, aber sie vermochten doch nicht die unvergängliche Schönheit des Heidelberger Schlosses zu zerstören. Karl Friedrich von Baden trug Sorge, das Schloß zu erhalten, und legte wieder einen Lustgarten an. Er bietet, wenn auch sein Raum nicht besonders



Der Heidelberger Schloßgarten. 1620.



Heidelberg 1620.

ausgedehnt ist, eine Fülle romantischer Bilder. Wer die auf den Schloßhof führende Zugbrücke überschreitet und über den Hof auf das Schloß zugeht, ohne ein Wort zu sagen, der — so erzählt die Sage — mag sich einen Wunsch ausdenken, der in Erfüllung gehen muß. Aber es hat noch niemanden gegeben, dem die Schönheit des Schlosses nicht einen Ausruf des Entzückens entlockt hätte.

Von der Terrasse des Schlosses überschaut man die Ebene, in der sich moderne Straßen mit rauchgeschwärzten Fabrikschornsteinen hinziehen, und die nahen dichtbewaldeten Berge, zur linken sieht man den Gaisberg und Schloßberg mit der Molkenkur, drüben Heiligenberg, wo ehemals Kloster Neuenburg stand, mit der Stiftsmühle, einem sehr beliebten, nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Rastort der Studenten.

Lohnender noch als die Aussicht von der Schloßterrasse ist der Blick auf Heidelberg, den man von den Höhen jenseits des Neckars genießt. Das andere Ufer, auf dem Neuenburg liegt, ist mit Heidelberg durch zwei große Brücken verbunden: eine alte steinerne führt von der Altstadt Heidelbergs aus, eine neue eiserne liegt im Westen der Stadt. Steigt man den Philosophenweg hinan, so breitet sich vor dem entzückten Auge auf dem schmalen Streifen Landes zwischen den Höhen des Odenwaldes und dem Neckarstrom, der sich wie ein silbernes Band durch das Thal schlängelt, die Stadt aus, die wie nur wenige unseres Vaterlandes reich ist an Denkmalen einer fernen, ernsten Vergangenheit, und die zugleich den Tummelplatz jungen, feuchtfröhlichen Lebens bildet. Es ist Alt-Heidelberg, die alte Residenz der Pfalzgrafen bei Rhein und heute noch die Hochburg all' der gewaltigen Weinkämpen von Scheffel's Gnaden, als da sind: der Herr von Rodenstein, das Enderle von Ketsch und der Zwerg Perkeo. Hoch über die alten Giebeldächer heben sich die Türme der Heiligengeistkirche und Peterskirche, das altertümliche Karlsthor und die Universität mit der schönen neuen Aula, die

Die Stadt.



J. Kürschners Gruppphotographien. H. Hillger, Berlin.

Das heutige Heidelberg.


Photographie S. Williams, Berlin.
Schloßhof mit Brunnen.

1886 zum 500sten Jubelfest erbaut wurde, und dem alten Karzer, dessen vielbeschriebene Wände den kommenden Generationen ein Denkmal unvergänglichen Jugendübermutes sind und bleiben werden. Unter den vielen alten oder im altertümlichen Stil erbauten „Kneipen" sind die bekanntesten: der Perkeo, der Rodensteiner, der Luxhof und die weiße Rose.

Das einzige Privathaus, das uns von der Pracht des alten Heidelberg Kunde giebt, ist das Gasthaus zum Ritter am Marktplatz in der Hauptstraße, ein historischer Bau aus der Renaissancezeit. Obgleich mehrere Ecksäulen desselben erhebliche Brandspuren aufweisen, entging die Fassade auf wunderbare Weise der Einäscherung, welche 1693 die ganze Stadt verwüstete. Erbaut ist das Haus 1592 von dem eingewanderten Hugenotten Charles Belier.

Gründung der Universität.

Die Hochschule ist von Ruprecht I. aus dem Hause der Wittelsbacher gegründet, nachdem ihr der Papst Urban VI. am 23. Oktober 1385 einen Stiftungsbrief verliehen hatte. Die feierliche Einweihung fand am 18. Oktober des folgenden Jahres statt, und die Universität trat in ihr erstes Semester mit einem Universitätskörper von 579 Personen. Bereits im Jahre 1393 wurde ein gewaltiges Universitätsgebäude errichtet. Die Verfassung, „ad instar studii Parisiensis", war die rein mittelalterliche. Wie die Aufnahme der Studierenden das ganze Jahr hindurch erfolgte, so gab es auch keine Ferien im heutigen Sinne des Wortes, sondern nur eine größere Anzahl von dies non legibiles. Die Studenten waren Männer aller Altersklassen und Stände. Insbesondere besuchten zahlreiche Geistliche, sogar höhere, die Universität für einige Jahre; sie blieben nach einer päpstlichen Verordnung für diese Zeit im Genuß ihrer Pfründen. Überhaupt haben die Päpste der Heidelberger Universität ihr Wohlwollen dauernd im weitesten Maße bewiesen und reichliche Benefizien an Lehrer und Schüler gewährt, deren Rotulus jährlich nach Rom geschickt wurde. Im 15. Jahrhundert gewann die Universität schnell an Ansehen und erreichte ihren höchsten Glanz um die Wende des Jahrhunderts, als unter Philipp dem Aufrichtigen Johann von Dalberg, Rudolf Agricola, Johannes Reuchlin, Willibald Pirckheimer und andere hervorragende Gelehrte an ihr thätig waren.

Einführung der Reformation.

Die gewaltsame Einführung der Reformation bewirkte dann aber sehr bald eine bedeutende Abnahme, sodaß 1526 plures professores quam auditores vorhanden waren. Nach Otto Heinrich dem Großmütigen war insbesondere auch Friedrich III. ein eifriger Lutheraner. Er berief an seine Hochschule den berühmten französischen Rechtslehrer Hugo Donellus und ferner Melanchthon, der die Universität reorganisieren


J. Kürschners Grußphotographien. H. Hillger, Berlin.
Die Universität.

sollte. Aber der hereinbrechende 30jährige Krieg verhinderte auf lange hinaus jede gedeihliche Entwickelung. Als Tilly 1622 Heidelberg einnahm, hörten die Vorlesungen gänzlich auf, bis 1627 Maximilian von Baiern, dem nach dem Sturze des unglücklichen Winterkönigs die Pfalz zufiel, die Universität wieder herstellte.

Die Universität im 17. Jhdt.

Im westphälischen Frieden fiel Heidelberg an Karl Ludwig aus dem Hause Pfalz-Simmern, der an der Universität den pfälzischen Calvinismus rücksichtslos durchführte, sonst aber für deren Hebung mit allen Kräften sorgte, ebenso wie seine Nachfolger. Die Berufung Spinozas scheiterte an dessen Ablehnung; dagegen wirkte Samuel Pufendorf an der Universität. Ihr Besuch blieb aber gering, obwohl 1652 eine feierliche Eröffnung der Universität stattfand, eine neue Bibliothek geschaffen und ein botanischer Garten eingerichtet wurde. Den Studierenden, zunächst mit Ausnahme der Theologen und Mediziner, wurde das Jagdrecht in einem bestimmten Bezirk verliehen, das sie bis zu der 1848 erfolgten gesetzlichen Neuregelung des Jagdrechtes behalten haben. 1685 kam mit der Linie Pfalz-Zweibrücken der Katholizismus wieder ans Ruder, wurde jedoch von Philipp Wilhelm in toleranter Weise eingeführt. Im zweiten Jahre seiner Regierung unter dem Rektorat des Kurprinzen Friedrich Wilhelm beging die Universität das 300jährige Jubelfest ihres Bestehens, und friedliche Zeiten schienen endlich anzubrechen. Aber bereits drei Jahre später wurde Heidelberg im Verlaufe des Orleans'schen Erbfolgestreits zum ersten Male erstürmt, und 1693 wurde es in der barbarischsten Weise verwüstet. Dabei fiel auch die Universität der Vernichtung anheim. Die Professoren sammelten sich in Frankfurt, siedelten später nach Weinheim über und kehrten erst 1700 nach Heidelberg zurück. Johann Wilhelm unterzog sich mit großem Eifer der Reorganisation der Hochschule; er errichtete eine katholisch-theologische Fakultät und baute 1711 das jetzige Universitätsgebäude mit der berühmten Aula Wilhelmiana. Leider überlieferte er die Universität völlig den Jesuiten, die sie für das ganze Jahrhundert völlig beherrscht haben und den überall sich geltend machenden Geist der Aufklärung und des Rationalismus nicht aufkommen ließen.



Die Aula der Universität.

Karl Theodor, wohl der populärste Fürst der „fröhlichen Pfalz", stärkte die Universität durch Gründung der pfälzischen Akademie der Wissenschaften, und dadurch, daß er 1784 die hohe Kameralschule mit der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft von Kaiserslautern nach Heidelberg verlegte und somit den Grund schuf zu der späteren staatswissenschaftlichen Sektion und der heutigen staatswissenschaft-



Heidelberg vor 40 Jahren.

lichen Fakultät der Universität. Doch sollten die frohen Hoffnungen, die bei Gelegenheit der unter ihm festlich begangenen 4. Säkularfeier der Universität ausgesprochen wurden, sich nicht erfüllen, da schon nach sieben Jahren wiederum eine französische Invasion erfolgte, die die Hochschule zeitweise einem gänzlichen Untergange zuführte.

Das Studentenleben bis zu dieser Zeit war das uns bekannte Universitätsleben der Scholaren, das sich in den Bursen und Landsmannschaften abspielte. Der Pennalismus herrschte, und auch sonst fehlte es nicht an Ausschreitungen der durch die fortwährenden Kriege stark verwilderten Studenten. Bis in das 17. Jahrhundert hinein waren fortgesetzte Strafverordnungen gegen Raufhändel und gar Lüderlichkeiten wie Obst- und Weindiebstahl erforderlich. Am Ende des 15. Jahrhunderts erregten scholastische Händel zwischen den einzelnen Bursen die Studentenschaft und hörten erst auf, als 1546 die sämtlichen Bursen zu einer vereinigt wurden. In dieser Studentenleben bis 1800.



Heidelberg vom Harlaß aus gesehen.

mußten alle Studenten Wohnung nehmen, wenn sie nicht von Adel waren und einen Präzeptor hatten. 1586 fand der letzte in größerem Maßstabe gegen die Bürger geführte Studentenkrieg statt; seinetwegen mußte die 200jährige Jubelfeier der Universität auf das nächste Jahr verschoben werden. Unter der strengen Disziplin der Jesuiten änderten sich jedoch im 18. Jahrhundert die Sitten der Studierenden ganz erheblich und waren außerordentlich zahm. Gefochten wurde überhaupt nicht, und Laukhard fand den Heidelberger Comment „schofel"; das einzige, was ihm an den dortigen Studenten gefiel, war, daß sie „wenigstens soffen wie die Bürstenbinder". Studentenverbindungen gab es damals noch nicht, erst in den letzten Jahren der Pfalz-Zweibrückenschen Herrschaft, unter Maximilian Joseph (1799—1802), fanden die Orden der Constantisten und Harmonisten in Heidelberg Eingang.

Der Reichsdeputations-Hauptschluß brachte der Hochschule ein neues Herrschergeschlecht, das dem früheren an Sorge für die Wohlfahrt der Landesuniversität nicht nachstand. Mit den Organisationsedikten des Markgrafen Karl Friedrich von Baden beginnt eine neue Phase der Heidelberger Universität; aus den Trümmern der alters-

schwach gewordenen, zu einer Jesuitenschule herabgesunkenen Ruperta erhebt sich in Kraft und Schönheit die Ruperto-Carola.

Die Ruperto-Carola.

In fünf Sektionen, einer theologischen, einer juristischen, einer medizinischen, einer staatswissenschaftlichen und einer philosophischen, wirkten 40 Professoren. Eine jährliche Dotation von 40000 Fl., die sich bald um über die Hälfte erhöhte, wurde der Hochschule bewilligt. Als Mittel, ihre Frequenz zu heben, wurde den Landeskindern ihr Besuch für einen Kursus von 3 Jahren vorgeschrieben; indes ist dieser Universitätsbann bereits 1810 aufgehoben worden, denn schon nach wenigen Jahren bedurfte es keiner solcher Mittel mehr. Angelockt durch das romantische Heidelberger Studentenleben, für das die litterarischen Romantiker Görres, von Arnim, Brentano und Voß den Sinn geweckt hatten, und durch die große Zahl der hervorragenden



Vivat auf dem Heidelberger Universitätsplatz nach der Rückkehr vom Auszug nach Neuenheim. 14. Juli 1804.
(Gezeichnet von Fr. Rottmann.)

Lehrer, strömten seit 1806, insbesondere nach der Berufung Thibauts, die Studenten, namentlich Norddeutsche und Juristen, scharenweise nach Heidelberg. Die juristische Fakultät stand dort in höchstem Flor; an ihr wirkten, außer Thibaut, Vangerow, Zachariä, Mittermeier, Mohl, Windscheid, Bluntschli und Renaud. Auch die andern Fakultäten hatten, da an Gehältern nicht gespart wurde, bedeutende Lehrkräfte, wie den Mediziner Ackermann und den Theologen Marheinicke; von bedeutenden Mitgliedern der philosophischen Fakultät mögen hier gleich aus einer etwas späteren Zeit erwähnt werden: Helmholtz, Bunsen, Kirchhoff, Schlosser, Gervinus und Treitschke.

Orden u. Landsmannschaften.

Die Reorganisation der Heidelberger Universität, die Gründung der Ruperto-Carola, fällt in die Zeit der Geschichte des Studentenlebens, in der die Orden degeneriert waren und einen erbitterten Kampf mit den landsmannschaftlich organisierten Kränzchen zu bestehen hatten, dem sie gar bald erlagen. In Heidelberg entstanden aus den schon erwähnten Orden, aber in schroffem Gegensatz zu ihnen, bereits 1802 die Landsmannschaften der Rheinländer und die der (Franko-)Badenser. Der

Zweck der ersteren war nach den Statuten: „Unterstützung ihrer Mitglieder zur Erleichterung ihrer Studien, gesellschaftliches Vergnügen und eifriges Bestreben zur wechselseitigen Verteidigung gegen die Angriffe verächtlicher Renommisten und Unterdrückung sogenannter Orden, welche ruhige akademische Bürger in ihrer Laufbahn zu stören suchen."

Zwar wurden 1803 die Orden sowohl wie die Landsmannschaften verboten, beide bestanden aber fort, und ihre Händel beherrschten das studentische Leben Heidelbergs. Nur bei gemeinsamer Gefahr gingen sie zusammen; so organisierten sie 1804, als Studenten von den in Heidelberg garnisonierenden Dragonern unglimpflich behandelt waren, einen Auszug der gesamten Studentenschaft nach Neuenheim. Als aber nach ausreichenden Versprechungen der Regierung die Studenten, unter feierlicher Einholung durch die Universitätsbehörden, nach Heidelberg zurückgekehrt waren, erfolgte noch am selben Abend eine solenne Keilerei zwischen Orden und Landsmannschaften.



Sturm nach dem westfälischen Kommershaus. Heidelberg, den 23. März 1810.

Mit der Frequenz der Universität stieg die Zahl der letzteren. Um 1805 bildeten die Süddeutschen die Oberrheinische Landsmannschaft mit den Farben blau-weiß-rot und die Schwäbische Landsmannschaft mit schwarz-gelb-weiß. Norddeutsche Landsmannschaften waren die Westphalen (grün-schwarz-weiß), die Niederrheiner (blau-rot-weiß), die Curonen (grün-blau-weiß) und die Vandalen (rot-gold). Gefochten wurde sehr viel, auch innerhalb der Landsmannschaften, aber es wurde leicht abgeführt. Man paukte auf den Studentenbuden, und wenn der Platz dort nicht ausreichte, in dem Saale einer nahe beim Schießthor gelegenen Wirtschaft oder auf der zu diesem Zweck schon damals benutzten Hirschgasse. Häufig ging es auch hinaus nach Neckargemünd oder Schwetzingen, wo dann nicht selten eine grüne Waldwiese mit klarem Bergquell als Mensurplatz diente. Die Kommerse wurden bei den Landsmannschaften reihum auf den Stuben der Mitglieder abgehalten. Dabei durfte z. B. bei den Schwaben nicht mehr, aber auch nicht weniger gereicht werden als Apfelwein, Bier, Wurst und Schwarzbrot.

Die Renoncen, d. h. die nicht inkorporierten Studenten, waren eo ipso Anhängsel einer Landsmannschaft, und zwar entweder der, zu welcher sie ihrer Her-



Gasthaus zum Hirschen (Paukloкal) in der Hirschgasse zu Heidelberg.

kunft nach gehörten, oder, mit Einwilligung dieser, einer von ihnen gewählten anderen. Sie protestierten fortgesetzt energisch gegen diese Unterdrückung, gegen die „Anmaßung von Ihresgleichen", und da nun einzelne Landsmannschaften ihren Forderungen, zu denen insbesondere das Recht zum Sekundieren gehörte, geneigter gegenüberstanden als andere, spitzten sich die ohnehin durch die Stammesverschiedenheit vorhandenen Gegensätze noch mehr zu und führten zu Streitigkeiten, denen die Behörden machtlos gegenüberstanden. Ihren Höhepunkt erreichten die Feindseligkeiten im Frühjahr des Jahres 1810; die Kurländer und Westfalen steckten sich gegenseitig in Verruf, und es kam sogar soweit, daß die Curonen mit ihrem Anhang das Kommershaus ihrer Gegner zu stürmen versuchten. Erst nachdem der Senat Militär von Mannheim requiriert und mehrere Relegationen verfügt hatte, beruhigten sich die Gemüter. Nunmehr erfolgte ein Rückschlag und eine Zeit der Einigung, welche die oben aufgeführten Korporationen dazu benutzten, den „Allgemeinen Heidelberger Comment" festzusetzen, der die Kantonsverteilung der Rekrutierungsverhältnisse und den obligatorischen Anschluß der Renoncen sanktionierte. Gleichzeitig richtete sich das Streben der Landsmannschaften, die um diese Zeit anfingen, sich Corps zu nennen, immer mehr darauf, den in der Studentenschaft herrschenden schlimmen Geist, der sich in rohen Ausschreitungen, Prügeleien u. s. w. äußerte, zu bessern. Sie verboten in dem Comment nicht blos das Holzen, wie man die Prügeleien nannte, sondern jede thatsächliche Beleidigung der Kommilitonen unter sich auf das strengste und stellten die commentmäßigen Grenzen der wörtlichen Beleidigung genau fest. Ungeachtet dieses guten Willens der Corps war in Wirklichkeit von einer Verfeinerung des Burschentones nicht viel zu spüren. Man rückte einander häufig abends auf die Kneipe, randalierte und kontrahierte, wobei es nicht eben fein herzugehen pflegte. Erst in den 40er Jahren gelang es dem Senioren-Convent, dessen Streben immer auf die Hebung der Sitten gerichtet war, Wandel zu schaffen und für das Paukbedürfnis in anderer Weise zu sorgen. Es wurde ewiger Friede zwischen den Corps-Kneipen dekretiert, die gegenseitigen Einbrüche pro gloria patriae wurden verboten und statt dessen Kontrahierkneipen eingerichtet, die wir an anderer Stelle (oben S. 236) bereits kennen gelernt haben.

Burschenschaft und Corps.

Offiziell waren die Corps wie alle studentischen Verbindungen verboten, und mancher von den etwa hundert Studierenden, die 1813 in den Krieg zogen, wurde

nur entlassen unter Vorbehalt der Untersuchung wegen Angehörigkeit zu einer Landsmannschaft. Nach dem Kriege gründeten im Anschluß an die von Arndt hervorgerufene Bewegung wie überall auch in Heidelberg die aus dem Kriege Zurückgekehrten eine „Deutsche Gesellschaft“ oder Teutonia; sie suchte sich als eine selbständige Korporation der Corpsherrschaft zu entziehen und erhielt auch 1816 für kurze Zeit im Seniorenconvent eine siebente Stimme, als die „der repräsentierten Renoncen“. Als 1817 die burschenschaftlichen Ideen überall Boden gewannen, wurde auch in Heidelberg eine die ganze Studentenschaft umfassende Burschenschaft gegründet. Die Corps lösten sich auf, doch wurden ihre Prinzipien von dem aus der Suevia übrig gebliebenen Schwabenvereine aufrecht erhalten. Aus ihm rekonstituierten sich die meisten Corps schon im nächsten Jahre, doch war ihr Bestand ein überaus wechselnder. 1820 wurde zu den bereits wieder erstandenen, der Suevia und Rhenania, die Saxoborussia (weiß-grün-schwarz-weiß) gegründet. Die Unterdrückung durch die Behörden dauerte fort und ebenso die Rivalität mit der Burschenschaft, die sich nach der 1819 erfolgten Auflösung der ursprünglichen Burschenschaft neugebildet hatte, aber eine Burschenschaft im engeren Sinne war, d. h. eigentlich eine burschenschaftlich gesinnte Korporation, die von den Corps insbesondere in bezug auf den Einfluß auf die Renoncen Gleichberechtigung erkämpfen wollte und schließlich auch als Korporation mit denselben Rechten wie ein einzelnes Corps anerkannt wurde.

Diese Korporationen beherrschten nun das ganze studentische Leben und zum nicht geringen Teil auch das sonstige Leben Heidelbergs in einem Geiste, mit dem die Behörden wohl zufrieden sein konnten; infolgedessen wurde auch das Verbot der Verbindungen nicht streng durchgeführt. Die Studenten waren fast wie ein kleiner Staat im Staate, eine Macht, mit der gerechnet werden mußte. Sie unterhandeln mit den akademischen Behörden über Mensurabfassungen und das Benehmen der Pedelle, sie führen Beschwerde über schlechtes Bier, über die Hundesteuer und regeln die Kutschertaxe. Bei dem 1819 ausgebrochenen Judenkrawall stellen sie auf das „Burschen heraus“ Thibauts die Ruhe wieder her. Das Tragen der Uniformen, mit Ausnahme einer einfachen schwarzen Kokarde, war verboten; trotzdem wurden Waffen und Bandkokarden getragen. 1819 trug die Landsmannschaft Hassia schwarze



Heidelberger Mensur auf der Hirschgasse, 1826.

Suevia. (Zeichnung von Dan. Fohr.) Burschenschaft.

Hosen, rote Weste und grünen Frack; auch die anderen Corps kleideten sich ihren Farben entsprechend.

Das 1810 erlassene Verbot des Tabackrauchens da, „wo es dem öffentlichen Anstand zuwider sei“, mußte 1821 dahin authentisch interpretiert werden, daß Tabackrauchen, besonders in den Hörsälen, dem öffentlichen Anstand zuwider sei. Im übrigen lebten die Studenten herrlich und in Freuden, nicht ohne Exzesse im Spielen und Trinken, zu denen die Tanzbude in der Hirschgasse und die Kirchweihen in den umliegenden Dörfern, insbesondere in Neuenheim, reichlichen Anlaß boten.

Die Burschenschaft stand in keinem allzu scharfen Gegensatz zum Corps, was den überzeugten Burschenschaftern anderer Universitäten sehr ärgerlich war. Die Kneipe der Burschenschaft auf der Hirschgasse wird als „Duellierhöhle“ bezeichnet, „wo die Herren alle Nachmittag zum Kaffee ungestört ihre Schlägereien hatten“. Auch Whist und Pharao grassierten auf der Hirschgasse ebenso wie bei den Corps.

Als 1828 ein Konflikt mit der Museumsgesellschaft zu Studentenunruhen, zur Erstürmung des Carcers und Befreiung der verhafteten Studenten geführt hatte, organisierten die Corps und die Burschenschaft gemeinschaftlich den Auszug nach Frankenthal. Etwa 400 Studenten schlugen hier ein Lager auf, nachdem gegen 100 Schwaben, die ihre Heimat nicht verlassen wollten, in Schwetzingen zurückgeblieben waren. Aber die Zeiten hatten sich geändert; die Behörden wollten sich zur Amnestierung der Karzerstürmer durchaus nicht verstehen. So sprachen Burschenschaft und Corps einen dreijährigen Verruf über die Universität aus. Dessen ungeachtet rekonstituierten sich die Saxoborussia und die Suevia noch im selben Jahre, und die anderen Corps folgten bald. Die Burschenschaft hat den Verruf innegehalten; erst 1831 entstand aus den sogenannten Füßlerianern wieder eine burschenschaftliche Verbindung Franconia (schwarz-rot-gold), die 1832 der allgemeinen deutschen Burschenschaft beitrat, aber der immer wachsenden Unterdrückung durch die Behörden bald unterlag. Sowohl am Hambacher Fest wie an dem Frankfurter Attentat waren Heidelberger Burschenschafter stark beteiligt.

Auch die Corps hatten unter den Verfolgungen viel zu leiden; insbesondere wurde das 1833 für preußische Unterthanen erlassene Verbot des Besuchs der Heidelberger Universität für die Saxoborussia vernichtend. Doch konnten sie sich im allgemeinen halten und wurden sogar von den Professoren zeitweise protegiert als Gegengewicht gegen die nur sehr spärlich erhaltenen burschenschaftlichen Verbände. Sie trugen öffentlich ihre Farben, sogar bei Aufzügen der Universität. Erst um 1840, als die Zahl der Studenten etwa 600 betrug, war die Zeit der Verfolgungen, die die Burschenschaft nicht überlebt hatte, überstanden. Im W.-S. 1840/41 bestand der S.C. aus den folgenden, ihrem Alter nach aufgezählten 7 Corps: Schwaben, Westfalen, Hanseaten, Rheinländern, Saxoborussen, Nassauern und Schweizern. Besonders angesehen war nach Kußmaul (Jugenderinnerungen, S. 145) die Hansea, die der nachmalige Hamburger Bürgermeister Petersen gestiftet hatte. Es gehörten ihr viele Hamburger an, meist sehr feine und fleißige Leute; sollten ihre Bestimmungsmensuren mit wichtigen Kollegien zusammenfallen, so bestanden sie auf Verlegung der Mensuren. 1842 wurde aus den Hanseaten das seitdem bestehende Corps Vandalia mit den Farben gold-rot-gold gegründet.

Der enge Anschluß der Renoncen an die einzelnen Corps kam in den dreißiger Jahren mehr und mehr ab. Noch immer gewährten die Corps unbescholtenen Studenten gegen einen mäßigen Beitrag das Recht, ihre Kneipe und ihren Fechtboden zu besuchen, und sicherten ihnen außerdem Schutz und insbesondere bei Ehrenhändeln Waffen und Sekundanten zu; aber nur wenige nichtinkorporierte Studenten begaben sich in dies persönliche Abhängigkeitsverhältnis. Dafür dominierte in dieser Zeit der S.C. als Ganzes über der gesamten Studentenschaft Heidelbergs mit einer Souveränität, die von Überhebung nicht frei war. Ihren Höhepunkt erreichte die Suprematie der Corps bei dem von ihnen am 1. April 1840 veranstalteten Leichenzug zu Ehren des Professors Thibaut, der mit einer Feierlichkeit und einem Pompe ins Werk gesetzt war,

wie ihn Heidelberg noch nie gesehen hatte. Auch bei dieser Gelegenheit fügten sich die Wilden, die sich vollzählig daran beteiligten, in jeder Beziehung den Anordnungen des S.C.; aber die Erbitterung der nichtinkorporierten Studenten gegen die Anmaßung der Corps wuchs immer mehr und artete bald zu einem Haß gegen dieselben aus, der besonders dadurch geschürt wurde, daß die Corps in ungesetzlicher Bevorzugung von den Behörden nicht nur geduldet, sondern zuweilen sogar gefördert wurden.

Als der liberale Geist schließlich sogar in den Corpsconventen Eingang fand, war die Zeit der zweiten Burschenschaft gekommen. Schon im Jahre 1841 hatte sich ein Leseverein gebildet, dem zwar auch Corpsstudenten angehörten, in dem aber immerhin das Element der Nichtcorpsstudenten überwog und sich in einem gewissen Grade zusammenschloß. 1842 bildete sich um den nachmaligen Oberbürgermeister von Köln, Becker, unter dem Namen Lumpia eine Gruppe Nichtinkorporierter, die den Kampf gegen die Corps in friedlicher Weise durch Witz und Satire führten. Einige Jahre später entstand der christliche Studentenverein, der 1851 den Namen Wingolf annahm und als solcher noch heute besteht. Endlich gründeten 1844 mehrere Mitglieder des Corps Suevia die Reformverbindung Alemannia, der sich bald zahlreiche Gesinnungsgenossen, unter ihnen auch Scheffel, anschlossen. Die Reformverbindungen.

Nach ihrem Programm beschränkte sich ihre Wirksamkeit auf das rein studentische Gebiet, auf eine zeitgemäße Reform des Studentenlebens. Schon im nächsten Jahr sonderten sich diejenigen, die weiter gehen und auch in Bezug auf Philosophie, Religion und Politik im liberalen und radikalen Sinne thätig werden wollten, — zu ihnen gehörte auch der jetzige preußische Finanzminister v. Miquel — unter dem Namen Neckarbund von ihnen ab. Sie betrachteten das Tragen von Farben als kindische Spielerei und trugen statt der Mützen große dunkle Filzhüte, den sogenannten Heckerhut.

Ebenso verzichtete die in derselben Zeit entstehende Reformverbindung Walhalla, die auf streng loyalem Wege vorgehen, weder Corps noch Burschenschaft sein wollte und sich lediglich wissenschaftliche und gesellschaftliche Ziele steckte, auf das Tragen von Abzeichen. Einen ausgesprochen burschenschaftlichen Charakter hatte dagegen die Ruperta, die sich aus der oben erwähnten Lumpia bildete. Im W.S. 1845/46 zählten die Reformverbindungen, zu denen ferner eine Palatia und eine Albingia gehörten, mehr als doppelt soviel Mitglieder als die Corps, und konnten diesen eine empfindliche Niederlage beibringen, indem sie bei den Wahlen für die Krankenkommission der Universität und für die Ballkommission der Museumsgesellschaft, die bisher in einer Ernennung der Kommissäre durch den S.C. bestanden hatten, einen wirklichen Wahlakt durchsetzten und dabei die Corps aus diesen Stellungen völlig verdrängten.

Die Reformverbindungen machten sich nunmehr an die Ausarbeitung einer Verfassung für die allgemeine Studentenschaft, in der die Ehrengerichtsfrage wie überall eine große Rolle spielte. Auch die meisten Corps schlossen sich der „Allgemeinheit" an, aber diese war naturgemäß von kurzer Dauer; denn über einzelne Fragen, insbesondere die der Mensurverweigerung, war eine Einheit nicht zu erzielen. Die Folge war, daß sich nicht nur die Corps bald wieder zusammenfanden, sondern daß sich auch im Gegensatz zur „Allgemeinheit" schon im nächsten Winter-Semester eine burschenschaftlich gesinnte Franconia bildete, die alle progressistischen Ideen verwarf; ihr trat auch Scheffel bei.

Die im Anschluß an die Februar-Revolution im Jahre 1848 besonders in Süddeutschland auftretende revolutionäre Bewegung ergriff auch die Heidelberger Studentenschaft. Für kurze Zeit wurde eine „Studentenwehr", d. h. ein bewaffnetes Studentencorps geschaffen, und die „Allgemeinheit" im „Heidelberger Studenten-Verein" erneuert. Die revolutionären Ideen waren indes in der Studentenschaft nicht sehr weit verbreitet, obwohl an dem Aufstand von 1848/49 eine „Studentenlegion" beteiligt war. Lediglich aus Solidaritätsgefühl identifizierte sich die Heidelberger Studentenschaft mit dem wenig zahlreichen „demokratischen Studentenverein",

der von der Regierung aufgelöst wurde. Weil den Studenten im Gegensatz zu den übrigen Bürgern die Bildung eines politischen Vereins verboten und sie dadurch zu Bürgern minderen Rechts herabgedrückt wurden, erfolgte am 17. Juli 1848 unter Beteiligung von etwa 400 Studenten der Auszug nach Neustadt a. d. Hardt. Durch Erlaß eines allgemeinen Vereinsgesetzes, das für Studenten keine besonderen Bestimmungen erhielt, wurde der Grund des Auszuges hinfällig.

Nachdem das preußische Militär die Ruhe im Großherzogtum Baden wiederhergestellt hatte, kehrte auch in das Heidelberger Studentenleben die Ordnung zurück. Noch gegen Ende des Jahres 1849 rekonstituierten sich die Corps mit obrigkeitlicher Genehmigung. Die Burschenschaften wurden noch nicht erlaubt, alle als solche verdächtigen Verbindungen aufgelöst, ein Schicksal, das im Jahre 1853 z. B. den Heidelberger Wingolf ereilte.



Auszug der Heidelberger Studenten nach Neustadt a. H. 17. Juli 1848.

Erst 1854 konnte die burschenschaftliche Saxonia gegründet werden; sie wurde von den Corps mit einem solchen Haß und derartigen Mitteln bekämpft, daß 1856 der S.C. für kurze Zeit von der akademischen Behörde suspendiert werden mußte. Von seiner Rekonstitution an waren alle studentischen Verbindungen mit Ausnahme von geheimen Burschenschaften gestattet. Fast gleichzeitig entstanden jetzt zwei burschenschaftliche Verbindungen, am 7. November 1856 die Burschenschaft Allemannia (schwarz-weiß-rot) und am 24. Oktober 1856 eine schwarze corpsfeindliche Verbindung Badenia. Letztere legte sich 1858 den schon 1831—33 und 1846—49 seitens der Burschenschaft getragenen Namen „Franconia" bei und trug die Farben „rot-gold-grün", da rot-gold-schwarz vom Senat nicht genehmigt wurde; 1861 nahm sie die Farben „schwarz-rot-gold" mit den noch heute getragenen roten Stürmern und den Namen „Burschenschaft" an und hat seitdem mit der Germania-Jena und der Hannovera-Göttingen unter Vertretung des Prinzips der unbedingten Satisfaktion lebhaft für die Wiedervereinigung aller deutschen Burschenschaften gewirkt. Beide Burschenschaften, die anfangs den Corps gegenüber einen schweren Stand hatten, haben sich eine überaus geachtete Stellung erworben, nicht zum mindesten durch ihre Mensurfreudigkeit, die zu Zeiten sogar das Mißtrauen anderer

Die heutige Burschenschaft.

Burschenschaften erregte. Der seit 1864 bestehende Verruf zwischen S.C. und D.C. ist 1893 aufgehoben; ein Paukverhältnis auf leichte Waffen besteht indessen nicht.

Die Frequenz der Universität hatte sich im Jahre 1855 schon wieder auf 738 Studenten erhöht und ist seitdem ständig im Steigen begriffen. Heidelberg wird nach wie vor, besonders im Sommer, von Norddeutschen zahlreich besucht und ist eine Ausländer-Universität par excellence. Im letzten Sommerhalbjahr belief sich die Zahl der Immatrikulierten auf 1462.

Das Verhältnis der Studenten zu den Bürgern wie zu den Beamten und dem Militär des Großherzogtums ist dauernd das beste geblieben. Die akademischen Behörden sind stets wohlwollende Beurteiler studentischen Übermuts gewesen. Der Carcer mit seiner herrlichen Aussicht und seiner weltberühmten Thür hat bei dem Studenten niemals unangenehme Gefühle geweckt, und es ist verständlich, daß sein Besuch den Amerikaner Mark Twain zu der Frage veranlaßt, ob die Kriminalgeschichte der Welt wohl einen seltsameren Gebrauch nachweisen könne als den der Carcerhaft.

Die Mensuren sind zwar verboten und werden auch von den Pedellen verhindert; aber gerade durch diese Klappversuche gewinnen sie einen eigentümlichen Reiz, der ihnen anderswo oft fehlt.

Schwarze Verbindungen, Turnerschaften u. s. w.

In der neueren Zeit ist das Bild des Heidelberger Studentenlebens wenig verschieden von dem der anderen süddeutschen Universitäten. In den Jahren nach dem Kriege erfolgte auch hier vorübergehend eine Schwächung der alten Farbenverbindungen zu Gunsten anderer Organisationen. In den siebziger Jahren bildeten sich mehrere schwarze Verbindungen mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion und zum Teil mit eigenen Waffen, die 1871 gestiftete Leonensia, die ein eigenes Haus besitzt, die Rupertia, die Karlsruhensia, die Vineta, die Zaringia, die Hamburger Gesellschaft, und in den achtziger Jahren entstanden die Turnerschaften Rhenopalatia (hellblau-weiß-dunkelblau) und Ghibellinia (moosgrün-weiß-rosa). Ferner bestehen jetzt dort eine Reihe wissenschaftlicher Vereine, außerdem der schon erwähnte Wingolf, zwei katholische Studentenvereine, ein Verein deutscher Studenten, sowie mehrere Musik- und Gesangvereine. Seit 1886 stellen alle Korporationen einen Vertreter zum Ausschuß der Studentenschaft, zu denen ferner sieben Vertreter der nichtinkorporierten Studenten, gewählt aus den Fakultäten, hinzutreten. Das geschäftsführende Komitee des Ausschusses besteht aus seinen drei Vorsitzenden, je einem Vertreter des S.C., D.C., der übrigen Korporationen und der Nichtinkorporierten. Bei Aufzügen 2c. haben S.C. und D.C. abwechselnd Eröffnung und Schluß des Zuges, die Reihenfolge der übrigen Korporationen ist nach einem bestimmten Turnus geregelt; die Nichtinkorporierten erscheinen nach Fakultäten. Diese Organisation, die zunächst lediglich im Hinblick auf das 500jährige Jubiläum des Jahres 1887 geschaffen ist,



hat sich gegen alles Erwarten gehalten und bewährt. Bei diesem Jubiläum haben alle Kreise, auch die außerhalb der Universität, an Eifer und Selbstaufopferung Dinge geleistet, die allein es ermöglicht haben, die Jubelfeier der ältesten und berühmtesten reichsdeutschen Universität in der würdigen und erhebenden Weise zu feiern, wie es geschehen ist.



1409.

„Mein Leipzig lob ich mir, es ist ein klein Paris
Und bildet seine Leute".

Allgemeiner Charakter Leipzigs.

Die klassische Charakteristik, die Goethe in diesen wenigen Worten von der altberühmten Pleißestadt gegeben hat, trifft auch heute noch zu. Wenn man die alte Hochschule in ihrem Wesen und Entwicklungsgange eingehender betrachtet, so zeigt sich auch hier wieder unverkennbar die Thatsache, daß sie trotz der gewaltigen Wandlungen im Laufe der Zeiten auch jetzt noch in den Grundzügen denselben Charakter aufweist wie zur Zeit ihrer Errichtung im Beginn des 15. Jahrhunderts.

Wie damals die großen Handelsstraßen Deutschlands, die den Verkehr zwischen dem Süden und den skandinavischen Ländern, zwischen der Rheinebene und den Slavenländern des Ostens vermittelten, über Leipzig führten, so ist es heute der Mittelpunkt eines Bahnnetzes, das sich nach allen Richtungen hin an die Hauptwege des modernen Weltverkehrs anschließt. Die engen Beziehungen zu diesem drücken in der Gegenwart, wie schon in jenen alten Zeiten, der Stadt und ihren Bewohnern den Stempel ihrer Eigenart auf. Wie heute dem Fremden in Leipzig die zahlreichen imposanten Bauten öffentlichen und privaten Charakters, insbesondere aber neben den Stätten für Kunst und Wissenschaft die dem Handel und Gewerbe dienenden Institute Bewunderung abnötigen, so war dies schon im Mittelalter der Fall. Und wenn man heutzutage an dem Leipziger der gebildeten Kreise den Anflug eines gewissen Weltbürgertums wahrnimmt, so ist das nichts andres, als wenn Papst Alexander V. in der Bestätigungsurkunde der Universität Leipzig vom 12. Nov. 1409 von ihnen rühmt, daß sie „homines civiles et in moribus bene dispositi" seien. Ein fernerer charakteristischer Zug, der seit der Entwickelung des Buchdrucks und des Buchhandels dem geistigen Leben Leipzigs durch die Jahrhunderte hindurch anhaftet, ist ein in weitere Kreise gedrungenes Interesse für die schönen Wissenschaften und Künste. Alle diese Eigenheiten der Stadt und ihrer Bewohner haben sich auch in dem Wesen der Universität niedergeschlagen und verleihen dieser noch heute ihr charakteristisches Gepräge.

Freilich, so manches Altehrwürdige ist im Laufe der Zeit hier zerfallen und verschwunden, und namentlich gilt dies von dem äußeren Rahmen, in dem das Universitätsleben sich abspielt. Während manche kleine deutsche Hochschule noch heutzutage die Stätten unverändert aufweist, an denen sie begründet worden ist, hat es die großstädtische bauliche Entwickelung Leipzigs mit sich gebracht, daß die historischen Gebäude der Universität zum größten Teil verschwunden sind. Nur wenige Denk-

male aus der Vergangenheit sind, in verjüngter Form, erhalten und sprechen zu dem Musensohn unserer Tage von den grauen Zeiten, wo seine altehrwürdige alma mater hier ihre Stätte fand. In erster Linie sind dies die **Nicolaikirche**, wo die Mediziner, und die **Thomaskirche**, in deren Kreuzgang die Juristen in der ersten Zeit ihr Kolleg hatten, sowie die **Paulinerkirche**, die in besonders engem Zusammenhange mit der Universität stand. Die ersten beiden Kolleghäuser, mit denen die Universität bei ihrer Gründung vom Landesfürsten begabt wurde, das „große Fürstenkolleg" in der Ritterstraße und das kleine, auch „Petrinum" genannte in der Petersstraße, sind beide vom Erdboden verschwunden. Von dem ersteren aber hat sich wenigstens die bei den Studierenden geläufig gewesene Bezeichnung „**Das schwarze Brett**" (die Anschlagstafel hatte dort ihren Platz) noch heute erhalten, wenn sie auch jetzt auf das dort befindliche Restaurant Köckeritz übergegangen ist. Ein später der Universität zugefallenes Gebäude, „**Das rote Kolleg**" in der Ritterstraße, ist, wie im Anfang, wieder der philosophischen Fakultät für ihre Prüfungen und Sitzungen zugewiesen worden.



Das „rote Kolleg".
(Aus: Friedberg, Die Universität Leipzig.)

Haben sich auch die alten Stätten der Universität geändert, und ist an Stelle des ehemaligen Quartier latin in der Gegend der Ritterstraße draußen im Johannisthal ein modernes akademisches Viertel emporgewachsen, so hat doch die Universitätsstadt ihren allgemeinen Charakter mutatis mutandis bewahrt. Noch heutzutage findet dort der Studio, wie in alten Tagen, neben seiner geistigen Bildung Unterhaltung und Zerstreuung im Theater wie im Konzertsaal, und fröhlich zieht er hinaus auf die Bierdörfer, die, wie vor Jahrhunderten schon, im anmutigen, grünen Schmuck von Wiesen, Wald und Feldern Leipzig in weitem Kreis umrahmen.

Eine freundlich in fruchtbarem Gelände belegene Stadt — damals freilich wohlbewahrt mit festen Türmen und Mauern, deren trutziger Eindruck aber durch das helle Grün der zahlreichen Gärten in den Vorstädten ringsherum gemildert wurde — so bot sich auch schon in den Maitagen des Jahres 1409 das Bild Leipzigs den Scharen von Studenten und Magistern dar, als sie auf dem Auszug von Prag nach langem Marsch erwartungsvoll zum ersten Mal aus der Ferne auf die neue Heimat schauten. Der Grund für die Auswanderung der Deutschen von der Prager Universität und damit die Veranlassung zur Gründung der Hochschule in Leipzig ist, wie oben (S. 12) bereits ausgeführt wurde, die Anmaßung der böhmischen Nation gewesen. Den letzten Anstoß zur Verzichtleistung auf Prag gab König Wenzel, als er satzungswidrig und höhnend seinen Küchenmeister zum Oberhaupte der Universität einsetzte. So entschlossen sich denn die drei nichttschechischen Nationen zum Auszug. Wie groß ihre Zahl gewesen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen; die erste Leipziger Matrikel verzeichnet 46 Magister und 369 Studenten. Man war bei der Auswanderung keineswegs planlos zu Werke gegangen, sondern hatte sowohl bei den zukünftigen Landesfürsten wie auch beim Papste, ohne dessen Einwilligung die Eröffnung der Universität nicht

Die Anfänge der Universität.

von statten gehen konnte, die nötigen Schritte gethan, sodaß zwischen dem Auszug aus Prag und der Eröffnung in Leipzig für damalige Verhältnisse nur eine kurze Frist liegt. Am 2. Dezember 1409 wurde die Universität Leipzig aufgethan, in Gegenwart der Landesfürsten, Friedrichs des Streitbaren und Wilhelms, des Bruders und Mitregenten, sowie in Anwesenheit vieler geistlicher Würdenträger. Die Dotation an Gehältern, 30 Gulden für jeden Professor jährlich, und an Grundbesitz, darunter reiche Dörfer, erfolgte noch an demselben Tage, und gleichzeitig ging auch die Inskription vor sich; Verfassung und Statuten wurden einfach von Prag übernommen, nur mit dem Unterschiede, daß die böhmische Nation in Leipzig durch die meißnische ersetzt wurde.



Leipzig zu Anfang des 18. Jhdts.
(Nach einem Kupferstich von Chr. Heckel, 1704.)

So organisiert, nahm die neue Universität ihre Thätigkeit auf. Ihr Besuch war in der ersten Zeit kein besonders großer; die Zahl der in jedem Semester Immatrikulierten schwankt zwischen 50 und 200 — wobei das Sommerhalbjahr immer eine stärkere Frequenz aufwies als das Wintersemester. Einer größeren Ziffer begegnet man zum ersten Mal im Sommer 1440, wo über dreihundert neue Studenten eingeschrieben wurden. Auch der Besuch der Vorlesungen ließ zu wünschen übrig, was aber bei der großen Zahl der Dozenten (im Anfang ungefähr der achte Teil der Studierenden) nur natürlich war. Die junge Hochschule hatte in der ersten Zeit ihres Bestehens manchen Kampf um ihre Selbständigkeit und ihre Rechte sowohl dem Landesherrn wie der Stadt gegenüber zu führen, ein Zustand, der auf ihre Entwickelung einen hemmenden Einfluß ausübte. Bezeichnend für das Selbstgefühl, dessen sich die Universität damals erfreute, ist die Antwort, welche der Rektor im Jahre 1446 dem Landesherrn gab, als dieser die Statuten der Hochschule revidieren wollte: „Wir wären Knaben unter der Rute, wenn wir die Statuten annähmen!“ In der That sind denn diese auch niemals zur Anwendung gekommen.

Die Schwierigkeiten, mit denen die neue Universität zu kämpfen hatte, waren zum Teil noch viel ernsterer, innerer Art und drohten ihr um den Beginn des 16. Jahrhunderts höchst gefährlich zu werden. Ein schweres Übel war die geringe Ausstattung der Hochschule mit Mitteln, die eine ausreichende Besoldung der Lehrer ausschloß. Diese sahen sich daher in einer Weise auf Nebenerwerb angewiesen, die im höchsten Grade nachteilig für ihre Lehrthätigkeit wurde. Schwerer noch wog der Mißstand, daß die Leipziger Hochschule sich völlig gegen die neue Geistesströmung, den Humanismus, abschloß, der sich allenthalben draußen zu regen begann und bereits an vielen anderen Universitäten eine Stätte gefunden hatte. Hier dagegen wurde immer noch an der altüberlieferten scholastischen Richtung festgehalten. Ein strenger Formalismus im Denken und eine auf bloße Rhetorik hinauslaufende Disputationskunst waren die Hauptziele dieser traditionellen Pflege der Wissenschaften. Der Hauch der freien Forschung, wie sie die Humanisten auf ihr Banner geschrieben hatten, wurde dagegen ängstlich abgewehrt. Die jungen Geister begannen dies bald herauszufühlen, und viele kehrten deshalb Leipzig den Rücken. Aus dieser Krisis half der Leipziger Hochschule der Rektor **Caspar Borner**, der von Herzog Moritz nach schweren Kämpfen mit der Stadt und den Landständen, ja selbst mit den eigenen Amtsgenossen das erlangte, was not that: Dotation und Reformation. So brachten dann die vierziger und fünfziger Jahre des 16. Jahrhunderts einen hochbedeutsamen Umschwung der Dinge für die Universität und leiteten eine neue Periode für sie ein.

Die Universität im 16. u. 17. Jhdt.

Die Dotation, die außer einer großen jährlichen Geldzuwendung in der Begabung mit Dörfern und vor allem mit dem säkularisierten Dominikaner-Kloster von St. Pauli in der Stadt bestand, machte Leipzig plötzlich zur reichsten Universität Deutschlands und versetzte sie in die Lage, sich hervorragende Lehrkräfte heranzuziehen und mit ihnen die neueingerichteten ordentlichen Professuren zu besetzen. Die jetzt vorhandenen reichen Mittel wurden in erster Linie dazu angewandt, um die Hochschule der neuen humanistischen Richtung zuzuführen. Borner bewirkte, daß Männer wie Camerarius berufen und dauernd angestellt wurden; ihm war die Schaffung eines Lehrstuhls für Anatomie sowie die Anlegung des Botanischen Gartens vor dem Grimmaischen Thor zu verdanken. Er sammelte ferner aus neun säkularisierten Klöstern 4000 wertvolle Bände nebst 1500 Handschriften, die der Grundstock zu der jetzigen Universitäts-Bibliothek von 400000 Bänden und 4261 Handschriften wurden. Aber auch für das materielle Wohl der Studierenden wurde durch Stiftung von Stipendien, Einrichtung eines Konvikts und dergleichen vieles gethan.

Dieser frische Aufschwung war indessen nicht nachhaltig. Die Fakultäts-Einteilung als Grundlage für die Verfassung wurde wieder aufgegeben, die Wahl der Professoren aus der Zahl der Landeskinder und ihre Beförderung nach der Anciennität wiederhergestellt. Der Humanismus entwickelte sich nur nach der formalen Seite, und die Disputationen wurden bald wieder das Ziel, worauf die Bildung angelegt war. Die Professoren suchten ihren Ruhm in gelehrten Zänkereien untereinander oder mit Kollegen fremder Hochschulen, wobei der Konkurrenzneid zumeist eine große Rolle spielte. So war es denn nicht weiter verwunderlich, daß die Besuchsziffer der Universität bis zum Jahre 1700 beständig fiel. Mancherlei Vorschläge zur Abhilfe dieses Mißstandes wurden von den Professoren selbst gemacht. Der eine meinte, es müsse das Duell-Mandat gemildert werden; ein anderer schob die Schuld auf die schlechten Hörsäle: „honette Leute tragen billig Bedenken, in solche finstere Winkel zu kriechen"; noch andere fanden darin einen großen Mißstand, daß Leipzig keine Reitschule, keinen Exerzitienmeister und französischen Tanzmeister habe. Doch verkannten alle diese Klagen, obschon sie nicht ohne Grund waren, die eigentliche Ursache für den Niedergang der Hochschule völlig. Übrigens darf hierbei nicht übersehen werden, daß in dieser Zeit die Stadt Leipzig und mit ihr die Universität durch den 30jährigen, wie späterhin durch den 7jährigen und den nordischen Krieg, Erschütterungen erlitt, die anderen Universitätsstädten in gleichem Maße erspart blieben. Immerhin fiel auch in diese Zeit des Stagnierens der Hochschule manches Ereignis, das von Bedeutung für ihre

eigenartige Entwickelung und die Bildung des Landes werden sollte. Dies gilt namentlich von der Gründung von Gelehrten-Vorschulen (den späteren Gymnasien) für die Universität, die von den Landesfürsten in Grimma, Meißen und an der Porta Thuringiensis errichtet wurden, und die seitdem bis auf unsere Tage in engen Beziehungen zu der sächsischen Landes-Universität stehen. Hierher gehört auch die Stiftung einer „Burse für Bürgerkinder" auf dem Nikolaikirchhof durch den Leipziger Rat, aus der sich das noch heute als „Nikolaischule" bekannte Gymnasium entwickelt hat.

Der eben geschilderte Zustand der Leipziger Hochschule dauerte, wiewohl namentlich im vorigen Jahrhundert eine lebhafte schönwissenschaftliche Bewegung und hervorragende Persönlichkeiten unter den Professoren zeitweilig frischeres Leben hineintrugen, dennoch im großen und ganzen bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein. Dann erst begann eine durchgreifende Reformation durch die Regierung, die der Universität ein modernes Gepräge, ihren gegenwärtigen Charakter gab.

Die heutige Universität. Diese Umwandlung begann mit der Entziehung der eigenen Gerichtsbarkeit (1813). Für die Verwaltung der Universität wurden eigene Behörden, Rentamt und Quästur, geschaffen. Die alte National-Verfassung schwand und machte der Organisation in Fakultäten Platz. Hand in Hand damit ging eine völlige Umgestaltung der Baulichkeiten, die namentlich in den letzten vier Jahrzehnten vollzogen wurde. Besonders ist die Anlage des „Mediziner-Viertels" im Johannisthal hervorzuheben, wo von 1867—1883 nicht weniger als 17 Lehrinstitute mit mustergiltiger moderner Ausrüstung geschaffen wurden. Den Abschluß dieser Umgestaltung bildete der Um- und Neubau des gewaltigen akademischen Gebäudekomplexes zwischen dem Augustusplatz, der Grimmaischen- und Universitätsstraße, der das Haupt- und Auditoriengebäude der Hochschule enthält. Um eine Vorstellung von dem Umfang dieser Baulichkeiten zu geben, sei erwähnt, daß allein 88 helle, große Räume für die verschiedenen Seminarien zur Verfügung stehen, und ein Zeichen der Zeit ist es, daß auch für die Fahrräder der ins Kolleg radelnden Studenten ein zweckmäßiger Raum eingerichtet worden ist. Einzig in ihrer Art ist die herrliche Wandelhalle, ein Raum, dem andere Universitäten kaum etwas Gleiches zur Seite stellen können, und dessen besonderen Schmuck das in ihr an der linken Seite befindliche Denkmal für die im Kriege 1870 gefallenen Kommilitonen bildet.

Das Leben und Treiben der Studentenschaft in Leipzig hat, wiewohl einzelne charakteristische Hauptzüge sich auch hier durch alle Perioden der Universitätsgeschichte hindurch feststellen lassen, natürlich den Wandel der allgemeinen kulturellen Entwickelung Deutschlands miterfahren.

Leipziger Studentenleben. In der ersten Zeit scheint in Leipzig das Studium mit großem Ernst und Eifer betrieben worden zu sein. Wie aus den Aufzeichnungen eines schwedischen Studenten aus dem Jahre 1424 hervorgeht, begann der Professor damals schon früh um fünf Uhr zu lesen, sodaß er sich eine Stunde vorher aus den Federn erheben mußte, und die Vorlesung wurde selbst in den Hundstagen nicht unterbrochen. Dieses Leben behagt dem fleißigen Studiosus — von dem wir hoffen wollen, daß er nicht etwa, um mit seinem „Biereifer" zu „renommieren", „gesohlt" hat — dennoch wohl, wenigstens schreibt er nach Haus: „haec est vita laudabilis!" Allerdings hat dieser Eifer der ersten Zeit nicht dauernd angehalten. Wie schon erwähnt, brachten die



J. Kürschners Bruckphotographien. H. Hillger, Berlin.

Die Universitäts-Bibliothek.

Unsitte der Dozenten, ihre Zeit mit allerlei Nebenerwerb auszufüllen, sowie äußere Störungen wie Streitigkeiten der Studenten mit den akademischen und städtischen Behörden, namentlich aber Kriegszeiten es mit sich, daß der Studiengang oft recht unregelmäßig und mangelhaft war.



J. Kürschners Großphotographien. Die heutige Universität. H. Hillger, Berlin.

Zusammensetzung der Studentenschaft.

Die soziale Zusammensetzung der Studentenschaft war sehr verschiedenartig. Während im Laufe der ganzen Universitätsgeschichte die juristische Fakultät sowie zum größeren Teil die der schönen Wissenschaften und der Medizin fast ausschließlich begüterte junge Leute aus gutem Hause zu ihren Angehörigen zählte, warfen sich namentlich auf das Studium der Theologie schon seit ältester Zeit die Söhne armer Familien. So wurde denn ein Studentenproletariat erzeugt, das für Leipzig bis in unser Jahrhundert hinein charakteristisch gewesen ist. Grade die reiche Handelsstadt zog begreiflicherweise viele solcher unvermögenden Studenten an, da sie hofften, hier am ehesten durch allerlei Nebenerwerb sich die Mittel zum Studium selbst zu beschaffen, was bisweilen auf eine recht wenig würdige Art geschah. Sie spielten Bauern oder Handwerkern Sonntags öffentlich zum Tanz auf, sie verschmähten es nicht, mit Bettelbriefen in die Häuser wohlhabender Bürger zu gehen, und, was noch viel schlimmer war, sie ließen sich von Frauen durchfüttern, denen sie galante Dienste erwiesen.

Wirtschaftliche Verhältnisse.

Der Lebensunterhalt der Studenten variierte in Leipzig je nach der Verschiedenheit ihrer sozialen Herkunft sehr. Während der Studierende aus wohlhabender Familie, der Verkehr in den besten Kreisen der Bürgerschaft suchte, natürlich eines recht hohen Wechsels benötigte, konnte der weniger Vermögende sich ziemlich billig einrichten. In ältester Zeit müssen nach modernen Begriffen in dieser Beziehung gradezu ideale Zustände geherrscht haben; denn der erwähnte schwedische Student vermochte mit „sechs neuen Groschen" (etwa 3 Mark nach heutigem Gelde) wöchentlich seinen Unterhalt zu bestreiten. Sehr viel teurer dagegen waren in jener Zeit die Promotionskosten, die sich infolge der hohen Gebühren und des kostspieligen Schmauses z. B. bei der juristischen Fakultät zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf rund 250 Dukaten (2400 Mark beliefen). Heute wird man einen Wechsel von 100—120 Mark monatlich als den Durchschnitt für die Mehrzahl der bescheiden auftretenden Studenten Leipzigs bezeichnen können, wozu natürlich noch die besonderen Aufwendungen für das Studium und die Bekleidung treten.

Das Verhältnis der Studierenden zu ihren Lehrern war in früheren Zeiten enger als in der Neuzeit. Es brachte dies die Einrichtung mit sich, daß jeder Student gehalten war, bei einem Magister Wohnung und Verpflegung zu nehmen. Dies geschah entweder in den der Universität gehörigen „Bursen" der Landsmannschaften oder in Privatbursen, die einzelne Dozenten in ihren Häusern errichteten. Hier standen die Studenten in beständigem familiären Verkehr mit ihrem Lehrer, aber auch unter dessen Aufsicht, ein Verhältnis, das natürlich mehr und mehr schwand, je mehr die Studierenden in Bürgerwohnungen zogen, so wie es heute die Regel ist. Die umstehend abgebildete Burse ist die bursa bavarica, die auf demselben Platze stand, wo sich jetzt ein neues Universitäts-Gebäude mit drei übereinander liegenden Sälen, die frühere deutsche Buchhändler-Börse, erhebt. Von den Privatbursen war besonders bekannt die bursa Henrici, die durch die epistolae virorum obscurorum litterarisch verherrlicht worden ist. Curio, regens veterrimus in bursa Henrici Lipsig preist

sein Bier als Covent an und führt seinen guten Tropfen mit den Worten ein: „Et cum hoc habemus bonam potationem, quae dicitur coventum"; es giebt auch „quotidie septem fercula." Das Volk nennt heutzutage sein Volksbräu noch immer Covent, versteht aber darunter Dünnbier, nicht Klosterbräu, d. i. Bier, wie es sich die Klosterbrüder gegönnt haben oder noch gönnen in ihren Conventen. Klagen über Essen und Trinken waren ehemals dieselben, wie sie bis in unsere Zeit in den Internaten und Pensionaten gehört, aber nicht erhört werden. Die Leipziger Studenten jener Zeit klagten darüber, daß ihnen ihre Kollegiaten nicht oft genug Braten vorsetzten und gar keinen Käse, obgleich sie genugsam Geld für Kost und Wohnung bezahlen müßten. Ähnliche Klagen erhoben sich später auch über das große vom Rektor Borner geschaffene Konvikt, jene mustergiltige, billige Speiseanstalt, die ihre ursprüngliche Anlage bis heute, wo sie täglich mittags und abends 296 Studenten speist, beibehalten hat. So kam es z. B. vor, daß die mit der Verpflegung unzufriedenen Konviktoristen die bemängelten Speisen in feierlichem Zuge durch die Stadt trugen, ein Vorgang, der sich in der Mitte unseres Jahrhunderts noch einmal wiederholt hat.



Die Bursa bavarica.

Beziehungen zur Bürgerschaft.

Die Beziehungen der Akademiker zur Leipziger Bürgerschaft sind nicht immer die besten gewesen. Wiewohl der Rat und einzelne vermögende Bürger vieles zur Unterstützung der Universität thaten, so herrschte doch, namentlich bis zu der reichen Dotation der Hochschule, ein gewisses gespanntes Verhältnis zwischen ihr und der Bürgerschaft, das sich auch auf die Studierenden erstreckte. Dieser Gegensatz entsprang allerlei Kompetenzkonflikten, besonders gaben Eingriffe städtischer Organe in die Selbstgerichtsbarkeit der Universität dazu Veranlassung. So standen denn die Studenten von jeher auf einem gewissen Kriegsfuß mit den Philistern und namentlich mit den Exekutivorganen der Stadt, eine Erscheinung, die ja auch heutzutage noch vorhanden ist. Bezeichnend ist auch das Verhältnis, in dem der Student zu dem Handelsstand, der bedeutendsten Bürgerklasse Leipzigs, stand. Der Sohn aus reichem Hause fand zu den Kreisen der vornehmen Kaufleute natürlich Zutritt und in ihnen ein angenehmes, gesellschaftliches Leben, dessen verfeinerte Art er selber bald annahm, und so ist es wohl auch heute noch. Anders dagegen standen jene oben charakterisierten ärmeren Schichten der Studentenschaft zu diesen Kreisen. Sie waren ihnen verschlossen, und man sah den armen Studenten nicht einmal gern als Mitbewohner in demselben Hause. Einmal aber — und dies verdient rühmend hervorgehoben zu werden — stand die gesamte Studentenschaft, die vornehme wie die geringe, einmütig gegen die

Kaufmannschaft zusammen, nämlich im Jahre 1808. Napoleon sollte durch Leipzig kommen, und die Kaufmannschaft wollte ihn mit Ehrenpforten in festlichem Aufzuge empfangen. Allein der Korse verdarb ihr das von geringem Nationalgefühl zeugende Vergnügen, und als es bekannt wurde, er sei des morgens 4 Uhr durch die Stadt und um die Ehrenpforten herumgezogen, da ließen es die Studenten an scharfem Spott für dies Mißgeschick nicht fehlen. Aber es gab auch Zeiten, wo die Burschen Schulter an Schulter mit den Bürgern gegen Feindesgefahr standen. Das war nicht nur in den wilden Kriegszeiten früherer Jahrhunderte der Fall, sondern noch in den Jahren 1830 und 1845, als die Revolutionsbewegung sich auch in Leipzig fühlbar machte, standen die Studenten, zu Wachkompagnien formiert, mit dem Schläger bewaffnet, zum Schutz von Leben und Eigentum der Bürger gegen den aufrührerischen Pöbel da, wofür ihnen der offizielle Dank der Stadt nachher bei feierlichem Bankett abgestattet wurde.



Augusteum und Pauliner Kirche um 1840.
(Aus: Winkles u. Verhas, Leipzig. Verlag von G. Westermann in Braunschweig.)

Die Unterhaltungen und Vergnügungen der Studenten nahmen natürlich im Laufe der Zeit eine veränderte Gestalt an, aber im wesentlichen blieb auch hier vieles beim alten. An veredelten Genüssen bot gerade eine Stadt wie Leipzig mehr als manche andere Universität, und es muß anerkannt werden, daß sich die Studenten nach Möglichkeit dies auch zu Nutze machten. Schon erwähnt ist der gesellschaftliche Verkehr, den der besser gestellte Teil von ihnen in den guten Bürgerkreisen suchte und fand. Der verfeinerte Ton, die Galanterie gegen die Damen, die eleganten Manieren und die modische Kleidung, welche sie aus diesen Kreisen übernahmen, ist namentlich im vorigen Jahrhundert für die Leipziger Studenten charakteristisch gewesen. Wem es nicht möglich war, in der ersten Gesellschaft zu verkehren, der suchte Umgang mit den Familien mittlerer Bürgerklassen, und es war nicht selten, daß Verlobungen mit der filia hospitalis oder sonst einem hübschen Bürgertöchterlein aus diesem Verkehr entstanden. So ging denn der bekannte, oben (S. 66) zitierte Spruch, welcher den glücklich preist, der „ohne Weib" aus Leipzig kommt, bei den Studenten nicht mit Unrecht um.



Der Leipziger Marktplatz um 1840.
(Aus: Winkles u. Verhas, Leipzig. Verlag von G. Westermann in Braunschweig.)

Zu derselben Zeit trieb auch die Neigung, sich mit schönwissenschaftlichen Dingen ernstlich zu beschäftigen oder

Dichter-gesellschaften. zu spielen, ihre Blüten. Äußerlich dokumentierte sich diese Richtung in dem Zusammenschluß der Studenten zu Dichtergesellschaften. Es bildete sich u. a. der Kreis um Gärtner, Kramer, Schlegel, Giesecke, Rabener, Zachariä u. a., dem sich auch Gellert bisweilen anschloß und Klopstock zeitweilig angehörte, und aus dem heraus die Bremischen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes entstanden. Um Gottsched sammelten sich verschiedene Kreise; er war u. a. Gründer der „Gesellschaft der feinen Künste" und Senior der „Görlizischen Poetischen, späteren Deutschen Gesellschaft". Hand in Hand mit der Neigung zur Poesie ging die Vorliebe für Konzert und Theater. Die Studenten, namentlich die Theologen, hatten von jeher die Musik gepflegt; ein regelrechter akademischer Musikverein entstand jedoch erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Besonderen Aufschwung nahm die Pflege der Musik in Leipzig mit der Einrichtung des großen Konzertsaals im Gewandhaus 1781. Einen mehr populären Charakter trugen die zahlreichen Gartenkonzerte, die etwa zur selben Zeit aufkamen, und die auch heute die Studenten und das Familienpublikum regelmäßig in großen Scharen in die öffentliche Lokale der Vorstädte und engeren Umgebung Leipzigs ziehen.

Konzert.





Leipziger Studenten-Trachten.
(Kupferstiche von Riepenhausen im Lauenburger Kalender auf 1785.)

Theater. Eine ungleich größere Bedeutung gewann jedoch für die Studentenschaft Leipzigs das Theater. Die erste ständige Schauspielertruppe wurde hier gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch den Magister Johann Veltheim gebildet. Er führte seine Haupt- und Staats-Aktionen und Harlekinaden auf dem Boden über den Fleischbänken auf dem Naschmarkte auf, in denen auch noch die Karoline Neuberin zeitweilig spielte. Das erste Schauspielhaus wurde erst 1766 am Rannstädter Thor erbaut, während die Oper schon 1693 neben dem Georgenhause am Brühl entstand. Historisch bekannt geworden ist die „Bude" in Bose's Garten, wohin die Neuberin infolge von Kabalen mit ihrer Truppe auswandern mußte und wo auf Betreiben Gottscheds 1737 von Studenten der „Hanswurst" und mit ihm das mittelalterliche Pickelheringsspiel mit Pomp zu Grabe getragen wurde. Nach der Neuberin übernahm Heinr. Gottfr. Koch 1775 die Leitung des Theaters; unter ihm spielte eine Zeit auch der berühmte Eckhof. An dem Schauspiel nahmen die Studenten den allerregsten Anteil; ein beredter Beweis dafür ist der berühmt gewordene „Musenkrieg", an dem auch der Student Goethe ein lebhaftes Interesse genommen hat, wenn er auch nicht persönlich beteiligt war. Die Veranlassung zu diesem „Kriege" gab die vorhin erwähnte Errichtung eines ständigen Theaters, gegen das die Geistlichkeit, Rektor und Professoren von Kanzel und Katheder herab zu Felde zogen. Die akademische Jugend und mit ihr Goethe, stand einmütig auf der Seite Kochs und seiner Schauspieler. Theaterfreiheit und „Schutz den Musen!" war das Feldgeschrei der Studenten. Das Studenten-Parterre war täglich überfüllt und gab den Ton an. Die Universitäts-Behörde sagte in ihrem Bericht nach Dresden: „Studierende Jugend und vornehmlich die Noblesse redet von nichts als von Comödien und Tanzen, wie sie denn dafür so eingenommen ist, daß bereits über Acteurs, Actricen und Tänzerinnen factiones entstanden, welche sich selbst im Comödienhause geschlagen und einander provozieret." Das Interesse, das damals die Studentenschaft am Theater bezeugte, ist diesem immer treu geblieben. Noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts spielte die akademische Jugend auf ihre Weise eine Rolle im Schauspielhause. Sie hatte sich stillschweigend das Privileg angeeignet, das Parterre ausschließlich für sich zu reservieren, und das Glück einer Première hing in der Hauptsache von dem Studentenpublikum ab, das mit großem Eifer seines Kritikeramtes waltete.

Wenn vorher gesagt worden war, daß der Studiosus Goethe sich beim Musenkriege von der aktiven Beteiligung an der allgemeinen Studentenbewegung fern hielt, so darf daraus nicht der Schluß gezogen werden, daß der junge Dichter ein „Mucker" oder gar ein „Kneifer" gewesen sei. Das gerade Gegenteil war der Fall. „Hier stinkt's nach Füchsen"! rief Goethe, als ihm, dem sechssemesterlichen Burschen, in Leipzig andere Studenten den Weg ins Theaterhaus versperrten. Ein Studiosus Bergmann aus Neuermühlen bei Riga reagierte darauf, und es kam zur Mensur, wobei Goethe eine Verwundung am Arm erhielt. Goethe's Theater-Erinnerungen sind in „Wahrheit und Dichtung" sehr lebhaft wiedergegeben, hingegen fehlt es dort an sonstigen Reminiscenzen an die Leipziger Zeit leider gänzlich. Seine Briefe an Behrisch aber lassen uns ganz in sein Studentenherz hineinsehen. Im Oktober 1767 schreibt er an ihn: „Ich wälzte mich im Bette, sprang auf, raste, dann hatte ich dumme Träume von langen Leuten, Federhüten, Tobacks-pfeifen, Tours d'adresse, Tours de passe-passe und hübsche Träume: die gewöhnlichen Mienen, die Winke an der Thüre, die Küsse im Vorbeifliegen, und dann auf einmal, da hatte sie mich in einen Sack gesteckt. Ich wünschte mich in Freiheit und wachte auf". Goethe war rasend verliebt in Kätchen Schönkopf. Bald darauf schreibt er an Behrisch: „Was macht denn Mamsell Auguste? die ist mir heute eingefallen, quer hinein! das gute Mädchen haben wir seit vier Wochen ganz vergessen". — Die nachfolgende, wohl weniger bekannte Anekdote wirft ein besonders charakteristisches Licht auf den Studiosus Goethe. Im Härtel'schen Hause (Breitkopf & Härtel) in Leipzig lebte eine alte Dame, die zur Familie gehörte und Goethen, der dorthin jede Woche einmal kam, mit weiblichem Scharfblick beobachtete. Wenn nun später die jungen geistvollen Töchter des Härtel'schen Hauses heranwachsend in schwärmerischer Verehrung für Goethe erglühten, dann schüttelte die Alte bedächtig und abwehrend das Haupt und rief: „Ach, geht mir mit eurem Goethe. Der Goethe war ein Luftikus"! — Die Briefe an Behrisch beweisen aber auch, wie ernst es Goethe mit seinen Arbeiten bei Öser und Stock nahm, und wie er in Leipzig den Grund zu seiner vielumfassenden Bildung legte.

Goethe als Leipziger Student.



Leipziger Studenten-Trachten.
(Kupferstiche von Riepenhausen im Lauenburger Kalender auf 1785.)

Neben Theater und Konzert hat es in Leipzig an Vergnügungen, wie sie der Student auch anderwärts hat, gleichfalls nie gefehlt. In früheren Jahrhunderten boten namentlich das Ballspiel, das in einem eigens dazu erbauten Hause betrieben wurde, und der Akt der „Deposition", dessen Ursprung und Bedeutung an anderer Stelle eingehend behandelt worden ist, den Studenten reichliche Abwechselung.

Tanz u. Kneipe.

Nach dem Abkommen der Deposition traten andere Belustigungen für den Studenten in den Vordergrund, vor allem „Tanz" und „Kneipe". Der Tanz war schon in frühester Zeit auf den „Bierdörfern" ein beliebtes Sonntagsvergnügen der meisten Studenten, wobei es nicht selten Händel mit den Verehrern der dort vorhandenen „Damen" aus den Kreisen der „Philister" oder „Knoten" setzte. Später bot sich auch Gelegenheit, öffentliche Bälle besserer Art zu besuchen; so waren namentlich zu Anfang unseres Jahrhunderts die Maskenbälle im Schauspielhaus, sowie die Bälle der Professorenschaft, der Concordia, Eunomia, der „Erholung", und die Bürgerbälle von Studenten viel besucht. Das Leipziger „Kneipenleben" hat zu keiner Zeit hinter dem anderer Universitäten zurückgestanden. Schon im 16. Jahrhundert waren ausgedehnte Zechgelage in Bier und Wein nichts Seltenes und ebensowenig die daraus

resultierenden Schulden. Beim Gelage vertrieb man sich die Zeit mit Gesang und Musik auf der Fiedel oder Laute, mit Würfel- und Kartenspiel, oft genug auch mit einer Rauferei zum Schluß, denn die Sitten waren nicht gerade die sanftesten. Wurden dann die Ruhestörer aus den Trinkstuben hinausgeworfen, so zogen sie lärmend durch die Straßen, brachten unbeliebten Personen eine Katzenmusik, beschädigten die Häuser oder warfen Fenster ein, bis sie schließlich von den „Dienern der Stadt" in ein sicheres Gewahrsam gebracht wurden. Um diesen Störungen der nächtlichen Ruhe vorzubeugen, forderte ein Paragraph der Verbesserungsvorschläge für die Universität Leipzig von 1577, man solle den Bürgern verbieten, die Nachtschwärmerei durch Herausgabe von Hausschlüsseln zu unterstützen. Freilich waren die Studenten, die im Kolleggebäude wohnten, schon durch den zeitigen Schluß in ihrer Freiheit beschränkt; aber sie waren erfinderisch genug, um auf andere Art, sei es durchs Fenster, sei es durch Bestechung des Schließers ins Freie zu kommen. Auch im Kolleg selbst scheint es übrigens nicht selten übel zugegangen zu sein, denn aus den Kollegstatuten über Aufrechthaltung der Ruhe geht hervor, daß ähnliche Ruhestörungen auch am Tage vorgekommen sein müssen. Zuschlagen der Thüren, Brüllen aus den Fenstern, unverschämte Redensarten scheinen auch im Kolleg an der Tagesordnung gewesen zu sein. Zu den Vergnügungslokalen in der Stadt traten mit dem 18. Jahrhundert die Kaffeehäuser (das erste wurde bereits 1695 gegründet); sie haben in dem schöngeistigen Leben Leipzigs zu jener Zeit eine gewisse Bedeutung gewonnen, sind aber bei den Studenten nicht in dem Maße populär geworden, wie etwa in München. Was die Lokalverhältnisse im modernen Leipzig angeht, so muß hervorgehoben werden, daß die Stammkneipen heutzutage teuer sind, wenn sie größeren Ansprüchen genügen und innerhalb der Stadt liegen sollen. Eigene Häuser zu erwerben, ist fast unerschwinglich; Leipzig ist eben Großstadt geworden. Dennoch trifft man meist behagliche, anmutende Verbindungs-Kneipen, zumal wenn der „Bilderwart" seine Schuldigkeit bei ihrer Ausschmückung gethan hat.



Kneipe der Lusatia zu Leipzig.

Tumulte und Auszüge.

Eine der auffallendsten Erscheinungen des früheren Leipziger Studentenlebens sind die häufig wiederkehrenden großen Tumulte und Auszüge der Studenten. Die Veranlassungen zu Straßenexcessen gröbster Art, die oft den Charakter eines regelrechten Landfriedensbruchs annahmen, waren meist ganz geringfügig. Irgend ein Studentenulk, z. B. das beliebte Prellen der Thorwache um den schuldigen Groschen nach Thoresschluß, der die Festnahme des betreffenden Studenten zur Folge hatte, gab Anlaß zu dem gefürchteten Ruf: „Burschen heraus!" Dann strömten aus allen Wirtshäusern und Quartieren die Studenten oft zu vielen Hunderten zusammen, und allen sonstigen Zwiespalt unter einander vergessend, kämpften sie gemeinschaftlich für die bedrohte „akademische Freiheit." Freilich lagen zuweilen auch ernstere Gründe vor. So kam es z. B. 1521 zu einem großen Tumulte, der seinen Grund darin hatte, daß in den Bursen auch den Nicht-Studenten und Handwerksburschen Getränke gereicht, und dadurch die Gasthäuser der Stadt geschädigt wurden. Der Rat beschwerte sich über den Bruch der Vereinbarung mit der Universität, und beide Körperschaften lagen sich, wie so oft, in den Haaren. Der Rat unterließ nun, da die Ausübung der Gerichtsbarkeit auf beiden Seiten still stand, einen Riemergesellen zu bestrafen, der einen Studenten auf offener Straße getötet hatte. Da entstand der Aufruhr unter

den Studenten, und sie beschlossen, auszuziehen. Nicht allzulange danach, aus dem Jahre 1561, wird berichtet, daß drei Kürschnergesellen einen Studenten des abends überfielen und tötlich verwundeten, was ebenfalls wieder große Excesse zur Folge hatte.

Größeren Umfang nahm die Aktion der Studenten in dem schon oben erwähnten berühmten Musenkriege (fälschlich auch Meisenkrieg genannt) an, der seinen eigentlichen Ursprung in dem Kampf der Universitätsbehörden gegen das Theater hatte. Die dadurch geschaffene Erregung in der Studentenschaft kam aber zum offenen Ausbruch durch folgenden Vorfall: Im Frühjahre 1768 gaben etliche hundert Studenten einem verstorbenen Kommilitonen das letzte Geleite. Der Posten an der Thorwache präsentierte — entgegen der bestehenden Vorschrift — nicht, noch rief er die Wache ins Gewehr. Böswilligkeit soll nicht vorgelegen haben, denn die Untersuchung stellte fest: „Diese Beerdigung geschahe so frühe, und die Schildwache hatte nach ihrer Gewohnheit die Augen und den Kopf voll Schlaf." Aber die Folge war, daß die Schildwache mißhandelt wurde und ein großer Straßentumult entstand. Bis in den Sommer hinein fanden Reibereien statt, sodaß die Behörden nun ernstlich in Sorge gerieten; auf keiner Seite wollte man sich zu Zugeständnissen herbeilassen. Am 29. Juli kam es zu einem großen Tumult in Plagwitz, wobei die Geßnersche Schenke vollständig demoliert wurde. Ein „Haupttreffen" fand am 11. August statt. Um 2 Uhr zogen 6—700 Studenten ins Paulinum und drangen in den Kreuzgang und bis in den Vorsaal der Gerichtsstube, den Degen an der Seite, große Stöcke in den Händen. Den Gefangenen auf den Carcern war Freigabe mit der Beschränkung angesagt worden, daß sie sich auf Verlangen wieder stellen müßten. Da dieses Anerbieten von den Gefangenen nicht angenommen wurde, fand unbedingte Freilassung statt. Die Studenten-Poesie, die bei Gelegenheit des Musenkrieges voll blühte, verherrlicht diesen Erfolg in den Versen:

Der Musenkrieg.

„Da schlug man bald den Frieden vor,
Gab alle völlig frei,
Sie zogen mit uns aus dem Thor
Mit Jauchzen und Geschrei."

Der Zug ging, nach Landsmannschaften geordnet, in die „Kohlgärten", wo man, ähnlich wie es von der Plagwitzer Kneiperei berichtet wird, Lieder sang, besonders den Landesvater, „während welchem die Hüte auf die Degen gestochen und an die Stubendecke nach der Reihe gesteckt wurden, bis nach Mitternacht." Dann zog man zurück, alles in allem 1500—2000 Studenten, voran ein Führer namens Diroff mit bloßem Degen, ihm folgten einige Musikanten, „von Haesens Bande mit ihren blasenden Instrumenten, die mehr kläglich, als lustig erschalleten, dennoch aber in Ermangelung besserer denen Studenten die erfreulichsten Dienste vertraten"; alsdann ein Herr von Malzahn, ebenfalls mit der blanken Waffe, vor seinen Landsleuten — er war ein Mecklenburger —, und so fort die übrigen Landsmannschaften, ihre Führer voran, die indessen den Degen in der Scheide trugen. Auf dem Markte schlossen sie einen Kreis, und ein Studiosus brachte „mit einer deutlichen und wohlvernehmlichen Löwenstimme" ein dreifaches Hoch auf die akademische Freiheit aus. Der Erfolg dieses Feldzuges der Studenten gegen die akademischen Behörden war zunächst groß. Sie erreichten, daß sie wieder Nachtständchen und Vivats bringen, Aufzüge zu Pferde oder in Kutschen aufs Dorf hinaus oder nach dem Oberholze veranstalten durften; daß sie vom Thorgroschen, der auch den Bürgern der Stadt eine verhaßte Abgabe war, befreit wurden; daß Stadtsoldaten, Ratshäscher oder Garnison nicht gegen sie zur Verwendung kommen sollten; daß täglich Komödie gespielt wurde und sie diese täglich besuchen durften. Sie hatten auch Amnestie für alle erlangt. Da geschah plötzlich das Unerhörte, daß vor dem Petersthore eine kursächsische Hauptwache eingerichtet und 300 Mann Soldaten in die Gasthäuser vor dem Thore gelegt wurden. Unter dem Schutze der Gewehre erschien eine Untersuchungs-Kommission aus Dresden, und die Folge war, daß die Studenten von neuem revoltierten.

Ins Kolleg wurde nicht gegangen. Selbst Gellert, der „sonsten viel Liebe hatte", schloß wegen Mangels an Zuhörern seine Vorlesungen im roten Kolleg und reiste zu einem guten Freunde aufs Land. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen. Herr von Malzahn zeigte den eintretenden Stadtsoldaten, die ihn abholen wollten, die Pistolen, weshalb „nachhero ihm ein Unteroffizier vom Feldregimente und zwei Feldsoldaten den Arrest in der Stube ankündigten, mit denen er sich mit dem besten Essen divertierte, jedem Soldaten auch täglich vier Groschen mehr Exekutions-Gebühren zulegte." Am 26. September war die Untersuchung zu Ende. Es regnete Strafen, und nicht weniger als 43 Studenten wurden verurteilt, die damals noch im Turme des großen Fürsten-Kollegiums in der Ritterstraße belegenen Carcer — es waren sieben an der Zahl — zu beziehen. Das war in jener Zeit alles andere als ein Vergnügen; vor allem der „Carcer Paulinus" muß ein recht ungemütliches Hotel gewesen sein, da einmal ein Student aus ihm freigelassen wurde: „propter maxima frigora, ne periret!"

Der letzte Auszug der Studentenschaft Leipzigs erfolgte erst 9. Juli 1860, weil ein Corpsbursch von der Bürgergarde arretiert und mißhandelt und im weiteren Verlauf dieser Affaire viele andere Studenten grundlos verhaftet worden waren. Eine im „Hôtel de Saxe" abgehaltene allgemeine Studentenversammlung beschloß daher unter der Motivierung, „daß die Studenten in Leipzig keine persönliche Sicherheit mehr genössen bei dem brutalen Vorgehen der exaltierten Bürgergarde," die Universität zu verlassen und auszuziehen. Wirklich zogen am Abend des 9. Juli gegen 500 Studenten nach den Dörfern Gohlis, Möckern und Wahren. Hier lief natürlich die Sache auf eine große Kneiperei hinaus, und am zweiten Tage kehrten infolge Geldmangels die Musensöhne an die Brust der so stolz verlassenen Alma mater zurück.

Wie namentlich bei dem Musenkriege, so haben bei allen solchen Tumulten stets die studentischen Korporationen eine führende Rolle gespielt. Ihr Ursprung greift bis in die frühesten Zeiten der Universität zurück. Schon 1657 gab es unter den Studenten Leipzigs eine organisierte meißnische Landsmannschaft mit eigenem Senior. Von fremdländischen Landsmannschaften ist die livländische aus den Jahren kurz vor dem Musenkriege beglaubigt; sie trug scharlachrote Uniformen mit grünen Kragen und Stahlknöpfen. Die Chargierten der späteren Lausitzer trugen eine blaue Uniform mit goldnen Epauletten, großen Hut mit Lausitzer Kokarde an der linken Seite nebst Federbusch. Die Orden fanden erst spät in Leipzig Eingang, hielten sich indessen, von Wittenberg abgesehen, länger als an andern Universitäten; ein letzter Rest von Ordensverbindungen findet sich noch um 1810, doch konnte sich die damals noch existierende „Amicitia" nur deshalb bis dahin erhalten, weil sie in Göz, der ein gefürchteter Schläger war, einen forschen Vorsteher hatte. Abgelöst wurden die Orden von den ersten studentischen Korporationen moderner Art, von den Landsmannschaften **Lusatia**, **Misnia**, und **Thuringia**, die das nationale Prinzip und den Kampf gegen die Orden auf ihr Banner schrieben. Sie hielten längere Zeit hindurch streng auf Einhaltung der Werbung in den festgesetzten Bezirken. Nur Dresden und Leipzig waren zur Rekrutierung für alle Landsmannschaften frei gegeben.

Landsmannschaften und Orden.

Th. Körner als Landsmannschafter.

Die Landsmannschaft **Thuringia** hatte 1810—11 in **Theodor Körner** einen vorzüglichen Senior. Er und sein Freund Flemming, der Lusaten-Senior, proklamierten: „Nur die konstituierten Verbindungen sind waffenfähig!" In derselben Proklamation wurde verlangt, daß bei jeder Mensur ihre Waffen entnommen werden müßten gegen eine Entschädigung von acht Groschen pro usu armorum und acht Groschen Schlaggeld. Das führte zu einem gewaltigen Streite mit der „**adeligen Fechtgesellschaft**". Anfangs wurden die Adeligen von anderen Fechtschulen und Verbindungen, die sich dem Machtgebote der vereinigten Landsmannschaften nicht fügen wollten, unterstützt. Als sie aber schließlich zur Denunziation beim Senate schritten, kamen sie in allgemeinen Verruf, und man nannte sie allgemein Sulphuristen und ihre Verbindung **Sulphuria**. Wo einer von ihnen stand und ging, ertönte es: „Riecht's hier nicht nach Schwefel? Ich muß fortgehen, hier stinkt's!" Zuletzt entstand allge-

meiner Holz-Komment, bei dem die Adeligen auch Pistolen, nicht bloß Hetzpeitschen zur Anwendung brachten. Die Verrufserklärung der Landsmannschaften gegen die adelige Fechtgesellschaft ward auch nach den übrigen Universitätsstädten gesandt, unterfertigt mit Zirkel und Wahlspruch beider, der Thuringia und Lusatia. Beigegeben war ein achtstrophiges Gedicht Körners, in dem den Adeligen vorgeworfen wurde, sie hätten wohl Manschetten, aber keinen Mut. Die Adeligen trugen nämlich Hemdkrausen, die den anderen Studenten nichts weniger als burschikos vorkamen. Seitdem ist der Ausdruck „Manschetten haben" für Angst haben, „kneifen" in die deutsche Sprache übergegangen. Ein Opfer dieser Streitigkeiten ward auch Theodor Körner. Er erhielt „wegen erheblichen Verdachts der Aufforderung zum Duell" acht Tage Carcer. Das war nicht schlimm für Körner, als er aber vom Pedell zur Publikation des Urteils zitiert werden sollte, lag er, wie er sagte, weil er sich mächtig an den Kopf gestoßen habe, im Bette. Auf eine Denunziation hin, er habe sich die Kopfwunde im Duell geholt, sandte das Universitäts-Gericht den Universitäts-Physikus nebst Assistenten in seine Wohnung. Aber das Nest war leer. Körner nahm an dem Komitat von 4 relegierten Lausitzern teil. Das war Bruch des Stadt-Arrests, und darauf hin wurde er mit der Relegation bestraft, die indessen später durch Gnadenerlaß aufgehoben wurde.

Burschenschaft und Corps.

Die nächste Zeit des Korporationslebens wird gekennzeichnet durch die Gründung der alten (allgemeinen) Burschenschaft in Leipzig und ihre Kämpfe mit den Landsmannschaften und späteren Corps, die wir nach dem Eingehen der Misnia 1811 und dem Übertritt der Thuringia zur Burschenschaft durch die vier Korporationen Lusatia (blau-gold-rot), Saxonia (dunkelblau-hellblau-weiß), Montania (rot-schwarz-gold) und Franconia (grün-rot-gold) vertreten sehen. Die 1818 begründete Burschenschaft Leipzigs zählte um das Jahr 1820 über 300 Mitglieder. 1833 löste sich die Burschenschaft auf, doch lebten die burschenschaftlichen Ideen trotz der Anfeindung von Seiten der Behörden fort und wurden von einzelnen Verbindungen, die dem „germanischen" Prinzip zuneigten, vertreten. Im Jahre 1851 wurde die letzte burschenschaftliche Verbindung, die „Wartburg", aufgelöst.

Früher als anderswo regte sich in Leipzig die Finkenschaft, um sich von der Suprematie der Corps loszumachen; als es 1836 galt, die Einweihung des Augusteums durch einen Fackelzug festlich zu begehen, machte sie den Corps den Vortritt streitig.

Die Korporationen bei der 450jährigen Jubelfeier.

Die Jahre 1848 und 49 gingen ohne nennenswerte Störung an der Universität vorüber. Bei der Feier des 450jährigen Jubiläums der Universität im Jahre 1859 gestaltete sich das farbige Bild der Studentenschaft folgendermaßen: Als die ältesten Verbindungen erschienen neben den beiden erwähnten Corps Lusatia und Saxonia die 1837 gestiftete Misnia (dunkelgrün-weiß-rot) und die 1849 gegründete Guestphalia (grün-weiß-schwarz). Die zweite Gruppe bestand aus den drei neuen Landsmannschaften, der 1855 von früheren Gymnasiasten aus Plauen gestifteten Plavia (grau-weiß-rot), der Lipsia mit den Farben rot-weiß-schwarz und der 1853 als sogenannte Klique gegründeten Dresdensia (violett-weiß-rot). Eine dritte Gruppe bildeten die beiden Verbindungen Afrania und Grimensia, von denen die erstere 1839 von früheren Schülern der schola Afrana in Meißen, die letztere 1850 von Abiturienten der Fürstenschule Grimma gestiftet war. Zur vierten Gruppe gehörten alle Nichtverbindungs-Studenten, die auf einer Versammlung einen Ausschuß von drei Mitgliedern mit einem Vorsitzenden wählten, um durch diesen beim Jubelfeste Vertretung zu haben. Das Fest-Komitee der Studenten bestand aus dem Senior der Lausitzer, dem Ersten der Plavienser, dem Chargierten der Grimenser und dem Vorstand der Nicht-Verbindungsstudenten. Ein besonders gutes Zeugnis wird der ganzen damaligen Studentenschaft ausgestellt, wenn es in einem gleichzeitigen Berichte heißt: „Kein Mißton hat das Beisammensein so vieler in jugendlicher Heiterkeit, ja Ausgelassenheit, bei Becherklang, Musik und sprudelnder Redefreiheit versammelten Musensöhne gestört, und die alten Häuser, welche dieses Fest mitgefeiert hatten,

bekannten mit Freude und Stolz: das akademische Leben hat bis zur Gegenwart große Fortschritte gemacht."

In der That herrschte in Leipzig in den 50er Jahren ein frisches, freies Studentenleben, das die Entwickelung des Verbindungswesens außerordentlich begünstigte. Die neuen Leipziger Landsmannschaften, die unter diesem Namen vom Universitäts-Gerichte anerkannt worden waren, haben das Verdienst, in jener Zeit den studentischen Farben neue und vermehrte Achtung verschafft und das weitverzweigte Finkentum für das Verbindungswesen so günstig umgestimmt zu haben, daß in den nächsten Jahren immermehr Korporationen entstanden. Auch stellten die Universitäts-Behörden damals nicht mehr geflissentlich den Couleuren nach, ja, es kann als eine Begünstigung des Farbentums angesehen werden, daß seit 1862 wieder Burschenschaften zugelassen wurden. Schon 1859 hatten sich unter reger Anteilnahme alter Burschenschafter und unter Mitwirkung von Jenenser Burgkelleranern eine neue Burschenschaft unter dem Namen Wartburg konstituiert. 1861 wurde das Tragen der deutschen Farben schwarz-rot-gold, und anfang 1862 die Führung des Namens „Burschenschaft" seitens des Universitätsgerichts offiziell gestattet. Die Wartburgia nahm dann nach Aufnahme von Mitgliedern der 1862 neu begründeten Burschenschaft Albia den Namen **Germania** an und führte seit 1872 die Farben schwarz-weiß-rot. Am 20. April 1862 hatte auch der bisherige Verein **Arminia** den Namen „Burschenschaft" und die Farben schwarz-rot-gold angenommen, und noch in demselben Jahre wandelte sich die **Dresdensia** unter Annahme der Farben violett-schwarz-rot-gold, die sie später wieder mit den alten vertauschte, in eine Burschenschaft um.



J. Kürschners Großphotographien.   H. Hillger, Berlin.

Im Rosenthal.

Zu dem Aufblühen des Korporationswesens in Leipzig trug viel die Einmütigkeit bei, die unter den schlagenden Verbindungen herrschte, und die ihren Ausdruck fand in dem W.-S. 1887/88 zu Stande gekommenen, vom Universitäts-Gericht anerkannten Vertreter-Convent (V.C.) Er umfaßte den D.C., L.C., S.C., C.C. und eine Reihe freischlagender Verbindungen. Zum L.C. gehörten damals außer der Plavia noch die 1859 gegründete **Budissa** (blau-gold-weiß), die seit 1898 zum S.C. übergetreten ist, und die jetzt suspendierte **Brunsviga** (blau-weiß-schwarz). Von den damals existierenden fünf Corps bestehen zur Zeit die **Lusatia**, **Saxonia** und **Guestphalia**, während **Misnia** und die aus der Lipsia hervorgegangene **Thuringia** (dunkelrot-weiß-schwarz) suspendiert sind. Der C.C. (Goslarer Chargierten-Convent) bestand aus der **Afrania** (grün-weiß-gold), die später als Landsmannschaft dem Coburger L.C. beitrat, der 1870 gestifteten **Mecklenburgia** (grün-gold-rot), der **Cheruscia** (grau-weiß-dunkelblau), die jetzt ebenfalls Landsmannschaft ist, und der **Salia**. Außer diesen Verbänden schickten noch der akademische Turnverein **Normannia** (gestiftet 1868, carmoisinrot-weiß-grün) und die freischlagende Verbindung **Hansea** (dunkelblau-weiß-rot), die später mit der Salia verschmolz, ihre Vertreter in den V.C.

Die heutigen Korporationen.

Neben den genannten Verbindungen existieren jetzt noch eine ganze Reihe von Korporationen, unter denen manche schon durch ihr Alter für die Geschichte des Leipziger Studententums von besonderer Bedeutung sind; dahin gehören in erster Linie die beiden akademischen Gesangvereine, von denen wir den **Universitäts-Sänger-Verein zu St. Pauli** (hellblau-weiß-hellblau) schon bei anderer Gelegenheit

kennen gelernt haben, und der 1849 gestiftete Arion (rot-grün-gold). Von den christlichen Verbindungen ist die älteste der Wingolf (schwarz-weiß-gold), der am 29. Juni 1865 gegründet wurde; die dem Schwarzburg-Bund angehörende Verbindung Nordalbingia (blau-gold-schwarz) existiert seit 1870, die katholische Verbindung Burgundia (orange-weiß-blau) seit 1879. Von schlagenden Verbindungen sind außer der bereits erwähnten Grimensia, die anfangs braune Unikolore trug und 1874 mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion die Farben braun-weiß-hellblau annahm, noch die aus einem Pharmazeuten-Verein hervorgegangene Franconia (blau-weiß-rot), die Staufia (rot-weiß-gold) und die dem Dessauer A.C. angehörende deutschnationale Verbindung Gothia (hellgrün-gold-schwarz hervorzuheben.

Die Vielgestaltigkeit des Leipziger Korporationswesens, das heute kaum mehr zu übersehen ist, liefert den besten Beweis für den kräftigen Pulsschlag, der das heutige Leipziger Studentenleben auszeichnet, und der zu dem regen geistigen und künstlerischen Leben, das in Leipzig von jeher geherrscht hat, in vollem Einklang steht.





1419.

> Wat in ollen Tiden Tyrus un Sidon was för de Welt wegen den Handel, wat vördem Athen was för de Welt wegen Kunst un Wissenschaft, dat is up Stunns Rostock för den Meckelnbörger, un Warnemün'n is sin Piräus.
>
> Fritz Reuter,
> De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti.

Unter den noch blühenden Universitäten des Deutschen Reichs nimmt Rostock dem Alter nach die dritte Stelle ein, und wenn auch heute die Zahl der an ihr Immatrikulierten nur klein ist, so verdient sie doch, vor allem wegen ihrer Bedeutung für die ältere Geschichte des Studententums, für die kaum irgendwo die Quellen so reichlich fließen wie gerade bei Rostock, ganz besonders hervorgehoben und eingehend betrachtet zu werden.

Die Vorgeschichte der Begründung der Universität ist noch nicht genügend aufgehellt; urkundlich steht fest, daß unter dem 8. September 1418 die Landesherren, Herzog Johann IV. und Herzog Albrecht V. von Mecklenburg, die päpstliche Bestätigung für eine unter Zustimmung und Mitwirkung des Bischofs von Schwerin und des Rostocker Rats in ihrer Stadt Rostock, „loco ad hoc plurimum et notorie habili et competenti“, zu begründenden Universität erbaten. Diese Bestätigung er-

Gründung der Universität

folgte am 13. Februar 1419, jedoch unter Ausschluß der theologischen Fakultät, was vielleicht in der in Norddeutschland stark verbreiteten Hinneigung zu wiclefitischen und hussitischen Lehren seine Erklärung findet. Trotzdem waren von vornherein ordinarii lectores in sacra theologia vorgesehen und auch wirklich vorhanden, sodaß die päpstliche Genehmigung vom 28. Januar 1432 wohl nur schon Bestehendes formell bestätigte und den Zusammentritt der genannten Lektoren zur Fakultät mit Fakultätsrechten ermöglichte.

Das Kanzleramt der Universität überträgt Papst Martin V. dem Bischof von Schwerin und bestellt den Rostocker Archidiakonus zu dessen Vertreter. Nachdem dann noch der Rostocker Rat unter dem 29. September 1419 sich zur Hergabe der für Kollegienzwecke nötigen Gebäude und Grundstücke und zur Dotierung der zu errichtenden 16 Professuren bereit erklärt hat, erfolgt am 12. November 1419 die feierliche Eröffnung. Die überwiegende Mehrzahl der Professoren kam aus Erfurt, unter ihnen der erste Rektor Petrus Stenbeke, der erste Dekan der philosophischen Fakultät Heinrich Toke und der Dr. theol. Heinrich von Geismar, die alle schon in Erfurt das Rektorat bekleidet hatten; und auch die Statuten der neuen Universität, deren Redaktion ums Jahr 1432 abgeschlossen ist, lehnen sich eng an die Erfurts an. Dementsprechend kennt auch Rostock keine Gliederung nach Nationen, sondern nur nach Fakultäten. Im ersten Semester fanden 160, in den drei folgenden 468

Immatrikulationen statt, die bereits das ganze Gebiet von Amsterdam bis Reval hin und die drei nordischen Reiche umfassen.

Ein wertvolles, fast einzig dastehendes Privilegium verlieh Papst Martin V. der Universität unter dem 28. Februar 1427, indem er ihr das Recht erteilte, unter gewissen Voraussetzungen auch ohne Genehmigung des Kanzlers aus eigner Machtvollkommenheit vollgiltige Promotionen vorzunehmen. In demselben Jahre spannen sich Ereignisse an, die in ihrem weiteren Verlauf die Geschicke der Universität sehr stark beeinflußten. Infolge langdauernder bürgerlicher Unruhen verfiel die Stadt in des Reiches Acht und Oberacht, in Bann und Interdikt, weshalb das Konzil zu Basel am 28. September 1436 der Universität die Weisung erteilte, die gebannte Stadt zu verlassen und sich für die Dauer des Kirchenbanns innerhalb der Diöcesen Schwerin, Camin oder Ratzeburg einen anderen Aufenthaltsort zu wählen. Die Universität entschied sich für Greifswald und siedelte zu Ostern 1437 dorthin über. Mit der am 3. Januar 1440 verkündeten Lösung vom Bann stand einer Rückkehr nach Rostock formell nichts mehr im Wege, aber jetzt verweigerte die über den Auszug erbitterte Stadt die Wiederaufnahme. Erst dem vermittelnden Eintreten der Domkapitel von Hamburg und Lübeck und der anderen wendischen Städte gelang es, am 17. März 1443 eine Vereinbarung zustande zu bringen, nach der die Stadt Rostock die Universität wieder aufnahm, aber nur unter der harten Bedingung, daß sie auf den von der Stadt im Jahre 1419 gewährleisteten Zuschuß verzichtete. Zu Ostern 1443 begann die Universität ihre Thätigkeit wieder, nachdem sie sich drei Jahre hindurch jeder Amtshandlung enthalten hatte. Die Zahl der Immatrikulationen beläuft sich in diesem Semester auf 278, doch ist wohl als sicher anzunehmen, daß sich unter dieser Zahl sehr viele befinden, die in der Zwischenzeit sich um den vorhandenen Lehrkörper gesammelt und dessen Unterweisung genossen hatten und nun die formelle Immatrikulation nachholten.

Überſiedelung nach Greifswald.

Noch einmal in diesem Jahrhundert sah sich die Universität genötigt, ihren Sitz zu verlassen. Zu Beginn der sogenannten „Domfehde", die zu offenem Kampfe zwischen der Stadt und den Landesherren führte, wanderten Professoren und Studenten im Sommer 1487 nach kurzem Aufenthalt in Wismar nach Lübeck aus; am 16. August 1488 finden wir sie wieder in Rostock. Trotz der hierdurch und durch mehrere Pestjahre, besonders das Jahr 1464, herbeigeführten Störungen ist doch der Besuch für jene Zeit ein guter zu nennen. In den 100 Jahren von 1419—1519 sind 15 938 Immatrikulierte verzeichnet, was eine durchschnittliche Präsenzziffer von 280 Studierenden ergiebt. Ungefähr ein Viertel davon erlangt einen akademischen Grad; in der philosophischen Fakultät, über die uns allein genaue Listen erhalten sind, gewinnen 3369 den Grad eines Baccalarius, 666 den eines Magisters, zu denen noch 57 Baccalarien und 68 Magister kommen, die anderwärts promoviert waren. Aus den Niederlanden, Westphalen, Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Brandenburg, Pommern, Preußen und Livland, wie aus den drei nordischen Reichen strömte die lernbegierige Jugend zusammen, eine, was Vorbildung, Lebensalter und Sprache betrifft, bunt gemischte Schar. Die mangelnden Vorkenntnisse mußten im Pädagogium, das ebenso wie in Erfurt den Namen porta coeli führte, nachgeholt werden; die Verkehrssprache war das Latein, dessen Gebrauch in den Regentien bei Strafe geboten war, und gereifte Männer mit glattwangigen Jünglingen auf derselben Bank sitzen zu sehen, war, wie viele Abbildungen und Berichte zeigen, etwas ganz Gewöhnliches zu einer Zeit, wo zur Erreichung der höchsten akademischen Grade eine mit gleichzeitigem Lernen und Lehren ausgefüllte Zeit von mindestens 10 Jahren erforderlich war. Im übrigen verlief das Leben der Studierenden durchaus in den oben (S. 16 ff.) geschilderten Grenzen halbklösterlicher Zucht (der Ausdruck „Halfpapen" hat seine Heimat in Rostock, und ein sehr großer Bruchteil der Lehrenden und Lernenden gehörte thatsächlich dem geistlichen Stande an) und in den durch das Manuale scholarium gegebenen Umrissen. Spezielleres über das alltägliche Leben und Treiben der Studenten ist außer dem Studienplan, der keine besonderen Abweichungen gegen-

Auswanderung nach Lübeck.

Studentenleben im 15. Jhdt. über anderen Universitäten aufweist, aus dem 15. Jahrhundert nicht überliefert: der fleißige, nüchterne, friedfertige Student hinterläßt eben keine weiteren Spuren in den Akten. Daß das Bursenwesen den Zusammenschluß der Studenten zu festen Vereinigungen auf landsmannschaftlicher oder anderer Grundlage hindern, ja unmöglich machen mußte, ist klar, und doch scheint es, als ob bei der Wahl der Regentie die Heimat des Magister regens eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, wie ja auch Bartoldus im Manuale den in der Burse ankommenden Fremdling sofort als conterraneus anspricht, und sicherlich ist es kein Zufall, wenn am Tage des Amtsantritts des Rektors Nicolaus Theoderici de Amsterdam, Ostern 1426, sieben seiner Landsleute zusammen immatrikuliert werden. Daß es an schwarzen Schafen in der Herde nicht gefehlt hat, zeigen die nicht seltenen, schon in den ersten Semestern vorkommenden Relegationsvermerke in der Matrikel, sodann die Strafandrohungen der Universitätsstatuten gegen nächtlichen Unfug, Frauenraub, Diebstahl, Einschlagen von Thüren und Fenstern und wörtliche oder thätliche Beleidigung der Nachtwächter, und schließlich die 1471 erfolgte Einrichtung eines (noch vorhandenen, ziemlich ungemütlichen) Gefängnisses, auch Temenitze, später Finkenbauer genannt, wo die während der Nacht zur Haft gebrachten Studenten geistlichen und weltliches Standes so lange festgehalten wurden, bis man sie vor ihren ordentlichen Richter führte.

Der Humanismus. Die humanistische Bewegung zog auch Rostock in ihre Kreise. Schon am 10. November 1480 wird ein „poeta“ als solcher ehrenhalber kostenfrei immatrikuliert; um dieselbe Zeit drucken die Rostocker Brüder vom gemeinsamen Leben eine Ausgabe der Dichtungen Ovids, allerdings unter Ausschluß der Ars amandi und der Amores, und Conrad Celtes besucht auf seinen Reisen die Rostocker Universität. Hermann von dem Busche wird im Mai 1493 immatrikuliert und schließt sich besonders an den jungen Magister Zutpheld Wardenberg an, der später Administrator des Bistums Schwerin wurde. Als er nach einigen Jahren wiederkehrt und, ohne in die Fakultät rezipiert zu sein, Vorträge über römische Klassiker zu halten beginnt, greift er in das Lehrfach des die römischen Dichter behandelnden Mag. Tilemann **Heverlingh** ein, was diesen zur Abwehr veranlaßte und den Fortgang Hermann von dem Busche's aus Rostock zur Folge hatte. Heverlingh ist selbst als lateinischer Dichter thätig; was aber seinen Namen in der Geschichte der deutschen Universitäten fortleben läßt, ist die allgemein durch seinen Gegner Buschius bekannt gewordene Thatsache, daß er die alten Klassiker in deutscher, und zwar in niederdeutscher Sprache vortrug. Er stand damit in Rostock nicht allein da; gleichzeitig erklärte auch Mag. Hildebrand **Dorgelo** an der Marien-Kirchspielschule den Tragiker Seneca und den Terenz in der heimischen Mundart. Als lateinischer Dichter that sich ferner der Domherr und Reisebegleiter Herzog Erichs von Mecklenburg, Dr. theol. Heinrich **Boger**, hervor. Der Aufenthalt Huttens in Rostock und sein poetischer Dank für die gastfreie Annahme sind bekannt; gleich nach Huttens Abgang erschien Nikolaus **Marschalk**, von den Landesherren als Rat und Professor berufen, und brachte seine eigene Druckerei mit. Er lehrte nicht nur Griechisch, sondern auch Hebräisch und gab im Jahre [illegible] ein eigenes Elementarbuch für diese Sprache heraus. Neben ihm wirkte in den Jahren 1515—16 als einer der letzten unstät von Hochschule zu Hochschule wandernden Humanisten Johannes **Hadus** (Hadelius), der seinem Dank für das ihm erwiesene Wohlwollen in einer „Camoenae“ betitelten Sammlung von Lobgedichten auf die Rostocker Universität und deren Lehrer beredten Ausdruck gab. Zählt man dazu noch die von den genannten als besondere Pfleger der schönen Wissenschaften gepriesenen Rostocker Professoren, unter denen Egbert von Harlem die erste Stelle einnimmt, und die glimpfliche Behandlung, die Rostock in den Epistolae obscurorum virorum erfährt, so muß man zu der Überzeugung kommen, daß die Bedeutung der Universität Rostock für die Pflege und Ausbreitung des Humanismus eine weitaus größere ist, als ihr bisher zuerkannt wurde. Hand in Hand damit geht die Empfänglichkeit für reformatorische Ideen. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Verzögerung der Bestätigung einer theologischen Fakultät während

lich in der weiten Verbreitung hussitischer Ideen im Norden Deutschlands ihren Grund hatte; wie lange sich diese hier erhalten hatten, dafür liefert das Auftreten des Mag. Nikolaus Rutze, eines geborenen Rostockers, der um 1500 eine niederdeutsche Übersetzung zweier in tschechischer Sprache geschriebenen Traktate von Johannes Huß drucken ließ, den Beweis. Rutze, (gewöhnlich Ruß genannt), war der Lehrer Conrad Pegels, der seinerseits als Erzieher des Herzogs Magnus von Mecklenburg für die Einführung der Reformation von großer Bedeutung geworden ist. Als dann Luthers Auftreten den Bann gebrochen hatte, da waren es frühere Rostocker Geistliche, Magister und Studenten, die in Livland, in Dänemark, in Ostfriesland, in Hamburg, in Lübeck, in Göttingen zuerst die Lehre des reinen Evangeliums verkündigten. Allerdings hatte während des Übergangs die Universität eine sehr schwere Zeit durchzumachen, die aber auch keiner ihrer Schwestern, selbst Wittenberg nicht, erspart blieb. Vom Wintersemester 1522—23 an begann die Universität zu veröden, nicht nur an Studierenden, sondern auch an Professoren, wie die eintönige Wiederkehr derselben Namen im Rektorat und im Dekanat der Artistenfakultät zeigt. Es sind durchweg hochangesehene, gelehrte und welterfahrene Männer, deren Verdienste um die humanistischen Studien von Hutten und Hadus in rühmendster Weise anerkannt waren, die sich aber in die Ideen der Reformation nicht mehr hineinfinden konnten und mochten. So erachteten sie es denn, wiewohl fern von jedem Fanatismus, für ihre heilige Pflicht, die Universität so lange als möglich dem alten Glauben zu erhalten und bis zur Wiederkehr besserer Zeiten zu bewahren. Einer nach dem anderen starb darüber hin, aber der Rest verteidigte den verlorenen Posten mutig noch bis Ostern 1538, trotzdem inzwischen die Reformation in Rostock selbst und in einem großen Teile des Landes zur Herrschaft gelangt war, Erasmus Sarcerius und Oldendorp 1530 die Ordnung des städtischen Schulwesens in die Hand genommen hatten, und Herzog Magnus, der inzwischen die Regierung des Bistums Schwerin und damit das Kanzleramt der Universität angetreten hatte, schon 1532 seine Lehrer und Erzieher Conrad Pegel und Arnold Burenius, überzeugte und eifrige Anhänger der Reformation, an die Universität entsandte. Von Ostern 1538 bis dahin 1540 führten Conrad Pegel und Andreas Eggerdes als die ersten offen evangelisch gesinnten Rektoren das Szepter der Universität, während die nächsten Rektorate, 1540—1542, wieder von erklärten Anhängern der alten Kirche, Lambertus Takel und Petrus Boye, bekleidet wurden. Mit dem Tode des am Ende seines Rektorats verstorbenen Petrus Boye, der schon 1508 Rektor gewesen war, gelangt die lutherische Richtung endgiltig zum Siege. Der letzte am katholischen Bekenntnis festhaltende Universitätslehrer, M. Heinrich Pauli von Arssen, gewöhnlich Arsenius genannt, zugleich der letzte Rektor der Rostocker Niederlassung der Brüder vom gemeinsamen Leben, segnete erst 1575 das Zeitliche.

Die Reformation.

Mit dem Siege der Reformation war eine durchgreifende Reorganisation der Universität nach allen Richtungen hin zur dringendsten Notwendigkeit geworden. Schon die Entsendung des in Leipzig und Wittenberg klassisch gebildeten Mediziners Janus Cornarius nach Rostock durch den der Reformation günstig gestimmten Herzog Heinrich im Jahre 1525 war ein Schritt in dieser Richtung, der aber ohne Erfolg blieb; weit bedeutungsvoller war die Rückkehr Conrad Pegels, der schon 1508—1514 der Regentie Porta coeli vorgestanden hatte, und die Berufung des Arnold Burenius, eines durch seine Lehrgabe und wissenschaftliche Tüchtigkeit hervorragenden Freundes des praeceptor Germaniae Melanchthon. Die Heranziehung einzelner wenn auch noch so bedeutender Lehrer allein vermochte jedoch der Universität keine dauernde Hilfe zu bringen, und einer wirklich durchgreifenden, auf einheitlichem Plane beruhenden Neuordnung standen manche Schwierigkeiten im Wege. Eine der größten war die Entscheidung der Frage, wem das Recht zum reformatorischen Eingreifen zustehe, und wem die Pflicht, für die Unterhaltung zu sorgen.

Reorganisation der Universität.

Auf der einen Seite beanspruchte der Rat der Stadt Rostock das Oberaufsichts- und Verfügungsrecht über die von ihm mitgegründete und ausgestattete

Studentenleben im 15. Jhdt. über anderen Universitäten aufweist, aus dem 15. Jahrhundert nicht überliefert: der fleißige, nüchterne, friedfertige Student hinterläßt eben keine weiteren Spuren in den Akten. Daß das Bursenwesen den Zusammenschluß der Studenten zu festen Vereinigungen auf landsmannschaftlicher oder anderer Grundlage hindern, ja unmöglich machen mußte, ist klar, und doch scheint es, als ob bei der Wahl der Regentie die Heimat des Magister regens eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, wie ja auch Bartoldus im Manuale den in der Burse ankommenden Fremdling sofort als conterraneus anspricht, und sicherlich ist es kein Zufall, wenn am Tage des Amtsantritts des Rektors Nicolaus Theoderici de Amsterdam, Ostern 1426, sieben seiner Landsleute zusammen immatrikuliert werden. Daß es an schwarzen Schafen in der Herde nicht gefehlt hat, zeigen die nicht seltenen, schon in den ersten Semestern vorkommenden Relegationsvermerke in der Matrikel, sodann die Strafandrohungen der Universitätsstatuten gegen nächtlichen Unfug, Frauenraub, Diebstahl, Einschlagen von Thüren und Fenstern und wörtliche oder thätliche Beleidigung der Nachtwächter, und schließlich die 1471 erfolgte Einrichtung eines (noch vorhandenen, ziemlich ungemütlichen) Gefängnisses, auch Temenitze, später Finkenbauer genannt, wo die während der Nacht zur Haft gebrachten Studenten geistlichen und weltliches Standes so lange festgehalten wurden, bis man sie vor ihren ordentlichen Richter führte.

Der Humanismus. Die humanistische Bewegung zog auch Rostock in ihre Kreise. Schon am 10. November 1480 wird ein „poeta" als solcher ehrenhalber kostenfrei immatrikuliert; um dieselbe Zeit drucken die Rostocker Brüder vom gemeinsamen Leben eine Ausgabe der Dichtungen Ovids, allerdings unter Ausschluß der Ars amandi und der Amores, und Conrad Celtes besucht auf seinen Reisen die Rostocker Universität. Hermann von dem Bussche wird im Mai 1493 immatrikuliert und schließt sich besonders an den jungen Magister Zutpheld Wardenberg an, der später Administrator des Bistums Schwerin wurde. Als er nach einigen Jahren wiederkehrt und, ohne in die Fakultät rezipiert zu sein, Vorträge über römische Klassiker zu halten beginnt, greift er in das Lehrfach des die römischen Dichter behandelnden Mag. Tilemann Heverlingh ein, was diesen zur Abwehr veranlaßte und den Fortgang Hermann von dem Bussche's aus Rostock zur Folge hatte. Heverlingh ist selbst als lateinischer Dichter thätig; was aber seinen Namen in der Geschichte der deutschen Universitäten fortleben läßt, ist die allgemein durch seinen Gegner Buschius bekannt gewordene Thatsache, daß er die alten Klassiker in deutscher, und zwar in niederdeutscher Sprache vortrug. Er stand damit in Rostock nicht allein da; gleichzeitig erklärte auch Mag. Hildebrand Dorgelo an der Marien-Kirchspielschule den Tragiker Seneca und den Terenz in der heimischen Mundart. Als lateinischer Dichter that sich ferner der Domherr und Reisebegleiter Herzog Erichs von Mecklenburg, Dr. theol. Heinrich Boger, hervor. Der Aufenthalt Huttens in Rostock und sein poetischer Dank für die gastfreie Aufnahme sind bekannt; gleich nach Huttens Abgang erschien Nikolaus Marschalk, von den Landesherren als Rat und Professor berufen, und brachte seine eigene Druckerei mit. Er lehrte nicht nur Griechisch, sondern auch Hebräisch und gab im Jahre 1516 ein eigenes Elementarbuch für diese Sprache heraus. Neben ihm wirkte in den Jahren 1515—16 als einer der letzten unstät von Hochschule zu Hochschule wandernden Humanisten Johannes Hadus (Hadelius), der seinem Dank für das ihm erwiesene Wohlwollen in einer „Camoenae" betitelten Sammlung von Lobgedichten auf die Rostocker Universität und deren Lehrer beredten Ausdruck gab. Zählt man dazu noch die von den genannten als besondere Pfleger der schönen Wissenschaften gepriesenen Rostocker Professoren, unter denen Egbert von Harlem die erste Stelle einnimmt, und die glimpfliche Behandlung, die Rostock in den Epistolae obscurorum virorum erfährt, so muß man zu der Überzeugung kommen, daß die Bedeutung der Universität Rostock für die Pflege und Ausbreitung des Humanismus eine weitaus größere ist, als ihr bisher zuerkannt wurde. Hand in Hand damit geht die Empfänglichkeit für reformatorische Ideen. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Verzögerung der Bestätigung einer theologischen Fakultät wahrschein-

wird bestimmt, daß die Studenten sich in anständiger Kleidung zu zeigen haben, und festgestellt, daß nach allgemeinem Urteil nur lange Gewänder für anständig und züchtig gelten. Das Waffentragen innerhalb der Stadt ist untersagt, und besonders die langen silberbeschlagenen Raufdegen sind verpönt. Nächtliches Umherschwärmen mit lärmendem Gesang, mit Flöten, mit Blas- und Saiteninstrumenten überhaupt ist bei 1/4 Goldgulden Strafe verboten. Auch der Ausübung der edlen Musika bei Tage scheinen die gelehrten Herren keine übermäßige Liebe entgegengebracht zu haben, denn in dem Lehrplan von 1544 wird sie zwar, da sie nun einmal zu den sieben freien Künsten gehört, an ihrer Stelle zwischen Rhetorik und Geometrie aufgeführt, aber mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß sie von vielen als Lehrgegenstand gar nicht oder doch nur an allerletzter Stelle anerkannt werde, wenigstens was die Instrumentalmusik angehe. Diese störe die Mitschüler und verlocke zur Leichtfertigkeit, und wenn sie auch zur Erholung von ernster Arbeit ganz nützlich sein möge, so dürfe ihre Übung doch die Nachbarn nicht belästigen, kurz, sie sei mehr zu dulden als zu pflegen, damit die Studenten nicht etwa als Pfeifer und Lautenschläger in die Heimat zurückkehren, statt als Gelehrte. Dem entspricht auch das 1569 erfolgte Verbot einer aus Professoren und Studenten bestehenden Vereinigung zur Pflege der Tonkunst durch Konzilsbeschluß. Ferner wurde bestimmt: Der Besuch öffentlicher Häuser, in denen gespielt, gezecht und noch Schlimmeres getrieben wird, ist bei 1 Gulden Strafe verboten. Wein- und Bierkeller zu besuchen, (der beliebteste war der nach dem dort verzapften Bier sogenannte Barth'sche Keller unter dem Rathause; fast jede Ruhestörung, Schlägerei u. dergl., die in den Akten vorkommt, nimmt dort ihren Anfang oder erhält wenigstens von da Zuzug, obgleich das oben genannte „Finkenbauer" unmittelbar dabei lag und die „Baren" oder „Borenstekers", die städtische Sicherheitswache, daneben ihr Wachtlokal hatten) kostet 1/4 Gulden. Glücksspiele sind überhaupt untersagt. An Hochzeitstänzen darf fortan kein Student ohne ausdrückliche Erlaubnis des Rektors, Prorektors oder



Rostock um 1700.
(Nach einem Kupferstich von Gabriel Bodenehr.)

Universität; dasselbe geschah aber, und zwar mit der gleichen Begründung, auch von Seiten der Herzöge, die indessen durch auswärtige Verwickelungen an rascher und energischer Verfolgung ihrer Ansprüche gehindert wurden. Der Rostocker Rat that ernsthafte Schritte zur Restauration der Universität und wußte auch die befreundeten Städte dafür zu interessieren. Die drei Hansastädte Lübeck, Hamburg und Lüneburg erklärten sich auf eine Reihe von Jahren zur Zahlung von je 100 Gulden bereit, ebenso Riga; einen noch höheren Beitrag, von 100 Thalern jährlich, stellte Reval in Aussicht. Auch Maria, das Fräulein von Jever, nahm lebhaften Anteil an der Universität, deren Neueinrichtung jetzt allen Ernstes in Angriff genommen wurde.

Streit um das Patronat.

In dem Ringen um das Patronat über die Universität war, so lange die Landesherren durch die äußere Politik in Anspruch genommen waren, der Rostocker Rat im Vorteil geblieben, und wie vorher die päpstlich gesinnten Konziliaren, selbst als sie schon bis auf 4 oder 5 ausgestorben waren, keinem Anhänger der Reformation einen Platz im Konzil und damit Einfluß auf die Leitung der Universität vergönnt hatten, ebenso enthielten jetzt die vom Rate eingesetzten Professoren den von den Herzögen entsandten Kollegen Sitz und Stimme im Konzil vor und sperrten ihnen damit den Zugang zum Rektorat und Dekanat. Ganz besonders fühlbar wurde dies, als nach dem Tode Herzog Albrechts am 5. Jan. 1547 der junge, für alles Hohe und Edle begeisterte Herzog Johann Albrecht zur Regierung kam und es sich angelegen sein ließ, hervorragende Männer aller Wissenschaften in sein Land, an seinen Hof und an die Universität zu ziehen. Auch der Rat blieb, was rühmlich anerkannt werden muß, in dieser Hinsicht keineswegs zurück, aber gerade darum stellte sich die Unhaltbarkeit der so geschaffenen Lage immer klarer heraus, zumal auch in anderer Hinsicht das Verhältnis zwischen den Landesherren und der Stadt Rostock immer gespannter wurde. Schließlich kam am 11. Mai 1563 der unter dem Namen der Formula concordiae bekannte Vertrag zu stande, der von da ab bis zum Jahre 1760 die alleinige Rechtsgrundlage für alle Verhältnisse der Universität gebildet hat.

Von den Landesherren, die schon 1560 eine kaiserliche Bestätigung der Universitätsprivilegien erwirkt hatten, wurden der Universität zu ihrem Unterhalt 3000 Gulden jährlich aus den eingezogenen Klostergütern angewiesen und die Hauptstreitfrage wegen des Patronats über die Universität dahin erledigt, daß die Landesherren und der Rat der Stadt je neun Professoren: 2 Theologen, 2 Juristen, einen Mediziner und 4 Artisten, beriefen und besoldeten. Diese beiden Kollegien, das rätliche und das herzogliche, bildeten das Konzil und wechselten in der Führung der Universitätsämter semesterweise mit einander ab. Der erste herzogliche Professor, der auf Grund dieser Vereinbarung im S.-S. 1563 das Rektorat bekleidete, war David Chyträus, der weitaus hervorragendste unter den lutherischen Theologen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der 49 Jahre lang die Zierde und der Glanz der Hochschule war.

Disziplinarverordnungen des 16. Jhdts.

Mit dieser gründlichen Umgestaltung ging noch eine Reihe weiterer Reformen Hand in Hand. Die alten Statuten der Universität blieben im großen und ganzen in Kraft, während die Disziplinarverordnungen ganz dem Sinne der diligens et accurata restauratio von 1544 entsprechen. Voran steht die Vorschrift, in den Universitätshäusern zu wohnen, und die Androhung der Relegation bei fortgesetztem Unfleiß, darauf folgen die Regeln für das Leben in den Regentien unter einander und im Verhältnis zu den Dozenten, ganz ähnlich wie in den entsprechenden Verordnungen aus dem 15. Jahrhundert; auch die Geldstrafen für den Gebrauch der deutschen Sprache in der Regentie und für das Umherstreifen auf den Straßen zur Zeit der öffentlichen Vorlesungen sind beibehalten. Dem Rektor und den Ratsherren der Stadt haben die Studenten mit entblößtem Haupt Ehrfurcht zu erweisen, alle Doktoren, Lizentiaten, Magister und Baccalaurei sind zu grüßen, besonders aber die Professoren und Dozenten, bei deren Eintritt sich alle zu erheben haben. Schmähungen, Verleumdungen, wörtliche und thätliche Beleidigungen gegen Kommilitonen oder Bürger werden nach Verhältnis der Schwere bestraft. In Bezug auf die Tracht

wird bestimmt, daß die Studenten sich in anständiger Kleidung zu zeigen haben, und festgestellt, daß nach allgemeinem Urteil nur lange Gewänder für anständig und züchtig gelten. Das Waffentragen innerhalb der Stadt ist untersagt, und besonders die langen silberbeschlagenen Raufdegen sind verpönt. Nächtliches Umherschwärmen mit lärmendem Gesang, mit Flöten, mit Blas- und Saiteninstrumenten überhaupt ist bei $^1/_4$ Goldgulden Strafe verboten. Auch der Ausübung der edlen Musika bei Tage scheinen die gelehrten Herren keine übermäßige Liebe entgegengebracht zu haben, denn in dem Lehrplan von 1544 wird sie zwar, da sie nun einmal zu den sieben freien Künsten gehört, an ihrer Stelle zwischen Rhetorik und Geometrie aufgeführt, aber mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß sie von vielen als Lehrgegenstand gar nicht oder doch nur an allerletzter Stelle anerkannt werde, wenigstens was die Instrumentalmusik angehe. Diese störe die Mitschüler und verlocke zur Leichtfertigkeit, und wenn sie auch zur Erholung von ernster Arbeit ganz nützlich sein möge, so dürfe ihre Übung doch die Nachbarn nicht belästigen, kurz, sie sei mehr zu dulden als zu pflegen, damit die Studenten nicht etwa als Pfeifer und Lautenschläger in die Heimat zurückkehren, statt als Gelehrte. Dem entspricht auch das 1569 erfolgte Verbot einer aus Professoren und Studenten bestehenden Vereinigung zur Pflege der Tonkunst durch Konzilsbeschluß. Ferner wurde bestimmt: Der Besuch öffentlicher Häuser, in denen gespielt, gezecht und noch Schlimmeres getrieben wird, ist bei 1 Gulden Strafe verboten. Wein- und Bierkeller zu besuchen, (der beliebteste war der nach dem dort verzapften Bier sogenannte Barth'sche Keller unter dem Rathause; fast jede Ruhestörung, Schlägerei u. dergl., die in den Akten vorkommt, nimmt dort ihren Anfang oder erhält wenigstens von da Zuzug, obgleich das oben genannte „Finkenbauer" unmittelbar dabei lag und die „Baren" oder „Borenstekers", die städtische Sicherheitswache, daneben ihr Wachtlokal hatten) kostet $^1/_4$ Gulden. Glücksspiele sind überhaupt untersagt. An Hochzeitstänzen darf fortan kein Student ohne ausdrückliche Erlaubnis des Rektors, Prorektors oder



Rostock um 1700.
(Nach einem Kupferstich von Gabriel Bodenehr.)

Dekans teilnehmen. Wer die zuerkannten Strafen zu erlegen sich weigert, wird relegiert.

Andere Redaktionen dieser Gesetze unterscheiden sich von der hier auszugsweise mitgeteilten Fassung von 1548 fast nur in der Form, wenig im Inhalt. Bei der Schärfe der Bestimmungen war es nicht zu verwundern, daß ein Teil der Studentenschaft zu offener Widersetzlichkeit überging und andere mit sich fortriß. Energisches Einschreiten gegen die Rädelsführer wird seine Wirkung nicht verfehlt und wenigstens die Aufsässigen bald veranlaßt haben, ihren Willen auf eine andere, die Einzelnen nicht so offen bloßstellende Weise durchzusetzen, indem sie, um die Universität in Verruf zu bringen, überall ausstreuten, zu Rostock gebe es keine richtige freie Universität mehr, sondern nur noch ein Arbeitshaus und eine Zuchtanstalt für Schuljungen, und der Zwang, in den Häusern der Universität zu wohnen, die Menge der pflichtmäßig zu hörenden Vorlesungen, die Höhe der Honorare und der Geldstrafen hätten einzig und allein nur den Zweck, den Professoren und Magistern reiche Einnahmen zu verschaffen. Eine glänzende Verteidigung der Universität wider diese nicht ohne Wirkung gebliebenen Ausstreuungen ist die Rede des Arnold Burenius „de disciplina scholae Rostochianae".



Das „Weiße Kolleg" im J. 1867.

Weitere Reformen schlossen sich an. Die Regentie zum roten Löwen, „so viel Jahre langk wuste gestanden", wurde 1563 mit Hilfe eines ungenannt gebliebenen Wohlthäters als Heimstätte für 12 mittellose Studierende eingerichtet, 1564 wurde eine mensa pauperum scholarium in den Räumen des aufgehobenen Dominikanerklosters zu St. Johannis ins Leben gerufen, zu deren Bedarf die Herzöge jährliche Getreidelieferungen anwiesen, und die übrigen dem Verfall nahen Universitätsgebäude wurden wieder in Stand gesetzt. Als dann im Dezember 1565 eine Feuersbrunst das Collegium philosophicum am Hopfenmarkte zerstört hatte, wetteiferten die Landesherren, der Rat der Stadt und der umwohnende Landadel, die würdige Wiederherstellung dieses ältesten und Hauptgebäudes der Universität durch Geldbeiträge und freie Lieferung von Baumaterial nach Möglichkeit zu fördern. In dem fertigen Hause, dem erst 1867—69 durch einen prächtigen Neubau ersetzten „Weißen Kolleg", wurde 1569 der philosophischen Fakultät ein Raum zur Einrichtung einer Bibliothek zur Verfügung gestellt, nachdem die schon um 1500 vorhanden gewesene Bücherei in den Wirren der Reformationszeit abhanden gekommen war. Der medizinischen Fakultät wurde 1568 ein Garten für ihre botanischen Bedürfnisse angewiesen; 1589 erhielt sie durch das Testament des Dr. med. Nikolaus Doß eine nicht unbeträchtliche Handbibliothek, und durch das reiche Vermächtnis des Studenten Paul Calenius wurde die 1614 erfolgte Begründung einer öffentlichen Universitäts-Bibliothek ermöglicht.

Das Weiße Kolleg.

Von dem Abschluß der Formula concordiae am 11. Mai 1563 an beginnt die Glanzzeit der Universität, die beinahe hundert Jahre andauert. Alle Lehrstühle waren mit auserlesenen Männern besetzt, an der Spitze die der theologischen Fakultät mit David Chyträus, Simon Pauli, Lucas Bacmeister und Johannes Freder. Die

Blütezeit der Universität im 16. Jhdt.

Rostocker Theologen genossen ihrer gediegenen wissenschaftlichen Bildung halber weit und breit als Geistliche und als Lehrer eines hohen Ansehens, das nur durch den Ruf einer vielleicht übergroßen Streitbarkeit auf kirchlichem Gebiete etwas beeinträchtigt wurde; wird doch dem 1578 als Pastor nach Norden in Ostfriesland berufenen M. Johannes Oldewelt 1594 im Visitationsprotokoll ganz besonders nachgerühmt: „whowol Oldeweld van Rostock herkamen, so was he doch van Naturen fredefertig." Die übrigen Fakultäten standen ihr nicht nach. Von den Juristen mögen genannt werden: Laurentius Kirchhoff, Johannes Boukius, Johannes Borcholt, Heinrich Camerarius, Ernst Cothmann, und der als Gegner der Hexenverfolgungen bekannte Gödelmann; von den Medizinern: Heinrich Brucäus, Petrus Memmius, Levinus Battus und Wilhelm Lauremberg; von den Philosophen Johannes Bocerus, Johannes Posselius, Nathan Chyträus, Johannes Caselius, der „letzte Humanist" und spätere Helmstädter Professor, der Historiker Christoph Sturtz und der Geograph Eilhard Lubinus.

Diesem Stande des Lehrkörpers entsprach auch der der Hörer. Im ersten Jahrhundert der Universität finden wir zwei Scholaren fürstlichen Geblütes, welche von der Universität mit der Übertragung der Rektorwürde geehrt werden, die Herzöge Balthasar (1470, 1473) und Erich (1499, 1502) von Mecklenburg, außerdem noch einen Grafen von Eberstein-Naugard, dem 1509 diese Ehrung widerfährt. In der Zeit nach 1563 sind dagegen als Rectores magnificentissimi verzeichnet Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg 1575/6, Johann Gustavson Rosa, Graf und Herr von Bosunt und Lindenholm 1576, Johannes Cyriacus, Freiherr von Polhaim und Wartenburg 1576/7, Wilhelm, Herzog von Kurland und Semgallen 1591/92, Ulrich, Herzog von Schleswig-Holstein 1592/3, August, Herzog von Braunschweig-Lüneburg 1594, Ulrich, Herzog von Pommern 1602/3. Kurz vor Antritt seines ersten Rektorats war Prinz Philipp von Schleswig-Holstein immatrikuliert worden. Mit diesen Fürsten kam aber auch ihr Adel, der seinerseits wieder den Adel anderer Landschaften anzog, besonders auch den Mecklenburgs, der bisher nur wenig auf der Landesuniversität vertreten war.



J. Kürschners Grußphotographien. — H. Hillger, Berlin.

Die Universität.

So erfreulich diese Hochblüte der Universität für die Professoren und nicht minder für die Bürgerschaft war — eine bedenkliche Seite hatte sie doch. Die Aufrechterhaltung der vor kurzem erst erlassenen, auf den von Burenius vertretenen Grundlagen erwachsenen Disziplinarstatuten mußte auf schwere Hindernisse stoßen. Das Degentragen und der wallende Federschmuck des Baretts mußte, obgleich Herzog Ulrich mit dem vollen Gewicht seiner doppelten Autorität als Landesherr und als Kanzler noch am 19. Mai 1578 ein scharfes Edikt dagegen und gegen den Kleiderluxus überhaupt hatte ausgehen lassen (worauf übrigens zwei Herren von Mallinkrod gleich am nächsten Tage schneidig damit reagierten, daß sie feierlich vor Notar und Zeugen auf ihre Eigenschaft als akademische Bürger Verzicht leisteten), wenigstens den Edelleuten gestattet werden und wurde schließlich überhaupt nicht mehr beanstandet. Ganz ebenso ging es mit der Forderung, daß möglichst alle Studierenden in den Häusern der Universität unter der Aufsicht der dazu verordneten Magister Wohnung nehmen sollten. Die strenge Beaufsichtigung und andauernde Beschäftigung, wie sie von

Burenius und dessen Landsmann Heinrich Welp von Lingen geübt wurde und wie sie Bartholomäus Sastrow so anschaulich geschildert hat, war für die Mehrzahl der jungen Herren doch nicht aufrecht zu erhalten. Das Leben eines solchen Musterstudenten nach dem Buchstaben des Gesetzes: täglich 7—8stündige Arbeit teils in der Regentie unter Aufsicht des Magisters, teils im öffentlichen Kolleg, gegen Abend 2, im Hochsommer sogar 3 Stunden zur Erholung und Geselligkeit — aber beileibe nicht im Wirtshaus —, Sonntags Morgenandacht im Hause, dann Besuch des Gottesdienstes und nachmittags vielleicht noch ein Konversatorium über christliche Ethik — konnte das junge lebenslustige Volk nicht locken. Zudem war das Gebot, in den Regentien zu wohnen, nicht mehr durchführbar, als die Zahl der Studenten über eine gewisse Höhe hinauswuchs; auch war der darin für Studentenwohnungen verfügbare Raum (in der Regel bewohnten ihrer vier ein Zimmer) sehr geschmälert dadurch, daß die nun im Ehestand lebenden Leiter sich nicht mehr wie früher mit einem einzigen Zimmer begnügen konnten, sondern Wohn- und Wirtschaftsräume für eine Familie beanspruchen mußten. Von da bis zur Abgabe von Wohnung und Verköstigung an Studenten von Seiten anderer Professoren war nur noch ein Schritt, der sehr bald gethan wurde, aber nicht gerade zur Hebung der Disziplin beitrug, da die Vermieter sich wohl mehr als einmal genötigt sahen, jugendlichem Übermut gegenüber nicht nur ein, sondern beide Augen zuzudrücken, um ihre mit Rücksicht darauf erworbenen oder gemieteten Häuser auch stets besetzt zu haben. Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn die Burschen in Bürgerhäusern erst recht thaten, was sie wollten. Die bisher üblichen Geldbußen für leichtere Vergehen versagten die Wirkung, waren auch wohl nicht immer leicht beizutreiben, und so hören wir zuerst von Gefängnis- und Carcerstrafe.

Das Fechten an sich war gestattet, wenn auch unter gewissen Einschränkungen. Der erste bekannte Fechtmeister war ein Kriegsmann namens Heinrich Schwerin; ihm wurde vom Rat der „Doberaner Hof" (jetzt chemisches und hygienisches Institut) dazu angewiesen. Öffentliche Fechtübungen von Studenten bedurften der Genehmigung des Rektors. Zweikämpfe kamen häufig vor, soweit zu ersehen ist, nur in der Form des zufälligen Rencontres. Die Obrigkeit, sowohl die städtische wie die akademische, scheint bei Zweikämpfen ohne schwere Folgen nach dem Grundsatz gehandelt zu haben: „Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter", wenigstens wissen wir von besonderen Duellmandaten aus dieser Zeit nichts. Bemerkenswert ist der Zweikampf zwischen dem später weltberühmten Astronomen Tycho Brahe und einem anderen dänischen Adeligen Manderup Pasberg, der am 29. Dezember 1566 abends 7 Uhr auf offener Straße, also in völliger Dunkelheit, stattfand und Tycho den Verlust seiner Nase eintrug. Als Grund des Duells wird ein Streit angegeben, der sich am 10. Dezember bei einer Hochzeitsfeier im Hause des Professors Lucas Bacmeister darüber entsponnen hatte, welcher von beiden in der Mathematik bewanderter sei.

So lange das halbklösterliche Leben in den Bursen die Regel bildete, konnte von anderen studentischen Vereinigungen nicht gut die Rede sein; aber bald nach deren Verfall lassen sich schon Spuren verfolgen, die auf landsmannschaftlichen Zusammenschluß hindeuten. Am 4. Juni 1610 feierten westphälische Studenten den Depositionsschmaus eines Landsmannes bei dem Wirt Delbrügge, dessen Name gleichfalls auf Westphalen hinweist. Von 1614 liegt ein Erlaß des Rektors Markus Hassäus vor, worin der Pennalismus in den schärfsten Ausdrücken gegeißelt und als Krebsschaden der Hochschule gebrandmarkt wird. Die eigentlichen Sündenböcke sind aber diesmal nicht die Nationen, sondern die Freitischler, denen der Rektor das schmeichelhafte Zeugnis ausstellt, es geschehe kein Unfug, an dem nicht Konviktoristen beteiligt seien. Bei weitem schärfer tritt 1621 Johann Quistorp d. Ält. in der berühmt gewordenen „Oratio in qua Schoristae, Academiarum pestes, delineantur" auf. Er bezeichnet schon die Nationen als die Stätten, wo die reißenden Wölfe, brüllenden Tiere und blutdürstigen Tyrannen ihr Wesen treiben und, schlimmer

Die Nationen.

noch als die Wölfe, gerade unter den Heimats- und Stammesgenossen ihre Opfer suchen. Bestimmte Nationen treten uns hier noch nicht entgegen; die ersten sicheren Nachrichten über solche beginnen mit dem Jahre 1623, in dem der noch vorhandene Libellus legum et rationum societatis Westfalicae Rostochii studiorum gratia commorantis angelegt ist. Man ersieht aus diesem Buche, daß die nationale Vereinigung der Westphalen schon eine Zeitlang bestanden hat (die Mitgliederliste weist Namen auf, deren Träger schon 1617 immatrikuliert sind), jedoch ohne gemeinsame Kasse und ohne geschriebene Gesetze. Die aus den Eintrittsgeldern, Monatsbeiträgen, Abschiedsgeschenken und Strafgeldern zusammenkommenden Mittel sollen zum Besten der in Rostock studierenden Westphalen Verwendung finden, durch Gewährung barer Darlehen gegen genügende Sicherheit und durch Unterstützung mittelloser und krank darniederliegender Landsleute. Die Angelegenheiten der Nation werden geleitet durch den Senior und zwei Fiskale, bei deren Wahl alle Landsleute gleiches Stimmrecht haben ohne Ansehen ihres Alters und ihrer Studienzeit. Aus diesen Bestimmungen geht schon zur Genüge hervor, daß der Eintritt sämtlicher in Rostock studierender Landsleute in die Nation als selbstverständlich vorausgesetzt wird, und eine Vergleichung des von 1623 bis 1661 reichenden, 424 Namen umfassenden Mitgliederverzeichnisses mit der Universitäts-Matrikel ergiebt nur ganz wenige Abweichungen. Etwas später als die leges fisci sind die leges nationis niedergeschrieben, etwa zwischen 1626 und 1633, doch auch mit Berufung auf alte Gewohnheit. Die beiden ersten Paragraphen lauten:

§ 1. „Jeder hat seinen Lebenswandel so einzurichten, daß er weder die Nation noch sich selbst dadurch in übelen Ruf bringt“.

§ 2. „Jeder hat jedem seine gebührende Ehre und Förderung zu erweisen, besonders aber jedem Westphalen“.

Weiter ist von allgemeiner Bedeutung für das Verständnis des Nationswesens und der ihm gegenüberstehenden Vereinigungen der etwas später, aber vor 1637 zugefügte § 19:

„In Bezug auf die Fremden oder andere Landsleute, die nicht zu den eingeborenen Westphalen gehören, ist beschlossen worden, daß solche nicht in die Gemeinschaft der Westphalen aufgenommen werden sollen, denn da diese Gesetze ausschließlich für die echten Westphalen geschrieben sind, so verbieten und verhindern sie damit von selbst die Zulassung und Aufnahme Fremder“.

Der erste Senior der Nation war Johannes Cothmann aus Herford, der bereits 1626 zum Professor der Theologie ernannt und 1627 zum Rektor erwählt wurde; noch lange Jahre stand er seinen Landsleuten mit Rat und That zur Seite und hat gewiß viel dazu beigetragen, daß sie von den bald über die Nationen hereinbrechenden Verfolgungen verhältnismäßig weniger betroffen wurden und ihre Statuten, Mitgliederlisten und Rechnungen relativ vollständig erhalten sind.

Neben der westphälischen Nation gab es anfangs noch eine besondere Osnabrückische, die aber 1635 endgiltig in der westphälischen aufging. Mit dem Jahre 1633 beginnt das Buch und die Mitgliederliste der Brandenburgisch-Märkischen Nation. Hier treten schon die Zeichen schärferer Überwachung durch die akademischen Behörden deutlich erkennbar hervor. Die Satzungen der Westphalen sind einfach und schlicht nur für die Mitglieder niedergeschrieben, die der Märker beginnen mit einer tiefen Reverenz vor Sr. Magnificenz und beteuern mit hochtönenden Worten in schwungvoller Stilistik, daß es ihnen durchaus fernliege, eine unerlaubte Verbindung eingehen zu wollen, noch irgend etwas festzusetzen, was dem akademischen Senat zuwider und des Standes eines Studenten unwürdig erscheinen könne — kurz, alles erscheint darauf angelegt, nötigenfalls als Beweis dienen zu können, daß etwa vorkommende Verfehlungen nur dem Einzelnen, nicht der Nation insgesamt auf's Kerbholz zu schneiden seien. Das silberne Siegel der Nation ist noch erhalten. Es zeigt über einem aufgeschlagenen Buche mit der Inschrift: Pietas ad

omnia utilis einen doppelköpfigen Adler. Die Umschrift lautet: Sigillum nationis Marchiacae in Academia Rostochiensi. Die Siegel der übrigen Nationen, die vor 160 Jahren noch bekannt waren, aber jetzt verloren scheinen, hatten einen ähnlichen Typus. Weiteres von größerer Bedeutung ist von den zu gleicher Zeit in Rostock vertretenen Nationen der Holsteiner, der Pommern, der Schlesier, der vereinigten Meißner und Thüringer, der Braunschweig-Lüneburger, der Preußen, der Friesen und der Mecklenburger nicht erhalten geblieben. Von einigen liegen Mitgliederverzeichnisse bei den Universitäts-Akten, aus denen hervorgeht, daß 1641 die Holsteiner 48, die Schlesier 9, die Mecklenburger 20 und die Märker 21 Mann stark waren. Auch eine Rostockische Nation wird 1639 genannt, jedoch von den übrigen nicht für voll angesehen, wie das ja gewöhnlich das Schicksal der „Kümmeltürken" und „Pflastertreter" war.



Es ist dies die Zeit der größten Frequenz der Universität, mit Immatrikulationszahlen, wie sie weder vor-, noch nachher wieder erreicht worden sind. 1619 wurde das 200jährige Jubiläum der Universität mit achttägiger Feier glänzend begangen. Während ringsum der große Krieg tobte, und das platte Land immer abwechselnd bald von den Schweden, bald von den Kaiserlichen verheert wurde, lag Rostock hinter seinen festen Wällen in verhältnismäßiger Sicherheit, ein willkommenes Asyl für sehr viele, die die Kriegsnot heimatlos gemacht hatte. Während der Besetzung der Stadt durch Wallensteins Truppen von 1628—1631 trat allerdings ein bedeutender Rückgang ein, trotzdem der Friedländer sich der Universität sehr gnädig zeigte und unter anderem dem berühmten Kepler die Professur der Mathematik in Rostock bestimmt hatte, was freilich durch Kepler's Tod vereitelt wurde. Im Wintersemester 1630/31, in dem die Ermordung des Wallenstein'schen Kommandanten Oberst von Hatzfeld durch den Lic. iur. Varmeier geschah und die Stadt über 3000 Mann Wallenstein'sche Besatzung hatte, finden nur 17 Immatrikulationen statt — im dritten Semester darauf, im Sommer 1632, schon 292, und im Sommer 1633 sind es 303 (darunter allerdings nicht wenige im Alter unter 16 Jahren), und bis etwa 1660 geht die Zahl der im ganzen Jahre Immatrikulierten fast nie unter 250 bis 300 zurück. Daß sich unter dieser Zahl nicht wenige rohe Gesellen befunden haben mögen, lag in den Zeitverhältnissen; von mehr als einem wird berichtet, daß er Kriegsdienst genommen habe und damit verschollen sei. Die akademische Obrigkeit wird denn auch wohl ihre recht guten Gründe gehabt haben, wenn sie in einer Verordnung vom 19. Mai 1639 den Pennalismus und seinetwegen auch den Nationalismus mit den schärfsten Strafen belegte. Auch die Geistlichkeit nahm gegen die Schoristerei und den Nationalismus Stellung, besonders erhob der Pastor zu St. Georgen M. Joachim Schröder, „der oft ungeschickt polternde, aber treueifrige Zionswächter", wie ihn Tholuck charakterisiert, seine Stimme gegen die den Universitäten und dem Studententum seiner Zeit anhaftenden Mängel in einer Predigt, die dann 1640 im Druck ausging unter dem Titel „Hellklingende Friedensposaune" und weithin durch ganz Deutschland Beachtung fand.

Inzwischen hatten sich die Nationen vom ersten Schrecken etwas erholt und namentlich wurden nun diejenigen, die sich dem Wortlaute des Edikts von 1639 bereitwillig gefügt hatten, die Opfer ihres Spottes und ihrer Verfolgung, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in dieser Zeit die von Anfang an zur Nachgiebigkeit bereite Rostockische Nation in schweren Verruf fiel, der noch 20 Jahre später so nachwirkte, daß kein Rostocker in Rostock selbst die Absolution vom Pennalstande erreichen konnte. Dergleichen konnte selbstverständlich dem akademischen Senat nicht verborgen bleiben, und so erfolgte denn am 13. Nov. 1642 die wiederholte Einschärfung des Edikts gegen den Pennalismus und die National-Collegia, während gleichzeitig in allen Kirchen ein wahrscheinlich von M. Schröder aufgesetztes Formular verlesen wurde des Inhalts, daß alle Ungehorsamen und Halsstarrigen von der Absolution, dem

Abendmahl, wie auch von der Kanzel ausgeschlossen sein sollten. Ähnlich war man in Frankfurt a. O. und in Königsberg vorgegangen und zwar mit gutem Erfolge: hier versagte die allzugroße Schärfe. Am 18. Nov. überreichten „sämtliche Studiosi dieser Universität Rostock" durch die Vertreter aller 9 Nationen ein äußerst geschickt abgefaßtes Verteidigungsschreiben, dem sie einen sehr interessanten Einblick gewährende Berechnungen über die Summen, die von den Nationen seit dem Edikt von 1637 ad pias et honestas causas aufgewendet worden waren, als Belegstücke beifügten. So haben sich die Braunschweiger 1637 ein Erbbegräbnis für 46 Tlr. 23 ß gekauft und 1641 ein Epitaphium für 51 Tlr. 24 ß dabei setzen lassen; die Schlesier erlegen für einen gänzlich mittellosen Landsmann, Ulrich Riedel aus Neumarkt, die Depositionsgebühr, Wohnung, Bett und Tisch, Kleidung, Schuhwerk und Wäsche, zusammen für 110 fl., bei der Abreise versorgen sie ihn noch mit einem Viaticum von 16 fl. Die Holsteiner besitzen ein für 66 fl. erkauftes Erbbegräbnis in der Nikolaikirche und einen Chor in der Jakobikirche, wofür sie jährlich 20 fl. Miete zu zahlen haben. Ebensoviel spenden sie zur Wiederherstellung der abgebrannten Kirche in Stargard. Die vereinigten Märker und Preußen haben drei Begräbnisse zu bestreiten gehabt für 93 Tlr., die Westphalen haben 6 mit einem Aufwand von 188 Tlr., außerdem Unterstützungen im Betrage von $78^1/_2$ Tlr., Repräsentationskosten, Ehrenbezeugungen und Gratifikationen für $107^1/_3$ Tlr., und dem viermal jährlich gehenden Boten nach der Heimat zahlen sie für jede Reise 9 Tlr., also in fünf Jahren 180 Tlr., sodaß bei ihnen der Verbrauch für diese 5 Jahre sich auf 554 Tlr. beläuft.

Scharfe Verhandlungen der Professoren unter sich und mit den neun Senioren folgten, während deren die ganze Studentenschaft vor dem Sitzungsraum der Entscheidung harrte, und es kam so weit, daß Aufruhr oder Auszug der Studenten in drohender Aussicht stand, bis endlich ein Vergleich zu Stande gebracht wurde, der im wesentlichen den Forderungen der Nation entsprach: Gestattung engeren freundschaftlichen Zusammenschlusses unter den Landsleuten mit gelegentlichen Zusammenkünften, unter Abstellung alles pennalistischen Unfugs und anderer Mißbräuche.

Einigkeit macht stark, das hatten die Nationen recht deutlich erkannt, und es ist vielleicht nicht zufällig, daß wir erst nach diesem Erfolg der in den Nationen geschlossen vertretenen Studentenschaft von Senioren-Conventen hören. Auf diesen Senioren-Conventen, bei denen auch andere Mitglieder der Nationen anwesend sein konnten, und die anscheinend ständig in Kirchen abgehalten wurden, besonders wohl in der des Hospitals zum heil. Geiste, von der ein gleichzeitig Reisender berichtet, es seien darin Buchläden die ganze Woche offen, auch habe es ihm geschienen, als wenn darin Bier geschänkt würde, kamen allgemeine studentische Angelegenheiten zur Erörterung. Bei wichtigeren Fällen holten die Senioren erst die Entscheidung ihrer Nation ein, sonst wurde mit einfacher Majorität entschieden. Die noch erhaltenen Beschlüsse dieses ältesten S.C., von denen der früheste vom 7. Nov. 1643 datiert ist, beziehen sich sämtlich auf die Abgrenzung der einzelnen Nationen nach Landschaften und Geburtsort, der als die einzige von Natur gegebene Grundlage angenommen wird.

Die Relegation eines Märkers, die auf Grund einer Denunciation wegen Schoristerei erfolgt war, hatte wegen des Verdachts der Anzeige durch junge Semester erneute Plackereien dieser zur Folge, sodaß im Sommer 1647 eine ernste Verwarnung an die Nationen ergehen mußte; 1653 wandte sich die Universität an die Herzöge mit dem Ersuchen, auf dem Reichstag die Unterdrückung des Pennalismus zu unterstützen. Zu Johannis 1656 unternahm die Universität wieder einen Vorstoß gegen die Nationen, indem sie, auf ältere Verordnungen zurückgreifend, ein Verbot des Degentragens ausgehen ließ. Drei Tage darauf veranstaltete die ganze Studentenschaft, zu zwei und zwei geordnet und mit Degen umgürtet, nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr einen großen Umzug durch die Stadt, an den sich eine allgemeine Protestversammlung schloß, die beinahe mit einem Sturm auf das Haus des Rektors Dorscheus endete.

Auch diesmal setzte die Studentenschaft ihren Willen soweit durch, daß nur für Kolleg, Kirche und Wirtshaus das Degentragen unterbleiben sollte. Schon vorher war in den Immatrikulationseid das Gelöbnis aufgenommen, keiner Nation beitreten zu wollen, was sehr einfach dadurch umgangen wurde, daß sich die Neulinge schon vor der Immatrikulation einer Nation anschlossen. Dies war so allgemein üblich, daß Joh. Quistorp der jüngere in seinem Rektorat 1659/60 auf den Eid ganz verzichtete und sich mit einfachem Handschlag begnügte, „damit nicht die Universität mit Meineidigen erfüllt werde", ein Beispiel, welches Nachahmung fand. Die Tage des Pennalismus und Nationalismus in seiner bisherigen Form waren aber doch gezählt. Das Corpus Evangelicorum hatte zwar 1654 zu Regensburg sehr scharfe Maßregeln dagegen beschlossen, doch war von da bis zur Ausführung noch ein weiter Weg, weshalb die Universitäten Leipzig, Wittenberg, Jena, Helmstädt, Gießen und Greifswald eine Vereinbarung zu demselben Zwecke trafen, der sich Rostock 1622 anschloß. Das Eigentum der Nationen wurde eingezogen; die Bücher, Siegel und Laden wurden dem Universitäts-Archiv einverleibt, die Grabstätten von der Universität übernommen und für die etwa hier versterbenden Landsleute der ersten Erwerber offen gehalten, und an Stelle der Nationskassen trat eine allgemeine akademische Unterstützungskasse.

Daß sich das so tief gewurzelte Nationswesen nicht ohne weiteres durch einen Federzug ausrotten ließ, liegt auf der Hand. Schon 1664 zeigen sich Spuren eines von den Füchsen selbst geförderten Pennalismus, 1665 kommt man schon einer Märkischen und einer Holsteinischen Landsmannschaft mit farbigen Abzeichen an Hut und Mantel auf die Fährte. Von beiden sind Statutenentwürfe in den Akten. Daneben bestehen, wie die erhaltenen Schriftstücke beweisen, schon 1663 die Pommern wieder, 16 Mann stark, von denen 4 sicher noch der ein Jahr vorher aufgehobenen Nation angehört haben, und von da ab läuft die Mitgliederliste in lückenloser Folge bis 1750 fort. Was sie zusammenhielt, war der Besitz eines doppelten Erbbegräbnisses mit dazu gehörendem Epitaphium und einer eigenen geräumigen Empore in der Domkirche zu St. Jakobi, wofür sie zuerst jährlich 12 Thlr. Miete zahlten und die sie später als Eigentum erwarben. Die Erhaltung des mit dem Pommerschen Wappen geschmückten Chores auf der Nordseite der Kirche für die in Rostock studierenden Pommern war Ehrensache, die auch unter den schwierigsten Verhältnissen durchgeführt wurde. Aus einem Streite um den Chor erfahren wir, daß in dieser Zeit wieder Rostocker existierten, die von den Mecklenburgern unterstützt wurden. Der Streit wurde 1677 von Rektor und Konzil zu Gunsten der Pommern entschieden, die von da ab eine gewissermaßen privilegierte Stellung in Rostock einnahmen und von den Universitätsbehörden offiziell als Korporation anerkannt wurden, während alle übrigen Vereinigungen im besten Fall nur stillschweigende Duldung zu gewärtigen hatten. Als sich wiederholt Unordnung in der Kassenführung und zweckwidrige Verwendung der eingehenden Beiträge bemerklich machte, beschlossen die Pommern, einen der Herren Professoren oder Prediger zu ersuchen, die National-Lade unter seine persönliche Aufsicht und Obhut und damit das Patronat über die Nation zu übernehmen.

Das Beispiel der Pommern fand Nachahmung. Auch die „Brandenburgischen und Polnischen Preußen", die im Dezember 1710 um die Erlaubnis zur Errichtung einer National-Kasse einkamen, wollen sich jetzt einen Patron erwählen. Rektor und Senat bescheiden indessen das Gesuch abschlägig, um dem Wiedereindringen des Nationalismus nicht die Wege zu ebnen. Günstiger ist die Stimmung 18 Jahre später, wo die Nationen der Märker und der Mecklenburger öffentlich mit farbigen Abzeichen auftreten. Ihre Versammlungen werden von den Senioren am schwarzen Brett angezeigt, und die Befugnis zur Führung des Titels Senior und Consenior wird von der Universität ausdrücklich anerkannt. Über das innere Leben der Nationen in dieser Zeit erfahren wir, daß es im Jahre 1730 neben, oder vielmehr in den Nationen besondere Collegia oder Kränzchen giebt, die ihre eigenen Gesetze haben, die Säumigen mit Strafen belegen, und aus denen keinem der Austritt gestattet wird, der nicht einen Ersatzmann für sich stellt. Auf die Bedeutung dieser Nachricht für

die Erklärung der historischen Entwickelung und des Zusammenhangs der Landsmannschaften und der Corps ist schon im ersten Teil (S. 82, 107) hingewiesen worden. In ihrem äußeren Auftreten ließ man die Landsmannschaften in Ruhe, weil man nicht verkannte, daß eine aus der Studentenschaft selbst hervorgegangene Organisation mit frei gewählten Führern und Vertretern doch auch ihre recht guten Seiten hatte und namentlich bei den damals weit häufigeren öffentlichen Akten sehr zur Erhöhung des Glanzes und zur Erhaltung der Ordnung beitrug. So war es denn schon längst üblich, sich bei solchen Gelegenheiten an die wohlbekannten Senioren der ebenso wohlbekannten Nationen zu wenden. Nur der Name „Nation" war verpönt, und dieser Auffassung trugen die Märker, als sie 1730 ihre offenbar auf die Statuten der nicht bestätigten Preußen von 1712 zurückgehenden Satzungen zur Genehmigung vorlegten, mit Erfolg Rechnung, indem sie sich nur als „die allhier studierenden Märker" bezeichneten, und ebenso verfuhren dann die übrigen. Das so geschaffene Verhältnis war



Rostocker Studententypen um 1770.
(Aus einem Rostocker Stammbuch der Frhr. v. Lipperheide'schen Sammlung.)

indessen nicht von langer Dauer. Wie aus den gleichzeitigen Berichten hervorgeht, herrschte während der ersten Hälfte der dreißiger Jahre in der Rostocker Studentenschaft ein roher und unbändiger Ton, und wir müssen wohl oder übel einem 1741 unter dem Titel „Der verliebte und galante Student" anonym erschienenen, konfiszierten und verbrannten Buche, welches zeigen will, „wie es auf Universitäten und vornemlich zu Padua hergehet", Glauben schenken, da sich ein großer Teil der darin geschilderten Thatsachen aktenmäßig nachweisen läßt. Wüstlinge und Raufbolde spielen in dem genannten Buche die Hauptrolle, fleißige und gesittete Studenten werden verhöhnt und gemißhandelt, die Professoren verlacht und die Bürger verspottet, und Unsittlichkeiten gröbster Art machen sich darin breit. Trotz des scharfen Duell-Edikts des Herzogs Karl Leopold vom 27. März 1715 folgt Rauferei auf Rauferei, nicht selten mit tötlichem Ausgang. In das Jahr 1732 fallen auch die in dem Buche abgedruckten unsauberen Spottgedichte, ebenso der darin geschilderte Burschentumult, bei dem die „Großväter", vulgo Nachtgeschirre, eine Rolle spielen, und verschiedene Konflikte mit den Offizieren der Garnison. Mit besonderem Wohlbehagen wird die Entführung der „Bahrenspieße" aus dem Wachtlokal der städtischen Sicherheitswächter, der „Bahren", geschildert, die gleichfalls ins Jahr 1732 fällt. Die „Bahren", in

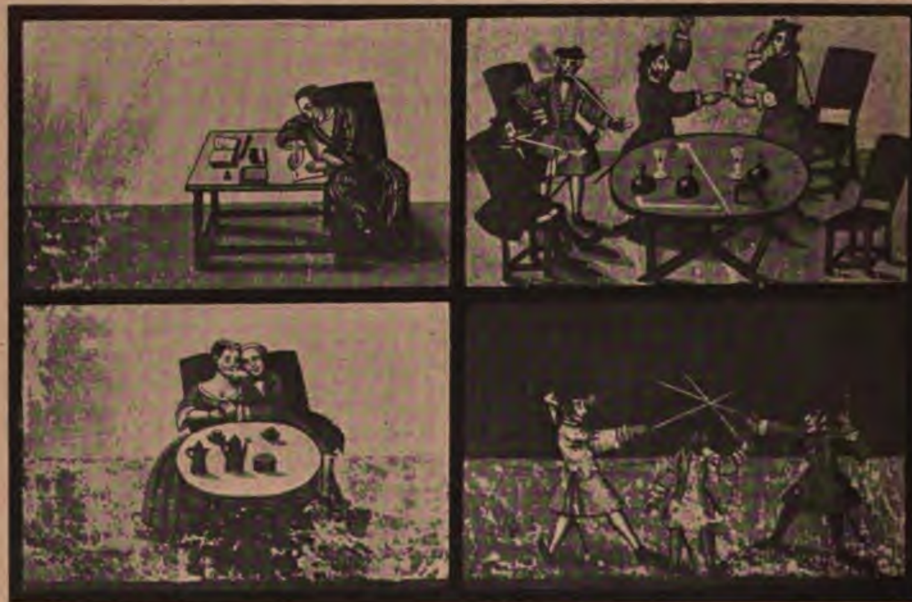
Studentenleben um 1740.

deren Funktion später die nach ihrer roten Uniform „Krewte", Krebse, betitelten Stadtsoldaten eintraten, erfreuten sich natürlich der besonderen Liebe der Studentenschaft. Schnurrbart, Schelmbart, Rackerbart waren noch gewissermaßen Schmeichelnamen für sie, und schon im Liederbuch des Leipziger Studenten Chn. Clodius von 1669 findet sich ein „Rostocker Bahren- oder Häscher-Lied" von acht Strophen, deren erste lautet:

Eisenbeißer, Lantzenbrecher,
Hurenkinder, Bahrenstecher,
Schelme, Diebe, grobe Flegel,
Bärenhäuter, Galgenvögel
Teufelische Höllenschaar

und die, wie auch die übrigen, mit dem Refrain schließt:

Brumm Bahr Brumm Bahr.



Rostocker Studentenleben um 1770.
(Aus einem Stammbuch der „Frhr. v. Lipperheide'schen Sammlung.)

Später wuchs dies Lied bis auf 16 Strophen heran, und ein sonst sehr ernst zu nehmender Professor der Rechte, der Regierungsrat Joh. Peter Schmidt, ließ, nachdem Rektor und Konzil vom 1. November 1742 „monosyllabicam illam et iniuriosam vigilum compellationem" bei einem Thaler Strafe verboten hatte, am 4. Juli 1743 unter seinem Vorsitz eine Dissertatio inauguralis juridica „de Vigilibus Baris, vulgo: Bahren" verteidigen, von deren angehängten Thesen die letzte lautete: Diabolus est barus, sed bari non sunt Diaboli!

Nur eine einzige Landsmannschaft wird in dem angeführten Buche genannt, und zwar eine, deren Name für Rostock neu ist, die Curländische. Ein Jahrhundert vorher hielten sich die Curländer zur Märkisch-Preußischen und nach deren Teilung zur Preußischen Nation, doch wurde durch S. C.-Beschluß vom 12. April 1646 den Livländern, unter denen die Curländer jedenfalls mit zu verstehen sind, die Wahl der Nation gänzlich freigestellt, da sie als überseeische Nation zu betrachten seien. Als im Frühjahr 1739 eine Untersuchung gegen die Nationen angestellt wurde wegen eines von den neu Ankommenden erhobenen „Seniorengeldes," welches

in der Senioren eigene Tasche floß, ergab sich, daß der Senior der Curländischen Nation am meisten belastet war, und da dieser auch sonst gerade nicht im besten Rufe stand, wurde er zur Absetzung vom Seniorat verurteilt und außerdem mit dem Consil belegt. Aus den Akten ergiebt sich, daß die Curländer identisch sind mit den 1728 bestätigten, „sämtlichen zu Rostock studierenden Märkern", die wohl nur zeitweilig nach dem am meisten hervortretenden Teil als „Curländer" bezeichnet wurden. Eine weitere Namensabänderung trat ein infolge der Absetzung des Seniors Scholz, eines geborenen Curländers, der schon im 12. Semester stand, indem sich die Nation formell auflöste und, da sich doch einmal alles, was nicht Rostocker, Mecklenburger, Holsteiner oder Pommer war, in ihr vereinigte, als „Ausländische Nation" wieder zusammentrat.

Weitere Schwierigkeiten blieben nicht aus, besonders war das Jahr 1746 ein sehr stürmisches. Heftige Zusammenstöße während des Pfingstmarkts zwischen den Studenten und Offizieren, die ihre Diener mit Kokarden und Schleifen, wie sie die Nationen trugen, ausstaffiert hatten, und mit den Handwerksburschen, denen die Studenten das Recht, Degen zu tragen, bestritten, ferner grobe Ruhestörungen in der Marienkirche brachten ernstliche Maßregeln gegen die Nationen in Fluß, worauf diese mit der Verweigerung der Teilnahme an der Geburtstagsfeier des Landesherrn und anderen öffentlichen Akten drohten. Der Hauptanstifter war der Senior der Mecklenburger Krüger, der sich drohender Strafe durch die Flucht entzog und das Buch seiner Nation mit sich entführte. Am 28. November 1747 verstarb Herzog Karl Leopold, ihm folgte Christian Ludwig II., der schon seit 1728 als Administrator, seit 1733 als kaiserlicher Kommissar thatsächlich die Regierung führte, und auf den jetzt mit dem Tode seines Bruders die Kanzlerwürde überging. Im Sommersemester 1750 bekleidete der Erbprinz Friedrich die Würde eines Rector magnificentissimus der Universität, und am 2. September desselben Jahres erging „auf gnädigsten Befehl seiner Herzoglichen Durchlaucht" die vielgenannte Verordnung, welche die gänzliche Aufhebung aller „Verbindungen und Gesellschaften unter dem Namen derer Landsmannschaften oder Nationen" verfügt. Ihr Inventar sollte von den Patronen eingefordert und dem Rektor abgeliefert werden, die Verwaltung etwa vorhandenen Vermögens wurde dem Promotor übertragen. Vermögensobjekte waren außer den Begräbnisstätten so gut wie gar nicht vorhanden, nur die Pommern verfügten über größere Mittel; sie besaßen ein hypothekarisch angelegtes Kapital von 200 Rthlr., weitere 30 Rthlr. in bar und sicheren Ausständen, ihren Chor in St. Jakobi, der durch Weitervermietung freier Plätze noch einen baren Ertrag brachte, und ihre beiden Erbbegräbnisse. Dieses Vermögen wurde besonders verwaltet, und als dann 1797 der Chor veräußert wurde, sorgte der Professor der Mathematik Peter Johann Hecker dafür, daß davon ein Stipendium für in Rostock studierende Pommern gestiftet wurde, welches als das „Heckersche Stipendium für Pommeraner" noch in Kraft ist und so die Erinnerung an die alte Pommersche Nation aufrecht erhält.

Zehn Jahre nachher traten Verhältnisse ein, die die Entwickelung des Rostocker Studentenlebens in ganz neue Bahnen leiteten. Die von David Chyträus im Einverständnis mit seinen Kollegen Simon Pauli und Lucas Bacmeister 1564 entworfenen und von der Universität gebilligten Statuten der theologischen Fakultät verlangten unbedingte Einheit der Lehre, als deren Grundlage die ökumenischen Symbole, die Augsburgische Konfession, die Schmalkaldischen Artikel und die Schriften Luthers festgesetzt wurden. Keiner durfte in die Fakultät aufgenommen werden, der sich darüber nicht genügend ausgewiesen hatte, und dieser consensus doctrinae war auch trotz mancher Anfechtungen bis zum Regierungsantritt des unter dem Einfluß des Spener-Franke'schen Pietismus stehenden Herzogs Friedrich festgehalten worden. Herzog Friedrich, ein von tiefer Frömmigkeit erfüllter Herrscher, wünschte nun einem ausgesprochenen Vertreter dieser Richtung, dem Prediger an der Moritzkirche in Halle, M. Christian Albrecht Döderlein, eine theologische Professur an der Universität zu verleihen, stieß aber dabei auf den heftigsten Widerstand von Seiten

Rostock und Bützow.

förmlich durch einen feierlichen Kommers eingeweihten Comment lag die exekutive Gewalt zwar in den Händen der ganzen Burschenschaft, doch wählte sich diese fünf Repräsentanten, die über die Einhaltung des Comments zu wachen hatten, nämlich einen Senior, drei Consenioren und einen Sekretär. Über das Verhältnis der Burschen gegeneinander heißt es § 126 ff.: Es ist die Pflicht aller Burschen, weil sie nur Einen brüderlichen Verein ausmachen, sich gegenseitig auf das brüderlichste und freundschaftlichste zu begegnen. Jeder Bursche muß mit Hintansetzung anderer Rücksichten seinem Kommilitonen, der mit Philistern Skandal bekommt, Beistand leisten. Auf ein „Bursche heraus"! muß daher ein jeder Bursche, der es hört, sogleich bewaffnet erscheinen. Dagegen erhält einen Rüffel, wer ohne Not in der Trunkenheit „Bursche heraus" ruft; wer dies in der Nüchternheit thut, fährt temporär bei. In temporären Verschiß fährt außerdem jeder Bursch, der sich in eine Verbindung, Landsmannschaft oder Orden einläßt. Dem Comment schließt sich ein Verzeichnis der Mitglieder der Burschenschaft von Semester zu Semester an, welches darthut, daß zwar nicht alle Rostocker Studenten ihr angehörten, aber doch die große Mehrzahl. Im Sommersemester 1813 sind nur 25 verzeichnet, „da die mehrsten Burschen beim Wechsel dieses halben Jahres Wissenschaft mit Kampf ums Vaterland vertauscht hatten". Sonst beläuft sich die Zahl durchschnittlich auf 70—80. Das letzte Semester ist das von Michaelis 1817 bis Ostern 1818 mit 83 Namen. Als Abzeichen trugen sie, wie ein Tagebuch aus jener Zeit berichtet, rote Mützen.



J. Kürschners Grossphotographien. Das Rathaus. P. Hillger, Berlin.

Aus den angegebenen Daten ergiebt sich, daß die von der Jenaer Burschenschaft erlassene Einladung zum Wartburgfest 1817 streng genommen an die unrechte Adresse gekommen war, da die alte Rostocker Burschenschaft mit der neuen Jenaer nichts als den Namen gemeinsam hatte. Obgleich die Rostocker Burschenschaft ihr Ausbleiben wegen Ebbe in der Kasse entschuldigt hatte, war sie doch durch drei zur Zeit in Jena studierende Mitglieder, den früheren Senior Jöhnsen und die Burschen Wackerow und Michaelsen auf dem Wartburgfeste vertreten. Es hatte sich also die Umwandelung ganz unmerklich vollzogen, und es fehlte nur noch das offizielle Siegel drauf. Im Sommersemester finden wir die **Rostocker Burschenschaft** vollständig konstituiert; erster Vorsteher ist Wallenius, der im Semester vorher erster Consenior war, und am 8. Juni 1818 werden die ersten fünf Füchse aufgenommen. Zum Burschentage in Jena, den 18. Oktober 1818, war der Sprecher Raspe entsandt worden; die Mitgliederzahl betrug in diesem Semester 52, darunter 16 Füchse, das nächste Semester wies 56, darunter 11 Füchse, auf. Bei dem zur Enthüllung des Blücher-Denkmals am 26. August 1819 stattfindenden Fackelzug trat Kracht, der Sprecher der Burschenschaft, als Wortführer der ganzen Studentenschaft auf. Aber schon wenige Wochen später wurden die Karlsbader Beschlüsse (vgl. oben S. 103) zu Bundesratsbeschlüssen gemacht: die Protokolle der Vorsteher-Versammlungen der Rostocker Burschenschaft brechen mit dem 22. Februar plötzlich ab.

Die Burschenschaft v. J. 1818.

Aus der Verteidigungsschrift einer **Arminia**, die zu Ostern 1830 als verbotene Verbindung in Untersuchung geriet, geht hervor, daß 1827 die ganze Studentenschaft in einer „Allgemeinheit" vereinigt war, sich jedoch im Sommer 1828 in zwei Parteien, die der **Arminen** und die der **Germanen**, die sich später

Constantisten oder auch Vandalen nannten, spaltete; die beiden Parteien standen sich von vornherein scharf gegenüber, was zu zahlreichen Duellen und schließlich zur Verrufserkärung führte. Diesmal kamen die Betroffenen nach vielen Verhören, Stadtarrest und anderen Unannehmlichkeiten noch mit einem blauen Auge davon, da Großherzog Friedrich Franz I. auf Fürsprache des akademischen Senats die gesetzlichen Strafen erließ. Die am meisten Bloßgestellten hatten Rostock wohl schon vorher verlassen und die zurückgebliebenen hielten sich ruhig, sodaß wenigstens die akademischen Gerichte und der Regierungsbevollmächtigte vorläufig keinen Grund hatten, sich mit ihnen zu befassen. Wenn wir Fritz Reuter glauben wollen, der gerade ein Jahr nach dem Abschluß der Hauptuntersuchung hier immatrikuliert wurde, und in der oben (S. 118) angeführten Stelle sich selbst als Mitglied der „Allgemeinheit" bezeichnet, so war doch wohl im ganzen alles geblieben, wie bisher, und im Frühjahr 1833 wurde wiederum die Existenz einer Vandalia und einer neuerdings konstituierten Burschenschaft berichtet. Bei dem angestellten Verhör erklärten beide, durchaus keinen verbotenen Verbindungen, sondern ganz unschuldigen Fechtbodengesellschaften anzugehören, und es existiere keinerlei Gegnerschaft zwischen beiden Gesellschaften; doch genügte der hinlänglich begründete Verdacht, fünf Studierende mit dem Consil zu belegen.



J. Kürschners Gruppphotographien. H. Hillger, Berlin.

Der neue Markt mit Marienkirche.

Die Burschenschaft in den 30 er Jahren.

Wir wissen aus Fritz Reuters Lebens- und Leidensgeschichte, daß die mecklenburgische Regierung einen milderen Maßstab anlegte als manche der übrigen Bundesregierungen und nur die durch die Karlsbader Beschlüsse festgestellten harten Maßregeln gegen jedes Verbindungswesen als treues Bundesglied in Ausführung brachte. Es sind aus der späteren Zeit keine weiteren Verfolgungen gegen das Verbindungswesen bekannt außer der gegen John Brinckmann, den zweiten plattdeutschen Schriftsteller Mecklenburgs, der wegen Beherbergung Greifswalder, burschenschaftlicher Umtriebe verdächtiger Studenten relegiert sein soll. Die Universitätsakten ergeben nichts darüber. Wohl aber bestand in der Mitte der vierziger Jahre ein Corps der Hanseaten, von dem noch einige Mitglieder in hochangesehener Stellung leben. Auch das böse Jahr 1848 ging, soweit es die Rostocker Studentenschaft betrifft, verhältnismäßig ruhig vorüber. Rostock war überhaupt damals eine Universität für höhere Semester, wie sie es zum Teil noch heute ist. So kam es denn auch, daß ein in der Mitte der fünfziger Jahre aufgethanes Corps Obotritia keinen langen Bestand hatte.



J. Kürschners Gruppphotographien. H. Hillger, Berlin.

Kroepeliner Thor und Jacobi-Kirche.



J. Kürschners Großphotographien. H. Hillger, Berlin.
Gesamtansicht von Rostock.

Mancherlei war inzwischen geschehen zur Hebung der fast nur zu einer Hochschule für die Landeskinder gewordenen Universität, seitdem durch den Vertrag vom 8. September 1827 der Rat der Stadt auf sein Compatronat verzichtet hatte, aber der wirkliche Aufschwung ist zu rechnen vom Jahre 1867, in dem das 25jährige Regierungsjubiläum des Durchlauchtigsten Kanzlers und Landesherrn, des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, stattfand und das alte ehrwürdige, aber weder schöne noch den Bedürfnissen der Neuzeit irgend genügende „weiße Kolleg" abgebrochen wurde, um einem neuen stattlichen Bau in den reichen Formen der norddeutschen Backstein-Renaissance des 16. Jahrhunderts Platz zu machen. Einige Jahre nach dem Kriege wurde der Bau des großen anatomischen und physiologischen Instituts begonnen, und von da ab fast jährlich ein neues Institut errichtet oder ein älteres den Anforderungen der Gegenwart gemäß umgestaltet. Die erhoffte Einwirkung auf die Frequenz der Universität blieb nicht aus: von 164 im Jahre 1875 stieg sie auf 198 im Jahre 1880, auf 360 im Jahre 1890 und auf 493 im Jahre 1899.

Aufblühen der Universität seit 1867.

Mit der steigenden Studentenzahl wurde auch das studentische Leben wieder reger. Bisher war der alljährlich um die Mitte des Januar abgehaltene solenne Studentenball mit seiner auf altüberlieferte Satzungen gegründeten Ballkommission die einzige gemeinschaftliche Unternehmung der Studentenschaft, dann bildeten sich neben dem schon seit 1850 bestehenden Wingolf und dem 1863 gegründeten Theologischen Studenten-Verein Vereinigungen alter Corpsstudenten, alter Burschenschafter und alter Landsmannschafter. Erst im Wintersemester 1878/79 trat eine neue studentische Korporation, der akademische Gesangverein Saxonia, auf, dem 1881 die freischlagende Verbindung Borussia und 1882 die freischlagende Verbindung Visigothia folgten. Die Saxonia wurde W.-S. 1881/82 Corps, nahm W.-S. 1882/83 den Namen Hansea an und suspendierte schon im nächsten Semester. Borussia wurde Corps im S.-S. 1882 und hielt sich bis S.-S. 1886. Die Visigothia mit den Farben hellblau-weiß-gold schloß sich erst im W.-S. 1895/96 dem K.S.C. an. Eine Burschenschaft existiert erst seit S.-S. 1899, wo die W.-S. 1882/83 gestiftete freischlagende Verbindung Obotritia (blau-gold-rot) dem A.D.C. beitrat. Als dritte farbentragende Verbindung ist die Turnerschaft Baltia (grün-weiß-rot) zu nennen, die seit S.-S. 1883 besteht und dem V.C. angehört. Schwarze Verbindungen mit bedingter Satisfaktion sind der akademische Gesang-Verein, gestiftet S.-S. 1886, und der akademische Turn-Verein Arminia, gestiftet W.-S. 1898. Auch der Verein deutscher Studenten ist neben einer Reihe wissenschaftlicher Vereine vertreten.

Die heutigen Korporationen.

So hat denn das Rostocker Studentenleben in den letzten zwanzig Jahren eine Gestaltung gewonnen, die sich seiner interessanten und reichen Vergangenheit würdig anschließt, und dazu hat neben dem Wachstum der Universität vor allem das Aufblühen der Stadt beigetragen, die jetzt über 52000 Einwohner zählt. Sie ist Sitz des Oberlandesgerichts, eines Land- und eines Amtsgerichts, des oberen Kirchengerichts, des Consistoriums und verschiedener Großherzoglicher und landständischer Behörden; das neuerbaute Theater, der Konzertverein, die Singakademie und die städtische Musik-Kapelle vermögen auch hochgespannten Anforderungen Genüge zu thun. Schöne, wohl-

gepflegte Anlagen ziehen sich, dem Lauf der alten, zum Teil noch erhaltenen Wälle und Bastionen folgend, auf der Landseite um die altertümliche innere Stadt, die im Süden und Osten von weitausgedehnten Vorstädten umgeben ist, während im Westen und Norden die schiffbare Warnow sie umfließt, die 12 km unterhalb der Stadt bei dem als Badeort sehr beliebten Warnemünde die See erreicht. Kann sich auch die nähere Umgebung der Universitätsstadt mit den vielen landschaftlich mehr begünstigten Schwestern nicht messen, so entbehrt sie doch keineswegs des eigenen Reizes, und die prächtigen Forsten am Seestrande, in erster Linie der Buchenhochwald bei Doberan und am Heiligen Damm, ein leicht zu erreichendes Ausflugsziel, werden jeden Naturfreund mit Entzücken erfüllen.





1456.

Gripswolt, du bist erenrik,
Gar selten vintme dyn gelik.
(Aus einem alten Liede.)

Greifswald, im studentischen Jargon gewöhnlich „Gryps" genannt, ist die älteste preußische Universität. Sie wurde am 17. Oktober 1456 gegründet, gewissermaßen als eine Tochterschule von Rostock, da sechs Rostocker Professoren, die nach Greifswald übergesiedelt waren und nicht wieder in die Heimat zurückkehrten, die Hochschule auf Veranlassung des thatkräftigen Bürgermeisters Heinrich Rubenow gründeten, dessen Denkmal seit der 400jährigen Jubiläumsfeier den Universitätsplatz schmückt.

Älteste Geschichte.

Die Geschichte der Stadt ist seit alter Zeit mit der Geschichte der Universität eng verwachsen; diese verlieh Greifswald selbst zu Zeiten des tiefsten Verfalls noch ein gewisses Ansehen, und wenn sie auch in schweren Kriegszeiten selbst dem Untergange nahe war, hat sie sich doch stets durch eigene Kraft zu neuem Glanze erhoben, und mit Stolz kann die Hochschule, die jetzt mehr als 800 Hörer zählt, auf ihre lange Geschichte zurückblicken. Ihre erste Blütezeit hatte sie unter dem Rektorat ihres Gründers Rubenow, der selbst in Rostock die Würde eines magister artium besaß. Er konnte schon im ersten Jahre 173 Studenten immatrikulieren. Ihre Zahl sank allerdings wieder in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts auf 35—50 und ging zur Zeit der kirchlichen Unruhen bei der Einführung der Reformation noch weiter zurück, so daß man schon das gänzliche Erlöschen der Hochschule befürchtete. Doch begann ein neuer Aufschwung unter Herzog Philipp I. von Pommern, der die Universität als eine lutherische einrichtete und sie mit Schenkungen reich ausstattete. In der schweren Not des 30jährigen Krieges sank 1627 die Zahl der Studenten auf 15 herab, aber wieder hatte die Schule das Glück, in dem letzten der pommerschen Herzöge, Bogislav XIV., einen thatkräftigen Freund zu finden. Er schenkte der Universität das Amt Eldena und die zugehörigen Dörfer, wogegen sie die darauf haftenden Schulden, 36000 Gulden, übernehmen sollte. Diese Schenkung ist im Laufe der Zeit zur reichsten Einnahmequelle der Universität geworden. Ihre Einkünfte betragen jetzt über 300 000 M. jährlich, und Greifswald steht in der Hinsicht unter den preußischen Universitäten nur Göttingen nach, das aus eigenem Besitz eine Einnahme von 613 000 M. bezieht. Auswärts pflegte man daher wohl scherzweise zu sagen, daß in Greifswald niemand aufgenommen würde, der wohlhabend genug sei, um keines Stipendiums und keines Freitisches zu bedürfen. Die zahlreichen, wenn auch meist nur kleinen Stipendien üben auch heute noch ihre Anziehungskraft aus.

Nach Beendigung des 30jährigen Krieges blühte die Universität unter den schwedischen Herrschern wieder auf, bis dann der brandenburgische und vor allem der nordische Krieg sie so schwer traf, daß man 1712 nur 4 Studierende zählte. Die Verödung der Universität, an der noch immer gute Lehrkräfte wirkten, wurde damals beinahe sprichwörtlich, und aus jener Zeit stammt das seitdem oft wiederholte, und auch heutzutage gelegentlich wieder auftauchende Gerücht, Greifswald besitze in dieser oder jener Fakultät ebenso viel Lehrer als Studenten. Auch in „Felix Schnabel's Universitätsjahren“ wird die bekannte Anekdote aufgetischt, die erzählt, wie in Greifswald bei einer großen Gesellschaft plötzlich alles ans Fenster eilt, mit den Fingern auf die Straße deutet und verwundert ausruft: „Da geht er, da geht er“. Auf die Frage eines Fremden, wer diese merkwürdige Person sei, erfolgt die Antwort: „Unser Student“. Niedergang im 18. Jhdt.



Der Greifswalder Rektormantel.

Auch der 7 jährige Krieg wirkte störend auf die Entwickelung der Hochschule ein, da die Stadt abwechselnd von schwedischen und preußischen Truppen besetzt wurde. Nach Beendigung des Krieges aber folgte dem Niedergang eine Zeit des Aufschwunges, die bis zur Occupation der Stadt durch die Franzosen in den Jahren 1807 bis 1813 anhielt. Beim Beginn der Freiheitskriege eilten viele der Studenten auch aus Greifswald zu den Fahnen, und die Zahl der Hörer sank auf etwa 50 herab. 1815 ging Schwedisch-Pommern mit Greifswald durch die Wiener Friedensverträge an Preußen über, das die Hochschule als zerfallenes Institut übernahm, aber durch thatkräftige Förderung zu immer höherer Blüte brachte. Die medizinische Fakultät erlangte in dieser Zeit preußischer Verwaltung durch Berufung hochbegabter Lehrer einen Weltruf: Männer wie Haeser, Hüter, Billroth, Eulenburg und Bardeleben haben ihr vorübergehend angehört. Die bestehenden wissenschaftlichen Anstalten wurden zweckmäßig verbessert und neue Institute errichtet. 1826 gründete man die Entbindungs- und Hebammen-Lehranstalt, 1834 das zoologische Museum, 1835 die Irrenanstalt. Bei der 4. Säkularfeier legte der König den Grundstein zu dem neuen großartigen Krankenhause, in dessen Nähe das pathologische, das chemische, das mineralogische Institut und die Anatomie aufgeführt wurden. Eine große Anzahl anderer wissenschaftlicher Anstalten, darunter auch die neu errichtete Bibliothek mit 150 000 Bänden und 800 Handschriften, sind noch in den letzten Jahren hinzugekommen, die besonders den Ruf der medizinischen Fakultät als einer der ersten Deutschlands befestigt haben, so daß die Universität trotz ihrer verhältnismäßig ungünstigen geographischen Lage sehr zahlreich von Studenten besucht wird. Die medizinische Fakultät ist weitaus die stärkste. Sie wies im S.-S. 1899 294 Studierende gegen 210 in der theologischen, 173 in der juristischen und 114 in der philosophischen auf. Die große Mehrzahl sind natürlich Preußen, unter ihnen, neben den Landeskindern Aufblühen unter preuß. Herrschaft.



Greifswald im 17. Jhdt.
(Nach einem Stich von Merian.)

im engeren Sinne, sehr viele Westphalen und Rheinländer, die es als Binnenländer an die Gestade der Ostsee zieht. Bietet doch Greifswald neben seiner hervorragenden Hochschule auch sonst manche eigenartigen Anziehungspunkte, die den Studierenden wohl auf längere Zeit fesseln können. Es gilt einmal schon wegen der vielen Stipendien und anderer Vergünstigungen als billige Universität, und auch ein schmaler Wechsel wird dort weit reichen. Wohnungen sind je nach der Lage für 45—70 M. pro Semester zu haben, und der sogenannte „Boden", ein Giebelzimmer, wird wohl noch billiger abgegeben. Dazu kommt im Winter, der hier ja ganz energisch auftreten kann, die Heizung für 25—30 M. Für die Reinigung des Zimmers und das Stiefelputzen sorgt noch nach alter Sitte der „Stiefelfuchs", der (gegen ein monatliches Trinkgeld) auch wohl den Morgenkaffee bereitet. Den Mittagstisch kann man schon reichlich und gut für etwa 25 M. den Monat haben. Selbstverständlich werden die Preise bei erhöhten Ansprüchen auch höhere. Daß die Universität ganz im Vordergrund des Greifswalder Lebens und Treibens steht, wird der zureisende Student gleich am Bahnhofe gewahr, wenn er die farbentragenden Verbindungen zum Empfang der Füchse aufmarschiert sieht. Sie bilden einen ziemlich erheblichen Prozentsatz der Studentenschaft und spielen hier infolgedessen eine größere Rolle als an manchen anderen Universitäten.

Wirtschaftliche Verhältnisse.

Zu Anfang des Jahrhunderts war, wie Fabricius (die deutschen Corps, S. 268) schreibt, in Greifswald das landsmannschaftliche Leben so gut wie unbekannt. Die Studentenschaft, die wohl zum größten Teil aus sogenannten „Kümmeltürken" bestand, da die wohlhabenderen Pommern zahlreich auf anderen Universitäten studierten und dort pommersche Landsmannschaften bildeten, teilte sich in zwei Gruppen, in Deutsche und Schweden, und damit scheint dem Bedürfnis nach landsmannschaftlicher Scheidung genügt gewesen zu sein. Es herrschte ein philisterhafter, kümmerlicher Ton in der Studentenschaft, der keinen echten Burschengeist aufkommen ließ und nur die Bildung von Kliquen beförderte. Der Wunsch, diesem Unwesen gegenüber den echten Burschensinn zu erneuern und die besseren Elemente näher aneinander zu schließen, führte am 5. November 1810 zur Gründung der Pomerania, die noch heute mit den Farben hellblau-silber-hellblau als Corps besteht. Neben ihr existieren noch die Corps Borussia (schwarz-weiß-schwarz) aus dem Jahre 1841 und die Guestfalia (grün-weiß-schwarz), die ebenso wie die Pomerania ein eigenes Haus besitzt. Die Baltia, die am 9. März 1873 als Landsmannschaft Saxo-Rhenania mit den Farben rot-silber-blau gestiftet wurde und als solche dem Casseler L.-C. angehörte, wurde 1878 Corps, ist aber seit dem W.-S. 1889/90 suspendiert. Eine andere Landsmannschaft ging aus dem 1869 gestifteten Verein schlesischer Studierender hervor, die Silesia (hellblau-weiß-rosa); ist aber seit S.-S. 1898 ebenfalls suspendiert.

Die Korporationen.



Photographie E. Williams, Berlin.
Die neue Universität und die Bibliothek.

Die burschenschaftlichen Ideen hatten in Greifswald nur wenig Anklang gefunden; vorübergehend hatte eine Burschenschaft Allemannia existiert, die indessen von Seiten der Behörden aufgelöst wurde. Erst als im Jahre 1856 bei der 400 jährigen Jubelfeier der Universität auch alte Burschenschafter nach Greifswald kamen und hier viel bei einem wissenschaftlichen Verein, der sich „Französisches Kränzchen“ nannte, verkehrten, wurden die Mitglieder des Vereins für die burschenschaftliche Sache gewonnen, und die Gründung der Burschenschaft **Rugia** mit den Farben rot-weiß-grün beschlossen. Von ihr zweigte sich 1862, anfangs in der Absicht, aktive Politik zu treiben, eine Anzahl von jüngeren Leuten ab und gründete die Burschenschaft **Germania**, die zunächst schwarz-rot-gold als Farben annahm und schwarze Sammet-mützen trug, später aber die Grundfarbe ihrer Mütze in das noch heute getragene Violett umänderte.

Akademische Turnvereine sind die **Cimbria** (grün-silber-rosa), die **Teutonia** (hellblau-gold-rot), die beide dem V.-C. angehören, und der A. T. V. vom Jahre 1874. Die aus einem 1868 gegründeten pharmaceutischen Verein hervorgegangene **Markomannia** (blau-silber-grün) ist frei schlagende Verbindung. Christliche Verbindungen sind die **Sedinia** (rot-gold-moosgrün), der **Wingolf** (schwarz-weiß-gold), der hier ein eigenes Haus besitzt, die katholischen, die **Alemannia** (schwarz-gold-grün) und die nicht farbentragende **Normannia**. Studentische Geselligkeit wird neben dem Gesang in der 1874 gestifteten studentischen Liedertafel und dem Gesangverein **Guilelmia** (schwarz-weiß-hellblau), neben der Wissenschaft in zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen aller Fakultäten gepflegt.

Mit der Bürgerschaft steht die Universität hier auf so gutem Fuß, daß sich bei allen städtischen und öffentlichen Festen Professoren und Studierende beteiligen, die dadurch zeigen, ein wie lebhaftes Interesse sie an dem Geschick und dem Wohlergehen Greifswalds nehmen, ein Interesse, das die Stadt durchaus verdient. Zwar fehlt ihr äußerlich der Zauber mancher süddeutschen Universitätsstadt, aber Greifswald ist von der Natur durchaus nicht stiefmütterlich bedacht. Die Stadt selbst allerdings liegt im ebenen Lande, so daß man ihre Wahrzeichen, die Hauptkirchen, den „schlanken Nikolaus“ und die „dicke Marie“, schon von weitem erblickt, aber eine kurze Fahrt den Ryk hinab, bringt uns an die rauschende Ostsee, wo einst ein mächtiger Wald, der „Greif“, sich er-

Die Stadt und ihre Umgebung.



Photographie E. Williams, Berlin.
Das alte Universitätsgebäude.



Greifswald im 17. Jhdt.
(Nach einem Stich von Merian.)

im engeren Sinne, sehr viele Westphalen und Rheinländer, die es als Binnenländer an die Gestade der Ostsee zieht. Bietet doch Greifswald neben seiner hervorragenden Hochschule auch sonst manche eigenartigen Anziehungspunkte, die den Studierenden wohl auf längere Zeit fesseln können. Es gilt einmal schon wegen der vielen Stipendien und anderer Vergünstigungen als billige Universität, und auch ein schmaler Wechsel wird dort weit reichen. Wohnungen sind je nach der Lage für 45—70 M. pro Semester zu haben, und der sogenannte „Boden", ein Giebelzimmer, wird wohl noch billiger abgegeben. Dazu kommt im Winter, der hier ja ganz energisch auftreten kann, die Heizung für 25—30 M. Für die Reinigung des Zimmers und das Stiefelputzen sorgt noch nach alter Sitte der „Stiefelfuchs", der (gegen ein monatliches Trinkgeld) auch wohl den Morgenkaffee bereitet. Den Mittagstisch kann man schon reichlich und gut für etwa 25 M. den Monat haben. Selbstverständlich werden die Preise bei erhöhten Ansprüchen auch höhere. Daß die Universität ganz im Vordergrund des Greifswalder Lebens und Treibens steht, wird der zureisende Student gleich am Bahnhofe gewahr, wenn er die farbentragenden Verbindungen zum Empfang der Füchse aufmarschiert sieht. Sie bilden einen ziemlich erheblichen Prozentsatz der Studentenschaft und spielen hier infolgedessen eine größere Rolle als an manchen anderen Universitäten.

Wirtschaftliche Verhältnisse.

Zu Anfang des Jahrhunderts war, wie Fabricius (die deutschen Corps, S. 268) schreibt, in Greifswald das landsmannschaftliche Leben so gut wie unbekannt. Die Studentenschaft, die wohl zum größten Teil aus sogenannten „Kümmeltürken" bestand, da die wohlhabenderen Pommern zahlreich auf anderen Universitäten studierten und dort pommersche Landsmannschaften bildeten, teilte sich in zwei Gruppen, in Deutsche und Schweden, und damit scheint dem Bedürfnis nach landsmannschaftlicher Scheidung genügt gewesen zu sein. Es herrschte ein philisterhafter, kümmerlicher Ton in der Studentenschaft, der keinen echten Burschengeist aufkommen ließ und nur die Bildung von Kliquen beförderte. Der Wunsch, diesem Unwesen gegenüber den echten Burschensinn zu erneuern und die besseren Elemente näher aneinander zu schließen, führte am 5. November 1810 zur Gründung der Pomerania, die noch heute mit den Farben hellblau-silber-hellblau als Corps besteht. Neben ihr existieren noch die Corps Borussia (schwarz-weiß-schwarz) aus dem Jahre 1841 und die Guestfalia (grün-weiß-schwarz), die ebenso wie die Pomerania ein eigenes Haus besitzt. Die Baltia, die am 9. März 1873 als Landsmannschaft Saxo-Rhenania mit den Farben rot-silber-blau gestiftet wurde und als solche dem Casseler L.-C. angehörte, wurde 1878 Corps, ist aber seit dem W.-S. 1889/90 suspendiert. Eine andere Landsmannschaft ging aus dem 1869 gestifteten Verein schlesischer Studierender hervor, die Silesia (hellblau-weiß-rosa); ist aber seit S.-S. 1898 ebenfalls suspendiert.

Die Korporationen.

Die burschenschaftlichen Ideen hatten in Greifswald nur wenig Anklang gefunden; vorübergehend hatte eine Burschenschaft Allemannia existiert, die indessen von Seiten der Behörden aufgelöst wurde. Erst als im Jahre 1856 bei der 400jährigen Jubelfeier der Universität auch alte Burschenschafter nach Greifswald kamen und hier viel bei einem wissenschaftlichen Verein, der sich „Französisches Kränzchen" nannte, verkehrten, wurden die Mitglieder des Vereins für die burschenschaftliche Sache gewonnen, und die Gründung der Burschenschaft Rugia mit den Farben rot-weiß-grün beschlossen. Von ihr zweigte sich 1862, anfangs in der Absicht, aktive Politik zu treiben, eine Anzahl von jüngeren Leuten ab und gründete die Burschenschaft Germania, die zunächst schwarz-rot-gold als Farben annahm und schwarze Sammet-mützen trug, später aber die Grundfarbe ihrer Mütze in das noch heute getragene Violett umänderte.



Photographie S. Williams, Berlin.
Die neue Universität und die Bibliothek.

Akademische Turnvereine sind die Cimbria (grün-silber-rosa), die Teutonia (hellblau-gold-rot), die beide dem V.-C. angehören, und der A. T. V. vom Jahre 1874. Die aus einem 1868 gegründeten pharmaceutischen Verein hervorgegangene Markomannia (blau-silber-grün) ist frei schlagende Verbindung. Christliche Verbindungen sind die Sedinia (rot-gold-moosgrün), der Wingolf (schwarz-weiß-gold), der hier ein eigenes Haus besitzt, die katholischen, die Alemannia (schwarz-gold-grün) und die nicht farbentragende Normannia. Studentische Geselligkeit wird neben dem Gesang in der 1874 gestifteten studentischen Liedertafel und dem Gesangverein Guilelmia (schwarz-weiß-hellblau), neben der Wissenschaft in zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen aller Fakultäten gepflegt.

Mit der Bürgerschaft steht die Universität hier auf so gutem Fuß, daß sich bei allen städtischen und öffentlichen Festen Professoren und Studierende beteiligen, die dadurch zeigen, ein wie lebhaftes Interesse sie an dem Geschick und dem Wohlergehen Greifswalds nehmen, ein Interesse, das die Stadt durchaus verdient. Zwar fehlt ihr äußerlich der Zauber mancher süddeutschen Universitätsstadt, aber Greifswald ist von der Natur durchaus nicht stiefmütterlich bedacht. Die Stadt selbst allerdings liegt im ebenen Lande, so daß man ihre Wahrzeichen, die Hauptkirchen, den „schlanken Nikolaus" und die „dicke Marie", schon von weitem erblickt, aber eine kurze Fahrt den Ryk hinab, bringt uns an die rauschende Ostsee, wo einst ein mächtiger Wald, der „Greif", sich er- Die Stadt und ihre Umgebung.



Photographie S. Williams, Berlin.
Das alte Universitätsgebäude.


Photographie E. Williams, Berlin.
Der Elisenhain bei Eldena.

streckte, dessen Überreste man noch heute in dem herrlichen Elisenhain mit seinen stolzen Buchen in der Nähe des Klosters Eldena erblickt. Er ist ein beliebter Ausflugsort Greifswalder Studenten. Weitere Exbummel werden im Sommer auch wohl nach Rügen gemacht, und nicht selten sieht man dort die bunten Mützen einer Verbindung, die auf einem Dampfer an schönen Punkten der Insel landet und ihren Kommers in diesem Kleinod deutscher Waldherrlichkeit abhält. Auch nach der kleinen Insel Oie im Greifswalder Bodden oder nach der Insel Möen, die viel von Rostock aus besucht wird, richten die Studenten zuweilen ihre Fahrten. Gelegenheit zur Übung des Segelsports ist natürlich in Greifswald im Überfluß vorhanden, und unvergeßlich wird jedem Studenten eine Fahrt im Segelboot durch „die dänische Wiek" sein, wenn der Wind nicht allzu scharf weht und auch wieder nicht allzu flau ist. Schlägt dann der strenge Winter diese Wasserflächen in seine starren Bande, so kann der Student sich hier einem Schlittschuhsport widmen, wie ihn keine andere Universität in dieser Ausdehnung bietet, vor allem wenn das sogenannte große „Rosenthal", die Wiesen am Ryk, überflutet ist und mit ihrem festen Eis die wundervollste Schlittschuhbahn zeigt.

Bekanntlich ist Greifswald von Spielhagen zum Schauplatz eines seiner gelesensten Romane gemacht worden, und der Dichter hat es verstanden, uns durch stimmungsvolle Kleinmalerei den melancholischen Hauch ehemaliger Größe, der über der alten Hansestadt liegt, nachempfinden zu lassen und so die Eigenart der — auch unter dem veränderten Namen leicht erkennbaren — Universitätsstadt treffend zu charakterisieren. Wer aber selber in ihren Mauern geweilt hat, für den bedarf es nicht dichterischer Phantasie, um die Musenstadt mit poetischem Reiz zu umkleiden: ihm breitet die Erinnerung an ein paar fröhliche, nur zu rasch vergangene Semester goldenen, unverwischbaren Schimmer über das liebe alte „Gryps".





1457.

. . . „graben helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unversiegbar geschöpft werde erleuchtendes Wasser tröstlicher und heilsamer Weisheit, zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit.“

Es ist kein Zufall, daß diese Worte, mit denen Albrecht VI., Erzherzog von Österreich, in der Urkunde vom 21. September 1457 seiner Absicht Ausdruck verlieh, zu Freiburg im Breisgau eine Universität zu stiften, in der Stiftungsurkunde der Tübinger Hochschule wiederkehren, denn ein nicht geringes Verdienst um die Stiftung der Freiburger Universität ist der Gemahlin Albrechts, Mathilde, zuzuschreiben, und dieselbe für die Wissenschaften begeisterte Frau hat auch ihren Sohn erster Ehe, den Grafen Eberhard von Württemberg, angetrieben, in Tübingen seinem Lande eine Hochschule zu errichten.

Gründung der Universität.

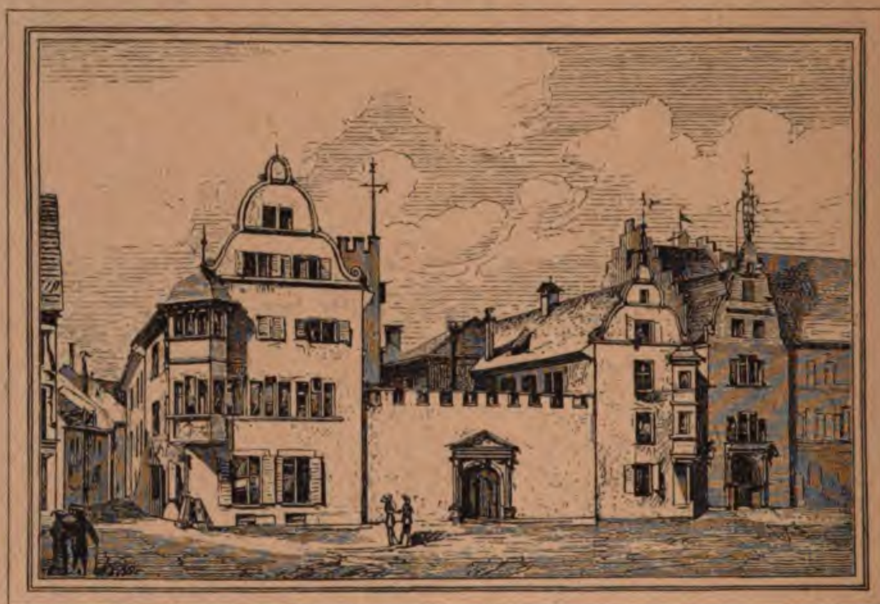
Beide Universitäten sind zu einer Zeit gegründet, da im südwestlichen Deutschland die Begeisterung für den Humanismus ein neues wissenschaftliches Leben schuf. Während aber in Tübingen die Blüte des Humanismus nur von kurzer Dauer war, und das Studium der klassischen Sprachen sich dem der Theologie unterwerfen mußte, hat in Freiburg gerade umgekehrt zunächst der Humanismus in seiner reinsten Form den Sieg davongetragen und mächtig auf die Theologie eingewirkt. Die hohe Blüte der Freiburger theologischen Fakultät am Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts ist besonders durch die aus dem Elsaß stammenden Lehrer, deren Ansehen und Bedeutung auf der hohen, damals überhaupt am Oberrhein verbreiteten Bildung beruhte, und durch die von Konrad Celtis gegründete Donau- und Rheingesellschaft sowie durch die Straßburger und Schlettstädter gelehrte Gesellschaft und die von Erasmus gegründete Basler herbeigeführt worden. Ihr Einfluß wirkte zwar zunächst ihrem ganzen Wesen gemäß auf die Philologie, dann aber auch in hohem Maße auf die Theologie ein, und indem sie die hervorragendsten Gelehrten am Rhein vereinigten, verbreiteten sie weithin Bildung und Aufklärung. Zu den ersten Lehrern der Hochschule zählten Reuchlin und Erasmus; Geiler von Kaisersberg war im Jahre 1476 ihr Rektor. Johann von Stein erhielt in Freiburg seine Bildung; er ging nach Paris, wurde dort zweimal Rektor der Sorbonne und führte dort und damit zugleich in Frankreich durch die Gesellschaft der adamannischen Brüder die Buchdruckerkunst ein. Waldseemüller, der in St. Dié in Lothringen im Jahre 1507 zum ersten Mal die Reisen Amerigo Vespuccis mit der ersten Karte des neuen Weltteils veröffentlichte und dadurch dem Weltteil den Namen gab, war in Freiburg geboren und hat dort seinen Studien obgelegen.

Hoher Stand der Bildung am Oberrhein.

Kein Wunder, wenn bei so hohem Stande der Bildung sich hier nun auch ein hohes Selbstgefühl entwickelte, wenn man es offen aussprach, daß es unnötig sei, sich in Italien eine Bildung zu erwerben, die man, von der Kunst des Buchdrucks unterstützt, sich ebenso gut am Rhein verschaffen konnte. Solche Äußerungen des nationalen

Selbstbewußtseins waren in jener Zeit selten, und was wichtiger ist, sie waren hier voll berechtigt.

Wenn nun freilich schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts die Scholastik die Oberhand gewann, und die Rheinländer unter den Lehrern sich fast alle zurückzogen und das Feld den Schwaben überließen, so ist doch diese Grundströmung des Humanismus in der ganzen Zeit des Bestehens der Hochschule zu erkennen; bald zeigt sie sich stärker, bald schwächer, aber niemals fehlt sie ganz, selbst nicht in der schweren Zeit, als die Gesellschaft Jesu zwei Fakultäten der Hochschule ihrer Herrschaft unterworfen hatte und bei der Regierung des Landes thatkräftige Unterstützung fand. Auch da lebte der Humanismus weiter, und wenn er auch zu schwach war, um schaffend auftreten zu können, es gelang ihm doch zu verhindern, daß das wissenschaftliche Leben an der Hochschule ganz unterdrückt wurde.



Die alte Universität.

Ungünstige äußere Verhältnisse.

Die äußeren Umstände waren in der ersten Zeit der Universität wenig günstig. Die Stadt wurde mehrfach von der Pest heimgesucht, sodaß die Universität auswandern mußte, und man im Jahre 1492 sogar ernstlich in Erwägung zog, sie dauernd nach Rheinfelden zu verlegen. Zwar wurde zwei Jahre später dieser Gedanke wieder aufgegeben, aber schon 1496 wurde er von neuem erörtert. Diesmal machten Zerwürfnisse mit der Stadt, die von der Gründung der Hochschule an bedeutend zu ihrem Unterhalte beigesteuert hatte, die Wahl eines anderen Ortes wünschenswert. Als dann aber infolge der für das Jahr 1498 erwarteten Ankunft Kaiser Maximilians, der der Hochschule wohlgesinnt war, die Stadt sich nachgiebig zeigte, wurde diese Gefahr glücklich abgewandt. Eine zweite Flucht vor der Pest nach Rheinfelden im Jahre 1501, die nach der Rückkehr schwere ökonomische Verlegenheiten bereitete, hatte insofern günstige Folgen, als man gezwungen wurde, sich volle Klarheit über die finanziellen Verhältnisse zu schaffen und eine durchgreifende Reform dieser Dinge herbeizuführen. Es wurde zu dem Zweck ein Ausschuß eingesetzt und damit zur Wirtschaftsdeputation der Grund gelegt.

Die Reformation fand in Freiburg unter Lehrern und Schülern viele stille Anhänger; da aber die Regierung von Anfang an den reformatorischen Bestrebungen

schroff gegenübertrat, und die Bürgerschaft sich im großen und ganzen den Neuerungen gegenüber nicht bloß ablehnend verhielt, der Stadtrat vielmehr jede Gelegenheit ergriff, die Angehörigen der Hochschule bei der Regierung zu verdächtigen, so wagte sich niemand offen zu ihnen zu bekennen, und als im Oktober 1567 der Erzherzog Ferdinand, der streng katholisch war, nach Freiburg kam, wurde die Entscheidung schnell herbeigeführt. Ferdinand verlangte die Durchführung der Bestimmung des Augsburger Religionsfriedens, cuius regio, eius religio, und die Universität erklärte, keinen mehr als Angehörigen dulden zu wollen, der sich weigere, das Tridentiner Glaubensbekenntnis zu beschwören. Alle fügten sich mit Ausnahme eines einzigen, Freigius, der sich nach Basel begab. Bei der Bürgerschaft aber, die früher so eifrig gewesen war, die Angehörigen der Hochschule der Ketzerei zu beschuldigen, trat jetzt eine Wandlung ein. Häufig findet nun die Universität Gelegenheit, sie der Ketzerei zu beschuldigen, und für die Regierung war das ein willkommener Anlaß, strenge Maßregeln zu ergreifen, die sich auch gegen Studierende protestantischen Bekenntnisses richteten und von nachteiligen Folgen für die Hochschule begleitet waren; der Besuch nahm in der nächsten Zeit bedeutend ab.

Das studentische Leben unterschied sich während dieser Zeit kaum von dem auf anderen Universitäten. Dadurch, daß ursprünglich die Studierenden in den Bursen wohnen mußten, war die Handhabung der Disziplin verhältnismäßig leicht, wenn auch Ausschreitungen nicht selten vorkamen. Allmählich aber wurde es in größerem Umfange erlaubt, außerhalb der Bursen zu wohnen, besonders als seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der Besuch der Hochschule durch Adlige immer mehr zunahm. Tänze und nächtliche Umzüge, übermäßiges Zechen und infolgedessen häufige Händel mit den Bürgern und der Studierenden unter einander gaben fortwährend zu Bestrafungen Anlaß, ohne daß darum freilich eine Besserung eintrat. Das gespannte Verhältnis zwischen Bürgern und Studenten fand aber ein Ende, als in den sechziger Jahren des Jahrhunderts eine immer wachsende Anzahl „Welscher", Burgunder, Lothringer und Franzosen vom Adel, die Hochschule besuchten. Ihr übermütiges Benehmen veranlaßte die alten Feinde zum Zusammenschluß. Die nächste Folge davon war die Einführung des regelrechten Zweikampfs. Der erste, der erwähnt wird (1579), wurde nach deutscher Sitte auf den Hieb ausgefochten, aber bald nahm das französische Duell auf den Stich überhand. Doch zeigt die Aufforderung, „den Handel doch fein studentisch auf den Hau auszumachen", und die Drohung der Universität, „daß sie jeden unnachsichtlich relegieren werde, der punctim vorgehe", was man für rechte studentische Sitte hielt. Wenn man nun, wie berichtet wird, bei diesen Raufereien zwischen Welschen und Deutschen sich durch Bänder in den Nationalfarben unterschied, so liegt der Schluß nahe, daß die Deutschen, da eine gemeinsame Nationalfarbe nicht existierte, die Farben ihrer einzelnen Heimatländer trugen und sich so auch landsmannschaftlich von einander geschieden hatten. Bestätigt wird diese Annahme durch ein im Jahre 1593 gegen das Farbentragen erlassenes Verbot, von dem man annehmen muß, daß es gefruchtet hat, da es später nicht wiederholt wird.

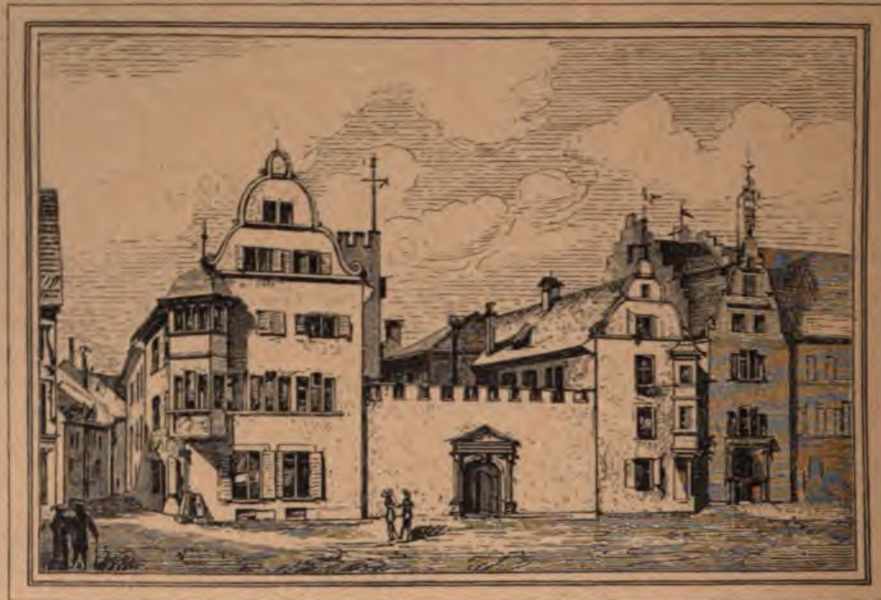
Studentenleben im 16. Jhdt.

Die vorhin erwähnte Abnahme der Studentenzahl gegen das Ende des Jahrhunderts wies auf die dringende Notwendigkeit hin, im Unterricht Reformen vorzunehmen, und wie bei der Gründung der Universität die Artistenfakultät „die Mutter der Hochschule" gewesen war, so ging sie auch in diesen Bestrebungen mit gutem Beispiel voran. Zunächst suchte sie dem Hauptmangel abzuhelfen, der ungenügenden Vorbereitung für das Studium, die sich allmählich durch die geringen Leistungen der Stadtschulen sehr fühlbar gemacht hatte. Es wurde zu dem Zweck im Jahre 1572 das Pädagogium gegründet, das sich bald zu einer vierklassigen Gelehrtenschule — dem gymnasium academicum — auswuchs und die Vorbereitung in den klassischen Sprachen, der Logik, Rhetorik und Poetik übernahm. Die theologische Fakultät folgte zuerst in der Reform, aber auch die beiden anderen schlossen sich an, und mit dem Jahre 1607 war sie in allen Fakultäten vollzogen. In der medizinischen wurde für die Gründung eines Krankenhauses und eines theatrum

Reformen zu Beginn des 17. Jhdts.

Selbstbewußtseins waren in jener Zeit selten, und was wichtiger ist, sie waren hier voll berechtigt.

Wenn nun freilich schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts die Scholastik die Oberhand gewann, und die Rheinländer unter den Lehrern sich fast alle zurückzogen und das Feld den Schwaben überließen, so ist doch diese Grundströmung des Humanismus in der ganzen Zeit des Bestehens der Hochschule zu erkennen; bald zeigt sie sich stärker, bald schwächer, aber niemals fehlt sie ganz, selbst nicht in der schweren Zeit, als die Gesellschaft Jesu zwei Fakultäten der Hochschule ihrer Herrschaft unterworfen hatte und bei der Regierung des Landes thatkräftige Unterstützung fand. Auch da lebte der Humanismus weiter, und wenn er auch zu schwach war, um schaffend auftreten zu können, es gelang ihm doch zu verhindern, daß das wissenschaftliche Leben an der Hochschule ganz unterdrückt wurde.



Die alte Universität.

Ungünstige äußere Verhältnisse.

Die äußeren Umstände waren in der ersten Zeit der Universität wenig günstig. Die Stadt wurde mehrfach von der Pest heimgesucht, sodaß die Universität auswandern mußte, und man im Jahre 1492 sogar ernstlich in Erwägung zog, sie dauernd nach Rheinfelden zu verlegen. Zwar wurde zwei Jahre später dieser Gedanke wieder aufgegeben, aber schon 1496 wurde er von neuem erörtert. Diesmal machten Zerwürfnisse mit der Stadt, die von der Gründung der Hochschule an bedeutend zu ihrem Unterhalte beigesteuert hatte, die Wahl eines anderen Ortes wünschenswert. Als dann aber infolge der für das Jahr 1498 erwarteten Ankunft Kaiser Maximilians, der der Hochschule wohlgesinnt war, die Stadt sich nachgiebig zeigte, wurde diese Gefahr glücklich abgewandt. Eine zweite Flucht vor der Pest nach Rheinfelden im Jahre 1501, die nach der Rückkehr schwere ökonomische Verlegenheiten bereitete, hatte insofern günstige Folgen, als man gezwungen wurde, sich volle Klarheit über die finanziellen Verhältnisse zu schaffen und eine durchgreifende Reform dieser Dinge herbeizuführen. Es wurde zu dem Zweck ein Ausschuß eingesetzt und damit zur Wirtschaftsdeputation der Grund gelegt.

Die Reformation fand in Freiburg unter Lehrern und Schülern viele stille Anhänger; da aber die Regierung von Anfang an den reformatorischen Bestrebungen

schroff gegenübertrat, und die Bürgerschaft sich im großen und ganzen den Neuerungen gegenüber nicht bloß ablehnend verhielt, der Stadtrat vielmehr jede Gelegenheit ergriff, die Angehörigen der Hochschule bei der Regierung zu verdächtigen, so wagte sich niemand offen zu ihnen zu bekennen, und als im Oktober 1567 der Erzherzog Ferdinand, der streng katholisch war, nach Freiburg kam, wurde die Entscheidung schnell herbeigeführt. Ferdinand verlangte die Durchführung der Bestimmung des Augsburger Religionsfriedens, cuius regio, eius religio, und die Universität erklärte, keinen mehr als Angehörigen dulden zu wollen, der sich weigere, das Tridentiner Glaubensbekenntnis zu beschwören. Alle fügten sich mit Ausnahme eines einzigen, Freigius, der sich nach Basel begab. Bei der Bürgerschaft aber, die früher so eifrig gewesen war, die Angehörigen der Hochschule der Ketzerei zu beschuldigen, trat jetzt eine Wandlung ein. Häufig findet nun die Universität Gelegenheit, sie der Ketzerei zu beschuldigen, und für die Regierung war das ein willkommener Anlaß, strenge Maßregeln zu ergreifen, die sich auch gegen Studierende protestantischen Bekenntnisses richteten und von nachteiligen Folgen für die Hochschule begleitet waren; der Besuch nahm in der nächsten Zeit bedeutend ab.

Studentenleben im 16. Jhdt.

Das studentische Leben unterschied sich während dieser Zeit kaum von dem auf anderen Universitäten. Dadurch, daß ursprünglich die Studierenden in den Bursen wohnen mußten, war die Handhabung der Disziplin verhältnismäßig leicht, wenn auch Ausschreitungen nicht selten vorkamen. Allmählich aber wurde es in größerem Umfange erlaubt, außerhalb der Bursen zu wohnen, besonders als seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der Besuch der Hochschule durch Adlige immer mehr zunahm. Tänze und nächtliche Umzüge, übermäßiges Zechen und infolgedessen häufige Händel mit den Bürgern und der Studierenden unter einander gaben fortwährend zu Bestrafungen Anlaß, ohne daß darum freilich eine Besserung eintrat. Das gespannte Verhältnis zwischen Bürgern und Studenten fand aber ein Ende, als in den sechziger Jahren des Jahrhunderts eine immer wachsende Anzahl „Welscher", Burgunder, Lothringer und Franzosen vom Adel, die Hochschule besuchten. Ihr übermütiges Benehmen veranlaßte die alten Feinde zum Zusammenschluß. Die nächste Folge davon war die Einführung des regelrechten Zweikampfs. Der erste, der erwähnt wird (1579), wurde nach deutscher Sitte auf den Hieb ausgefochten, aber bald nahm das französische Duell auf den Stich überhand. Doch zeigt die Aufforderung, „den Handel doch fein studentisch auf den Hau auszumachen", und die Drohung der Universität, „daß sie jeden unnachsichtlich relegieren werde, der punctim vorgehe", was man für rechte studentische Sitte hielt. Wenn man nun, wie berichtet wird, bei diesen Raufereien zwischen Welschen und Deutschen sich durch Bänder in den Nationalfarben unterschied, so liegt der Schluß nahe, daß die Deutschen, da eine gemeinsame Nationalfarbe nicht existierte, die Farben ihrer einzelnen Heimatländer trugen und sich so auch landsmannschaftlich von einander geschieden hatten. Bestätigt wird diese Annahme durch ein im Jahre 1593 gegen das Farbentragen erlassenes Verbot, von dem man annehmen muß, daß es gefruchtet hat, da es später nicht wiederholt wird.

Die vorhin erwähnte Abnahme der Studentenzahl gegen das Ende des Jahrhunderts wies auf die dringende Notwendigkeit hin, im Unterricht Reformen vorzunehmen, und wie bei der Gründung der Universität die Artistenfakultät „die Mutter der Hochschule" gewesen war, so ging sie auch in diesen Bestrebungen mit gutem Beispiel voran. Zunächst suchte sie dem Hauptmangel abzuhelfen, der ungenügenden Vorbereitung für das Studium, die sich allmählich durch die geringen Leistungen der Stadtschulen sehr fühlbar gemacht hatte. Es wurde zu dem Zweck im Jahre 1572 das Pädagogium gegründet, das sich bald zu einer vierklassigen Gelehrtenschule — dem gymnasium academicum — auswuchs und die Vorbereitung in den klassischen Sprachen, der Logik, Rhetorik und Poetik übernahm. Die theologische Fakultät folgte zuerst in der Reform, aber auch die beiden anderen schlossen sich an, und mit dem Jahre 1607 war sie in allen Fakultäten vollzogen. In der medizinischen wurde für die Gründung eines Krankenhauses und eines theatrum

Reformen zu Beginn des 17. Jhdts.

anatomicum gesorgt, und im Jahre 1620 wurde ein botanischer Garten angelegt. Bibliotheken wurden errichtet, und zwar nach dem Beispiele der Artistenfakultät, die schon gleich nach der Stiftung der Hochschule den Grund zu der ihren gelegt hatte, für jede Fakultät einzeln.

Alle diese Besserungen kamen jedoch der Universität nur wenig zu gute, denn zu derselben Zeit begannen die ernsten Bestrebungen der Jesuiten, die Hochschule in ihre Hände zu bekommen. Schon lange vorher, 1577, war der erste Versuch gemacht worden; es lief ein Schreiben von Erzherzog Ferdinand ein, man möchte in Freiburg ein collegium societatis Jesu einrichten und mit der Hochschule verbinden, so wie es schon in Ingolstadt geschehen, aber besonders auf Betreiben des Professor Lorichius wurde die Zumutung entschieden abgelehnt. Jetzt, im Jahre 1618, geschah der zweite Versuch durch ein Schreiben des Erzherzogs Maximilian; auch dieser wurde vom Senat kurz zurückgewiesen.

Die Herrschaft der Jesuiten.

Da erschien der Erzherzog persönlich in Freiburg, und der eingeschüchterte Senat gewährte mehr, als gefordert war: durch die Urkunde vom 16. November 1620 wurden die humanistischen Studien und die Philosophie dem Orden unterstellt und ihm auch die Besetzung zweier theologischer Lehrstühle eingeräumt. Er ging gründlich vor; in kurzer Zeit waren die Lehrstühle, die ihm eingeräumt waren, mit Ordensleuten besetzt, und die bisherigen Inhaber ohne sonderliche Rücksicht entfernt. Die Folgen blieben nicht aus: da der Orden seine Macht auf die ganze Hochschule auszudehnen suchte, nahmen die Streitigkeiten zwischen den geistlichen und weltlichen Lehrern kein Ende. Dazu kamen finanzielle Schwierigkeiten, die teils durch diese Veränderung im Lehrkörper veranlaßt wurden, teils durch die Schrecken der Kriege, die das ganze Jahrhundert hindurch Stadt und Land heimsuchten. Wie Freiburg im dreißigjährigen Kriege gelitten hat, davon giebt uns Grimmelshausen im Simplicissimus eine Probe. Die Raubkriege Ludwigs XIV. brachten durch den Nymweger Frieden Freiburg an Frankreich.



J. Kürschners Gruppphotographien. H. Hillger, Berlin.
Die heutige Universität.

Übersiedelung nach Konstanz.

Die Universität wanderte nach Konstanz aus, aber mit Hilfe der Jesuiten gelang es der französischen Regierung, 1684 in Freiburg eine französische Hochschule zu errichten, die nun die Haupteinkünfte der alten Hochschule bezog und so die deutsche schwer schädigte. Diesem unleidlichen Zustande machte der Friede von Ryswik ein Ende. 1698 konnte die Hochschule wieder in Freiburg eröffnet werden. Aber die Ruhe war nur kurz. Als im spanischen Erbfolgekrieg Villars 1713 Freiburg belagerte und trotz hartnäckiger Verteidigung, an der auch die Studentenschaft teilnahm, die Stadt erobert wurde, mußte die Hochschule wieder nach Konstanz übersiedeln, und diesmal wäre der Gedanke, sie dauernd dort zu lassen, fast zur That geworden; doch die Gefahr ging vorüber, und 1715 konnten die Vorlesungen wieder in Freiburg beginnen. Aber freilich, die Not war groß, und nur der opferwilligen Unterstützung durch Stadt und Land verdankte die Hochschule ihre Erhaltung. Unter solchen Verhältnissen hatte naturgemäß die Pflege der Wissenschaft schwer zu leiden, und die dringende Notwendigkeit von Reformen machte sich immer mehr fühlbar. Den ersten Anstoß zu einer Umgestaltung des Lehrplans gab ein Schreiben Maria Theresias vom Jahre 1752, dem sich aber anfangs nur die juristische und die medizinische Fakultät fügten. Als Joseph II. die Regierung übernommen hatte, wurde die Reform mit größerem Nachdruck betrieben,

so daß sie wenigstens für die juristische und medizinische Fakultät 1766 vollendet war. Die beiden andern blieben, wie sie waren, und auch mit der 1773 erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens in den habsburgischen Landen war noch nicht alles erreicht, denn jetzt galt es, den Bestrebungen der Benediktiner entgegenzutreten. Zunächst wurde der Versuch, die theologische Fakultät nach Konstanz zu verlegen und dort mit dem Lyceum zu verschmelzen, siegreich zurückgewiesen, und als die Benediktiner dann die Lehrstühle der theologischen und philosophischen Fakultät in ihre Hände zu bringen versuchten, scheiterte auch dies Unternehmen an der Einigkeit unter den Professoren. Da brachen die Koalitionskriege aus, und schwere Verluste trafen die Hochschule. Wenn auch die über den Rhein vordringenden Franzosen teilweise schonend verfuhren und der Hochschule keine Kontributionen auferlegten, so begreift man doch den Jubel, mit dem der Erzherzog Karl als Befreier empfangen wurde, und die Dankbarkeit, die ihm die Hochschule erwies, indem sie ihn zum rector perpetuus erwählte. Aber die Güter im Elsaß waren vom Nationalconvent eingezogen, und alle Bemühungen in Paris, Rastatt und Regensburg, sie wieder zu erlangen, waren vergebens.

Der im inneren Leben der Hochschule eingetretene Umschwung fällt naturgemäß bei der philosophischen und theologischen Fakultät am meisten ins Auge. Die Naturwissenschaften machen sich jetzt frei von der Abhängigkeit, in der sie bis dahin von der Medizin gestanden hatten; Sammlungen, wie die mineralogische und die zoologische, werden angelegt oder erweitert, ein chemisches Laboratorium wird geschaffen, die Bibliotheken der Fakultäten vereinigen sich zur Universitätsbibliothek, und diese erhält ein eigenes Gebäude. In der philosophischen Fakultät glänzen die Namen Rotteck's und Jacobis, des ersten Protestanten auf einem Freiburger Lehrstuhl, der von Josef II. als Professor der schönen Wissenschaften berufen wurde. Aufschwung der Hochschule.

Das studentische Leben bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts spiegelte hier wie überall die allgemeinen Verhältnisse wieder. So lange die Jesuiten die Übermacht hatten, beherrschten sie die Studentenschaft durch die Kongregationen, an denen außer den Beamten auch noch das Militär und der Adel teilnahmen. Sie setzten sogar 1737 durch, daß jeder Student zur Kongregation gehören, sodalis sein mußte. An den Hauptfesten mußten die Beichtzettel an den Pedellen abgegeben werden, und wenn dies nicht geschah, so griff der Dekan ein. Mit welcher Rigorosität die Patres vorgingen, zeigt ein von Schreiber in seiner Geschichte der Universität Freiburg angeführtes Beispiel, wonach die Universität ihren ganzen Einfluß aufbieten mußte, damit die Patres nicht durchsetzten, daß für einen verstorbenen Studenten, der in Augsburg mit der Kongregation Differenzen gehabt hatte, die Feier der üblichen Exequien durch seine Sodalen verboten wurde. Solche Strenge hatte die Folge, daß sich die Studenten durch Hohn und Spott für den Zwang zu rächen suchten, wie unter anderm die Gründung der Tabackskongregation und die vielen Katzenmusiken zeigen, daß andrerseits die Ausschweifungen im geheimen zunahmen, und gemeine Verbrechen wie Diebstähle, ja sogar ein Raubmord in der Sapienz vorkamen. Das Verhältnis der Studenten zur Garnison war recht unerquicklich, konnte auch bei dem unglaublichen Hochmut, mit dem die Soldaten gegen die Studenten auftraten, nicht wohl anders sein; körperliche Mißhandlungen waren nichts Seltenes, und die Universität war trotz aller Mühe, die sie sich gab, nicht im stande, ihre Angehörigen hinreichend zu beschützen. Trotz alledem zogen auch in den Koalitionskriegen die Studenten freiwillig mit aus, nicht nur zur Verteidigung der Stadt selbst, sondern auch der Rheinlinien. Studentenleben vor 1800.

Nachdem die Hochschule 350 Jahre unter habsburgischer Herrschaft gestanden hatte, fiel sie beim Frieden zu Preßburg 1805 an Baden, an das Haus, dem der Erbauer der Stadt entstammte. Der Übergang ging nicht allzu leicht von statten. Die neue Regierung meinte, für das kleine Land genüge die eine Universität Heidelberg, und beabsichtigte die Aufhebung der Freiburger Hochschule. Es kostete einen harten, jahrelangen Kampf, und ohne die vereinten Bemühungen aller Professoren wäre es wohl kaum gelungen, die drohende Gefahr abzuwenden; aber es gelang, und die Zeit hat denen Recht gegeben, die mit Ausdauer die Meinung vertraten, Die Universität unter badischer Herrschaft.


J. Kürschners Großphotographien. H. Hillger, Berlin.
Der Münsterplatz mit dem Kaufhause.

daß das Land nicht nur für zwei Hochschulen Raum habe, daß es vielmehr zweier bedürfe. Eine andere Gefahr erhob sich dann vom Bundestage her, der auch in der That infolge der freiheitlichen Regungen an der Hochschule diese am 6. September 1832 schließen ließ; doch dauerte diese Schließung nur kurze Zeit, und das Fest des 400 jährigen Bestehens der Hochschule konnte 1857 mit Einmütigkeit von Lehrern und Lernenden und in der Zuversicht auf eine ungestörte und gedeihliche Entwickelung der Universität gefeiert werden. Die Alberto-Ludoviciana — den erweiterten Namen trägt sie seit dem 30. Aug. 1820 zu Ehren des Großherzogs Ludwig — sah bei diesem Fest auf die stattliche Zahl von 318 Hörern, und seitdem hat die Zahl von Jahr zu Jahr stetig zugenommen. Nur einmal erfuhr die Zunahme eine Unterbrechung, und zwar in den Kriegsjahren 1870/71, als die Besuchsziffer auf 212 herabsank: zu den großen Kämpfen zogen aus Freiburg 47 Kommilitonen aus, und drei von ihnen fielen auf dem Felde der Ehre; ihr Andenken wurde durch eine am 15. November 1873 in der Aula feierlich enthüllte Gedenktafel geehrt. Von da ab stieg die Zahl der Hörer fortwährend: im Jahre 1881 betrug sie 757, und jetzt hat sie etwa das Vierfache der Zahl von 1857 erreicht. Zu diesem Aufschwung hat vor allem die Freigebigkeit der Regierung beigetragen, die es ermöglichte, sie mit allen Einrichtungen zu versehen, wie sie die moderne Wissenschaft von einer Universität von der Größe Freiburgs fordert, dazu hat aber nicht weniger die Thatsache mitgewirkt, daß die Universität, wie ihr das Haus Österreich bei seinem Scheiden im Jahre 1805 bezeugte, „sich stets durch Erforschung der Wahrheit und durch Beförderung der Wissenschaften um das Vaterland wohlverdient gemacht habe." Zu diesen beiden wichtigen Dingen kommt ein Drittes hinzu, und das ist in unserer Zeit, wo auch das entlegene Freiburg im südwestlichsten Winkel des Reichs ohne Mühe zu erreichen ist, von nicht geringer Bedeutung, seine herrliche Lage, sein mildes und gesundes Klima und seine vortrefflichen städtischen Einrichtungen.

Die Stadt.

Den schönsten unter den deutschen Universitätsstädten kann Freiburg zugesellt werden; denn, wird es auch an Anmut und Lieblichkeit durch Heidelberg und Bonn überstrahlt, so fehlt diesen doch der großartige Hintergrund, den der Schwarzwald und die Vogesen Freiburg verleihen. Die Stadt selbst bietet mit ihrer vielhundertjährigen Geschichte kein geringeres Interesse als die ganze Gegend, wo der aufmerksame Beobachter überall auf die Spuren alter römischer Kultur stößt. Kirchliche und profane Bauten des Mittelalters und der Renaissance lenken seine Auf-


J. Kürschners Großphotographien. H. Hillger, Berlin.
Kaiserstraße mit dem mittelalterl. Brunnen.

merksamkeit auf Schritt und Tritt auf sich; das Münster, das Kaufhaus, die alte Universität, das Rathaus und eine Menge Privathäuser geben Zeugnis von dem Wohlstande, der in der Stadt im Mittelalter und zu Anfang der neuen Zeit herrschte, und zugleich von der hohen Stufe künstlerischen Sinnes, den ihre Bürger besaßen. Davon zeugt auch die breite Kaiserstraße; sie weist zwar schon eine Menge moderner und modernisierter Bauten auf, wer aber genauer hinsieht, findet überall Reste alter Baukunst, die manchmal einen wunderlichen Gegensatz zu dem sonstigen Charakter der Straße bilden. Mehr noch hat sich natürlich das Altertümliche in den Nebenstraßen und in den Gassen erhalten. Um die Altstadt schlingt sich ein Kranz von sorgfältig gepflegten und geschmackvollen Anlagen, in denen das milde Klima ein üppiges Gedeihen prächtiger Bäume und Sträucher erlaubt, die wir sonst im Freien in unserem Vaterlande zu finden nicht gewohnt sind. In weiterem Kreise, der nur im Westen, nach der Rheinebene hin, unterbrochen ist, wird die Stadt von unzähligen Villen umrahmt. Wer Schöneres sehen will, steigt den Schloßberg hinauf, an Dattlers Weinwirtschaft vorbei, durch Rebberge und gärtnerische Anlagen, bis auf die Höhe; wendet er dann den Blick nach Westen, so liegt die weite Rheinebene vor ihm: zu seinen Füßen die Stadt, aus der das riesige Münster, alles beherrschend, emporragt; das Martinsthor und das Schwabenthor weisen den Weg nach Basel und ins Höllenthal; rechts und links, am Fuße des Schwarzwalds ein Weinberg neben dem andern, und darunter die Weindörfer, die für den Freiburger Studenten das Bierdorf vertreten; der Anblick von Heitersheim und Denzlingen erweckt den Gedanken an manchen guten Tropfen, der hier und noch weit über beide hinaus geschenkt wird. Auch der einsam aus der Ebene hervorragende Kaiserstuhl, zu dessen beiden Seiten der Rhein hervorblinkt, zieht nicht bloß das Auge auf sich, sondern erregt auch die Sehnsucht nach Ihringen und Rothweiler und ihren feurigen Gewächsen. Dahinter erhebt sich endlich, das Bild begrenzend, die gewaltige Kette der Vogesen vom Belforter Loch bis nordwärts zu den Bergen zwischen Schlettstadt und Straßburg. Nur einzelne ragen aus der Masse höher empor, im Süden der Belchen und gerade vor uns die Hohneck. Es mag manchen ebenso schönen Blick im Reiche geben, um so billigen Preis, eine Viertelstunde gemächlichen Steigens, wohl keinen. Wollen wir eine halbe Stunde daran wenden und uns vom Schloßberg auf den Lorettoberg begeben, so liegt — allerdings etwas weiter entfernt — wieder die vom Münster überragte Stadt vor uns; dahinter aber erhebt sich in seiner vollen Majestät der Schwarzwald. Hoch über dem Schloßberg steigt der Roßkopf empor, und auf der Höhe grüßen St. Peter und St. Märzen. Steil und von tiefen Schluchten durchschnitten fällt die Bergmasse zum Dreisamthal ab, überall in dunkles Tannengrün gekleidet. Gerade vor uns scheidet die Masse des Brombeerkopfes das Dreisamthal von dem des Bohrers; in grünen Wiesen liegt dort Güntherstal. Das Thal aufwärts sperrt der mächtige Schauinsland den Blick.



J. Kürschners Grußphotographien. H. Hilger, Berlin.

Gesamtansicht vom Schloßberg aus.

Der Breisgau.

Daß die landschaftlichen Reize des Breisgaues gar manchen anlocken, ein Sommersemester in Freiburg zu verbringen, ist erklärlich, und doch ist Freiburg weniger „Sommeruniversität“, als man allgemein glaubt. Wer im Sommer kam, kommt meist auch im Winter wieder, und er wird in seinen Erwartungen nicht getäuscht, denn die Natur ist auch im Winter schön, und die Stadt bietet Zerstreuungen genug, sei


J. Kürschners Gruppenphotographien — H. Hilger, Berlin.
Güntersthal.

es im Theater und in den Konzerten, sei es in dem ungezwungenen Familienverkehr, zu dem hier der Zutritt in gleicher Weise dem Nichtkorporierten wie dem Verbindungsstudenten offen steht.

Anfänge des Verbindungslebens.

Das Verbindungsleben in seinem heutigen Sinne begann in Freiburg erst, seitdem es an Baden gefallen war. Daß freilich Landsmannschaften in der ersten Zeit der Hochschule bestanden haben, scheint außer Zweifel; denn wenn schon die Professoren, wie oben erwähnt, nach ihrer Landsmannschaft sich gegenüber traten, um wieviel mehr ist dies von den Studenten anzunehmen, für die der praktische Nutzen eines solchen Zusammenhaltes ja offen vor Augen lag. Aus der Thatsache, daß unter den Professoren der theologischen Fakultät sich Schwaben und Rheinländer gegenüber standen, läßt sich sogar auf das Bestehen einer schwäbischen und einer rheinischen Landsmannschaft schließen, und es scheint kein bloßer Zufall zu sein, daß die beiden ersten zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründeten Landsmannschaften die Namen Rhenania und Suevia führen. Von diesen that sich zuerst, im Winter 1812/13, die Rhenania (blau-weiß-rot) auf, die anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, da besonders der ästhetische Verein Concordia auf die besseren Elemente der Studentenschaft eine große Anziehungskraft ausübte, und sie für das Fechten auf sich selbst angewiesen war. Erst das Jahr 1815 brachte eine gedeihliche Entwickelung des landsmannschaftlichen Lebens, indem zunächst die Rhenania inferior, die eine zeitlang neben ihr bestand, in ihr aufging, und zwei neue Landsmannschaften entstanden, die Suevia (schwarz-gelb-blau) und die Helvetia (rot-weiß-grün); zu gleicher Zeit nahmen alle drei den Namen Corps an. Doch erhielt sich daneben die Bezeichnung Landsmannschaft im Gebrauch, bis diese, als auch in Freiburg die burschenschaftliche Bewegung sich geltend machte, dem neuen Namen endgiltig wich. Der Versuch, den Tübinger und Erlanger Burschenschafter machten, eine allgemeine Burschenschaft zu stiften, mißlang zuerst, da sich in einer zu dem Zweck veranstalteten Versammlung die Mehrzahl für das Corps erklärte. Doch hielten die burschenschaftlich Gesinnten in einem Verein zusammen, und im W.-S. 1818/19 gelang ihnen mit einer Anzahl bisheriger Angehöriger der Corps die Gründung einer Burschenschaft, die sich „Germania“ nannte. Wohl hierdurch veranlaßt, hielten es die beiden Corps Rhenania und Suevia für angezeigt, sich zu verschmelzen.

Die heutigen Korporationen.

Zwar erschienen von 1820 an die drei Corps wieder, auch wurde ein Comment vereinbart, und ein neues Corps Allemannia zeigte seine Farben; aber die Zeitverhältnisse waren der gedeihlichen Entwickelung des Verbindungsleben, das namentlich infolge der Julirevolution unter dem Eindringen reformatischer Tendenzen zu leiden hatte, wenig günstig. Mehrfache


J. Kürschners Gruppenphotographien. — H. Hilger, Berlin.
Der Waldsee.

Suspensionen erfolgten, eine Zeit lang waren alle Verbindungen aufgelöst, und erst 1850 gelang es der Rhenania und Suevia, sich wieder zu konstituieren. Beide Corps bestehen noch heute mit ihren alten Farben, und zu ihnen ist als drittes im Jahre 1876 die Hasso-Borussia (weiß-rot-schwarz-weiß) hinzugetreten.

In derselben Zeit, in der die Corps wieder erstanden, gewann auch die Burschenschaft, die vorübergehend in den vierziger Jahren als „Arminia" vertreten war, in Freiburg neuen Boden, und zwar that sich am 5. Juni 1851 die „Teutonia" auf, mit dem ausgesprochenen Zweck, ein Gegengewicht gegen die auch hier angestrebte Suprematie der Corps zu schaffen. Ihr schloß sich zu gemeinsamem Auftreten gegen die Corps in den sechziger Jahren der akademische Verein Alemannia an, der dann am 24. Januar 1879 als Burschenschaft Alemannia (blau-weiß-grün) dem D.C. beitrat. In den siebziger Jahren that sich eine neue Burschenschaft Franconia (rosa-weiß-moosgrün) auf, und neuerdings ist als vierte Burschenschaft die Saxo-Silesia (schwarz-weiß-schwarz) hinzugekommen. Diese 1885 als Septentrionia gegründete Verbindung hat bis 1898 als Landsmannschaft dem Coburger L.C. angehört, der jetzt in Freiburg nur durch die aus einem pharmaceutischen Verein hervorgegangene Cimbria (rot-weiß-blau) vertreten ist. An akademischen Turnvereinen, zählt die Hochschule drei, die Albertia (hellblau-weiß-dunkelblau), die jetzt suspendierte Guestphalia (dunkelgrün-weiß-schwarz), die früher als Badenia dem Goslarer C.C. angehört hatte, und die seit Pfingsten 1899 aus dem V.C. ausgetretene freie Turnerschaft Marcomannia (rot-weiß-gold). Nicht farbentragende Verbindungen mit unbedingter Satisfaktion sind die Albingia und die Cheruscia. Von den katholischen Verbindungen führt die 1873 gestiftete Hercynia die Farben violett-gold-rot, während die Brisgovia ihre Farben (grün-gold-rot) nicht trägt.





1477.

Metchens liebe vndt rebensaft
hatt vielen einen Cornelium bracht.
(Tübinger Stammbuchvers v. J. 1618.)

Während es in der Mitte dieses Jahrhunderts noch eine große Anzahl von Universitätsstädten gab, in denen der Bürger die Hochschule und ihre Angehörigen als den wichtigsten Gegenstand seines Interesses zu betrachten gewohnt war, läßt sich das jetzt, am Schlusse des Jahrhunderts, nur noch von wenigen sagen. Zu diesen wenigen gehört das alte Tübingen, und hier möchte man fast behaupten, daß das Verhältnis umgekehrt ist: denn die Zahl der Studierenden ist hier verglichen mit der Zahl der übrigen Bewohner immer größer geworden, und den Mittelpunkt des ganzen Tübinger Lebens und Treibens bildet heute mehr als je die Hochschule, wenn auch zum Wachstum der Stadt der Aufschwung des Handels und des Gewerbes das Seinige beigetragen hat. Wir werden später sehen, daß der Hauptgrund für das Aufblühen der Hochschule in ihrer glücklichen Entwicklung selbst, besonders in diesem Jahrhundert, liegt, aber sicherlich ist auch die herrliche Lage der Stadt und ihre für den Naturfreund an landschaftlicher Schönheit unerschöpfliche Umgegend von Einfluß auf den gedeihlichen Aufschwung der Universität gewesen.


J. Kürschners Kunstphotographien H. Hillger, Berlin.
Rathaus.

Landschaftl. Lage.

Überragt von dem mächtigen Schloß, das aus dem Felsen selbst hervorzuwachsen scheint, liegt die Stadt auf einem Höhenrücken zwischen Neckar und Ammer, in die beiden Täler hinabsteigend und über beide Flüsse hinauswachsend. Zwar sind die Straßen und Gassen der Altstadt eng und krumm, aber wer sie durchwandelt, fühlt sich angeheimelt von den altertümlichen Bauten, die auf ihn herabschauen, und hebt seinen Blick bewundernd und staunend, wenn er zum ersten Mal an dem Rathaus mit seiner prächtigen Façade, an der Stiftskirche, dem Pfleghof und dem Konvikt vorbeikommt. Andererseits würden die breiten, mit Bäumen bepflanzten Straßen der neuen Stadtteile, die wohlgepflegten Anlagen auf dem Österberg und

im Botanischen Garten, die schattigen Alleen des Wöhrds, in denen im Sommer die Stadt- und die Militärkapelle ihre Weisen ertönen lassen und „ganz Tübingen“ versammeln, auch Städten von viel größerer Einwohnerzahl zur Zierde gereichen. Für den rechten Tübinger Studio giebt es freilich stärkere Anziehungspunkte, und das sind vor allem die Bierdörfer, an denen hier kein Mangel ist; sie bieten ihm nicht bloß guten Stoff, sondern erfreuen auch sein Auge durch ihre schöne Lage und die Aussicht, die sie gewähren. Die mit Vorliebe besuchten sind Lustnau und Hirschau und die vier lateinischen: ‚harum rerum, quoniam, tumulus, calami mons.‘ Kommen Tage, an denen ihm weniger an materiellen Genüssen gelegen ist — es giebt auch im Burschenleben solche Augenblicke —, dann begiebt er sich nach Bebenhausen, Schwärzloch oder Riedern, oder er ersteigt die Eberhardhöhe, wo sich ihm südwärts der Blick auf die Mauer der Alp darbietet von der Teck bis zu dem Heuberge und den blauen Bergen des Schwarzwalds. Aus der zackigen Mauer springen kühn hervor mit Burgen gekrönt der Neuffen, die Achalm und der Zollern. Zu seinen Füßen liegt das weite Thal, vom Neckar und von der Ammer durchflossen, und daraus erhebt sich das alte Tübingen mit seinem Schloß und den Kirchen. Nordwärts schweift der Blick über das Laubmeer des Schönbuchs. Folgt aber der Student an kollegfreien Tagen oder etwa in den Pfingstferien den Worten Uhlands, des Tübinger Sängers:



J. Kürschners Großphotographien. H. Hillger, Berlin.

Universitätsviertel.

Darum, Freunde, will ich reisen,
Weiset Straße mir und Ziel!

dann möchte wohl auch eine längere Reihe von Semestern kaum ausreichen, die Fülle dessen, was ihm an Ausflugspunkten geboten wird, zu erschöpfen. In kurzer Zeit erreicht er Rottenburg und Reutlingen, die Achalm und den Liechtenstein, die Nebelhöhle, den Hohenzollern, Urach und den Hohenneuffen, die Teck u. s. f.

Wirtschaftliche Verhältnisse.

Alle diese Vorzüge Tübingens kann der Student auch bei bescheidenem Wechsel genießen. Die Wohnungsmiete beträgt im Semester für ein Zimmer 50—80 Mk., ein solches mit Kabinet kostet 80—120 Mk. Guten Mittagstisch findet man bei nicht zu hohen Ansprüchen schon für 60 Pf. bis 1 Mk., entweder in Privathäusern oder in den Gasthöfen, von denen das „Wirtshaus zum Lamm“ „der goldene Ochse“, „die Traube“ und „Prinz Karl“ die bekanntesten sind. Den günstigen äußeren Verhältnissen entspricht die hohe wissenschaftliche Bedeutung der Universität, und beide zusammen haben im Verein mit einer ruhmreichen Vergangenheit bewirkt, daß in letzter Zeit der Besuch, der im



J. Kürschners Großphotographien. H. Hillger, Berlin.

Ansicht von Westen.

S.-S. 1899 die stattliche Zahl von 1525 Studenten aufzuweisen hatte, so erfreulich geworden ist.

Gründung der Universität.

„So haben wir in der guten Meinung helfen zu graben den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt ohnersichtlich geschöpft werden mag tröstlich und heylsam Weisheit zu Erlöschung des verderblichen Fewers menschlicher Ohnvernunft und Blindheit, uns auserwählt und fürgenommen, ein hoch gemein Schul und Universität in unser Statt Tübingen zu stiften und uffzurichten."

Der Humanismus.

Mit diesen Worten giebt Graf Eberhard im Bart das Ziel an, nach dem die von ihm am 3. Oktober 1477 gegründete Hochschule in Tübingen streben sollte, ein Ziel, das dem Gedankenkreise des damals überall Boden gewinnenden Humanismus entspricht. Wir finden denn auch unter denjenigen Männern, die ihm bei seinem Unternehmen ratend zur Seite standen, Reuchlin, der sich im Jahre 1481 als Anwalt in Tübingen niederließ und Vorlesungen zu halten beabsichtigte, aber freilich schon nach einem Jahre die Stadt wieder verließ. Als es dann im Jahre 1522 gelang, Reuchlin als Lehrer für die Hochschule zu gewinnen, war die Freude darüber nur kurz; er starb noch im selben Jahre. Ebenso lehrte Melanchthon, der im Jahre 1511 nach Tübingen kam, dort nur bis 1518; er folgte einem Rufe nach Wittenberg. Und wie die Zeit dieser beiden Männer in Tübingen nur kurz war, sollte auch an der Hochschule der Humanismus seine Herrschaft nicht lange ausüben: die Theologie gelangte, wie überall, so auch hier, bald zur Macht, und in wie hohem Grade und wie einseitig sie diese auszuüben wußte, werden wir bei mehr als einer Gelegenheit sehen.



J. Kürschners Bruhphotographien. H. Hillger, Berlin.
Schloß mit Alleenbrücke.

Die Reformation.

Die Reformation wurde (1534) von Herzog Ulrich, wenn auch nicht ohne Widerstand Einzelner, doch leicht durchgeführt, und an diese schließt sich die Gründung zweier, mit der Hochschule eng verbundener Anstalten an, von denen die eine, das 1536 gegründete Stift, dessen Mitglieder zuerst in der Burse, dann im früheren Augustinerkloster untergebracht wurden, durch die in ihm ausgebildeten Männer den Ruhm Tübingens in die ganze Welt tragen sollte. Wie das Stift dem Lande Theologen, so sollte ihm das Collegium illustre, wie es später genannt wurde, Beamte ausbilden. Der Entschluß zu seiner Gründung wurde 1559 gefaßt, und 1592 wurde, da das ursprünglich dazu ausersehene Barfüßerkloster sich als baufällig erwies, ein prächtiges Gebäude vollendet und in Herzog Ludwigs Gegenwart eingeweiht. Aber das, was der Gründer gewollt hatte, wurde in dem neuen Gebäude nicht ausgeführt. Die Anstalt, die als Beamtenseminar gedacht war, wurde trotz aller Bitten der Landschaft eine Pensionsanstalt für den fremden höheren Adel. Indessen hat es zur Zeit seiner Blüte, die es um 1600 erreichte, nicht wenig zum äußern Glanz der Hochschule beigetragen. Der dreißigjährige Krieg brachte auch dem Collegium illustre Verderben; zwar wurde es nach dem Kriege wieder errichtet, aber es hat seitdem bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1816 den alten Glanz nicht wieder erreichen können.

Herrschaft der Theologie.

Auf der Universität selbst war die theologische Fakultät Alleinherrscherin; neben ihr hatte wohl die juristische etwas Ansehen, aber von ihren fünf Mitgliedern lehrten drei die geistlichen Rechte und zwei die weltlichen, und jene drei waren Geistliche und Doktoren der heiligen Schrift. Die medizinische und die Artistenfakultät, welch letztere den anderen geradezu untergeordnet war, hatten wenig zu

bedeuten; wie weit aber der Einfluß der theologischen Fakultät auch außerhalb der Hochschule reichte, das zeigte sich mit besonderer Deutlichkeit beim Ausbruch der verhängnisvollen böhmischen Unruhen. In Gemeinschaft mit den Prälaten und den Landständen hat ihr Einfluß es zustande gebracht, daß Herzog Johann Friedrich die Ausführung seines Wunsches, den Protestanten zu Hilfe zu kommen, aufgab.

Über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studenten jener Zeit ist uns manches Interessante in den von R. v. Mohl veröffentlichten Senats-Protokollen der Universität erhalten. Aus den vergilbten Akten blickt dem Leser das lebensvolle Bild eines kraftvollen, übermütigen, freilich auch rohen Studentenlebens entgegen, das den alten Herren vom Tübinger Senat viel zu schaffen machte, und dem sie vergebens durch immer erneute Verordnungen zu steuern suchten. Am meisten Kopfzerbrechen verursachte ihnen anscheinend die damals grassierende Sucht der Studenten, Studentenleben sich auffallend und prunkvoll zu kleiden; wiederholt schärft ein herzogliches Reskript im 16. Jhdt. dem Senate ein, er solle darauf achten, daß die Gesetze hinsichtlich der Kleidung der Studierenden besser gehalten werden, weil es „offenbar und landeskundig sei, daß man an Cleidungen und Weer nit wissen mege, welcher ein Student, Landesknecht oder Handwerksgesell sei". Der Kleidung, die ein Senatsbeschluß als „unflätig und kriegerisch" bezeichnet, entsprach vielfach eine wenig ehrbare, oft recht liederliche Lebensweise; in einem Reskript, d. d. Stuttgart 14. April 1547, beklagt sich Herzog Ulrich, daß den Statuten „so gar wenig gelept und nachkhommen werde, sondern sich ietzo eine Zeit lang her bei nacht vill ungepürlichs, leichtvertigs, üppigs und schandlichs onwesen zugetragen." Von Händeln der Studenten mit den Bürgern oder den Weingartschützen, die zu blutigen Schlägereien führen und mit der Verurteilung der beteiligten Studierenden zu Karzerstrafen enden, lesen wir fast auf jeder Seite; auch von schnurrigen und ganz tollen Einfällen, wie sie eben nur Studenten haben können, wissen die Blätter zu erzählen: am 4. Juli 1557 beschließt der Senat, Jörg von Hanau auf 8 Tage und M. Kalt auf 10 Tage bei Wasser und Brot ins Karzer zu legen, weil „sie wöllen einander die Finger abschneiten und darumb spielen." Ein närrischer Kauz scheint auch der M. Roß gewesen zu sein, der dem Senat angezeigt wird, weil er bei Nacht mit einem Schweinespieß gegangen sei und den ihm begegnenden M. Heller damit habe schlagen wollen; überhaupt halte sich derselbe „ungepürlich im Zechen, liege in allem Luder, schreie und stoße manchmal die Füß zum Fenster aus." Auffallend, aber aus den damaligen Zeitverhältnissen durchaus erklärlich ist die häufige Erwähnung von verheirateten Studenten; so wird beschlossen, einen Studenten, welcher „großen Nachtlärmen" mache, sich häufig betrinke und keine Vorlesungen besuche, zwar in Betracht seiner braven Frau und Kinder, nicht härter zu bestrafen, doch aber ihm vor dem Senate eine ernste Ermahnung zur Besserung zu erteilen; unter dem 21. Juli 1559 wird Stud. Thalhaimer auf Fürbitte seiner Hausfrau und anderer zum Herrenstande Gehöriger aus dem Carcer entlassen, unter der Bedingung, vor dem Senate an Eidesstatt Besserung zu geloben. In dem Einerlei der wegen Körperverletzung, liederlichen Lebens und ähnlicher Dinge verhängten Strafen fällt uns ein Protokoll vom 10. Juni 1584 besonders in die Augen, wonach der Senat einer Anzahl von Studenten acht Tage Carcer diktiert, „weil sie die vorüberfahrenden Flößer vexiert"; eine Notiz, die uns um so mehr interessiert, weil wir wissen, daß noch in diesem Sommer (1899) — wohl zum letzten Mal — das „Jokele sperrr . . . !" erklungen ist.

Wir können uns eines Lächelns nicht erwehren, wenn wir sehen, wie hilflos der Senat all dem Übermut der Studenten gegenüber steht, wie er an die Eltern schreibt, wie Klagen an ihn einlaufen von den Eltern, von fremden Stadtbehörden, vom Obervogt von Tübingen, von Bürgern der Stadt, vom Herzoge selbst, der vor dem Lärm in den Straßen der Stadt die ganze Nacht nicht hat schlafen können, wie er schließlich verzweifelt eingesteht, „daß die neuen Statuten, die Wahrheit zu vermelden, nicht könnten gehalten werden". Freilich müssen wir uns, wenn wir aus diesen Strafprotokollen und Verboten ein Bild des damaligen Tübinger Studenten-



Tübingen um 1700.
(Nach einem Stich von Gabriel Bodenehr.)

lebens rekonstruieren wollen, gegenwärtig halten, daß das Resultat der Wirklichkeit nur halb entspricht, denn naturgemäß ist in ihnen von dem, was in ehrlichem Streben an angestrengter Arbeit geleistet wurde, nichts enthalten.

Einfluß des 30jährigen Krieges.

Der dreißigjährige Krieg brachte in seiner ersten Hälfte, wie dem ganzen Lande Württemberg, so auch der Stadt und der Hochschule nicht übermäßigen Schaden, um so furchtbarer aber waren die Verheerungen nach der Nördlinger Schlacht. Im Jahre 1635 wurde die Bibliothek nach München übergeführt, und unter den Drangsalen des Krieges nahm die Zahl der Studierenden in erschreckendem Maße ab; die durch Flucht oder Tod der Lehrer verwaisten Lehrstühle blieben unbesetzt, so daß, als der Krieg endlich ausgetobt hatte, der Zustand der Hochschule hoffnungslos schien.

Dennoch erholte sie sich Dank der Fürsorge Herzog Eberhards III. sehr schnell, und wieder waren es besonders die theologische und die juristische Fakultät, die bald ihr früheres Ansehen erreichten. Doch nimmt jetzt auch die medizinische Fakultät an dem allgemeinen Aufschwung teil, nur für die philosophische war die Zeit noch nicht gekommen. Eine längere Friedenszeit war diesen Fortschritten günstig, und als in den Raubkriegen Ludwigs XIV. in den Jahren 1688 und 1693 Stadt und Hochschule schwer bedroht schienen, gelang es dem gewandten Auftreten Osianders, die Gefahr abzuwenden. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts trat auch ein Aufschwung der Naturwissenschaft ein, und dieser, sowie die außerordentlich geringe Anzahl der Studierenden (300), wiesen nachdrücklich darauf hin, daß es an manchen Dingen, an einem Observatorium, einer guten Bibliothek und vielem andern fehle, um mit Aussicht auf Erfolg den Wettbewerb mit andern Hochschulen aufnehmen zu können. Der Herzog Karl Alexander nahm sich der Sache an, Gutachten wurden eingefordert und Pläne entworfen, aber der Mangel an Geld und Karl Alexanders Tod schienen das Werk zum Scheitern zu bringen.

Herzog Karl Eugen.

Da griff der neue Herzog Karl Eugen persönlich ein; er erschien selbst in Tübingen, suchte durch Erlasse die Landeskinder zu zwingen, in Tübingen zu studieren, und legte den Grund zu den Anfängen der Staatsprüfungen. Ein Observatorium wird gebaut, Mittel zur Erweiterung der Bibliothek werden zuwege gebracht, ein chemisches Laboratorium entsteht, und das Universitätshaus wird renoviert. Der Herzog läßt sich mehrere Jahre hintereinander zum Rektor wählen, zu den großen Festlichkeiten, die er bei seiner häufigen Anwesenheit in Tübingen veranstaltet, werden Professoren und Studenten eingeladen, er

nimmt selbst an den Prüfungen teil. Die Aussichten für die Zukunft der Hochschule waren glänzend. Da trat plötzlich der Umschwung ein. Der Eifer des Herzogs erkaltete auf einmal; ihm kam der Gedanke, daß es leichter sein werde, etwas ganz neues zu schaffen, als schwere Mühe darauf zu verwenden, Altes zu verbessern, ohne doch gewisse Aussicht auf Erfolg zu haben. Er erweiterte die militärische Schule auf Solitude, verlegte sie nach Stuttgart und ließ ihr vom Kaiser die Rechte einer Hochschule verleihen. Die Wirkungen zeigten sich in Tübingen sofort. Die medizinische und juristische Fakultät waren dem Eingehen nahe; nur die theologische konnte sich halten, da die hohe Karlsschule keine solche hatte. Von einem Fortbestehen der Universität konnte keine Rede sein; das Herabsinken zu einer theologischen Spezialschule schien unausbleiblich, die Zahl der Studierenden betrug nur noch 200. Da starb Karl Eugen (1793), und sein Nachfolger, Ludwig Eugen, hob die Karlsschule auf. Tübingen atmete auf, das Bestehen der Universität war wieder gesichert.

Gründung der Karlsschule.

Zur selben Zeit etwa fanden die Ideen der französischen Revolution unter der Studentenschaft Tübingens Eingang und Anklang. Wenn auch die Überlieferung von dem Freiheitsbaum, der auf dem Markte aufgepflanzt worden sein soll, ein Märchen ist, so steht es doch außer allem Zweifel, daß Männer wie Hegel, Schelling und Hölderlin von den neuen Ideen stark ergriffen wurden. Auch die äußeren Wirkungen der Revolution gingen an Tübingen nicht spurlos vorüber. Stadt und Land hatten in den Koalitionskriegen schwer zu leiden, besonders als im Jahre 1796 Moreau über den Rhein gegangen und in Schwaben eingedrungen war. Im wissenschaftlichen Leben aber machte jetzt die Philosophie Kants ihren Einfluß geltend. Die theologische Fakultät erhielt durch den aus der philosophischen hervorgegangenen Begründer der älteren theologischen Tübinger Schule, Storr, neues Leben, und in der medizinischen begann eine neue und bessere Zeit, besonders durch Autenrieths Wirken. Der lange und dringend gewünschte Bau eines Krankenhauses wurde endlich ausgeführt, und der Botanische Garten wurde erweitert, so daß er nicht nur den Bedürfnissen der Wissenschaft genügte, sondern auch eine Zierde der Stadt wurde.

Einwirkung der franz. Revolution.

Inzwischen aber hatten sich die politischen Verhältnisse des Landes gewaltig verändert. Durch die napoleonischen Kriege war das Gebiet Württembergs bedeutend vergrößert worden, und der Herrscher hatte den Königstitel erhalten. Die mit dieser Änderung verbundene Aufhebung der alten Verfassung des Landes hatte zunächst für die Universität schwere Folgen. Es schien um ihre Selbständigkeit geschehen zu sein. Die bisher autonome Hochschule wurde eine Staatsanstalt mit dem Kurator als Vorsteher, durch dessen Einsetzung der Kanzler überflüssig wurde, wenn auch sein Name blieb; die Befugnisse des Rektors wurden auf den Vorsitz im Senate beschränkt. Die eigene Gerichtsbarkeit wurde mit den anderen Vorrechten aufgehoben, dem Senat wurde das Recht, nach eigener Wahl die Lehrstühle zu besetzen, genommen, Lehrer der Universität durften keine Berufung ins Ausland, keine akademische Würde von einer anderen Universität annehmen. Wer in Württemberg angestellt sein wollte, mußte mindestens zwei Jahre in Tübingen studieren, später wurde sogar württembergischen Unterthanen der Besuch einer ausländischen Universität überhaupt verboten. Diese harten Bestimmungen haben indes nur kurze Zeit bestanden, die neue Verfassung des Jahres 1819 brachte eine endgiltige Ordnung der Verhältnisse und mildere Bedingungen.

Dieselbe Zeit führte aber auch als Folge der Befreiungskriege wie auf allen deutschen Hochschulen eine vollständige Umgestaltung des Verbindungslebens in Tübingen herbei. Zu festen Korporationen — Landsmannschaften und Orden — scheinen sich die Tübinger Studenten erst sehr spät zusammengeschlossen zu haben. Zwar wird im Jahre 1559 erwähnt, daß sich die Polen gemeinschaftlich beschwerten, weil einer ihrer Landsleute erschlagen war, und 1589 ist einmal von einem „Kränzlein“, ein andermal von einem Schmaus, den sechs Sachsen gefeiert haben, die Rede. Daß Landsleute sich bei solchen Gelegenheiten für den gerade vorliegenden Fall zusammenfinden, ist natürlich, berechtigt indessen nicht zu dem Schluß auf die Existenz von

Die Orden u. Landsmannschaften. dauernden Verbindungen. Der Amicistenorden wurde 1780 von relegierten Jenensern wie auf andere Hochschulen so auch nach Tübingen verpflanzt, fand aber keinen zusagenden Boden und ging bald ein. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts aber haben wir sichere Nachrichten über folgende Landsmannschaften. Schon vor 1805 entstand eine Ulmia, aus der die Danubia (schwarz-weiß) hervorging; kurz darauf finden wir eine Hohenlohia (blau-weiß-orange), eine Suevia (schwarz-rot), Württembergia (schwarz-weiß-gelb), Fidelia, Helvetia und Allemannia (blau-rot). Nachdem dann im Jahre 1814 die S. 94 erwähnte Burschenschaft Teutonia entstanden war, wurde nach Beendigung der Freiheitskriege, zum Teil von Mitkämpfern, am 12. Dezember 1816 eine Gesellschaft gegründet, die sich gegen die bestehenden Landsmannschaften richtete und zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Studierenden, zur Vermeidung der Duelle, zur Aufrechterhaltung der Moralität und der Ordnung die Einrichtung eines Ehrengerichts beschloß, dem alle Studenten unterworfen sein sollten. Die Burschenschaft. Die neue Vereinigung nahm zunächst noch nicht den Namen Burschenschaft an, sondern nannte sich „Arminia" und trug die Farben schwarz-blau. Ihre Bestrebungen fanden vielfach Anklang, auch bei den Landsmannschaften, die sich ihr teils, wie die Württembergia, völlig anschlossen, teils wenigstens an der Wahl des Ehrengerichts teilnahmen. Indessen ließen Untersuchungen seitens der Behörden sowie die durch zahlreiche Duelle zum Austrag gebrachten Streitigkeiten mit der feindlich gesinnten Landsmannschaft Suevia es nicht zu einem rechten Aufblühen der Burschenschaft kommen; erst die von dem Wartburgfest am 18. Oktober 1817 ausgehende Bewegung führte der burschenschaftlichen Sache neue Kräfte zu und gab den Anlaß zur Gründung der „Germania", die sich der „allgemeinen deutschen Burschenschaft" anschloß und die Farben schwarz-rot-gold annahm. Im W.-S. 1818/19 kam es infolge unaufhörlicher Reibereien mit der Suevia, die sich meist auf der sogenannten Büchsenkneipe am Herrenberger Weg abspielten, zu einer Verrufserklärung, doch trat durch die berühmte „Lustnauer Schlacht" am 8. März 1819, welche die Studenten zu gemeinsamem Kampf gegen die Bauern vereinte, eine vollständige Wendung ein. Eine „Commentverbindung", an deren Spitze die Burschenschaft stand, vereinigte Burschenschaft und Corps. Aber schon wenige Tage nach der glänzenden gemeinsamen Feier des Waterloofestes am 18. Juni begannen die Untersuchungen wegen hochverräterischer Umtriebe, und am 22. Dezember hob die Regierung die Burschenschaft auf. Doch wurden die Bestimmungen der Karlsbader Beschlüsse so milde gehandhabt, daß der „Burschenverein" sogar die Bestätigung der Regierung erhielt, und erst im W.-S. 1825/26 boten Streitigkeiten zwischen der Burschenschaft und den Corps eine Handhabe, um alle Verbindungen ohne Ausnahme aufzuheben. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1831, wo ein Tumult der Studentenschaft Gelegenheit gab, an der Wiederherstellung der Ordnung mitzuwirken; die Burschenschaft trat jetzt wieder offen auf. Dann folgte nach dem Frankfurter Putsch im Jahre 1833 eine schwere Zeit für die Korporationen, und auch der S.C., der sich in den dreißiger Jahren aus der Franconia (moosgrün-rosa), der Rhenania (blau-weiß-rot), der Guestphalia (grün-weiß-schwarz) und der Suevia (schwarz-weiß-rot) zusammensetzte, sah sich zu vorübergehender Auflösung genötigt.

Erst Ende der vierziger Jahre trat eine Wendung zum Bessern ein. Die Burschenschaft, die 1836 von Mitgliedern der Gesellschaft „Germania" wieder aufgethan war und die alte Stammburg der Tübinger Burschenschaft, die „Eifertei", als Kneipe erwählte, konnte es nach und nach wagen, öffentlich aufzutreten. Sie mußte sich freilich 1853 nochmals auflösen, weil sie, wie die Königliche Verordnung besagte, „zu politischen Zwecken mißbraucht und hierdurch die öffentliche Ordnung gefährdet" wurde, konnte indessen schon im nächsten W.-S., wenn auch ohne die äußeren Formen einer Verbindung, im geheimen fortgesetzt werden. 1857 nahm sie den Namen „Tubingia" und die Farben blau-weiß-gold an. Die heutigen Korporationen. Zwischen den Tübinger Korporationen herrschte eine zeitlang das beste Einvernehmen, bis 1857 die Corps das bestehende Commentverhältnis lösten; seitdem paukte die Burschenschaft mit den beiden Landsmannschaften, von denen die Ulmia (schwarz-weiß-gelb) am 6. November 1840, die Ghibellinia

(schwarz-gold-grün) am 22. Februar 1845 gestiftet war. Die Ulmia trat 1861 zum S.C. über, suspendierte aber nach kurzem Bestehen als Corps, und that sich 1879 wieder als Landsmannschaft auf. Ulmia gehört jetzt dem Coburger L.C. an, während Ghibellinia mit zu den Landsmannschaften zählt, die, wie S. 133 erwähnt wurde, aus dem L.C. ausschieden. Der D.C. besteht jetzt aus der Burschenschaft Germania (schwarz-rot-gold), die diesen Namen seit der am 5. Januar 1865 anläßlich des Thronwechsels in Württemberg von seiten der Regierung erfolgten Anerkennung führte, und der 1877 als schwarze Verbindung mit unbedingter Satisfaktion und eigenen Waffen gegründeten Derendingia — so genannt von dem Bierdorf Derendingen —, die seit dem W.-S. 1896/97 dem A.D.C. angehört und die Farben rot-silber-blau und schwarze Mützen trägt. Von den obengenannten Corps bestehen noch heute die Franconia, Rhenania und Suevia; zu ihnen ist 1877 die ursprünglich (am 22. November 1870) als Verbindung gestiftete Borussia (schwarz-weiß-schwarz) hinzugetreten. Dauernder und in stärkerem Maße als an anderen Universitäten haben sich in Tübingen solche Verbindungen Einfluß und Anhang bewahrt, die progressistischen Anschauungen huldigen. Schon in den dreißiger Jahren, als die Burschenschaft ein Satisfaktionsverhältnis mit den Corps einging, trat eine Anzahl von Mitgliedern aus der Burschenschaft aus, weil sie sich als Stiftler möglichen Reibungen und Paukereien mit Corpsburschen nicht aussetzen konnten. Die Ausgetretenen verlegten ihre Kneipe in den König und wurden daher zuerst Königsstiftler, später Roigel genannt; die Verbindung existiert noch heute als Königsgesellschaft mit den Farben schwarz-rot-gold. Auch die 1861 gegründete Normannia (rot-gold-weiß) und die nicht farbentragenden Gesellschaften, die 1857 gestiftete Stockdorphia und Lichtenstein, bekennen sich zu progressistischen Tendenzen. Unbedingte Satisfaktion geben dagegen die seit dem 19. November 1847 bestehende Verbindung Schottland (blau-gold-rot) und die 1874 gestiftete Saxonia. Zum Verband couleurtragender Turnerschaften gehören die Hohenstaufia (grün-weiß-rot) und die Eberhardina (hellblau-weiß-schwarz), während der Turnverein Arminia keine Farben trägt. An christlichen Verbindungen giebt es in Tübingen die 1859 als Rhenania gestiftete katholische Studentenverbindung Guestphalia (grün-weiß-schwarz), den katholischen Studentenverein Alemannia, den Wingolf, der seit dem 9. Juni 1864 existiert, und die Nicaria. Außerdem bestehen, von wissenschaftlichen und losen Vereinen abgesehen, noch folgende Korporationen an der Hochschule: der akademische Gesangverein Zollern, die 1871 gestiftete Verbindung Igel, die Palatia, die 1869 gegründete Gesellschaft Stuttgardia, die Virtembergia, die Tubingia und der Verein deutscher Studenten. Kennzeichnend für die gefestigte Stellung, deren sich die meisten Tübinger Verbindungen erfreuen, ist die große Anzahl der größtenteils auf dem Österberge belegenen Studentenhäuser; außer den Corps besitzen ein eigenes Haus die Landsmannschaft Ghibellinia, die Burschenschaft Germania, der Wingolf und die Stuttgardia.

Wie die unmittelbar auf die Befreiungskriege folgenden Jahre dem Verbindungsleben seine heutige Gestalt vorgezeichnet haben, wie sie auf die politische Gestaltung des Landes, auf die Stellung der Universität zum Staate bestimmend einwirkten, so waren sie auch für das wissenschaftliche Leben der Hochschule von der größten Bedeutung; denn nicht zum wenigsten die Vorgänge jener Zeit haben dazu geführt, Tübingen aus der Reihe der kleinen Universitäten emporzuheben und sie zu einer der größten unter den mittleren zu machen.

Die Universität im 19. Jhdt.

Im Jahre 1817 wurde eine neue Fakultät gegründet, die staatswissenschaftliche. Schon gleich nach der Aufhebung der Karlsschule war ein Lehrstuhl der Kameralwissenschaft in Tübingen eingerichtet worden, der Gedanke aber, eine neue Fakultät zu gründen, ging von Friedrich List aus, der auch zu den ersten an ihr wirkenden Lehrern gehörte. Sie schien zuerst nicht halten zu wollen, was man sich von ihr versprochen hatte, aber durch Rob. v. Mohl erhielt sie neues Leben und ist seitdem rüstig vorwärts geschritten und über die Grenzen des Landes hinaus von Bedeutung

geworden. Im folgenden Jahr wurde eine zweite neue Fakultät geschaffen in der katholisch-theologischen, die als Spezialschule seit 1812 in Ellwangen bestanden hatte, und endlich schied sich aus der medizinischen im Jahre 1863 eine dritte neue Fakultät aus, die naturwissenschaftliche. Die für die Ansprüche der modernen Wissenschaft notwendigen Bauten folgten in nicht zu großen Zwischenräumen: 1845 das neue Universitätsgebäude, 1846 ein neues Krankenhaus und das chemische Laboratorium, für das das Liebigsche in Gießen als Muster genommen wurde; 1874 wurde ein Haus für die Augenklinik angekauft und im folgenden Jahre der Bau des anatomisch-physiologischen Instituts vollendet. Auch die Bibliothek, das Schmerzenskind der Hochschule, fand endlich die verdiente Berücksichtigung. Aus den Büchereien der in der Reformationszeit aufgehobenen Klöster entstanden, mußte sie sich zuerst mit einem Zimmerchen im Universitätshause begnügen, und in solchen, sehr beschränkten Verhältnissen blieb sie, wenn auch vom Jahre 1563 an eine jährliche kleine Summe zu ihrer Vermehrung ausgeworfen wurde und einzelne Vermächtnisse ihr zufielen. Erst mit der Ernennung R. v. Mohls zum Oberbibliothekar im Jahre 1836 trat eine Besserung ein, da jetzt für genügende Räumlichkeiten im Schlosse gesorgt und ausreichende Mittel zur Verfügung gestellt wurden.

Dieser äußerlich erkennbaren Entwicklung der Universität entsprach die innere; es folgte Tübingens glänzendste Zeit, so daß in unserem Jahrhundert der Wunsch, den ihr Gründer aussprach, in Erfüllung ging. Die deutsche Sprachwissenschaft hatte in Ludwig Uhland und nach ihm in Keller, die orientalische Philologie in dem Sanskritisten Rudolf Roth hervorragende Vertreter; neben ihnen hat besonders der Ästhetiker Vischer lange Zeit der philosophischen Fakultät zur Zierde gereicht. Die theologische Fakultät wurde durch Baur, den Begründer der neuen theologischen Tübinger Schule weltberühmt, und wenn auch Strauß weder in der theologischen noch in der philosophischen Fakultät einen Lehrstuhl erhielt, so ist doch sein Name mit dem der Hochschule auf immer verbunden. In der medizinischen Fakultät wurde durch die Anregung des Stuttgarter Arztes Riecke eine Reihe gründlicher Reformen durchgeführt, so daß sie bald an äußerer Ausstattung wie an Tüchtigkeit der Lehrer den besten Deutschlands nichts nachgab.

So konnte denn die Hochschule, als sie im Jahre 1877 das Fest ihres 400jährigen Bestehens feierte, mit Stolz auf eine ruhmreiche Vergangenheit, mit Befriedigung auf die Gegenwart und mit fröhlicher Hoffnung in die Zukunft blicken.





1527.

Karl lebe wohl! Du hast Szepter und Schule gegeben.
Kriegsmächtig gründe ich, Philipp, das neue Athen.
Inschrift v. 1541 auf dem einen Szepter der Universität.

Allgemeiner Charakter der Universität.

Wie man es im allgemeinen als einen Vorzug unseres Hochschulwesens bezeichnen kann, daß sich die Universitäten nach ihrem Alter, nach der Art und Größe des Landes, der Lage der Städte, wo sie ihren Sitz haben, unterscheiden, so kommt dieser Umstand auch den einzelnen Hochschulen zu gute. Denn so sehr auch der Wechsel der Studierenden und der Lehrer von dem Gefühl der Einheit und Zusammengehörigkeit aller deutschen Universitäten Zeugnis ablegt, so giebt es doch eine ganze Reihe, die vermöge ihrer Eigenart eine hervorragende Anziehungskraft auf die Studierenden ausüben. Zu diesen besonders bevorzugten gehört auch Marburg; gerade die Marburger Hochschule hat sich trotz aller Wechselfälle während ihres beinahe 375jährigen Bestehens, insbesonders auch trotz der großen Veränderung des Jahres 1866, durch die sie aus der Landesuniversität eines Kleinstaates zu einer der vielen eines Großstaates wurde, ihre Eigenart in hohem Maße bewahrt. Ungeachtet der großen Vermehrung der Zahl der Studierenden, die sich in den letzten Jahrzehnten etwa verdoppelt hat, zeigt sie noch in vielen Dingen das Gepräge der kleinen Universität: so in dem Verhältnis zur Bürgerschaft, die noch immer die Studenten mit einem gewissen Stolze „use Härre" nennt, in dem freien, ungezwungenen Tone des Umgangs, in dem einmütigen Zusammenhalten der Studentenschaft, in dem glücklichen Mangel jener falschen Sentimentalität, die man sonst auf norddeutschen Universitäten bisweilen findet.

Die Stadt.

Ein durchaus individuelles Gepräge trägt auch die Stadt selbst. Von der Lahn aus steigt sie Stufe über Stufe hinauf zum Schloß; die Straßen sind teilweise so eng und steil, daß in manchen kein Wagen fahren kann. Die hochgiebeligen Häuser lehnen sich vielfach an die Bergwand an, so daß das zweite oder dritte Stockwerk mit dem Erdgeschoß des entsprechenden Hauses der Parallelstraße in gleicher Höhe liegt; die Straßen sind infolgedessen meist mit einander durch Treppen verbunden. Auf halber Höhe des Berges etwa erhebt sich der Stolz Marburgs, die reizende Elisabethenkirche, eines der schönsten Werke gothischer Baukunst in unserem Vaterlande. Überall bieten sich von den Terrassen herrliche Durchblicke auf die Wiesen des Lahnthals und die bewaldeten Höhen der umgebenden Berge, vor allem aber von dem alten Schlosse aus, von wo der Blick weit hinausschweift, am weitesten lahnabwärts auf den Frauenberg und nach Gießen zu. In der näheren Umgebung der Stadt treten uns überall die Reize einer lieblichen Natur entgegen, sei es in den

Die Umgegend.



Photographie S. Williams, Berlin.

Panorama von Spiegelslust.

Anlagen des Dammelsberges oder auf Spiegelslust, von wo die aus dichtem Grün hervorlugende Stadt einen besonders prächtigen Anblick gewährt. Und die Marburger Musensöhne wissen diese schöne Umgebung zu schätzen. Kaum irgendwo anders werden so viel Spritzen unternommen wie hier, mögen sie nun den naheliegenden Bierdörfern Wehrda und Ockershausen gelten, oder sich ein weiteres Ziel setzen wie Staufenberg, Gleiberg, Amöneburg oder das Hinterland mit seinen prächtigen Wäldern. Diese heitere Lust am Genuß der schönen Natur zeigt sich auch in der Marburg eigentümlichen Einrichtung der Fäßchenpartieen, deren Ziel vielfach der Frauenberg ist, und in der Feier der Walpurgisnacht. Nicht bloß auf den jungen Fuchs, der das zum ersten Mal erlebt, sondern auch auf bemooste Häupter macht es einen seltsam erhebenden Eindruck, wenn gegen Mitternacht überall zwischen den Bäumen Fackeln aufleuchten, hier und da wohl auch ein Holzstoß aufflammt, und dann, wenn der zwölfte Schlag der Turmuhr verklungen ist, das Lied „Der Mai ist gekommen" über das Lahnthal hinausschallt. Dem Liede folgt zuerst tiefe Stille, die Lichter verschwinden nach und nach, und das geräuschvolle Leben in den Kneipen nimmt seinen Anfang.

Doch sind Naturgenuß und Kneipenleben nicht etwa die einzigen guten Seiten Marburgs; es genießt vielmehr, und zwar mit vollem Recht, den Ruf einer Arbeitsuniversität. Neben dem fröhlichen, ausgelassenen Burschenleben geht ernstes Streben einher, und wie manchen, der glücklich das Ziel erreichte und die Prüfung bestand, haben schon die jubelnden Freunde empfangen mit dem Ausruf: „dem Kandidat ein hujajah!"

Die Gründung der Universität.

Die Marburger Hochschule, die erste protestantische Universität in Deutschland, wurde am 30. Mai 1527 von Philipp dem Großmütigen gegründet — ihre Bestätigung erhielt sie erst später 1541 von Kaiser Karl V. — und wurde am 1. Juli desselben Jahres feierlich eingeweiht. Philipp stattete seine neue Gründung freigiebig aus; als Einkünfte wurden ihr hauptsächlich die Erträge eingezogener Klöster angewiesen, und ausgedehnte Privilegien wurden ihr erteilt. Sie erhielt das Recht, einen Abgeordneten zum Landtage zu entsenden, und ihre Angehörigen waren von Zöllen und Abgaben befreit, sogar die Jagdgerechtigkeit in einem ausgedehnten Waldgebiet wurde ihr

Die Universität im 16. Jhdt.



Photographie S. Williams, Berlin

Universität und Schloß von der Lahn aus.

verliehen. Daß eine von Philipp gegründete Hochschule einen ausgesprochen protestantischen Charakter tragen mußte, war selbstverständlich; es war denn auch u. a. verboten, an ihr das sogenannte kanonische Recht zu lehren. Aber ebenso sicher bürgte die Person Philipps dafür, daß nicht eine einseitig lutherische oder schweizerische Richtung auf ihr überhand nahm; er und seine nächsten Nachfolger haben sich nach Kräften und mit Erfolg bemüht, den Geist der Duldsamkeit in der theologischen Fakultät zu pflegen. So waren denn im ersten Jahrhundert ihres Bestehens beide Richtungen in der Ansicht über die Abendmahlslehre in ihr vertreten, ohne daß es deswegen zu Streitigkeiten gekommen wäre; das „das heißt“ und das „das ist“ wohnten friedlich nebeneinander. Diese ruhigen Zustände haben das ihre dazu beigetragen, daß sich die Hochschule gedeihlich entwickelte und die Zahl der Studierenden stetig zunahm. Der Ruf ihrer theologischen Fakultät besonders zog viele Ausländer herbei: Schweizer, Dänen, Schweden, Niederländer, Schotten, selbst Griechen suchten Ansehen der theolog. Fakultät.



Marburg um 1700.
(Nach einem Stich von Gabriel Bodenehr.)

auf ihr Belehrung. Der bekannte Patrick Hamilton, der wegen Verbreitung protestantischer Lehren zu St. Andrews verbrannt wurde, und Jacob Arminius sind Schüler der Marburger Hochschule gewesen. Die Zahl der akademischen Bürger, die bei der Gründung 105 betrug, war im Jahre 1603 auf 317 gestiegen. Auch für strenge Zucht trat Philipp ein: „Kein Student soll zur Winterszeit abends nach 7 Uhr und Sommers nach 9 Uhr gehen bei Strafe der Verhaftung.“ Und daß solche Strenge nötig war, geht aus einer anderen etwa gleichzeitigen Verordnung hervor, die Bürgern und Studenten verbietet, bei der Nacht Feuerbüchsen unter den Kleidern zu tragen. Freilich, gefruchtet haben solche Anordnungen hier so wenig wie auf anderen Hochschulen; wir erfahren genug von blutigen Schlägereien zwischen Bürgern und Studenten. Das Verhältnis beider zu einander war eben ganz anders als jetzt, und für die damaligen Zustände in Marburg ist es bezeichnend, wenn ein von dem Rektor der Hochschule verfaßtes Spottgedicht auf die Bürger mit den Worten beginnt: barbara gens, inimica bonis studiisque bonorum. Aus der Antwort Philipps an den Stadtrat, der sich darüber beschwerte: „Wenn ihr nicht haben wollt, daß man euch so benenne, so befleißigt euch auch, nicht also zu sein“, geht hervor, daß die Schuld Studentenleben im 16. Jhdt.

wohl auf beiden Seiten gleich groß war. Schwere Nachteile hatte die Hochschule in dieser Zeit von dem häufigen Auftreten der Pest zu erleiden. 1529 fand deswegen ein Auszug nach Frankenberg, 1542 nach Biedenkopf statt, dem dann eine Verlegung der ganzen Universität nach Grünberg folgte. Erst im folgenden Jahre kehrte sie von da zurück, und solche Auszüge wiederholten sich im 16. Jahrhundert noch 4 Mal, meist nach Frankenberg. Die an älteren Hochschulen bestehende allgemeine Einrichtung der Bursen gab es ursprünglich in Marburg nicht, denn die im Jahre 1529 gestiftete sogenannte Burse war nur für Theologen bestimmt. Ihre Wirksamkeit war ohne Zweifel für ihre Zwecke günstig, sie hat aber nie die Bedeutung des nach ihrem Muster gegründeten Tübinger Stifts erreicht. Von größerer allgemeiner Wichtigkeit für die Hochschule war dagegen das zur selben Zeit gegründete Pädagogium, das mit Erfolg die Vorbereitung für das Studium an der Hochschule in die Hand nahm.



Photographie S. Williams, Berlin.
Die Universität.

Der Beginn des neuen Jahrhunderts brachte eine Reihe der folgenschwersten Ereignisse, zunächst ausschließlich solcher, die der Hochschule den größten Schaden zufügten. Fortwährende Heimsuchungen durch die Pest leiteten das Jahrhundert ein, dann folgte der 30jährige Krieg, in dem die Stadt schwere Belagerungen und Einquartierungen über sich ergehen lassen mußte. Schonten auch die feindlichen Heerführer, selbst Tilly, die Hochschule und ihre Angehörigen nach Möglichkeit, die Leiden der Stadt und des Landes trafen naturgemäß auch sie und machten eine gedeihliche Pflege der Wissenschaft unmöglich. Dazu kamen, und das war das Schwerste von allem, die Streitigkeiten zwischen den Häusern Kassel und Darmstadt. Im Jahre 1604 fiel durch den Tod Ludwigs IV. Marburg an Kassel, und Landgraf Moritz trat zur reformierten Lehre über. Er war zwar ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann, aber jähzornig, eigenwillig und in den konfessionellen Vorurteilen der Zeit befangen verlangte er von den Lehrern der Hochschule die Annahme des reformierten Bekenntnisses. Da sich einige weigerten, setzte er sie ab und veranlaßte so die Gründung der Universität Gießen durch Ludwig V. von Darmstadt.

Streit zwischen Kassel und Darmstadt.

Der Streit, der nun zwischen Kassel und Darmstadt ausbrach, wurde durch Reichshofratsurteil dahin entschieden, daß Marburg 1624 an Darmstadt kam. Infolgedessen verlegte der Darmstädter Landgraf seine Hochschule von Gießen nach Marburg, und Moritz gründete eine neue Hochschule in Kassel, die 1633 feierlich eröffnet wurde. Doch dauerte dieser Zustand nicht lange. Durch den westfälischen Frieden kam Marburg wieder an Kassel, und die Verhältnisse der beiden Hochschulen wurden durch den Teilungsvertrag von 1650 geregelt. Gießen wurde wieder Darmstädtische Universität, und nach langen Erwägungen, wo der Sitz der Kasseler sein solle, in Marburg, Herzfeld oder Kassel, entschied man sich für Marburg. Am 7. November 1652 konnten die Vorlesungen wieder in Marburg eröffnet werden; die feierliche Einweihung fand am 16. Juni statt. Die alten Vorrechte wurden erneuert, und langsam, aber stetig entwickelte sich die Hochschule zu neuer Blüte. Sie blieb reformiert, und nur reformierte Lehrer wurden auch außerhalb der theologischen Fakultät angestellt; für die Lutherischen war Rinteln Landesuniversität.

Verwilderung der Studentenschaft nach dem 30jähr. Kriege.

Die Verwilderung, die der verderbliche Krieg in allen Ständen hervorrief, riß auch in der Marburger Studentenschaft ein. Auch für sie gilt, was Lotichius

im Jahre 1631 von den deutschen Hochschulen im allgemeinen sagt: „Auf unsern deutschen hohen Schulen nimmt man unter den Studierenden statt der Bücher nichts als Streitigkeiten, statt der Hefte Dolche, statt der Federn Degen und Federbüchsen, statt gelehrter Unterhaltungen blutige Kämpfe, statt des fleißigen Arbeitens unaufhörliches Saufen und Toben, statt Studierzimmer und Bibliotheken Wirts- und Hurenhäuser wahr. Wer könnte die Totschläge, Mordthaten und andere Verbrechen aufzählen, die in unseren Zeiten auf den deutschen Universitäten verübt worden sind?“ Moritz suchte vergeblich dagegen einzuschreiten; erst als 1654 Marburg, Gießen und Rinteln gemeinsam vorgingen, gelang es wenigstens einen der Hauptschäden, den Pennalismus, zu unterdrücken.

Die gedeihliche Entwickelung, die mit dem Ende des 17. Jahrhunderts begonnen hatte, dauerte im 18. fort. Großen Glanz verbreitete über die Hochschule das Wirken des Philosophen Christian Wolf, der, 1723 aus Halle von Friedrich Wilhelm I. vertrieben, dem Rufe des Landgrafen folgte und einen Lehrstuhl in Marburg bestieg. Zwar widersetzte sich ein Teil der orthodoxen Theologen seiner Berufung, aber ein kräftiger Erlaß des Landgrafen beseitigte den Einspruch leicht, und Wolf lehrte unangefochten und hochgefeiert, bis ihn 1740 Friedrich II. wieder nach Preußen berief. Wie bedeutend im Beginn des Jahrhunderts der Aufschwung der Hochschule war, zeigt die Angabe, daß bei dem 200jährigen Jubiläum im Jahre 1727 die Zahl der Studierenden 200 betrug. Dieses Jubiläum wurde zugleich mit dem Regierungs-Jubiläum des Landgrafen mit großer Pracht gefeiert, und die Hochschule konnte die ersten dreißig Jahre ihres neuen Jahrhunderts ungestört ihrer Thätigkeit obliegen. Die Ruhe aber wurde durch den Ausbruch des siebenjährigen Krieges gestört. Hessen war fast ununterbrochen einer der Schauplätze dieses Krieges, und da Marburg Festung war, so hatten Stadt und Hochschule schwer zu leiden. Aber auch diese Prüfung wurde überstanden, und nach dem Kriege blühte die Hochschule aufs neue. Trotz des empfindlichen Mangels an den notwendigsten Instituten und trotz des Wettbewerbs durch das von der Regierung begünstigte Collegium Carolineum in Kassel nahm die Zahl der Hörer wieder zu. Die Aufhebung des Carolineum hatte die Übersiedelung der bedeutendsten Lehrkräfte nach Marburg zur Folge; es wurden Lehrstühle für Kameral- und Kriegswissenschaften eingerichtet, ein neuer botanischer Garten wurde angelegt, und ein chemisches Laboratorium, verschiedene medizinische Institute, sowie ein zoologisches und ein mathematisch-physikalisches Institut entstanden.

Christian Wolf.



Photographie E. Williams, Berlin

Die Aula.

Marburg im 7jähr. Krieg.

Von dem damaligen Marburger Studentenleben können wir uns eine ungefähre Vorstellung machen nach einer Schilderung des Benehmens der Studenten bei der oben erwähnten Jubiläumsfeier, die sich in den akademischen Annalen findet: „daß sie (die Studenten) sich recht lustig gemacht, und verschiedene auch als Zuschauer auf das große Speisezimmer zugelassen worden sein, dabei aber keine Desordres und alles ohne das geringste Unglück abgegangen, indem sie vorher alle die Degen ablegen und dem Fechtmeister in Verwahrung geben mußten; ohne daß sie nur alle

Studentenleben im 18. Jhdt.

Fenster, Bouteillen, Gläser, Tisch und Bänke in tausend Stücke zerschmissen, da der Schaden auf 200 Rthlr. zu schätzen; die Fenster sind auf hochfürstl. Rentkammer Befehl von dem Rentmeister bezahlt worden." Indessen darf uns weder dieser Bericht noch die Verbote gegen das Nachtschwärmen auf den Straßen, gegen Glücksspiele und leichtsinniges Borgen und Schuldenmachen dazu verleiten, etwa auf besonders sittenlose Zustände in Marburg zu schließen. Das war eben in der Zeit auf allen deutschen Hochschulen das Übliche, und die anderen Stände gaben den Studenten darin nicht nach; vielmehr zeigt uns ein Vergleich mit dem benachbarten Gießen, wo es allerdings so ziemlich am ärgerlichsten herging, daß in Marburg ein verhältnismäßig guter Ton herrschte. Was im Jahre 1756 hier gelang, durch gütliches Zureden das Degentragen im Kolleg und auf der Straße abzuschaffen, das wäre in Gießen nach dem Zeugnis von Laukhard und Goethe undenkbar gewesen, wie wir denn auch in Marburg nichts von den damals in Gießen so häufigen Auszügen der Studentenschaft hören.

Marburg unter westfälischer Herrschaft.

1807 kam das Kurfürstentum Hessen mit den benachbarten Gebieten an das neue Königreich Westfalen, und dadurch erwuchs der Marburger Hochschule eine schwere Gefahr; von den fünf Hochschulen, die im Gebiet des Königreichs lagen, sollten mehrere abgeschafft werden, und mit begreiflichem Bangen sah man der Entscheidung entgegen. Sie fiel für Marburg günstig aus; Göttingen, Halle und Marburg blieben bestehen, und diese hatten sogar den Vorteil dabei, daß die Einkünfte der aufgehobenen an die bestehenbleibenden verteilt wurden. So konnte denn Marburg daran denken, wenigstens zum Teil die Schäden auszubessern, die es in der letzten Kriegszeit erlitten hatte; unter anderm wurde die Universitätsbibliothek durch die Zuweisung der Rinteler bedeutend vermehrt. Durch den Befreiungskrieg kehrte dann das alte Herrscherhaus nach Hessen zurück, und auch in Marburg wurden die alten Zustände wieder hergestellt, vor allem die eigene Jurisdiktion, die die westfälische Regierung abgeschafft hatte, der Universität von neuem verliehen. Von nun ab sind in der weiteren Entwickelung der Hochschule, wenn wir von den schädlichen Wirkungen der Karlsbader Beschlüsse absehen, keine nennenswerten Störungen mehr zu verzeichnen. Die Zahl der Studierenden, die während der Napoleonischen Kriege mit 197 ihren niedrigsten Stand erreicht hatte, war 1825 auf etwa 400 gestiegen. Die allmählich zu größerer Duldsamkeit hinneigenden religiösen Anschauungen kamen auch in Hessen zur Geltung. Kurfürst Wilhelm I. ließ nicht nur lutherische, sondern auch katholische Lehrer in Marburg zu, und unter Wilhelm II. wurden die beiden Bekenntnisse einander ganz gleich gestellt, so daß auch in der theologischen Fakultät katholische Professoren angestellt wurden. Die nützlichen Folgen dieser Maßregel zeigten sich bald in einem immer zunehmenden Steigen der Besuchsziffer. Die Regierung erwies sich freigiebig, wo es galt, die Ansprüche zu befriedigen, die die schnelle Entwickelung der Wissenschaft, namentlich der Medizin und der Naturwissenschaften, an die Hochschule stellte. In den zwanziger Jahren wurde ein neuer botanischer Garten angelegt, ein neues Bibliotheksgebäude und ein neues chemisches Laboratorium wurden errichtet. 1842 folgte die Erbauung der Anatomie und des mathematischen Institutes mit der Sternwarte, 1856 die der chirurgischen Klinik; die unter hessischer Herrschaft begonnene Frauenklinik wurde 1867 vollendet.

Aufschwung d. Universität nach d. Befreiungskriege.

Orden und Landsmannschaften.

Inzwischen hatte sich auch in der Marburger Studentenschaft die Entwickelung des Korporationswesens von seinen ersten Anfängen in der Gestalt von Orden und Landsmannschaften bis zu seiner späteren Vielgestaltigkeit vollzogen. Die Orden sind, wie es scheint, in Marburg von Gießen aus eingedrungen. Wenigstens finden wir eine enge Verbindung zwischen den Harmonisten in Gießen und Marburg auch insofern, als der Orden auf beiden Universitäten mit der Landsmannschaft Franconia verbunden war, wie denn auch beide auf beiden Hochschulen zugleich infolge der in Gießen angestellten Untersuchungen aufgehoben wurden (1789). Die Amicisten erscheinen etwas früher (1783), und da der Orden in Gießen 1772 und zwar durch relegierte Jenenser begründet war, so liegt bei dem lebhaften Verkehr der Studierenden

der beiden Hochschulen unter einander die Vermutung nahe, daß auch dieser Orden von Gießen dort eingeführt ist. Weder Orden noch Landsmannschaft konnten aber zur Blüte gelangen, da die Behörden ihnen feindlich gesinnt waren. Es zeigt sich das auch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Wohl haben wir Nachrichten von einer Guestphalia 1810 und einer Hassia 1811, aber da für die Hassia später der 25. Januar 1813 als Stiftungstag angegeben wird, so muß sie wohl inzwischen aufgelöst gewesen sein. Nach den Befreiungskriegen erschien außer der Hassia und Guestphalia auch noch eine Rhenania, so daß beim Auftauchen der Burschenschaft drei Landsmannschaften den Kampf mit ihr zu bestehen hatten. Im Sommer 1816 setzt die burschenschaftliche Bewegung wie auf den meisten Hochschulen mit dem Bestreben ein, die Studentenschaft zu einer allgemeinen Burschenschaft zu vereinigen. Die unter dem Namen Teutonia neu errichtete Verbindung war insofern gegenüber den Landsmannschaften im Vorteil, als die Behörde ihr wohlgesinnt war und die Landsmannschaften aufhob. Selbstverständlich hielten in dem ausbrechenden Streit die Landsmannschaften zusammen, im Winter 1816/17 wurde zur Bekämpfung der Teutonia sogar ein förmlicher Bund geschlossen. Als dann aber der Senat durch sein rücksichtsloses Vorgehen bei den Vorbereitungen zur Feier des Reformationsfestes bei beiden Parteien gleiche Unzufriedenheit hervorrief, schlossen sich die Landsmannschaften mit der Teutonia zu einer allgemeinen Burschenschaft, der Germania Marburgensis, zusammen; da indessen, wie aus verschiedenen Umständen hervorgeht, die einzelnen Landsmannschaften innerhalb der Burschenschaft zusammenhielten, so darf wohl angenommen werden, daß sie es mit der Erhaltung der allgemeinen Burschenschaft wenig ernst meinten. In der That traten auch schon im Herbst desselben Jahres die früheren Hessen aus und bildeten das Corps Hassia, und als sich dann infolge der Karlsbader Beschlüsse die Burschenschaft auflöste, fanden sich auch die Rhenanen und Westfalen wieder zusammen. Die Burschenschaft bestand zunächst als Verein weiter, trat dann aber wieder als Germania auf und wurde von den drei Corps anerkannt, die 1821 mit ihr zusammen einen Repräsentantenconvent bildeten. Im Winter 1825 wurde dem Kurfürstlichen Ministerium in Kassel angezeigt, daß in Marburg eine geheime burschenschaftliche Verbindung bestehe, über deren Bestrebungen zugleich die ungeheuerlichsten Angaben gemacht wurden. Der Senat löste die Verbindung auf und legte den Mitgliedern Stadtarrest auf. Da jedoch die dem Civilgericht übertragene Untersuchung keinerlei Beweise für die vorgebrachten Beschuldigungen ergab, verfügte das Ministerium im Frühjahr 1825, daß man es bei der Auflösung der Verbindung bewenden lassen wolle, daß aber die Mitglieder ernstlich vor Erneuerung derselben verwarnt werden sollten. Unter diesen Umständen entschloß man sich, unter dem Namen „Allgemeinheit“ eine Vereinigung zu bilden, die weder einen Vorstand noch Statuten, sondern nur eine gemeinsame Kneipe und auf besondere Einladung stattfindende Zusammenkünfte haben sollte. Der „Allgemeinheit“ schloß sich eine große Anzahl von Mitgliedern an, die sich entweder in kleineren Kränzchen

Die Teutonia.

Corps und Burschenschaft.

Die Allgemeinheit.



Arminenhaus.

vereinigten oder zu gemeinsamen Kneipabenden und Ausflügen zusammenthaten. Einen besonders schönen Verlauf nahm nach der Schilderung eines alten Marburger Burschenschafters die Feier des 10 Jahre vorher, am 18. Juni 1815, erfochtenen großen Sieges über Napoleon. Gegen Abend zog die Allgemeinheit in großen Gruppen aus den Thoren nach den Ruinen des anderthalb Stunden entfernten Frauenbergs, des höchsten Berges in der nächsten Umgebung. Dort wurde ein weithin leuchtendes Feuer angezündet, um das sich die Gesellschaft auf dem Erdboden lagerte. Um Mitternacht schloß sich der Kreis um das lodernde Feuer enger zusammen; vaterländische Lieder wurden angestimmt, und in den Pausen wurden Reden gehalten, welche die Bedeutung des Tages und die in den Freiheitskriegen erweckten Hoffnungen schilderten. Aber schon im Winter 1825/26 nahm die „Allgemeinheit“ und damit die Burschenschaft, die in ihr fortbestand, ein unerwartetes Ende. Zwar lebte diese bald wieder auf und ist in den nächsten Jahren zeitweise — wie auch das S. 105 nach dem im Besitz der heutigen Burschenschaft Arminia befindlichen Original wiedergegebene Bild aus dem Jahre 1828 zeigt — zu erfreulicher Blüte gediehen, aber bis gegen das Ende der 50er Jahre wurde ihr Bestehen von häufigen Auflösungen unterbrochen.



Haus der Landsmannschaft Hasso-Borussia.

Die heutigen Korporationen.

Auch die Geschichte des S.C., der im November 1831 nach Heidelberger Protokollen aus Guestphalia, Teutonia, Vandalia, Hassia bestand, zeigt in jener Zeit einen fortwährenden Wechsel von Suspensionen und Rekonstitutionen; erst mit dem Jahre 1848 trat größere Stetigkeit ein. Wir finden von da an zunächst zwei Corps, die Teutonia (blau-gold-rot), die als Stiftungsjahr 1825 bezeichnet, und die Hasso-Nassovia, die sich 1839 mit den Farben grün-weiß-blau aufthat. Zu ihnen kamen die Vandalia (rot-weiß-grün), die sich indessen 1860 suspendierte, und die 1893 als Fortsetzung des 1840 gestifteten Corps gleichen Namens rekonstituierte Guestphalia (grün-weiß-schwarz), so daß dem S.C. jetzt 3 Corps angehören.

Die Burschenschaft wird jetzt durch die 1860 gegründete Arminia (schwarz-rot-gold) und die Alemannia (violett-silber-rot, gestiftet 1872) vertreten, denen sich im W.-S. 1898/99 die frühere Landsmannschaft Germania (gestiftet 1868, schwarz-weiß-rot), als dritte Burschenschaft angeschlossen hat. Von neuen Landsmannschaften bestand eine 1878 gegründete Guestphalia nur kurze Zeit; auf eine lange Geschichte kann dagegen die dem Coburger L.C. angehörende Hasso-Borussia zurückblicken, die aus einer seit 1856 bestehenden pharmaceutischen Verbindung hervorgegangen ist. Sie steht im Paukverhältnis mit der zum V.C. gehörigen Turnerschaft Philippina (gestiftet 1880, rosa-weiß-moosgrün). An farbentragenden Verbindungen sind außerdem der akademische Gesangverein Chattia (blau-weiß-orange) und die freie Verbindung Normannia (silber-rot-schwarz) zu nennen, die beide erst wenige Semester bestehen. Von den christlichen Verbindungen ist der Wingolf (grün-weiß-gold) eine der ältesten Marburger Korporationen; er ist am 25. Februar 1847 gegründet. Die katholische Verbindung Rhenania (blau-weiß-rot) besteht seit 1879, der katholische Studentenverein Thuringia seit 1881. Verbindungen mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion sind die 1881 gegründete Schaumburgia und die wissen-

schaftliche Verbindung Saxonia (gestiftet 1886); der Gesangverein Fridericiana und der A.T.V. verwerfen Bestimmungsmensur und grundlose Kontrahage; der A.T.V. hat sich ebenso wie der 1886 gegründete Verein deutscher Studenten seit einigen Semestern eigene schwere Waffen zugelegt. Eine Reihe wissenschaftlicher und Musikvereine vervollständigt das Bild des Marburger Korporationswesens, in dessen Mannigfaltigkeit kaum eine der vielen Schattierungen des heutigen studentischen Verbindungslebens fehlen dürfte.

Im Jahre 1866 wurde Hessen-Kassel preußisch und damit Glied eines größeren Ganzen; die Gewöhnung an die neuen Verhältnisse, die für Marburg nur Vorteil bringen konnten, ging verhältnismäßig leicht von statten. Die neue Regierung widmete der Hochschule dieselbe Fürsorge wie die alte und setzte die Anlage neuer Institute und Bauten fort. Seit 1873 wurde eine Reihe medizinischer Institute, das botanische Institut und das chemische Laboratorium vollendet, und am 19. Juli 1891 konnte die Einweihung des neuen Universitätsgebäudes feierlich begangen werden, das nicht nur durch seine vortreffliche Einrichtung seinen Zweck als Kollegienhaus erfüllt, sondern auch durch seine Bauart — es ist in frühgothischem Stil aus hellem Sandstein wie die Elisabethenkirche ausgeführt — sich so glücklich wie nur denkbar dem Charakter der alten Stadt anschmiegt.

Das Jahr 1870/71 rief auch in Marburg einen großen Teil der Studierenden zu den Fahnen, und mancher von ihnen hat seine Liebe zum Vaterlande mit dem Blut besiegelt. Die 350jährige Jubiläumsfeier wurde unter allgemeiner Beteiligung der Studierenden und der früheren Bürger der alma mater begangen und verlief in der heitersten Stimmung und in würdiger Weise.





1544.

> Gott erhalte diese schöne Pflanzschule und die bey derselben gemachten Heilsamen Anstalten im Segen und lasse ihm die Aufnahme derselben beständig empfohlen seyn, damit fernerhin allhier treue und tüchtige Männer zubereitet werden mögen, die seiner Kirche und dem gemeinen Wesen recht nützlich seyn können!
>
> Arnoldt, Ausführl. Historie der Königsberger Universität.

Charakter der Universität.

Die Königsberger Albertus-Universität nimmt, wie sie räumlich isoliert liegt, auch ihrem Charakter nach unter den anderen deutschen Hochschulen eine Sonderstellung ein. Die Eigenart des Landes und seiner Bevölkerung, seine weite Entfernung von den Mittelpunkten des deutschen Geisteslebens, der Jahrhunderte währende lose Zusammenhang mit dem Reiche, die Besonderheit der staatlichen Bildung und der daraus sich ergebende selbständige Gang der geschichtlichen Entwickelung, sowie endlich die von Anfang an bestehende Beziehung zu dem Hohenzollern-Hause haben ihr dies besondere Gepräge verliehen. Die Albertina ist die erste Universität von spezifisch preußischem Geiste. Während ihre älteren Schwestern ihr Dasein oft der Liebhaberei oder Eitelkeit eines Fürsten verdanken, ist sie aus dem harten Boden der Notwendigkeit erwachsen; andere Universitäten konnten und können eingehen, die Königsberger muß erhalten werden, wie sie entstehen mußte.

Vorgeschichte.

Solange der Deutschritterorden in Preußen herrschte, besaß er in seinen Mitgliedern eine genügende Anzahl befähigter Männer, um die Verwaltung des Landes zu besorgen. Daneben hatten die Unterthanen ausreichende Freiheit, oft mit Unterstützung des Ordens, ihren Wissensdrang zu befriedigen, zu welchem Zweck besonders die italienischen Universitäten und unter den deutschen Prag und Leipzig von Preußen viel besucht wurden. Für eine eigene Universität lag kein zwingendes Bedürfnis vor, und die von dem Hochmeister Konrad Zöllner von Rotenstein im Jahre 1387 zu Culm begründete, von Papst Urban VI. mit den Privilegien der Universität von Bologna ausgestattete Hochschule hielt sich nur kurze Zeit. Dagegen wurden wohl gelegentlich durch einzelne persönlich den Wissenschaften zugethane Hochmeister und Bischöfe Gelehrte von auswärts ins Land gerufen. Auf diesem Wege kam auch der Humanismus nach Preußen. Durch den gelehrten Bischof Hiob von Dobeneck gewonnen, hielt sich Eobanus Hessus von 1512—16 hier auf und gründete in der bischöflichen Residenz Riesenburg eine litterarische Gesellschaft, die sich die Pflege der lateinischen und griechischen Sprache, sowie der Beredsamkeit, Dichtkunst und Musik zur Aufgabe machte und eine Reihe wissenschaftlich tüchtiger Männer zu ihren Mitgliedern zählte.

Aber erst die Einführung der Reformation und die Säkularisation des Ordensstaates gab den Wissenschaften in Preußen eine dauernde Heimstätte. In folgerichtigem Eingehen auf den in der Reformation im Prinzip gegebenen demo-

kratischen Geist verlegte Herzog Albrecht den Schwerpunkt seiner Stellung als Landesherr in das Volk, dessen geistige Kräfte durch Predigt und Schule geweckt und für die Gesamtheit nutzbar gemacht werden sollten. Die für diesen Zweck nötigen Männer waren infolge des überall gesteigerten Bedarfs aus dem Reiche in ausreichender Zahl nicht zu haben. Überdies mußten bei der verschiedenartigen Zusammensetzung der Bevölkerung, die sich in weiten Strecken des Landes noch der littauischen, polnischen und zum Teil der preußischen Sprache bediente, die zukünftigen Prediger der Mehrzahl nach Einheimische sein. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, für deren Ausbildung in der Heimat zu sorgen.

Diesem Bedürfnis kam schon der erste evangelische Prediger in Preußen, Georg Briesmann, entgegen, ein Schüler Luthers und Melanchthons, indem er seit 1524 Vorlesungen zu halten begann; ihm folgte bald der Pfarrer an der Altstadt, Poliander. Ziemlich gleichzeitig fand auch die Buchdruckerei in Königsberg eine bleibende Stätte, und 1534 gründete der Herzog die erste Bibliothek. Endlich wurde auf Vorstellung und Wunsch der Landstände 1541 ein Pädagogium oder Partikulare eingerichtet, wo neben der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache Theologie, die Rechte und Medizin sowie die freien Künste gelehrt wurden, „zuvörderst aber die Lektiones, so junge Leute auf der Akademie zu Anfang zu hören pflegen". Dieser Anstalt, die bis 1619 bestand, sollte sich ausgesprochener Absicht zufolge bald die Begründung einer Universität anschließen.

Das geschah im Jahre 1544. Am 20./30. Juli wurde das Stiftungsdiplom erlassen; am 17./27. August erfolgte die Einweihung. Melanchthons Einfluß war auch hier entscheidend. Von ihm stammte der Plan, ihm wurden die Statuten zur Begutachtung unterbreitet, sein Schwiegersohn Sabinus wurde der erste Rektor, und die meisten Professoren waren seine Zuhörer gewesen. Als ein Produkt des evangelischen Geistes wird die Neubegründung schon in dem Stiftungsdiplom gekennzeichnet: „Scimus primam omnium in gubernatione curam Principum esse debere, ut vera Dei notitia late propagetur." Neben der Erweckung des wissenschaftlichen Strebens legte der Stifter ganz besonderen Wert auf die sittliche Haltung der Studenten. „Wir haben in den meisten Schulen Beispiele gesehen, die nicht nur christlicher Schulen, sondern jeglicher staatlicher Gemeinschaft unwürdig sind. Deshalb wünschen wir, daß die Leiter der Akademie in der Aufsicht der Sitten wachsam und streng sein sollen, und wir selbst werden diese Sorge übernehmen." Gründung der Universität.

Trotz der Armut des durch die Polenkriege arg verwüsteten Landes setzte der hochherzige Fürst, dessen Namen die Albertina mit Recht trägt, seinen Stolz darein, die neue Gründung materiell gut zu stellen, und er durfte ohne Übertreibung von sich sagen: stipendia damus maiora usitatis; bezog doch der Rektor Sabinus ein für die damalige Zeit glänzendes Gehalt von 350 Gulden. Das Collegium Albertinum, das zum Teil aus der Privatschatulle der Herzogin Dorothea erbaut und nach mannigfachen Erweiterungen 1569 fertig geworden ist, war für die bescheidenen Verhältnisse der ersten Zeit gewiß ganz ansehnlich zu nennen; 300 Jahre lang hat die Universität dort ihre Heimstätte gehabt. Auch für die unbemittelten Studenten wurde reichlich gesorgt, und die Summe von 1000 Mark, der vierte Teil des für die Unterhaltung der Universität jährlich ausgesetzten Geldes, war für diesen Zweck bestimmt und fand ihre Verwendung in der Einrichtung eines fürstlichen Alumnats sowie eines Konviktorii, in welchem arme Studiosi für 15 Schillinge wöchentlich bei dem Ökonomen speisen konnten. Dazu kamen billige Wohnungen, die Einrichtung einer Krankenstube im Hospital und ein besonderer Arzt für die Studenten.

Der Geist, welcher in der Wissenschaft an der Albertina im Anfang herrschte, war der des Aristoteles, dessen klassisches Ansehen so groß war, daß die ganze philosophische Fakultät sich gelegentlich in einem 1599 herausgegebenen Programm als Collegium philosophiam Aristoteleam in Academia Regiomontana profitentium bezeichnete, und der Professor Hagius faßte 1597 seine Kritik der alten Philosophen kurz in die Worte zusammen: Absurdus Plato, absurdus Galenus etc. Garriunt Herrschaft der aristotel. Philosophie.

et ineptiunt, qui non Aristotelis recipiunt sententiam. Ganz vereinzelt steht mit seiner Hochschätzung Platos der berüchtigte Paul Scalich. Auch die Theologie geriet bald von ihrem biblischen Grunde auf den Abweg der Kunstformen aristotelischer Definitionen. Die Physik wurde statutenmäßig nach Aristoteles gelehrt, und selbst die Medizin arbeitete mit den von ihm übernommenen Begriffen. Die verheißungsvollen Anfänge, welche die Anatomie und Chirurgie machte, stockten bald, und die ganze Wissenschaft verlor sich mehr und mehr in leere Phrasen von den facultates et qualitates occultae, dem ens lapidificum und spiritus petrificus, in Magie und Aberglauben.

Theologische Streitigkeiten.

Ganz besonders verhängnisvoll wurden für die junge Hochschule die theologischen Streitigkeiten, die sich an den Namen Osianders knüpfen, welche das ganze Land in Mitleidenschaft zogen und zusammen mit den wiederholten Pestheimsuchungen viele Professoren und Studenten zum Fortgang veranlaßten. So wirkten in der theologischen Fakultät während der ersten zehn Jahre nicht weniger als 10 Professoren nach einander.

Die Studentenschaft bestand natürlich der Hauptmasse nach aus Einheimischen, doch stellten von Anfang an die baltischen Lande ein nicht unbedeutendes Kontingent, und auch aus dem Reiche zog die Aussicht, in dem aufstrebenden Lande eine Anstellung zu finden, viele nach der Albertina. Besonders waren es im 16. Jahrhundert Franken, die durch die nahe Beziehung des regierenden Hauses zu ihrer Heimat hierher gezogen wurden. Im 17. Jahrhundert studierten viele Pommern, Schlesier, Märker, Mecklenburger und Holsteiner in Königsberg, sowie Westphalen und Siebenbürger. Die Zahl schwankte, und sichere Angaben sind nicht zu ermitteln.

Studentenleben bis gegen 1700.

Das Leben der Studenten unterschied sich nicht wesentlich von dem anderer Hochschulen. Die Deposition war auch an der Albertina obligatorisch. Die Bescheinigung von dem Vollzug derselben mußte bei der Immatrikulation vorgelegt werden. Noch 1703 wurde in einer unter dem Vorsitz des M. Arnold Heinrich Sahme gehaltenen Disputation der Brauch verteidigt, weil die pueri et tenerae aetatis iuvenes durch diesen „actum theatralem" citius ad virtutem duci possunt, quam fuste et ferula. Aber schon 1717 wurde die Deposition abgeschafft, und dafür ein Examen vor dem Dekan der philosophischen Fakultät eingesetzt.

Daß es auch in Königsberg nicht an solchen Studenten gefehlt hat, welche „die Zeit mit Müßiggang und in unanständiger Gesellschaft verderben, und unter dem Vorwande der akademischen Freyheit die besten Jahre in Üppigkeit und Frechheit mit Ausübung alles ersinnlichen Mutwillens zubringen", beweisen die immer wiederkehrenden Verordnungen und Strafen. Schon die Konstitutionen von 1546 wenden sich gegen die üblichen Mißbräuche und was dafür galt, als „närrischer Gang und Kleidung", Würfelspiel, öffentliche Tanzbelustigungen, Waffentragen, Raufereien, Häuserstürmen, Thoreinbrechen, Durchzechen, nächtliche Musik und Ruhestörung (larvae quibus vespertino aut nocturno tempore terreri solent homines) u. a.

Namentlich seit dem Aufblühen des Verbindungswesens und des von ihm gepflegten Pennalismus kehren Klagen und Strafen häufig wieder. So wurden 1634 mehrere Studenten relegiert „ob schoristicas expilationes et exagitationes summamque contumaciam". 1636 erfolgte daraufhin eine Verfügung gegen das „Pennalisieren und andere ungeräumte Wort und Werke, — wozu ihnen manch junges Blut die Spese und Unkosten herzugeben, und dabey viel Tribulierens und einem aufrichtigen Gemüt unerträgliche Vexationes zu erdulden gezwungen würden". Gegen solches Unwesen solle der Senat einschreiten, die tubae ac faces eiusmodi petulantiae sollen aufgesucht und relegiert werden, die gedruckten Mitteilungen davon seien in die Heimat der Betreffenden und nach den verbündeten Universitäten zu schicken. Nach dem Verbot des Pennalismus durch den Reichstag von Regensburg 1654 und dem Vorgange anderer Universitäten erging ein kurfürstliches Reskript gegen den „also genenneten hochärgerlichen Pennalismum". Derselbe soll „nebenst den Collegiis Nationalibus gäntzlich caßiret und aufgehoben seyn", gegen die Übertreter

wird die Strafe der Exklusion und je nachdem selbst Relegation cum infamia und Leibesstrafen festgesetzt. Kasse, Schlüssel und Lade nebst den darin befindlichen eigenbeliebig aufgerichteten Gesetzen, Handschriften und Pfändern sowie dem Vorrat an baarem Gelde und goldenen und silbernen Trinkgefäßen sollen in dem Senatorio abgeliefert werden. Erneuert wurden die Bestimmungen 1668, weil das Unwesen unter anderem Namen wieder einbrechen wollte — nam captant ferme latebras scelera et quaerunt fallere. Als 1673 bei einer Rauferei ein Mord geschah, erging ein neues Reskript „wider die große Licentz der jungen, frechen Leute, die ohne allen Unterschied des Herkommens gladiati einhergehen".

Wirksamer indes als alle Verbote erschien dem Senat eine unter Aufsicht stehende Organisation der Studentenschaft. So wurden 1683 die vier Nationen der Pommern, Schlesier, Preußen, (zu denen die Balten gehörten,) und Westphalen eingerichtet, denen sich jeder angekommene Student sogleich nach geschehener Immatrikulation anzuschließen angewiesen war, mit Ausnahme der preußischen vom Adel und der Königsberger Stadtkinder, denen der Beitritt freigestellt wurde. Sie wechselten sich vierteljährlich in der Generaldirektion ab, und bestanden wohl eine Zeit lang, aber 1746 schreibt Arnoldt, daß man von den National-Collegiis schon lange nichts mehr wisse. Überhaupt ist die Unruhe des 17. Jahrhunderts nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung unserer Universität geblieben. Wiederholt, namentlich in den Jahren 1620—30, wurde Stadt und Land von der Pest heimgesucht; auch die durch mehrfache Einfälle der Schweden, Polen und Tatarenhorden hervorgerufene arge Verwüstung des Landes wirkte nachteilig auf den Besuch der Universität. Dazu kamen die unheilvollen sogenannten synkretistischen Streitigkeiten der Theologen mit ihrem Ketzerverfolgungs-Fanatismus, durch welche „diese gute Akademie vor der Welt stinkend gemacht, derselben blühender Zustand in einen verderblichen und jämmerlichen gesetzt, die herrliche Frequenz der studierenden Jugend aus allerhand löblichen Nationen schändlich dissipiret und zerstreuet wurden".

Die Nationen.

Während aber die Universitäten im Reich dauernd unter dem dreißigjährigen Kriege litten, waren diese Übel für Preußen vorübergehend. Königsberg bildete damals einen sicheren Zufluchtsort. „Confluxerat Regiomontium ex Germaniae Academiis longinquo bello exhaustis cum Phoebi Sororibus paene totus Apollineus grex". Neben hervorragenden Staatsmännern, wie dem Statthalter Fürst Radziwil, dem Oberburggraf Johann Truchseß von Wetzhausen, dem Landhofmeister Andreas von Kreytzen, dem Kanzler Martin von Wallenrodt sowie dem Obersekretär der preußischen Regierung Robert Robertin nahm sich ganz besonders der Große Kurfürst der Universität an; er überwies ihr größere Einkünfte, erhöhte die Professorengehälter, erteilte Dotationen an verdiente Lehrer, suchte die tobenden theologischen Streitigkeiten beizulegen und schritt kräftig gegen alle Auswüchse des studentischen Lebens ein. Der Königsberger Dichterkreis bezeichnet die Regsamkeit des litterarischen Lebens; sein Hauptvertreter Simon Dach war von 1639—59 Professor der Poesie an der Albertina, Valentin Thilo 1634—62 Professor der Eloquenz.

Fürsorge des Großen Kurfürsten.

In solcher Blüte feierte die Universität 1644 das Fest des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens im Stile der Zeit durch endlose Reden, Deklamationen, Aufführungen und solenne Promotionen. Die Zahl der Studierenden war um die Mitte des 17. Jahrhunderts die größte, die die Albertina je erreicht hat, wenn auch Angaben, die bis 3000 gehen, übertrieben sein mögen. Dem Rektor Reimer folgten bei seinem Leichenbegängnis 1646 über 700 Studenten, und noch für das Jahr 1704 nennt Sahme in einer Dissertation mehr als 1000. Das Lebensalter der Studierenden war außerordentlich verschieden, neben 13 und 14 jährigen Knaben finden sich auch Studenten bis zu 30 Jahren. Ebenso verschieden war die Zeit des Aufenthalts auf der Universität. Während namentlich infolge des häufigen Wechsels der Universitäten der Zeitraum von 1—5 Jahren am häufigsten wiederkehrt, begegnen uns auch solche Studenten, die 10, 11, 13, ja 19 Jahre auf der Universität zubrachten, hauptsächlich wohl solche, die im Genuß der Privilegien von Universitätsmitgliedern sich ihren

Die 1. Jahrhundertfeier.



Das alte Universitätsgebäude.
(Original im Besitz der Burschenschaft Gothia.)

Lebensunterhalt erwarben als Informatoren und Famuli oder durch Verfertigen von Gelegenheitscarmina und Ausbeuten der Pennäle. Dieser lange Aufenthalt Unbemittelter veranlaßte sogar im Jahre 1708 eine Königliche Verordnung, „daß zum Studieren nicht jedermann ohne Unterschied gelassen werden solle, weilen ein jeder bis auf Handwercker und Bauren seine Söhne ohne Unterscheid derer Ingeniorum und Capacität studieren, und auf Universität und hohen Schulen sumptibus publicis unterhalten lassen will, da doch dem Publico und gemeinen Wesen vielmehr daran gelegen, wann dergleichen zu deren Studiis unfähige Ingenia bey Manufakturen, Handwerckern und der Militz, ja gar bei dem Ackerbau nach eines jeden Condition und naturlicher Zuneigung angewendet, und sie dergestalt ihres Lebens Unterhalt zu verdienen unterwiesen würden." Es ist klar, daß solche „Ingenia" nicht zur Hebung des Studentenlebens beitrugen. In der That mehren sich um die Wende des Jahrhunderts die Klagen über Ausschreitungen aller Art, über das Tragen der „großen Plempen und Soldaten-Degen", das Eindringen bei Hochzeiten, nächtlichen Lärm, Fenstereinwerfen, Angriffe auf Nachtwächter und ähnliches und damit im Zusammenhang über unfleißigen Kollegienbesuch, „da dann solcher gestalt es das verderbliche Ansehen gewinnen will, als würde die Universität nicht mehr von sittsamen, der freyen Künste geflissenen Jünglingen, sondern von undisciplinierten verlauffenen Lands-Knechten und Partheygängern frequentieret und bewohnet." Dadurch kam es, daß „die ehemals berühmte und belobte Universität an auswärtigen Orten dermassen verruffet ward, daß vornehme Leute ihre Kinder gar nicht anhero schicken, ja auch hier wohnende Eltern ihre Kinder von hinnen weg auf andere Akademien mit Unkosten zu verschicken genötigt werden." Neben diesen inneren Verhältnissen wirkte ganz besonders die verheerende Pest vom Jahre 1710 nachteilig auf die Frequenz, so daß die Zahl der Studenten auf ungefähr 300 herabsank. Aber die unausgesetzte Fürsorge der Landesherren beugte dem drohenden Verfall vor. Nachdem am 25. Juli 1701 die Universität als eine königliche eingeweiht worden war, ernannte der König zum besonderen Beweise seines Interesses im Oktober desselben Jahres den Kronprinzen Friedrich Wilhelm zum Rektor, welches Amt derselbe bis zu seiner Thronbesteigung bekleidete. Er, der in seiner Vorliebe für diesen schwer heimgesuchten Teil seines Reiches durch unaus-

Zeitweiliger Niedergang.

Kronprinz Friedr. Wilh. als Rektor.

gesetzte Arbeit die Hebung desselben, wie auf allen Gebieten, so besonders auf dem des Kirchen- und Schulwesens, herbeiführte, sorgte auch landesväterlich für das Wohl der ihm vor anderen nahestehenden Königsberger Hochschule. Der Erfolg zeigte sich schon äußerlich in einer stetigen Zunahme der Zahl der Studierenden, die in den Jahren 1732—38 auf 5—600 angegeben wird und 1744 sich sogar auf 1032 belief. Auch der innere Zustand war befriedigend. Hervorragende Gelehrte, besonders unter den Theologen, wirkten mit Eifer und großer Anerkennung; der Pietismus, der sehr bald auch in Königsberg zur Herrschaft gelangte, bewies seine belebende Kraft besonders auf dem Gebiet des Unterrichtswesens, und selbst seine Kämpfe mit den Wolfianern spornten nur zu geistiger Thätigkeit an. Überdies gehörte Königsberg zu den Orten, in denen der Gebrauch der deutschen Sprache besonders gepflegt wurde. Schon 1715 kündigte Lilienthal sein Kolleg „über die Antiquitäten und andere Merkwürdigkeiten des Königreichs Preußen" „durch ein in deutscher Sprache gedrucktes Programma" an. Es ist jedenfalls ein guter Beweis für den Geist der Königsberger Universität, wenn Gottsched, welcher ihr in den Jahren 1714—42 angehört hat, schreibt: „Mehr als einmal habe ich die Neigung gegen diejenige hohe Schule, der ich den Grund meiner Wohlfahrt danke, auch öffentlich zu verstehen gegeben".



Die neue Albertusuniversität.

Bei aller Bedeutung indes, welche die Albertina in den ersten beiden Jahrhunderten ihres Bestehens für Preußen und die Nachbarländer gehabt hat, hatte sie noch nicht durch einen führenden Geist auf das gesamte geistige Leben der Nation bestimmenden Einfluß ausgeübt, wie Wittenberg im 16. Jahrhundert, Halle am Ende des 17. und Leipzig in der ersten Hälfte des 18. Aber bald sollte der Glanz dieser Universität weit über die Grenzen des engen Vaterlandes erstrahlen durch den Ruhm eines Mannes, den sie ganz als den ihrigen in Anspruch nehmen darf, Immanuel Kant. 1724 zu Königsberg geboren, auf dem dortigen Friedrichs-Kollegium 1732—40 vorgebildet, bezog er 1740 die Universität seiner Vaterstadt und gehörte ihr bis zu seinem Tode 64 Jahre lang an als ihr Stolz und ihre höchste Zierde. Daß der Geist dieses gewaltigen Denkers, der die Anschauungen einer Welt umgestaltet und Generationen durch sein Pflichtbewußtsein erzogen hat, auf die Studentenschaft und ihre Lebensauffassung ohne Einfluß geblieben sein soll, ist an sich undenkbar. Zwar stieg er nicht wie Thomasius in Halle reformierend zu den Studenten herab, aber von seiner stillen Höhe aus lenkte er die Einzelnen zu reinerer, würdigerer, ernster Lebensanschauung hin, und ihm ist es nicht zum wenigsten zuzuschreiben, wenn sich die Königsberger Studentenschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eines vorteilhaften Rufes vor anderen Universitäten erfreute. Der Feldprediger Goldbeck versichert in seinen Nachrichten von der Königlichen Universität zu Königsberg i. Pr. 1782, daß „allgemeine Excesse trotz der großen Freiheit seit vielen Jahren in Königsberg ganz unerhört seien", und ein Unbekannter bezeugt den Fleiß des Studenten, „der hier mehr als anderswo, da er weder durch Renommistereien noch Modepedanterie brillieren könne, durch feine Lebensweise beides zu ersetzen suche. Akademische Bälle, Masqueraden und andere Tanzpartien verschaffen auch dem Lieb-

Kant.

Studentenleben gegen Ende des 18. Jhdts.

haber von diesen Ergötzungen Gelegenheit, seinen Wunsch befriedigen zu können; besonders sind die Vergnügungen dieser Art, die von Studenten arrangiert werden, sehr berühmt, weil sie mit zu den angesehensten gerechnet werden". Freilich darf man an den studentischen Salonton damaliger Zeit nicht den Maßstab von heute anlegen. Prof. Heidemann erzählt, er habe bei seiner Ankunft 1802 auf den Studentenbällen die Studenten „mitten im Tanzsaale aus dem Halse der Bouteillen Bier trinken und dergleichen Unsittlichkeiten begehen sehen, und doch fand er Professoren dort." Auf seine Mahnung hin wurde solcher Unfug wie auch manche Extravaganz in der Kleidung willig abgestellt.

Erniedrigung und Erhebung Preußens.

Aber erst das Läuterungsfeuer der napoleonischen Unglücksjahre vermochte die Königsberger Studentenschaft umzugestalten. Hat doch diese Stadt an dem Geschick des großen Vaterlandes den unmittelbarsten Anteil gehabt. Hier lebte in der Zeit der Not die königliche Familie, verehrt und geliebt von der bis in die Knochen königstreuen Bevölkerung, gestützt und gehalten durch den hoffnungsvoll einer neuen besseren Zeit entgegensehenden Patriotismus eines Kreises hervorragender Männer. Hier entstand im Frühjahr 1808 der unter dem Namen des „Tugendbundes" bekannte „sittlich-wissenschaftliche" Verein, der sich zur Aufgabe setzte, die durch das nationale Unglück verzweifelten Gemüter wieder aufzurichten, für volkstümliche Jugenderziehung zu sorgen, Anhänglichkeit an das Königshaus zu pflegen und die Mittel zur Erhebung des Vaterlandes vorzubereiten. Hier stimmte der jugendliche Max von Schenkendorf seine ersten begeisternden vaterländischen Lieder an. Ganz besonders eng wurde aber das Band zwischen dem Königshause und der Universität dadurch geknüpft, daß zum zweiten Mal ein preußischer **Kronprinz zu ihrem Rektor ernannt wurde.** Am 10. Februar 1808 erfolgte die eigenhändige Immatrikulation des neuen Rektors, und am 6. März trug dieser seinen Bruder Wilhelm als ersten akademischen Bürger unter seinem Rektorat in das Album ein.



Photographie E. Williams, Berlin.

Am Fischmarkt.

Äußerlich brachte der Universität diese Verbindung mit dem Hohenzollernhause teilweise wenigstens die Erfüllung langjähriger Forderungen. Der weise Grundsatz, „durch Entwickelung der geistigen Kraft des Volkes den Verlust an physischer Kraft zu ersetzen" (v. **Baer**, Aus meinem Leben, S. 306), ließ gerade in der trübsten Zeit des preußischen Staates neues Leben erblühen. 1809 wurde der Universität ein jährlicher Zuschuß von 17000 Thalern bewilligt, um den Lehrkörper zeitgemäß zu erneuern und die Gehälter der Professoren aufzubessern. Weitere 14000 Thaler dienten zur Einrichtung eines botanischen Gartens, ebenso wurde eine Summe zur Prämiierung von Preisarbeiten der Studenten ausgesetzt; im ganzen waren die Ausgaben für die Universität auf 34000 Thaler jährlich gestiegen. Endlich wurde 1811 der Grundstein zu einer Sternwarte gelegt, die mit einem Aufwande von 28000 Thalern in zwei Jahren hergerichtet wurde, zum größten Erstaunen Napoleons, der, als er auf seinem Feldzug nach Rußland den Bau besah, ausgerufen haben soll: „Kann denn der König von Preußen noch Sternwarten bauen?" **Bessel** entfaltete an dieser Sternwarte bald seine ruhmreiche Thätigkeit. 1807 wirkte, wenn

auch vorübergehend, J. G. Fichte an der Albertina, 1808 wurde Herbart herberufen, und 1814 begann Lobeck seine nahezu 50jährige Wirksamkeit.

Aber noch bestimmten „die Alten", die im Senat ihre Alleinherrschaft behaupteten, den Geist der offiziellen Vertretung der Albertina. Dieser engherzige, gewinnsüchtige Parteigeist, dieser Mangel an Fähigkeit, große Gesichtspunkte zu ergreifen, die feige Ängstlichkeit und niedere Lakaiengesinnung veranlaßten während des Druckes der Franzosenherrschaft die Universität zu Schritten, die glücklicherweise allein stehen. Trotz der rücksichtslosen Behandlung, die man von den französischen Gouverneuren erfahren hatte, ernannte die juristische Fakultät den Minister Daru in besonders festlichem Akt zum Ehrendoktor, wobei in dem Diplom bei Nennung Friedrich Wilhelms III. in auffälliger Weise der Zusatz des Königstitels ausgelassen, wie auch der Kronprinz einfach nur als Rektor angeführt wurde. Noch unerhörter freilich ist die Ehrenerweisung, die man dem Brigadegeneral und Lazaretinspektor Lalance erwies, indem man diesen bedeutungslosen Mann ehrenhalber in das Album der Universität eintrug, als den ersten seit 130 Jahren!

Ganz anders war der Geist, der in der Jugend lebte; besonders der „Blumenkranz des baltischen Meeres", eine Vereinigung, als deren Führer M. von Schenkendorf zu betrachten ist, war ein Nährboden der neuen vaterländischen, freiheitlichen Gesinnung. Die großen Ereignisse, die in den Mauern Königsbergs ihren Anfang nahmen, fanden sie vorbereitet, und als hinter den Trümmern der grande armée her York am 8. Januar einrückte, begrüßte ihn die Studentenschaft der Albertina in feierlichem Zuge. In dem großen Befreiungskampfe ergriff nahezu ein Drittel der akademischen Jugend die Waffen; fünfzehn von ihnen starben den Heldentod, viele kehrten mit den Zeichen der Tapferkeit geschmückt zurück. Alle aber kamen gereift und erfüllt mit Begeisterung für den großen Gedanken eines einigen Vaterlandes wieder. „Es war ein edles und würdiges Selbstgefühl, ein schönes, aber ruhiges Bestreben vorwärts und eine hohe Achtung für Bildung nach dem großen Befreiungskriege zurückgeblieben", so urteilt über die Studentenschaft der Albertina einer ihrer Lehrer, von Baer.

Stiftung der allgemeinen Burschenschaft.

Seinen Ausdruck fand dieser neue Geist in der Stiftung einer allgemeinen Burschenschaft nach dem Beispiel der jenaischen. Wann sie in Königsberg entstanden ist, läßt sich nicht ermitteln. Am Wartburgfeste nahmen Königsberger Burschen nicht teil, aber am 18. März 1818 reisten zwei von ihnen, beide Mitkämpfer des großen Krieges, Dieffenbach (der spätere berühmte Chirurge, † 1847 in Berlin) und Lucas (nachmals Schulrat in Königsberg) als Abgeordnete der Studentenschaft der Albertina nach Jena zum allgemeinen Burschentage. Ob man die Thatsache dieser Abordnung als einen Beweis für das Bestehen einer burschenschaftlichen Organisation ansehen soll, oder ob erst nach ihrer Rückkehr durch diese beiden eine solche ins Leben gerufen wurde, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls existiert eine Abschrift der ersten Satzungen aus dem Sommer 1818 (gegenwärtig im Besitz der Burschenschaft Germania). In Anlehnung an die Verfassungsurkunde der allgemeinen Burschenschaft bestimmen diese Satzungen den Zweck der Burschenschaft mit den Worten: „Burschenschaft ist eine freie, womöglich öffentliche Vereinigung von Burschen, nach gewissen Regeln sich vaterländisch auszubilden. Aus diesem Zweck folgt, daß die Mitglieder ehrenhaft sein müssen". Die Leitung lag in den Händen eines Seniorats von neun halbjährlich zu wählenden Burschen, von denen jeder drei Wochen lang Sprecher war. Monatliche Versammlungen, gemeinsame Kommerse, Konzerte und Bälle bekundeten die Zusammengehörigkeit. Genugthuung zu fordern und zu geben, war der Bursch bei Strafe des Verrufs verpflichtet.

Daß es landsmannschaftliche Verbindungen bis in die Zeit der Entstehung der Burschenschaft hinein gegeben hat, bezeugt von Auerswald in seiner Rede bei dem gleich zu erwähnenden Galtgarbenfest; welche es waren, ist nicht zu ermitteln, nur die Namen Pommerania und Borussia finden sich von den alten vier Landsmannschaften vor; jedenfalls gingen sie in der allgemeinen Burschenschaft auf.

Den glänzendsten Ausdruck fand die neue Gemeinschaft in dem Galtgarbenfest vom 18. Juni 1818. Der Galtgarben, drei Meilen westlich von Königsberg inmitten des schönen Samlandes gelegen, gewährt einen wundervollen Rundblick über Meer, Haff und Landschaft. Hier hatte der patriotische Sinn eines Mitstreiters des siebenjährigen Krieges, des alten Kriegsrats Scheffner, zur bleibenden Erinnerung an die Befreiungskriege, als „ein Denkmal der Kampfes- und Siegeszeit des Preußenvolkes", ein mächtiges eisernes Landwehrkreuz errichtet. Hierher wallfahrtete die Burschenschaft der Albertina und mit ihr mehrere Professoren am Tage des Sieges von Belle-Alliance. In reiner, ungetrübter, edler Fröhlichkeit vereinigten sich Lehrer und Jünger der alma mater Albertina in der Erinnerung an die große Zeit und stärkten sich gegenseitig „zu einigem Streben in deutscher Wissenschaft und Kunst, zu einem Wunsch für Deutschlands Wohl und Deutschlands Ruhm". Zugleich sollte das Fest auch „ein Fest der Wiedergeburt des höheren akademischen Lebens" sein. An die Stelle des höchst verwerflichen esprit de corps einzelner Verbindungen, so führte Alfred von Auerswald aus, sei das Bruderband des Gemeinsinnes getreten, das sie alle umfasse in Liebe und Freundschaft. Darin waren alle einig, daß keine Landsmannschaft sein solle, kein enges Zusammenhalten derer, die zufällig in einem Kreise oder einem Lande geboren waren, keine Zersplitterung des großen allgemeinen Interesses in die engherzigen Wünsche weniger.

Aber nur zu bald sollte die hoffnungsvolle Pflanzung der jungen Burschenschaft dem Nachtfrost der hohen Politik erliegen. Am 23. März 1819 wurde Kotzebue durch Sand ermordet. Man kannte den Ermordeten in Königsberg sehr wohl, wo er seit 1806 wiederholt geweilt hatte, zuletzt seit 1813 als russischer Generalkonsul, und 1815 hatte ihn die philosophische Fakultät zum Dr. hon. c. gemacht. Auch urteilte man hier über die That sehr ruhig. „Einen Nutzen dieser Ermordung sehe ich nicht ab", schrieb der oben genannte Scheffner, „wohl aber manche schlimmen Folgen". Aber als man den Getöteten im Theater durch eine besondere Trauerfeier ehren wollte, da erhob sich die Studentenschaft mit dem übrigen Publikum einmütig dagegen, und die Feier wurde daraufhin von der Polizei aufgehoben. Dieser Vorgang und andere ebenso unbedeutende genügten, um auch gegen die Königsberger Burschenschaft, die noch kurz vorher wegen ihres „guten Geistes" ein königliches Lob erhalten hatte, einzuschreiten. Die vom Senat eingesehenen Papiere boten nichts Kompromittierendes, und insbesondere das vorgelegte Protokoll der Verhandlungen in Jena zerstörte jeden Schein einer politischen Tendenz der Burschenvereine. Deshalb sprach sich der Prorektor Dirksen in seinem Bericht durchaus günstig über die Burschenschaft aus und empfahl mit Rücksicht darauf, daß sie ihren Ursprung einer Idee verdanke, deren Verbreitung Deutschland seine Rettung schuldig sei, und daß unter ihren Vorstehern Jünglinge seien, die notorisch durch Fleiß, Talente und Sitten sich vor allen andern rühmlich auszeichneten, eine schonende Behandlung. Trotzdem erfolgte Beschlagnehmung von Papieren, Erbrechen von Schränken, Abfangen der Korrespondenz, um Beweise für die einmal angenommenen hochverräterischen Umtriebe zu finden. Freilich hatten die Studenten der Albertina seit 1817 in pietätvoller Erinnerung an den Stifter derselben sein Bild in Gold oder Silber als Abzeichen der civitas Academiae Albertinae angenommen. Dieses unschuldige Zeichen sollte nun das Vorhandensein geheimer hochverräterischer Verbindungen beweisen, das Tragen desselben wurde als Ungehorsam angesehen und mit Verlust der Benefizien geahndet.

Einschreiten gegen die Burschenschaft.

Das Ende war, daß der wohlwollende Kurator v. Auerswald seines Amtes enthoben, und ein besonderer Regierungsbevollmächtigter eingesetzt wurde. Wie bitter die Universität diese „rohe Beleidigung" (Treitschke) empfand, beweist die wehmütige Notiz, welche der Dekan Elsner in das Tagebuch der medizinischen Fakultät eintrug: His peractis imminutam et oppressam universitatum dignitatem lugens munus Decani depono. Schließlich wurde in Durchführung der Karlsbader Beschlüsse durch Ministerialerlaß vom 20. Dezember 1819 jede Verbindung der Studenten aufgehoben

und verboten. Damit endete offiziell auch die erste Königsberger Burschenschaft, der noch 1844 der Prorektor Burdach in seiner Antwort an den Minister Eichhorn das rühmende Zeugnis ausstellte: „Mag die Burschenschaft hin und wieder ausgeartet sein, ja in einzelnen Individuen bis zu hochverräterischen Träumen sich verirrt haben, bei uns zeigte sie sich nur in wahrhaft edler Gestalt; sie verbannte das kleinliche Treiben der Landsmannschaften, die Raufereien, Völlerei und jede Roheit; nur Tüchtigkeit der Gesinnung und ernste Vorbereitung zum Dienste für das Vaterland konnte auf Ehre Anspruch machen."

Zwar blieb der Name einer „Burschenschaft" für die Gesamtheit der Studentenschaft fortbestehen, und es wurden auch allgemeine Bälle, Konzerte, Vivats, Komitate und Galtgarbenfeste abgehalten, auch bei Leichenbegängnissen trat die Studentenschaft unter Führung gemeinsam gewählter Entrepreneurs geschlossen auf, aber innerhalb derselben bildeten sich wieder die alten Landsmannschaften und dazu neue Verbindungen als „Kränzchen". Abzeichen wurden nicht getragen, da die Verbote gegen jede Vereinigung der Studenten bestehen blieben und erneuert wurden, wie u. a. 1824, wo die famose „Amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft" „auf ausdrücklichen hohen Befehl" erlassen wurde. Die ersten dieser landsmannschaftlichen Verbindungen und Kränzchen waren seit 1820 die Pommerania, Littuania und Masovia. Bald trat in den Vordergrund die 1824 begründete Pappenhemia, die besonders aus Mitgliedern des hohen Adels der Provinz bestand. Dazu kam die Borussia, der ein kraß-renommistisches Wesen nachgesagt wird, eine Scotia, Baltia, Teutonia, Marcomannia, die alle bald, unter dem Druck des Polizeiverbots aufgelöst, in der allgemeinen Burschenschaft aufgingen, bald wieder erneuert wurden.

Landsmannschaften, Kränzchen und Corps.

Eine gewisse Stabilität trat in der Gruppierung der Königsberger Studentenschaft seit 1828 ein. Damals that sich zuerst das Littauerkränzchen mit den Farben grün-weiß-rot auf und zeigte am 19. Dezember seine Konstituierung und sein Ausscheiden aus der allgemeinen Burschenschaft an. Ihr folgten 1829 die Pappenheimer (schwarz-weiß-blau), dann die Borussen (schwarz-weiß) und die Masuren (blau-weiß-rot). Dazu kam 1835 die Normannia (schwarz-gold-blau). Seit 1833 nannten sich diese Verbindungen Corps, bezw. Corps-Landsmannschaften; sie bildeten einen Seniorenconvent zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten. Die Burschenschaft nahm infolge dieser Veränderungen gleichfalls Farben an, und zwar schwarz-weiß-rot.

Losgegangen wurde auf Schläger — nur mit Offizieren auf Pistolen — ohne Wichs. Die einfachste Form war der Rappierjunge, der aus zwölf Gängen mit stumpfen Rappieren bestand und schon „aufgebrummt" werden konnte, wenn ein Bursch von einem Fuchs nicht commentmäßig gegrüßt wurde. Die „Überstürzung" erfolgte, indem ein „Dummer" draufgesetzt wurde, sieben Gänge, wobei eine 1 Zoll lange Wunde mit genügender Tiefe dem Duell mit untergelegten Sekundanten und Unparteiischem ein Ende machte. Noch schwerer war die Forderung „ohne Sekundanten" bis zu zwölf Gängen; ein Gang war beendigt nach dreimaligem Absetzen, oder wenn ein Blutiger saß. Als Pauklokal diente die Bude eines Studenten. Innerhalb der Landsmannschaften wurden Duelle möglichst durch Ehrengerichte verhütet.

Studentenleben in den 20er Jahren.

Das gewöhnliche Getränk war „Löbenichtsches Flaschenbier"; Kommerse wurden in Wein und warmen Bowlen gefeiert. Ein großer Unfug waren die sogenannten „Bierroutinen" mit Sekundanten und Unparteiischem, die bis zum „Papst" mit vier Gläsern, ja bis zum „Walfisch" mit acht Gläsern gesteigert wurden. Die Disziplin gab während der zwanziger Jahre oft zu Tadel Veranlassung, auch wird regelmäßig über den Unfleiß der Studenten geklagt. So äußert sich Herbart, daß das alte Übel des unregelmäßigen Kollegienbesuches, das sich nach den Befreiungskriegen um etwas gebessert hätte, sich allmählich wieder merklich verschlimmerte, und in der Geschichte einer der damaligen Königsberger Landsmannschaften findet sich der bezeichnende Satz: „Studiert wurde in sämtlichen Landsmannschaften nicht viel, Kollegien nur spärlich besucht." Das Auftreten auf der Straße war selbstbewußt, man ging meisten-

teils noch bewaffnet, mit Fähnchen und farbigen Bändern, an denen die Hieber u. s. w. hingen, mit betroddelter Pfeife und dem Tabacksbeutel, der an einer Schnur am Halse oder am Rockknopf hing, und einem Rohrstock oder Ziegenhainer, auf dem massenhaft Namen eingeschnitten waren. Häufig mußten die Behörden gegen Völlerei, Duelle, Straßentumulte und lärmende Demonstrationen im Theater einschreiten. Von einer Krankheit der Zeit hat sich allerdings die Königsberger Studentenschaft frei gehalten, der Beschäftigung mit der Politik, ob aus gesundem Sinn, oder, wie es einmal in einem Bericht erklärt wird, weil die Armut die meisten Studenten hinderte, Zeitungen zu lesen, mag dahingestellt sein. Auch sonst benahm man sich besonnen, z. B. 1831 in dem energischen und wirkungsvollen Einschreiten gegen den aus Anlaß einer Choleraepidemie aufgeregten Pöbelhaufen. In besonders schmeichelhaften Ausdrücken dankte der Kronprinz als Rector magnificentissimus dafür. Trotzdem blieben, besonders seit dem Frankfurter Attentat, die polizeilichen Maßregelungen, Verfolgungen und Verbote bestehen, so daß 1833 die Landsmannschaften sich vorübergehend auflösten.

Blütezeit der Königsberger Universität.

Die Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen brachten der Universität eine neue Blüte, ja in manchen Gebieten der Wissenschaft die Führung. Herbart richtete hier zuerst ein pädagogisches Seminar ein, und sein Nachfolger Rosenkranz verstand es, den Ruf der Königsberger Philosophie zu erhalten. In der Philologie deuten die Namen Lobeck, Lachmann, Lehrs die Stellung an, welche die Albertina einnahm; selbst die entstehende Wissenschaft der orientalischen Sprachen hatte in v. Bohlen, Vater, Nesselmann tüchtige Vertreter. Für die Geschichte genügt es an Hüllmann, Drumann, Johannes Voigt zu erinnern, und die Namen Dirksen, Sanio, Mühlenbruch, Ed. Simson kennzeichnen den Geist der juristischen Fakultät. Aber epochemachend wurde die Albertina auf dem Gebiet der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. Bessel sammelte Jünger um sich nicht nur aus ganz Deutschland, sondern auch aus dem Auslande, und die Mehrzahl der nachmals bedeutenden Astronomen hat hier zu seinen Füßen gesessen. Während die Mathematik noch 1804 durch den Hofprediger Schulz vertreten war, und K. G. Hagen gleichzeitig die fünf Fächer der Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik und Chemie lehren mußte, erhielten diese Wissenschaften nach und nach besondere Vertreter, und zwar in Männern wie Franz Neumann, Dove, Jacobi und Richelot, Forschern allerersten Ranges, deren Wirksamkeit der Albertina in der Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften einen hervorragenden Platz verschafft hat.

Studentenleben in den 30 er und 40 er Jahren.

Der frische Zug geistigen Lebens, welcher damals die Universität durchwehte, beeinträchtigte die Gemütlichkeit des Studentenlebens keineswegs. Viel trug dazu bei der allgemeine Duzkomment, der unter den Trägern des Albertus bis in die sechziger Jahre hinein geherrscht hat, viel auch die Stärke der diesen fröhlichen Ton pflegenden Verbindungen; zählten doch allein die Masuren im Herbst 1833 122 Mitglieder. Die allgemeinen Feste, Bälle und Konzerte genossen nach wie vor einen guten Ruf, ihr glänzender Verlauf war für die Studentenschaft Ehrensache. Naturgemäß und vielfach zum Heil des Ganzen suchten die organisierten Corps ihre Mitglieder in die Leitung solcher gemeinsamer Unternehmungen hineinzubringen. Dadurch fühlten sich aber die Nichtkorporierten, die Mitglieder der Burschenschaft, zurückgesetzt. Das durch den Zeitgeist geweckte Selbstbewußtsein der Einzelpersönlichkeit veranlaßte diese, den Übergriffen der Landsmannschafter kräftiger entgegenzutreten. Als dann aber ihre Beschwerden bei einer allgemeinen Studentenversammlung mit Hohn zurückgewiesen wurden, begaben sie sich in ein anderes Lokal und konstituierten sich am 18. November 1838 als allgemeine Burschenschaft Albertina. Das unterscheidende Merkmal dieser Burschenschaft von der ersten ist das Fehlen des vaterländischen Prinzips. Sie stellte in ihrem „Burschenbrauch" als Zweck hin „die Ausbildung des Jünglings zum Mann" und zwar nach den beiden Hauptbegriffen, auf welche seit ihrer „frühesten Einrichtung" die Universität gegründet sei, nämlich Freiheit und Ehre. Alle Mitglieder hatten gleiche Rechte, der Mittelpunkt der Vereinigung waren die Sonntagsversammlungen,

Die Burschenschaft Albertina.

eine geeignete Übungsstätte für zukünftige Redner. Wurde auch grundsätzlich das Duell verworfen, so verlangte es doch die Ehre und der Brauch, daß man ihm nicht aus dem Wege ging, und die Burschenschafter standen in Bezug auf Forschheit der Mensuren den Landsmannschaftern nicht nach. Die freie Verfassung der Burschenschaft gestattete in ihrer Mitte die Bildung von Kränzchen, unter denen von 1838—47 als geistig bedeutendstes das der Hochheimer (schwarz-rot) blühte, in welchem sich eine große Zahl später bekannt gewordener Persönlichkeiten zusammenfand, u. a. der Litterarhistoriker Julian Schmidt, der geistvolle, aber exaltierte Dulk, der berühmte Philologe Ludwig Friedländer, Rudolf Gottschall, der nachmalige Botschafter Robert von Keudell und der spätere Minister Hobrecht. Nennen wir noch den Masuren Ferdinand Gregorovius und den Littauer Wilhelm Jordan, so ist die geistige Bedeutung der damaligen Studentenschaft gekennzeichnet. Ferner bestand noch ein Kränzchen Saxonia (grün-gold) und eine Arminia (blau-gold), zu denen 1843 die gegenwärtig noch bestehende Burschenschaft Germania (schwarz-weiß-rot) und 1844 eine Borussia hinzukamen. Im Winter 1844/45 traten diese Kränzchen zum Teil aus der allgemeinen Burschenschaft aus, und damit hörte diese endgiltig auf zu bestehen. Sie hatte das ursprüngliche Ziel erreicht, die Vernichtung der Alleinherrschaft der Corps. Bei den gemeinschaftlichen Veranstaltungen, deren Leitung bis dahin ausschließlich in den Händen jener lag, traten nunmehr die Burschenschafter in den Vordergrund. Das setzte freilich Kämpfe, ja von 1842—45 wurden infolgedessen überhaupt keine allgemeinen Bälle abgehalten.

Politische Strömungen in der Studentenschaft.

In diese Kämpfe mischte sich zum ersten Mal an der Albertina ein politisches Moment. Die radikalen Elemente, durch Vorträge eines Walesrode, Gottschall, W. Jordan angeregt, suchten die Studentenschaft auf die schiefe Bahn der Tagespolitik zu locken. Aber die kühle, besonnene Art der Ostpreußen, der gesetzliche Sinn, der die akademische Jugend der Albertina von jeher ausgezeichnet hat, die Machtstellung der solchem Treiben abgeneigten Corps und endlich die Klugheit der akademischen Behörden, die unschädlichen Wünschen bereitwillig nachgaben, im übrigen aber die Leitung in fester Hand behielten, bewahrte sie vor Ausschreitungen. Selbst die Märztage des Jahres 48 gingen ohne Gefahr vorüber, indem die Leitung der „Studentenwehr" die von der Studentenschaft gewählten Professoren Richelot und Ed. Simson in die Hand nahmen. Mit der Beseitigung des Instituts eines außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten und der Aufhebung des Verbots studentischer Verbindungen kam die Entwickelung in ein ruhiges Geleise.

Inzwischen hatte in den letzten Augusttagen 1844 die Universität die dritte Jahrhundertfeier begangen, trotz der bewegten Zeit in seltener Einmütigkeit und unter außerordentlicher Beteiligung. Eigenhändig legte bei dieser Gelegenheit der königliche Rektor den Grundstein zu dem seit lange sehnlichst gewünschten neuen Universitätsgebäude. Indes konnte der Bau erst 1858 in Angriff genommen werden, und nachdem bei Gelegenheit der Krönungsfeier 1861 der Kronprinz Friedrich Wilhelm zum Rector magnificentissimus gewählt worden war, konnte derselbe am 20. Juli 1862 die neue Heimstätte öffnen und ihrem Beruf übergeben. Die jüngste Zeit brachte endlich auch die zeitgemäße Ausgestaltung der medizinischen und naturwissenschaftlichen Institute.

Kronprinz Friedr. Wilh. als Rektor.

Die Studentenschaft entwickelte sich seit 1848 ziemlich ruhig, aber in beständiger Fühlung mit dem Geist der Zeit. Nachdem im Jahre 1848 aus der Landsmannschaft Littuania eine Minorität ausgetreten war und ein Corps gleichen Namens gestiftet hatte, konstituierte sich 1851 das Corps Baltia (weiß-hellblau-schwarz-weiß). Die burschenschaftliche Sache dagegen erhielt Verstärkung in der 1854 gestifteten Burschenschaft Gothia (schwarz-gold-blau) und der Burschenschaft Arminia (1860), welche mit der Burschenschaft Germania zeitweilig einen D.C. bildeten. In der Konfliktszeit neigte die Studentenschaft zu politischer Parteinahme in fortschrittlichem Sinne, ohne indes damit außer bei einem dem fortschrittlichen Abgeordneten Professor Möller dargebrachten Vivat hervorzutreten. An dem

Die heutigen Korporationen.

Kriege gegen Frankreich beteiligten sich von 494 Studenten 141 (111 mit der Waffe, 30 als Krankenpfleger), 5 starben den Tod für das Vaterland. Die Tendenz der siebziger Jahre war corpsfreundlich; 1873 entstand aus Mitgliedern der Masovia und Baltia das Corps Normannia. Auch in burschenschaftlichen Kreisen gewann das Corpsprinzip der Erziehung zu schneidigem Auftreten, „zu charakterfesten Männern", Anklang, und die W.-S. 76/77 vom Senat aufgelöste Burschenschaft Arminia konstituierte sich alsbald als Corps Hansea (rot-weiß-gold). Aber auch in den anderen Burschenschaften hielt man nur noch traditionell die Prinzipien von Ehre, Freiheit, Vaterland fest, in der That suchte man alles Unterscheidende zu beseitigen und so einen Übergang in die Corps anzubahnen. Erst die achtziger Jahre brachten ein Erstarken des nationalen Geistes in der Studentenschaft, ein Verdienst des „Vereins deutscher Studenten", und als die Burschenschaften sich ihrer Geschichte zu erinnern begannen und das vaterländische Prinzip in der Erziehung mehr betonten, auch ein Wachsen der burschenschaftlichen Sache. 1880 konstituierte sich die seit 1878 als schlagende Verbindung bestehende Alemannia als Burschenschaft (blau-weiß-gold, schwarze Sammetmützen) und trat 1881 dem A.D.C. gleich bei seiner Gründung bei; 1885 wurde die 1875 als Turnverein gestiftete Teutonia (violett-weiß-rot) Burschenschaft, nachdem sich kurz zuvor auch Gothia und Germania dem A.D.C. angeschlossen hatten. Die Landsmannschaft Littuania wurde 1894 Corps, die 1882 als schlagende Verbindung Fridericiana gestiftete Franconia Landsmannschaft mit den Farben schwarz-silber-grün. Die Franconia steht mit der dem V.C. angehörenden Turnerschaft Frisia (violett-weiß-gold) im Paukverhältnis und bildet mit ihr einen Lokalverband. Auch die wissenschaftlichen Vereine, von denen die Albertia (weiß-schwarz-hellrot-weiß) und die aus ihr hervorgegangene Cimbria (grün-weiß-gold) Farben tragen und unbedingte Satisfaktion geben, haben sich zu einem Verbande zusammengethan. Von den beiden katholischen Korporationen ist die ältere die 1876 gestiftete nichtfarbentragende Borussia, während die Tuisconia erst seit dem W.-S. 1897/98 existiert.



Die Palästra Albertina.

Die Palästra Albertina. Das letzte Jubelfest des 350jährigen Bestehens brachte der Albertina ein Institut, dessen Besitz sie vor allen deutschen Hochschulen auszeichnet, die Palästra Albertina. In einseitiger Verkennung der Wichtigkeit körperlicher Ausbildung konnte noch 1804 der Mediziner Metzger das Bedürfnis eines akademischen Tanzsaales, Fechtbodens oder einer Reitbahn bestreiten, und es dauerte bis zum W.-S. 1861/62, bis ein Universitätsfechtlehrer angestellt wurde, dem dann allerdings auch ein Tanz- und Reitlehrer folgten. Aber ein Institut, welches den körperlichen Übungen in ihrer Gesamtheit hätte dienen können, gab es nicht; der Staat konnte es auch nicht schaffen. Da gab der weite Blick eines hochherzigen ehemaligen civis Academiae Albertinae die Anregung. Der New-Yorker Arzt Dr. Friedrich Lange, Mitglied und alter Herr der Burschenschaft Gothia, stiftete zu diesem Zweck eine namhafte Summe und schenkte ein geeignetes Grundstück. Daraufhin entstand 1890 ein Verein, der es sich

zur Aufgabe machte, diese Anregung zur That werden zu lassen. Der rührigen Thätigkeit dieses Vereins und seines Vorsitzenden, Prof. Dr. Bezzenberger, gelang es mit weiterer Unterstützung des Dr. Lange die Sache soweit zu fördern, daß 1894 in Anwesenheit des als Vertreter des Kaisers erschienenen Prinzen Friedrich Leopold der Grundstein zu dem Gebäude gelegt und dasselbe am 22. Oktober 1898 seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Es enthält Fechtsäle, einen Turnsaal, Schwimmraum, Kegelbahn und Spielplätze, ferner außer einer öffentlichen Gastwirtschaft Vereinszimmer für studentische Verbindungen. Im Juli 1899 legten die Studenten vor dem Stifter eine Probe ihres Könnens auf den verschiedensten Gebieten studentischen Sports ab; daran schloß sich dann ein Galtgarbenfest, die alte Form in neuem Geiste.

So steht die altehrwürdige Albertina da, in Treue des Dienstes wartend, zu welchem sie von ihrem Stifter einst bestellt worden ist, und wir können diese ihrer Geschichte gewidmete Skizze nicht besser schließen als mit den Worten des Schreibens, das unser Kaiser bei Gelegenheit des Jubelfestes 1814 an die Universität richtete: „Möge es der hohen Schule auch fernerweit beschieden sein, in Gottesfurcht und Vaterlandsliebe, im Dienste der Wahrheit und Wissenschaft ebenbürtig zu wetteifern mit ihren Schwesteranstalten in deutschen Landen.“





1558.

In Jena und im Himmelreich
Sind wir Studenten alle gleich.
(Jenenser Stammbuchvers v. 1738.)

Jena hat von altersher bis auf unsere Tage den Ruf besessen, die Universität der Freiheit zu sein, der Freiheit der Wissenschaft nicht minder wie des studentischen Lebens. Der Geist der Zeit, aus dem heraus die Hochschule gegründet wurde, wie die besonderen Verhältnisse, unter denen sie sich entwickelt hat, lassen diese ihre charakteristische Gestaltung nur natürlich erscheinen.

Charakter der Universität.

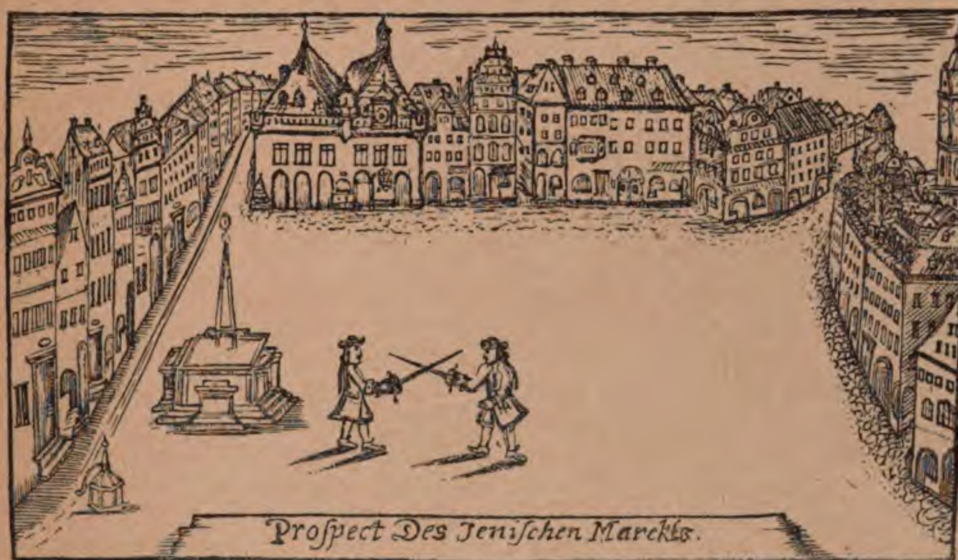
Als die unglückliche Schlacht auf der Lochauer Heide und die wittenbergische Kapitulation (1547) dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen den größten Teil des Landes, die Kurwürde und seine Freiheit geraubt hatten, da war es sein erster Gedanke, die verlorene Universität Wittenberg zu ersetzen. Er sah sich, bei allgemeiner Mutlosigkeit allein noch standhaft und vertrauend, unter den wenigen seinen Söhnen gebliebenen Städten nach der zum Sitz einer Hochschule geeignetsten um; in Betracht kamen nur Eisenach, Saalfeld und Jena, und auf das letztgenannte Städtchen fiel die Wahl.

Natürlich konnte der Plan nicht sogleich zur vollen Ausführung kommen, da es des kaiserlichen Privilegiums bedurfte, das unter den obwaltenden Umständen nicht zu erlangen war. Man gründete daher zunächst im Jahre 1548 ein „Akademisches Gymnasium", behielt aber die Umwandlung in eine wirkliche Universität für einen späteren günstigeren Zeitpunkt im Auge. Johann Friedrich sollte freilich die Resultate seines Strebens nicht erleben. Nachdem ihm der Passauer Vertrag 1552 die Freiheit wiedergegeben hatte, hielt er am 24. September desselben Jahres seinen Einzug in Jena, der sich zu einem großartigen Fest gestaltete. Aus jener Zeit stammt das bekannte Wort des Kurfürsten, der mit besonderem Wohlgefallen auf die zahlreiche Schar der jugendkräftigen Jünger der Wissenschaft blickte und, als er durch ihre Reihen fuhr, zu dem treuen Lucas Cranach äußerte: „Sieh, das ist Bruder Studium!" In seinem am 9. Dezember 1553 errichteten letzten Willen empfahl Johann Friedrich seinen Söhnen für den Fall seines Ablebens die Begründung der neuen Universität, indem er sie aufforderte: „mit unermüdetem Eifer und ohne Ansehen der dazu erforderlichen Unkosten zu Gottes Ehren und zur Steuer der Wahrheit das Vorhaben ins Werk zu setzen". Und die Söhne säumten nicht, dem Wunsche des Vaters nachzukommen. Nachdem der Kaiser 1557 seine Einwilligung gegeben und den sämtlichen Akademikern der neuen Universität alle Rechte, Privilegien und Vergünstigungen, welche die alten Universitäten besaßen, verliehen hatte, wurde am 2. Februar 1558 die feierliche Inauguration unter Anwesenheit des regierenden Herzogs, Johann Friedrich des Jüngeren, vollzogen.

Gründung.

Die neue Universität war im Geist des verstorbenen Kurfürsten Johann Friedrich, mit Einsicht und weiser Mäßigung, aber mit freien Statuten gegründet; diese haben denn auch auf die Entwickelung und Gestaltung des akademischen Lebens in Jena bei Lehrern und Lernenden den stärksten Einfluß ausgeübt. In der ersten Zeit ihres Bestehens hat freilich die Jenenser Universität ihren Ruhm weniger in fruchtbringender Forschung als in gelehrten Streitigkeiten gesucht. Namentlich waren es die Theologen, die sich beständig untereinander wie mit auswärtigen Gelehrten in den Haaren lagen und deren widerwärtige Zänkereien in dem Streit zwischen den Professoren Strigel und Flacius (dessen Grobheit als „Fläzerei“ sprichwörtlich geworden ist) unter Teilnahme der Studenten zuweilen zu aufrührerischen Szenen wüstester Art führten. Eins darf jedenfalls von Jena schon aus dieser Zeit gerühmt werden, daß es niemals bloß eine Universität von lokaler Bedeutung gewesen ist. Schon von den frühesten Zeiten an waren Deutsche aus allen Teilen des Reichs, ja selbst viele

Anfänge der Universität.



Der Marktplatz zu Jena im 18. Jhdt.

Ausländer unter den akademischen Bürgern zu finden. Während die wissenschaftliche Bedeutung der Hochschule im 16. Jahrhundert ihren Schwerpunkt in der Theologie hatte, zeigte der nächste Zeitraum eine Reihe bedeutender Juristen, die für ihre Wissenschaft lange Zeit hindurch tonangebend gewesen sind.

Wie dies zunächst auch anderwärts der Fall war, hatte die Universität im Anfang manchen Konflikt mit Rat und Bürgerschaft auf der einen und dem herzoglichen Justiz-Amt auf der anderen Seite zur Wahrung ihrer eigenen Rechte zu bestehen. Die Anlässe hierzu waren mitunter recht komischer Art. So hatte sich z. B. der Rat der Stadt einmal herausgenommen, die Aufwärterin eines Professors, die als solche auch der akademischen Gerichtsbarkeit unterstand, wegen eines Marktzanks mit Bauernweibern in Strafe zu nehmen und in den sogenannten „Käsekorb“ (einen als Weibergefängnis dienenden Ausbau am Johannisthorturm) zu setzen, und ein ander Mal dem akademisch privilegierten Rosen-Wirt wegen Ausschanks von Bier an Nicht-Akademiker auf offenem Markt seine Härings- und Käse-Waren fortnehmen lassen, Rechtsübergriffe, die in den Universitätsakten (1674) bezeichnet werden als „Attentata, dergleichen, solange die Universität durch Gottes Gnaden gestanden, nicht leichtlich erhöret noch gestattet sein werden“.

Studentenleben der ersten zwei Jhdte.

Das studentische Leben Jenas weist in den ersten zwei Jahrhunderten der Universitätsgeschichte keinen besonderen Wandel auf. Es empfing gleich von Anbeginn an die für diese ganze Periode charakteristische Gestaltung, die das Merkmal einer übergroßen, oft zu Verwilderung führenden Freiheit trägt. Grundlegend hierfür war schon die mit den Universitätsstatuten eingeräumte akademische Freiheit. Dazu traten als weitere bestimmende Faktoren noch einzelne besondere Bräuche, die sich von Anfang an herausbildeten, und die örtlichen Verhältnisse. In erster Beziehung übte die Einrichtung der „Professoren-Tische" einen nachhaltigen und nicht gerade günstigen Einfluß auf die Gestaltung des akademischen Lebens aus. Die Dozenten hatten nämlich das Recht, Studierende bei sich mit Speise und Trank zu beköstigen, und zu diesem Zweck das Privileg der Braufreiheit. Mit diesem Recht wurde aber bei der kärglichen Besoldung der akademischen Lehrer ein großer Mißbrauch getrieben. Die „Professoren-Tische" arteten zu regelrechten Kneipen aus, in

Professoren-Tische.



Jena im 18. Jhdt.

denen wüste Zechgelage oft unter persönlicher Beteiligung der Professoren stattfanden. Dieser Mißstand zeitigte aber noch andere. Da die Dozenten durch das Institut der Professoren-Tische vielfach wirtschaftlich von den Studenten abhängig waren, so zeigten sie sich auch in anderer Beziehung überaus nachsichtig gegenüber den Ausschreitungen der letzteren und wußten ihren Schützlingen bei dem Universitätsgericht, wenn nötig, herauszuhelfen. Dadurch wurde natürlich der Herausbildung eines wüsten Studententreibens sehr Vorschub geleistet. Die also begünstigten „Professoren-Tischler" ihrerseits, die wußten, was sie sich herausnehmen durften, spielten sich den an den billigeren Bürgertischen verpflegten Kommilitonen gegenüber als etwas Besseres auf und gaben dadurch häufigen Anlaß zu Streit und sonstigem Ärgernis. Die Jenenser Einwohner, die sich nicht gerade besonderen Wohlstandes erfreuten, fühlten sich gleichfalls von den Besuchern der Universität wirtschaftlich abhängig und duldeten infolge dessen vieles. Zugleich zeigte sich auch hier, gerade bei den kleinen Leuten, ein Leichtsinn, der das feuchtfröhliche studentische Treiben häufig auch dann, wenn es das Maß überschritt, äußerst begünstigte. Kam es doch gar nicht selten vor, daß Handwerksgesellen und Bauern, die den Studenten das Trinken und den Comment abgesehen hatten, mit ihnen darin — wenig zum Vorteil für ihre wirt-

Die Jenenser Bürger.

schaftlichen Verhältnisse — wetteiferten, eine Erscheinung, die noch heute für Jena charakteristisch ist. Zu all diesen Gründen für die Entwickelung einer außergewöhnlich weit gehenden akademischen Freiheit trat noch der Umstand, daß Jahrhunderte hindurch der Jenenser Student in gesellschaftlicher Beziehung völlig auf sich allein angewiesen war, sofern er sich nicht mit dem kleinen Bürger anbiederte, was wiederum nur zu jener außergewöhnlichen Verrohung des studentischen Lebens beitragen konnte, die für Jena so lange Zeit hindurch bezeichnend gewesen ist.

Der Pennalismus, dessen oben (S. 54 ff.) geschilderte Auswüchse in Jena ganz besonders zu Tage traten, wurde hier erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und nach mehreren Revolten der Studentenschaft unterdrückt. Gleichzeitig damit vollzog sich ein bemerkenswerter Wandel auch im Äußern des Jenenser Studenten. Während er früher in luxuriöser, ritterlicher Tracht einherging, suchte er jetzt seine „Forschheit" in einem recht saloppen Anzuge zu bekunden. Am liebsten ging er im Schlafrock auf die Straße und ins Kolleg, eine Unsitte, die trotz wiederholter Verbote doch lange Zeit nicht auszurotten war und auch im Liede mit anderen Palladien der Jenenser akademischen Freiheit verherrlicht worden ist: Studentische Tracht.

„Und die akadem'sche Freiheit
Ist in Jena auf dem Damm;
In Schlafröcken kann man gehen
Und den Bart sich lassen stehen,
Wie ein jeder will und kann!"

Zu Zeiten soll es damals sogar vorgekommen sein, daß ulklustige Studenten sich den Spaß machten und die Kleider auf offener Straße wechselten.

Der „Pump" hat zu allen Zeiten in Jena eine große Rolle gespielt; bis in unsere Tage sind Fälle nicht selten gewesen, daß Studenten sich allein auf Kredit Jahre lang durchgeschlagen haben. Auch darin sind sich die Dinge gleich geblieben, daß die Philister, speziell die Wirte und Geschäftsleute, im Anfang dem Studenten gern pumpen und ihn um so höflicher behandeln, je mehr er verbraucht. Die Kehrseite aber bleibt nicht aus, wenn der Bursch in höhere Semester kommt oder wohl gar Jena den Rücken kehrt; dann pflegt es auch in Jena heute wie früher so zu gehen, wie es ein alter Jenenser Stammbuchvers schildert: Der Pump in Jena.

„Alte Hirsche und Studenten
Leiden gleiches Ungemach,
Jenen laufen Jägerhunde,
Diesen die Philister nach!"

In mancher Beziehung waren die „Tretphilister" früher besser daran als heute. So war es z. B. Sitte, daß zufolge einer akademischen behördlichen Anordnung am Posthause die Eingänge von Geldsendungen an Studierende öffentlich angeschlagen wurden, so daß die Gläubiger rechtzeitig davon Kenntnis erhielten und den Wechsel mit Beschlag belegen konnten. Die Studenten suchten sich allerdings gegen diese schnöde Unbill ihrerseits zu schützen, indem sie einfach den Zettel mit der Ankündigung herunterrissen. Mit dem großen Pump, den der Jenenser Student genoß und noch genießt, erklärt sich auch, daß dieser von altersher eine weitgehende Gastfreiheit gegen Kommilitonen ausübte, eine Thatsache, die sich noch heutzutage und zwar besonders bei den glänzenden Festen der Korporationen und der damit verbundenen, oft tagelangen Bewirtung zahlreicher auswärtiger Gäste zeigt.

Wir würden eine Hauptseite des Jenenser Studentenlebens außer Acht lassen, wollten wir das Fechten mit Stillschweigen übergehen, das in Jena, wie kaum irgendwo sonst, zu allen Zeiten im Schwange war. Die, wie schon (S. 213) erwähnt wurde, von dem Fechtmeister W. Kreußler zu großer Vollendung gebrachte und von ihm und seinen Söhnen gelehrte Fechtkunst wurde, sowohl im regelrechten Zweikampf wie bei dem noch häufigeren Straßen-Rencontre, in Jena nur allzu eifrig und unzählige Male mit tötlichem Ausgang geübt. Die Universitätsakten weisen die Namen von Hunderten von Studenten auf, die im Laufe der Zeit daselbst im Duell oder bei Das Fechten.

Streitereien und öffentlichen Tumulten erstochen worden sind. Jena war infolgedessen noch bis in unser Jahrhundert hinein als Rauf-Universität verschrieen, und Zachariäs „Renommist" hat uns eine klassische Schilderung des Jenenser Burschen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten. Gefochten wurde früher innerhalb und außerhalb der Stadt. Berüchtigt als eine Stätte, wo Jahrhunderte hindurch viel Blut geflossen ist, war noch um die funfziger Jahre das Wedelsche Haus hinter der Stadtkirche, genannt die „Mordgrube". Außerhalb der Stadt waren namentlich die „Teufelslöcher" bei der Sophienhöhe und das Rauthal beliebte Kampfplätze. Alle behördlichen Verbote des Duells, selbst Zuchthaus- und Todesstrafe, vermochten es in Jena nicht auszurotten. Bisweilen fanden förmliche Massenkämpfe unter den Studenten statt, z. B. 1607, wo adlige und bürgerliche Kommilitonen in großer Zahl sich auf den Straßen mit Schießgewehr und Degen befehdeten. Ähnliche „Schlachten", wenn auch ohne so gefährliche Waffen, fanden auch noch in unseren Tagen dort



Das Jenenser Kollegiumgebäude um 1710.

zwischen einzelnen Korporationen oder studentischen Verbänden statt; es sei nur an die berühmte „Rosenschlacht" zwischen Corps und Burschenschaft erinnert.

Die abstoßendsten Züge weist das Burschenleben in Jena wohl in der Mitte des 17. Jahrhunderts auf, wo sich die schimpfliche Unsitte herausgebildet hatte, daß sich die Studenten unter einander mit Hetzpeitschen anfielen. Die Zuchtlosigkeit und Roheit kannte selbst keinen Respekt vor den höchsten Universitätspersonen mehr. So wurde in jener Zeit der Prorektor, als er einen gegen das Verbot maskierten Studenten zur Feststellung seiner Person von der Straße in ein Haus verfolgte, hier von diesem mit gezücktem Degen bedroht, so daß er nun, Hilfe rufend, flüchten mußte.

Vereinigt man die angeführten Züge des Jenenser Burschenlebens, wie es sich in den ersten zwei Jahrhunderten abspielte, zu einem Gesamtbild, so entspricht dieses Bild der allerdings recht derben Charakteristik, die sich in einem Stammbuchvers aus dem Jahre 1746 findet:

„Die Gläser geschwenket, gesoffen, gespien,
Die Jungfern geküsset, ein Vivat geschrien,
Zu Dorfe gelaufen, geschlagen, gewetzt,
Ist, was in Jena die Pursche ergetzt."

Wandlung des akad. Lebens. Eine Wandlung im wissenschaftlichen und äußeren Leben der Universität brachte erst die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, als unter dem Einfluß der

führenden Geister auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft ein frischer Hauch das geistige Leben Deutschlands durchwehte und zugleich in den verschiedenen ernestinischen Landen drei hochgebildete Fürsten, **Ernst II.** von **Gotha**, **Karl August** von **Weimar** und **Georg** von **Meiningen**, den Thron bestiegen. Eine neue Blütezeit brach für Jena an; von 1777 bis 1820 vereinigte es die berühmtesten Größen auf dem Gebiete der Theologie, Rechtswissenschaft, Medizin und namentlich der Philosophie, Philologie, Geschichte und Naturwissenschaft so gleichzeitig in sich, daß keine andere Universität sich mit der thüringischen Hochschule messen konnte.



J. Kürschners Gruppbotographien. H. Hillger, Berlin.
Die heutige Universität.

Begründet war diese Erhebung einerseits in der liberalen Verfassung, die Jena vor allen anderen Hochschulen auszeichnete, sodann in der Lehrfreiheit, die den Dozenten ungehemmte Bewegung gestattete, und nicht zum mindesten in der Anziehungskraft, welche der nahe weimarische Musenhof ausübte. Daß von Seiten der Nutritoren der Universität, namentlich von Karl August, dem hochherzigen Fürsten und geistvollen Beförderer von Kunst und Wissenschaft, die bedeutendsten Männer an die Hochschule berufen wurden, war ein weiteres nicht zu unterschätzendes Moment.

Die Universität um 1800.

Wenn wir an das Jena des zu Ende gehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts denken, so steigen auch sofort alle jene altberühmten klassischen Stätten, welche die Vertreter der großen Blüteperiode unserer Litteratur durch ihre Gegenwart weihten, in unserer Vorstellung auf. Wer heute die Straßen Jenas durchwandert, von denen es im Liede heißt, daß sie so sauber, wenn auch ein wenig krumm seien, dem fallen die zahlreichen weißen Täfelchen an den Häusern auf, mit denen seit der Feier des 300jährigen Bestehens der Universität die Wohnstätten ihrer berühmtesten Männer bezeichnet sind. Am Markt liegt das Haus, wo der große Botaniker **Batsch** in Armut starb, daneben die Wohnung **Reinholds**, des ersten Kantianers, am Johannisthor die des Theologen **Credner** und des Physikers **Seebeck**. Die Leutragasse hat eine besonders hohe Zahl berühmter Namen aufzuweisen. Hier wohnte **Fichte**, dessen Berufung Goethe ein Werk der Verwegenheit nannte, der Theologe **Döderlein**, der Historiker **Luden**, der Naturphilosoph **Oken** und der Philosoph **Fries**, der sich nebst Schweitzer, Oken und Kieser am Wartburgfest beteiligte, des Kirchenrats **Gabler** nicht zu vergessen, der im Jahre 1806 von Napoleon einen Schutzbrief erwirkte. In der Schloßgasse steht das Haus, wo **Schiller** und **Griesbach** nachbarlich verkehrten, am Engelplatz entdecken wir **Hufelands** und **Eichstädts** Namen, am Lutherplatz **Steffens** Wohnstätte, am Fichteplatz die **Hegels**, der während der Schlacht von Jena die gelehrtesten philosophischen Deduktionen zu Papier

Erinnerungsstätten.



Photographie G. Williams, Berlin.
Der Jenenser Carcer.

brachte. — Wie die Straßen der Stadt, so sind auch einzelne der heutigen Universitätsinstitute, die sich aus bescheidenen Anfängen heraus von Jahr zu Jahr vergrößert und vermehrt haben, reich an historischen Erinnerungen. Dahin gehört vor allem der botanische Garten, wo Goethe oft und lange und mit rechtem Behagen weilte, wo der Mediziner und Philosoph Schelver wohnte, von dem der Altmeister sagte, er mache mit Hegel und Seebeck schon allein eine Akademie aus. Gegenwärtig sind mit der Hochschule verbunden die Bibliothek mit etwa 200000 Bänden, eine Sternwarte mit meteorologischem Institut, eine Tierarzneischule, eine landwirtschaftliche Lehranstalt, ein pharmazeutisches Institut, die Lehranstalt für Chemie, sowie das mineralogische Kabinet nebst reicher Petrefaktensammlung. Auch für ein zoologisches und physikalisches Museum wurden in der neuesten Zeit größere Räume gewonnen.

Universitäts-Institute.



Tumultszenen in Jena am 17. Juli 1792.
Nach einem gleichzeitigen Stich in der jenaischen Universitäts-Bibliothek.

(Unterschrift: Die vom wahren Ehrgefühl durchdrungenen Studenten zu Jena erteilen einer starken Patrouille von Jägern, Husaren und Landmiliz das Consilium Abeundi mit der edlen Absicht, ein Blutbad zu verhüten. Am 17. Juli 1792.)

Der Sammlung orientalischer Münzen schließen sich das germanische und archäologische Kabinet, das anatomische Museum und die verschiedenen Kliniken an.

Wandel im Studentenleben.

Der durchgreifende Wandel in dem wissenschaftlichen Leben der Universität erstreckte sich auch auf das studentische Treiben. So sehen wir im 18. Jahrhundert gelehrte Gesellschaften entstehen, die Lehrer und Lernende in eine fruchtbare enge persönliche Berührung zu einander brachten. Der Typus des „Renommisten" begann nun endlich in Jena auszusterben und dem eines gesitteteren Studenten Platz zu machen. Zwar waren die in hoher Blüte stehenden Orden und Landsmannschaften nach wie vor Tummelplätze der Roheit und Rauflust, auch kam es zuweilen noch zu solchen aufrührerischen Tumultszenen, wie sie der obenstehende Stich veranschaulicht, aber gerade dieser Tumult, der durch eine von seiten der Regierung geplante Überwachung der Korporationen veranlaßt war, und der sich daran anschließende Auszug am 19. Juli 1792 waren weniger ein Ausfluß eines rohen und gewaltthätigen Geistes, als vielmehr ein Beweis für den starken studentischen Gemeinsinn, der damals in Jena herrschte. Die ernsten Ereignisse der nächsten Jahrzehnte trugen dazu bei, den Sinn der Jenaer Studentenschaft noch mehr zu läutern. Kamen doch

die trüben Tage der Schlacht von Jena und die Zeit, wo die Hand des Korsen schwer auch auf der Universität lastete, die ihm durch ihr freies Denken und Leben ganz besonders mißliebig war. Die Studenten waren voll geheimer Erbitterung gegen die fremden Eroberer, und es kam zu häufigen Duellen mit französischen Offizieren und Kommissären, bei denen der Tod leider auch manchen patriotisch gesinnten, jugendblühenden Studenten hinraffte. Aber auch der Stadt Jena drohte schweres Unheil, und es hing nur an einem Haar, daß sie nicht von Grund aus zerstört wurde. Es war am 2. April 1813, als eine französische Division auf dem Rückzuge durch Jena kam und hier einen Rasttag halten wollte. Da zeigten sich plötzlich, wie das Gerücht besagt, auf dem Hausberg die gefürchteten Kosaken — es sollen verkleidete Studenten gewesen sein —, was die Franzosen zu einer panikartigen Flucht veranlaßte. Napoleon war über diesen Vorfall so erbittert, daß er Befehl gab, Jena niederzubrennen! Nur den stürmischen Bitten des damaligen Universitätskanzlers von Müller und der Fürsprache des französischen Gesandten am Weimarischen Hofe, des Barons von St. Aignau, gelang es schließlich, vom Kaiser die Rücknahme des grausamen Befehls zu erwirken. An den Freiheitskriegen nahmen Hunderte von Jenenser Studenten teil, und zwar zumeist im Lützowschen Corps oder als Husaren. Viele von ihnen starben den Heldentod auf den Schlachtfeldern; viele aber kehrten siegreich zurück und wirkten nun unter ihren Kommilitonen für die Wehrhaftigkeit der deutschen Jugend durch Abhaltung militärischer und turnerischer Übungen.

Der ernste und geläuterte Sinn, den die Jenenser Studenten aus dem Kriege heimbrachten, verbunden mit dem von altersher in der Studentenschaft Jenas besonders ausgeprägten Freiheitsgefühl und einem in jener Zeit nirgends so stark hervortretenden Gemeinsinn bereiteten den Boden für die Entstehung der ersten allgemeinen Burschenschaft, deren Geschichte bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1819 wir an anderer Stelle, wenigstens in ihren Umrissen, bereits kennen gelernt haben.

Als die Fortsetzungen der alten Burschenschaft existieren heute in Jena drei Burschenschaften: die Arminia auf dem Burgkeller (schwarz-rot-gold, rote Mützen), die Germania (schwarz-rot-gold in weißer Einfassung, weiße Mützen) und die Teutonia (gold-weiß-dunkelblau, Grundfarbe blau). Ihre Farben zählen, wie die aller Jenenser Korporationen, von unten. Die Spaltung der Jenenser Burschenschaft datiert vom Jahre 1830; damals zogen die Anhänger der arministischen Richtung auf den Fürstenkeller, während die Germanen das alte Burschenhaus, den Burgkeller, beibehielten. Am 26. Januar 1832 fand eine vorübergehende Vereinigung statt, der 13. Juli 1832 brachte eine neue Trennung. S.-S. 1833 löste sich die Burschenschaft Arminia auf dem Burgkeller, die mit den Germanen die Burschenhäuser getauscht hatte, infolge der staatlich angeordneten Überwachung auf, bestand aber ebenso wie die am 18. Januar 1833 aufgelöste Germania im geheimen fort; arministische und germanistische Burschenschafter kneipten in loser Gemeinschaft auf dem Burgkeller. Am 28. Januar 1840 trennten sich 60 germanistisch gesinnte Mitglieder vom Burgkeller und setzten die alte „Germania", ohne einen besonderen Namen anzunehmen, auf dem Fürstenkeller fort. W.-S. 1842/43 ging von einigen „Fürstenkelleranern" das Bestreben aus, eine allgemeine jenaische Burschenschaft zu gründen. Die Unzufriedenen schieden aus und gingen zum „Burgkeller" über; der Rest setzte die Burschenschaft auf dem Fürstenkeller fort. Am 9. Juli 1843 kam es infolge innerer Bewegung, hervorgerufen durch die übergetretenen germanistischen „Fürstenkelleraner", zu einer neuen Trennung im „Burgkeller"; 60 Mitglieder desselben blieben zurück, die Ausscheidenden konstituierten sich als neue Burschenschaft auf dem „Bären". Am 20. August 1844 machte der „Burgkeller" dem „Bären" den Antrag zu einer Vereinigung, die auch fünf Tage später unter dem Namen „Vereinigung auf dem Burgkeller" erfolgte, während der Name „Burschenschaft" abgelegt wurde. Am 25. Februar 1845 gründeten neun, zum Teil dem Burgkeller angehörige Studenten eine neue Burschenschaft, die Teutonia mit den Farben blau-weiß-gold. Im darauffolgenden Jahre entstanden neue Bewegungen im Fürstenkeller. Da eine Einigung

Die Burschenschaft.

der studentisch und politisch radikalen Mitglieder mit den gemäßigten nicht erzielt wurde, erfolgte am 13. Dezember 1846 die Auflösung, Ausschluß der Unzufriedenen und die sofortige Neukonstituierung der Burschenschaft. Dieselbe nahm wieder den alten Namen „Germania“ sowie deren Farben schwarz-rot-gold auf weißem Grunde an. Den Wahlspruch: „Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland“ faßte sie bestimmter in die Devise: „Leben und Streben dem Vaterland“ zusammen, während die Arminia seit dem 4. August 1859 unter dem Namen „Burschenschaft Arminia auf dem Burgkeller“ den alten Wahlspruch und die alten Farben schwarz-rot-gold weiterführte.

Auch in der Teutonia machten sich im Jahre 1848 progressistische Bestrebungen geltend. Die Majorität beschloß deshalb die Auflösung und Rücktritt zum „Burgkeller“. Doch that sich die Minorität im Februar 1848 zur Wiedereröffnung des gesprengten Bundes zusammen, und weil die abgefallenen, zum Burgkeller wieder übergetretenen Mitglieder in der ersten Zeit blau-weiß-gold weitertrugen, so machte die Teutonia diese Farben von jetzt ab in der umgekehrten Reihenfolge (gold-weiß-blau) zu den ihrigen.

Die 1815 in der Burschenschaft aufgegangenen Landsmannschaften thaten sich sehr bald nach den Ereignissen von 1819 mit ihren alten Farben wieder auf: am 6. Juni 1820 wurde die Thuringia (schwarz-dunkelrot-weiß) konstituiert, am 7. Juni desselben Jahres die Saxonia (dunkelblau-hellblau-weiß) und am 20. Januar 1821 die Franconia (grün-rot-gold). Der Jenenser S. C., dem jetzt 4 Corps, die drei genannten und die am 10. März 1841 gestiftete Guestphalia (grün-weiß-schwarz) angehören, hat, namentlich in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens viel unter behördlichen Maßregelungen einerseits, andererseits unter dem Übergewicht der Burschenschaft, die den Corps ein Paukverhältnis nur unter drückenden Bedingungen zugestehen wollte, zu leiden gehabt. Die Geschichte einzelner Corps, besonders der Sachsen, weist einen fortwährenden Wechsel von Suspensionen und Rekonstituierungen auf. Die heutige Saxonia ist aus einer 1874 gestifteten Verbindung, die W.-S. 1877/78 Landsmannschaft mit den Farben grün-weiß-gold wurde, hervorgegangen, nahm aber später als Corps die Farben der alten Saxonia an und wurde auch als Fortsetzung dieser anerkannt.

Die Corps.



Der Burgkeller (Arminenhaus).

Von neuen Landsmannschaften gehört nur die 1862 als akademischer Gesang-Verein Paulus gestiftete Rhenania (blau-weiß-rot) dem Coburger L. C. an, während die Suevia (hellblau-weiß-schwarz, schwarze Mützen), die 1878 als Troglodytia gegründet wurde, aus dem L. C. ausgeschieden ist. Freie Landsmannschaft ist die mit der Suevia im Paukverhältnis stehende Borussia, die am 1. Dezember 1858 als Verbindung Eisbäria gestiftet wurde und blaue Stürmer trug. 1870 aus Anlaß des Krieges suspendiert, that sie sich 1893 als Verbindung Borussia (schwarz-weiß) wieder auf, nahm 1896 den Namen Eisbäria und die Farben weiß-hellblau-weiß-schwarz an und trägt

Die übrigen Korporationen.

seit dem S.-S. 1898 als Landsmannschaft Borussia im Winter schwarze Preußenmützen, im Sommer blaue Eisbärenstürmer.

Der V. C. ist durch zwei alte Jenenser Korporationen vertreten, die 1843 als pharmaceutisch-naturwissenschaftlicher Verein gestiftete Normannia (hellblau-gold-rot) und die Salia (ziegelrot-gold-dunkelblau), die 1855 als schwarze Verbindung Tapiria gegründet wurde, eine Zeit lang dem Gothaer E. C. angehörte und 1895 Turnerschaft wurde. Ebenfalls auf eine lange Geschichte kann die Agronomia Jenensis (schwarz-grün-gold, schwarze Stürmer) zurückblicken, die am 8. Februar 1851 gestiftet wurde und sich W.-S. 1889/90 als Verbindung mit unbedingter Satisfaktion rekonstituierte. Von den wissenschaftlichen Vereinen abgesehen, existieren außerdem noch der 1858 als Verbindung gestiftete A. T. V. Gothania und der studentische Gesangverein zu St. Pauli, der schon 1828 gegründet und 1862 erneuert wurde.



Zusammenwerfen der Fackeln auf dem Marktplatz zu Jena.
(Nach einem Stich aus den 70er Jahren.)

Jedem Studenten, welcher Korporation er sich auch anschließen mag, wird Jena auch jetzt noch als das Dorado des Studententums erscheinen. Die landschaftliche Lage der Stadt, mitten im Herzen Deutschlands, umgeben von den duftig frischen Höhen und den heimlich stillen Thälern des Thüringer Waldes, die Romantik der alten Burgruinen am hellen Strand der Saale, der Charakter der Stadt und die Geschichte der Universität erklären es, wie gerade in Jena das deutsche Studententum mit all seinen Licht- und Schattenseiten am reinsten zum Ausdruck kommen und sich am unverfälschtesten bis in unsere Tage erhalten konnte. In Jena wurde Jahrhunderte lang alles nach dem Geschmack des Studenten gemodelt, Bürger und Bauer, Stadt und Land mußten sich ihm anbequemen; hier war seine Domäne, hier herrschte er unumschränkt, und so ist es im Grunde heute noch.

Landschaftliche Lage.

„Wenn dem Burschen es behaget,
setzt er vor die Thür den Tisch,
und dann kommt der Wirt gesprungen,
da wird dann gezecht, gesungen,
auf der Straße frei und frisch.“



Photographie S. Williams, Berlin.

Der Fechtboden.

Wie viel Tausende von Musensöhnen haben diesen Vers gesungen und den anderen von den „sauberen Straßen, durch die ein Wasser alle Woche wird gelassen, in der ganzen Stadt herum". Wie viel Füchse haben sich das Distichon von den sieben Wundern Jenas eingeprägt:

Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula turris,
Weigeliana domus: septem miracula Jenae.

Ara ist der Durchgang unter dem Altar der Stadtkirche, caput der Schnapp-
Die Stadt. hans an der Rathausuhr, draco ein skelettartiges, von den Studenten aus Scherz im 17. Jahrhundert zusammengesetztes Gebilde, das sie in den Teufelslöchern gefunden haben wollten, mons der Hausberg, pons die Camsdorfer Brücke, vulpecula turris der Fuchsturm, Weigeliana domus ein früher in der Johannisgasse gelegenes, sternwartenartiges, jetzt abgebrochenes Haus. An der Brücke ist weiter nichts Wunderbares, als daß sie der Sage nach einen Dreier mehr als der Turm der Stadtkirche gekostet hat. Wohl aber bietet sie einen wunderbaren Ausblick auf das Saalthal, und wer sie von der Stadt aus passiert, stößt rechts auf das frühere Corpshaus der Franconia, das sogenannte Geleitshaus, links auf die „Tanne", die ehemalige Kneipe des Corps „Thuringia", das alte Gasthaus, wo am 12. Juni 1815 die Burschenschaft gegründet wurde. In den Erkerräumen des Oberstocks, von wo man eine entzückende Aussicht auf Strom, Stadt und Berge genießt, hat Goethe monatelang gewohnt; hier entstanden auch seine Gedichte: der „Fischer" und der „Erlkönig".

„Donnerstag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort:
Denn das ist bei meiner Ehre
Doch ein allerliebster Ort!"

Wer kennt sie nicht, diese Verse aus den „Lustigen von Weimar?" Goethe schätzte und liebte das Städtchen, obwohl ihn die akademische Jugend manchmal recht burschikos behandelte. Man fuhr ihm in Weimar unter die Fenster und rief ihn heraus, „um ihn zu besehen", ja man brachte ihm sogar einmal ein Pereat, weil er sich bei einem ihm ausgebrachten Hoch zu steif benommen und nicht gesprochen hatte, aber man wußte den berühmten Mann trotzdem zu würdigen, und Goethe



Germanenhaus.

Photographie S. Williams, Berlin.

Der Markt und die Stadtkirche.

rächte sich — wohl in Erinnerung an seine eigene Sturm- und Drangperiode — milde mit der Xenie:

„Wie trüg ich wohl der Jugend tolles Wesen,
Wär' ich nicht selber jung gewesen".



Photographie E. Williams, Berlin.
Lichtenhain.

Noch heute gilt Jena trotz der modernen Wandlungen, die auch an diesem Ort nicht spurlos vorübergegangen sind, als eine Hochschule, wo harmlose, ja selbst überschäumende Jugendlust sich noch in freieren Bahnen bewegen darf als anderswo. Ja es ist und bleibt „das liebe närrische Nest", wie Goethe es nannte, und zugleich einer der hervorragendsten geistigen Mittelpunkte, wo sich Nachklänge einer großen Vergangenheit mit den jugendfrohen Lebensäußerungen der Gegenwart einen. Eine Fülle von historischen Stätten führt den Studenten in Jena noch heute die Tage der Vergangenheit vor Augen. Da ist der „Bär", in dem Luther wiederholt abstieg und die im Gedichte verherrlichte Unterredung mit dem Schweizer Studenten hatte, ein ander Mal sich mit Karlstadt traf. Da steht noch das altersgraue Rathaus mit der traulichen Trinkstube, der „Zeise", das alte Kollegiengebäude mit der Paulinerkirche, dem ersten Sitz der Universität, der zu so großer Bedeutung gelangte Burgkeller, die mit der akademischen Brauerei von altersher verbundene „Rose" und so viele andere historische Gebäude.

Die Umgebung.

Fesselt uns die Stadt selbst durch den eigentümlichen Liebreiz, der ihr mit ihren winkligen Gassen und hochgiebeligen Häusern allen modernen Verschönerungsversuchen zum Trotz geblieben ist, so werden wir andererseits immer aufs neue durch das liebliche Bild des Saalethals und den angrenzenden malerischen Höhen entzückt und können es verstehen, daß der Anblick Kaiser Karl V. an das vielgepriesene Arnothal erinnerte und zu dem Ausruf begeisterte: Ecce Fiorenza! Weithin dehnt sich vor unseren Augen der grüne Wiesenteppich aus. Ostwärts erblicken wir das Forsthaus und in seiner Nähe Lichtenhain, wo das berühmte Weißbier verzapft wird, im fernen Hintergrund die Leuchtenburg auf ragender Bergkuppe. Jenseits der Saale liegt der höckerige Hausberg, daneben die kegelförmigen Kernberge, dazwischen im Thale idyllisch versteckt das Dorf Ziegenhain. Weiter südlich erhebt sich das ruinenhafte turmartige Gebäude der Lobedaburg. Die Höhengruppe in Hufeisenform nördlich vom Hausberg umfaßt den pittoresk gezeichneten steilen Jenzig und den Gleisberg mit der festungsartigen Ruine der Kunitzburg, der alten Schutzwehr gegen Sorben und Wenden, und endlich ganz am Ende des Saalethals



Photographie E. Williams Berlin.
Ziegenhain und der Hausberg.



Photographie S. Williams, Berlin.

Die Dornburg.

die drei schimmernden Schlößchen von Dornburg, wo Goethe und sein fürstlicher Freund Karl August so gern weilten! Durch Rebengelände, Bosketts und Laubhallen steigt der Weg empor zu diesem Juwel des Saalethales: Dornburg, zur Zeit der Rosenblüte, gleicht einem Märchen, einem kleinen Paradiese, in das der Lärm und das Kampfgeschrei der Welt nicht hineinschallen kann. Drunten aber, im „Blauen Schild" zu Dorndorf spielten sich von jeher und spielen sich wohl heute noch ausgelassene Szenen urwüchsigen Studententums ab, und die Bürgerschaft des Städtchens, welche Jenenser Studenten stets gern zu Bällen und Festlichkeiten bei sich sah, freut sich an dem frischen und übermütigen Treiben.

Der Lauf der Geschichte ist über die Berge und Thäler, über die altersgraue Stadt an der Saale gegangen, oft hart auftretend und an manchem rüttelnd; eine neue Ära, das Zeitalter des Verkehrs, ist auch dort eingezogen, aber die Romantik hat sie doch nicht ganz zu vertreiben vermocht.

Nahezu drei und ein halbes Jahrhundert rastlosen Strebens für die geistige Ausbildung der deutschen Nation liegen hinter der Universität Jena, die wie kaum eine andere den Dank der Mitwelt verdient. Von deutsch denkenden und empfindenden Fürsten gegründet, von ihnen liebevoll gepflegt, von deutschen Männern der Wissenschaft mit voller Hingebung geleitet, hat sie allezeit deutsche Studenten zu deutschen Männern erzogen.





1582.

Herr Julius Echter von Mespelbrunn, — Fürstbischof und Herzog in Franken,
Trank seinen Becher Leisten und sprach: — Mir kommt ein guter Gedanken:
Meine Würzburger Glöcklein — Haben schönes Geläut,
Und die Würzburger Mägdlein — Sind kreuzbrave Leut,
Jetzt fehlt nur noch Eines: — Die Stadt ist zu leer,
Ich schaff etwas Feines: — Eine Hochschul' muß her!

Scheffel (1882).

Zu den deutschen Hochschulen, die dem Studenten auch heute noch die volle Behaglichkeit und alle poetischen Reize des Burschenlebens bieten können, zählt ohne Frage die Würzburger Julius-Maximilians-Universität. Schon das malerische Gesamtbild der alten Bischofsresidenz und jetzigen Kreishauptstadt, die sich in anmutigem, rebenbekränztem Hügelland zu beiden Seiten des Mains ausbreitet, muß jedes jugendliche Auge fesseln; besonders reizvoll wirkt der am linken Flußufer bis zu ansehnlicher Höhe aufsteigende Hauptteil der früheren, seit 1866 aufgehobenen Befestigungen, der Marien- oder Frauenberg, welcher einst (bis 1720) Sitz der Bischöfe war und jetzt als Kaserne und Militärhof Verwendung findet. An dem südlichen, „Leiste" genannten Abhange des Frauenbergs zeitigt das milde Klima des Mainthals die Perle der fränkischen Trauben, die den weltberühmten, zartblumigen „Leistenwein" liefert, während an dem westlich gegen das Dorf Veitshöchheim sich hinziehenden Steinberg der nicht minder hochgeschätzte, feurige „Steinwein" wächst; neben diesen beiden vornehmen Herren läßt sich aber in Würzburg auch Nachbar „Pfülben" und „Hörstein" mit Wonne kosten, und an all' die edlen Rebensäfte reiht sich würdig der kraftvolle bairische Gerstensaft in heimischer Güte und Billigkeit, so daß die studentische Trinkfrage hier ganz besonders günstig und vielseitig gelöst erscheint. Der geschichtlich Interessierte findet in Würzburg, der alten Herbipolis, die schon vor elfhundert Jahren eine Pfalz Karls des Großen war, reiche und mannigfaltige Anregung aus allen Zeiten, namentlich aus dem Mittelalter und der Zeit des Bauernkriegs; dem Liebhaber altdeutscher Baukunst bieten sich einige ihrer schönsten und charakteristischesten Werke, wie der 862 gegründete und 1042 neu erbaute Dom mit seiner Fülle von Bischofs-Denkmälern, das Rathaus mit den Überresten des in romanischem und gotischem Stil ausgeschmückten „König Wenzel-Saales", namentlich aber die Deutschhauskirche und die herrliche Marienkapelle. Von den neueren Bauten ist der glänzendste und interessanteste das 1720 bis 1744 in italienisch-französischer Renaissance aufgeführte königliche Residenzschloß, das Meister Tiepolo mit prunkvollen Fresken geschmückt hat; schade nur, daß der mächtige „Hofkeller", der die allerköstlichsten Mustertropfen des ärarialischen Weinguts beherbergt, der Studentenschaft nicht zu freier Nutznießung offen steht!

Allgemeiner Charakter Würzburgs.

Baudenkmäler.



Photographie S. Williams, Berlin.

Die Feste Marienberg von Osten.

An verschönernden Gärten und Promenadeanlagen innerhalb der Stadt ist kein Mangel; im nördlichen Hauptteil Würzburgs, den die prächtigen, in englischer Art gepflegten „Glacis-Anlagen" bis hinab an das Mainufer wie ein grüner Ring umschließen, bieten der „Hofgarten", die „Hofpromenade", der „Volksgarten" und die „Juliuspromenade" Erquickung. Im weiteren Umkreise aber ist Würzburg von vielen reizvollen Ausflugsorten umgeben; besondere Hervorhebung verdienen der lohnende Nikolausberg mit der Wallfahrtskirche Käppele, die weingesegneten Orte Randersacker und Veitshöchheim, das romantisch gelegene Dorf Unterdürrbach mit der „Dürrbacher Steige", von deren Höhe man einen entzückenden Ausblick über die Stadt und das Mainthal genießt, ferner der aus dem 13. Jahrhundert stammende „Schenkenturm" auf dem Roßberg, das uralte Pfarrdorf Höchberg, das schon 752 der heilige Burkard seinem zu Würzburg gestifteten Andreaskloster schenkte, und das fast ebenso alte, durch seine wichtige Rolle im Bauernkrieg merkwürdige Städtchen Heidingsfeld.

Ausflüge.

Würdig der reichen Vorzüge Würzburgs hat sich seine Universität entwickelt, die von dem Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn als zweite und dauernde Hochschulgründung der Stadt am 2. Januar 1582 ins Dasein gerufen wurde. Das ursprünglich im sogenannten „Katzenwicker" geplante, dann an der Stelle des verlassenen Frauenklosters zu St. Ulrich aufgeführte Universitätsgebäude erstand 1582—1591, gleichzeitig mit ihm die eigenartige Universitäts- oder Neubaukirche, deren Turm der höchste in der Stadt ist. Schon zwei Jahre früher hatte der Fürstbischof das großartig angelegte „Juliusspital" errichtet, laut Stiftungsbrief „für allerhand Sortten arme, krankhe, unvermögliche, auch schadhaffte Leuth, die Wundt- und anderer Artzeney nottdürftig seyen, deßgleichen verlassene Wayssen und dan fürüberziehende Pilgram und dörfftig Personen." Diesem Programm entsprechend, das auch der Thorstein des Baues in naiven und lebendigen Relieffiguren veranschaulicht, entwickelte sich das Juliusspital einesteils zu einer Pfründenanstalt mit Sonderabteilungen für Waisenkinder, Fallsüchtige, unheilbare Irre und Idioten, anderenteils zu einem namentlich im vorigen Jahrhundert stark erweiterten und verbesserten Krankenhause; letzteres aber wurde für die Universität von größter Bedeutung, da es sich frühzeitig dem in Würzburg dominierenden medizinischen Studium zur Beobachtung und Praxis öffnete, was zu einem innigen Aneinanderschluß, ja zu einer Art freier Verbin-

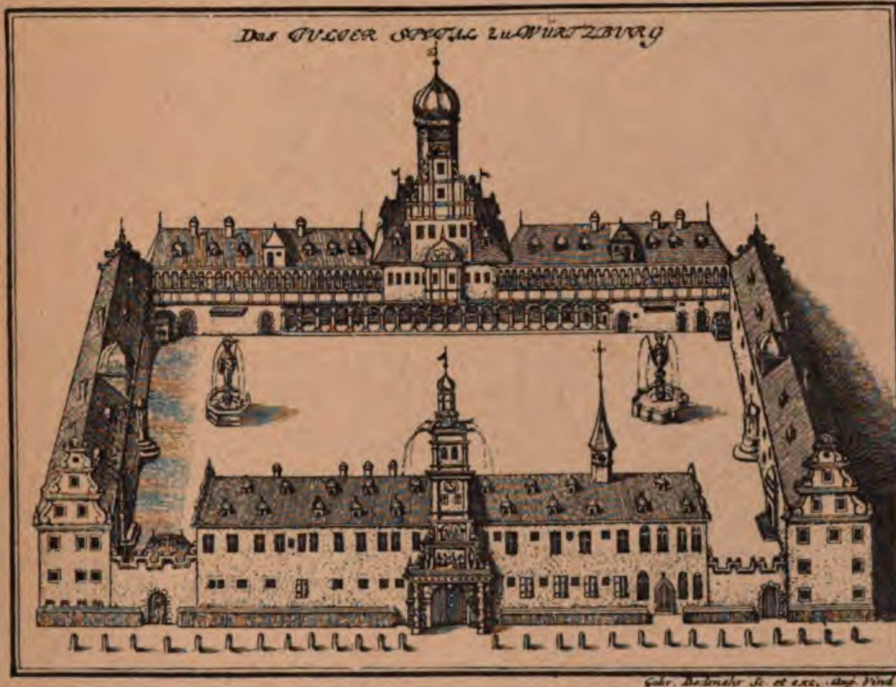
Altes Universitätsgebäude und Juliusspital.



Photographie S. Williams, Berlin.

Die Neumünster-Kirche.

dung beider Anstalten führte. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts boten die Oberärzte des Juliusspitals den jungen Ärzten der Hochschule Gelegenheit zu praktischer Ausbildung, und neuerdings benutzt die medizinische Fakultät seine Krankensäle in aller Form zu einer medizinischen, einer chirurgischen und einer syphilitischen Klinik, die an Umfang nur noch von den Wiener, Prager und Berliner Kliniken übertroffen werden. Die Neigung zur Dezentralisation, die schon in diesem Verhältnis zum Juliusspital hervortrat, machte sich an der Würzburger Hochschule im Verlaufe des 19. Jahrhunderts immer entschiedener geltend; freilich drängte auch der Raummangel des alten Gebäudes zur Auswanderung. So erhielt allmählich diese und jene Disziplin ihr eigenes Haus. Seit 1898 dient der alte Hauptbau nur mehr zur Aufbewahrung wissenschaftlicher und künstlerischer Sammlungen der Hochschule, so der



Das Julius-Hospital um 1700.

bedeutenden, über 200000 Bände umfassenden Bibliothek, der Kunstsammlungen des ästhetisch-archäologischen Attributs und des von Wagner'schen Kunstinstituts; das Rektorat und die Verwaltungsstellen, die theologische, juristische und ein Teil der philosophischen Fakultät sind in das „neue Kollegienhaus“ umgezogen, nachdem sich schon vorher die medizinischen und naturwissenschaftlichen Fächer gesonderte neue Heimstätten geschaffen hatten. Das bereits betonte Übergewicht der medizinischen Fakultät und ihrer Hilfswissenschaften — sind doch seit längerer Zeit durchschnittlich die Hälfte der Würzburger Studenten Mediziner — trat bei dieser Dislokation auffallend genug hervor: man könnte jetzt das Stadtgebiet zwischen der Kaiserstraße, der Juliuspromenade, dem Maine und den Glacisanlagen, wo sich seit 1870 nicht weniger als sieben Neubauten der medizinischen Fakultät erhoben, treffend als das „medizinische Viertel“ bezeichnen. Den Anfang dieser imposanten Entwickelung machte das sogenannte „anatomische Theater“, das seit 1724 in einem Pavillon des Juliusspitals bestand und im 18. Jahrhundert als Sehenswürdigkeit galt; hier waren bis 1853 die großen Anatomen Deutschlands, u. a. auch Virchow thätig, hier stand die

Die Universitäts-Institute.

Wiege der Entwickelungsgeschichte und der Cellularpathologie. 1853 erhielt die Anatomie ein geräumiges Heim im neuen botanischen Garten, das ihr aber gleichfalls nicht lange mehr genügte; 1883 bezog sie das jetzige stattliche „neue Anatomie-Gebäude", das außer den Räumen für normale und vergleichende Anatomie auch solche für Chirurgie, Augenoperationskurse und das ärztliche Vor- und Staatsexamen enthält. Der 1850 von Virchow im Gartenpavillon eingerichtete Lehrstuhl für pathologische Anatomie prosperierte so sehr, und die zugehörigen Sammlungen nahmen einen derartigen Umfang an, daß auch diese Teildisziplin ihre Thätigkeit 1878 in einen besonderen Neubau, das „pathologische Institut", verlegte. Ferner schied sich schon 1856 das „physiologische Institut" gleichfalls von der Anatomie, erhielt aber erst 1887 sein eigenes Haus mit großem, die mannigfaltigsten Experimentier-



Das Kollegiengebäude um 1700.

Vorrichtungen enthaltendem Hörsaal. Die 1790 begründete Frauenklinik befindet sich seit 1857 in einem Hause der Klinikstraße, das 1890—91 durch Auf- und Anbau bedeutend erweitert wurde. Nachbarin der Frauenklinik ist die v. Welz'sche Augenklinik, welche indessen nur die stationäre Abteilung der ophthalmologischen Disziplin umfaßt, während deren Lehr- und poliklinische Räume im medizinischen Kollegienhause zu finden sind, das außerdem auch die 1807 von Horst eingerichtete ambulante Kinderklinik, das chirurgische Laboratorium, die Poliklinik für Ohrenheilkunde, das technologische Institut und die staatliche Untersuchungsanstalt für Nahrungs- und Genußmittel, endlich noch das hygienische und das pharmakologische Institut beherbergt. Von den drei Universitätskliniken im Juliusspital war bereits die Rede. Auch die naturwissenschaftlichen Disziplinen, Schwester- und Hilfswissenschaften der Medizin, haben neuerdings eigene Heimstätten innerhalb des „medizinischen Viertels" erhalten. Schon 1696 war im Garten des Juliusspitals ein botanischer Garten angelegt worden, der dann mehr und mehr ausgedehnt wurde;

1859 erstanden mehrere Gewächshäuser, 1870—85 allmählich das botanische Haus in seiner jetzigen Gestalt mit Hörsaal und Sammlungen, während die Gartenanlagen selbst seit dem Falle der Befestigungen 1878 noch eine bedeutende Erweiterung erfuhren. Die physikalische Disziplin hat 1879 ein vornehmes Haus am Pleicher-Glacis, das „physikalische Institut", bezogen, und nicht minder stattlich präsentiert sich der 1888/89 erstandene Neubau des „zoologisch-zootomischen Instituts". Dem „chemischen Institut" wurde neuerdings sein 1866 erbautes Haus an der Marstraße zu eng, so daß es gleichfalls in einen Neubau am Pleicher Ring übersiedelte. Endlich besitzt die Würzburger Universität noch eine mineralogisch-geologische Sammlung und eine — freilich nur Unterrichtszwecken genügende — Sternwarte auf dem Neubauturm, die der Jesuitenpater und Mathematiker Huberti 1757 auf Befehl des damaligen Fürstbischofs einrichtete. Dieser großartigen Ausstattung der Hochschule entspricht die Vollzähligkeit und wissenschaftliche Bedeutung des akademischen Lehrkörpers. Gegenwärtig zählt die theologische Fakultät 6 ordentliche und einen außerordentlichen Professor und 2 Privatdozenten, die rechts- und staatswissenschaftliche 8 ordentliche Professoren und einen Privatdozenten, die medizinische 10 ordentliche und 2 außerordentliche Professoren, einen königlichen Professor und 12 Privatdozenten, die philosophische 15 ordentliche, 3 außerordentliche Professoren, 7 Privatdozenten und einen Adjunkten. Die Frequenz der Universität betrug schon um 1890 gegen 1400 und hat sich seither auf dieser Höhe gehalten.

Der Lehrkörper.

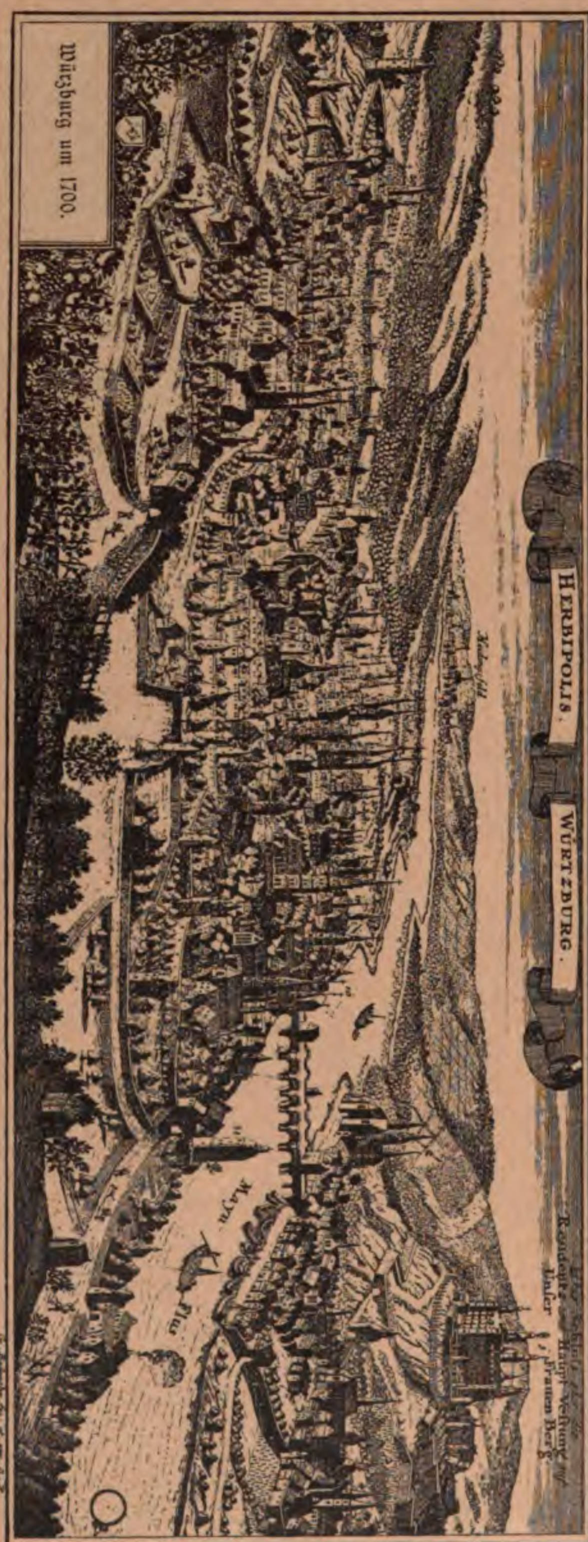


Photographie E. Williams, Berlin.

Die Universität.

Über das Würzburger Studentenleben ist uns aus den ersten zwei Jahrhunderten nach Gründung der Hochschule auffallend wenig überliefert. Pernwerth von Bärnstein sieht den Grund dieser Erscheinung in dem schweren disziplinären Druck, der damals auf der Hochschule gelastet und fast jede selbständige Lebensregung der akademischen Bürger gehemmt habe. In der That sprechen verschiedene Gründe und Anzeichen dafür, daß die studentische Freiheit hier in weit höherem Maße beschränkt war als auf den protestantischen Hochschulen und auch der streng katholischen Universität Ingolstadt, von deren lebhaftem studentischen Treiben eine Fülle von Mitteilungen auf uns gekommen ist. Wenn noch in den neuen Universitätsstatuten vom Jahre 1780 der Fürstbischof dekretierte: „die von Vielen übelverstandene, akademische Freiheit, so manche in einer zügellosen Lebensart suchen, soll auf unserer Akademie gänzlich unbekannt sein", so kann man sich vorstellen, wie es gar früher in dieser Hinsicht bestellt gewesen sein mag. Daß dieses System wohl die gedeihliche Ausgestaltung des studentischen Lebens, nicht aber unfruchtbaren Mutwillen, Rohheit und Verwilderung Einzelner zu hindern vermochte, geht aus einer Anzahl von Urkunden hervor. So eifert ein Strafmandat des Rektors vom Jahre 1597 gegen die Beschädigung, ja Zerstörung von Weinbergen durch einige Studenten, ein zweites aus demselben Jahre gegen Feindseligkeiten unter der Studentenschaft; ein Bericht von 1660 handelt von einem Studenten, der „mit seiner Gesellschaft" in einem Dorfwirtshause ein wüstes Zechgelage hielt, dann allen möglichen Unfug verübte und schließlich einen des Weges kommenden Bürgerssohn erstach; ein fürstbischöfliches Edikt von 1668 untersagte den Studenten das Nachtschwärmen „mit veränderten Kleidern

Studentenleben in früheren Jhdtn.



Nach einem Stich von Gabriel Bodenehr.

und verdeckten oder vermumbten Angesichtern" und mit „allerhand gefährlichen und höchstverbottenen Fewr- und anderm Gewehr", ferner die Insultierung und Mißhandlung, ja Verwundung und Tötung der Bürger. Andere fürstbischöfliche Edikte aus den Jahren 1720 und 1732 wandten sich gegen das der Bürgerschaft lästige „Gassenbettlen und Nachtsingen" der ärmeren Studenten aus dem Auslande. 1781 kam der hochschulenbummelnde Abenteurer Laukhard nach Würzburg; er giebt in seiner Autobiographie das erste einigermaßen zusammenfassende Bild des dortigen Studentenlebens. Würzburg, meint er, sei ohne Zweifel „die beste katholische Universität in Deutschland"; insbesondere habe sie vortreffliche Kräfte in der Geschichte, den Rechten, der Arzneikunde und „sogar in der Philologie" aufzuweisen. „Die Studenten", erzählt Laukhard weiter, „welche hier auch Juristen heißen, und deren Anzahl damals an 400 war, die sogenannten Seminaristen abgerechnet, sind meistens artige, gutgesittete junge Männer, und ganz anders als jene zu Heidelberg, Straßburg und Mainz." Er schildert sie dann als ziemlich leichtgläubig, gutmütig und versöhnlich, religiös tolerant: „obgleich einige deshalb, weil ich nicht den rechten Glauben hatte, kalt gegen mich thaten; doch diese Kälte ersetzte der dasige vortreffliche Steinwein, der, wie mich dünkt, wegen seiner Güte eben so weit und breit berühmt zu sein verdient als der Hochheimer, Niersteiner oder Rüdesheimer. Einige Mal hat mich dieser köstliche Rebensaft um all' mein Besinnen gebracht . . ."

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fand auch in Würzburg das Ordenswesen Eingang und gelangte hier zu besonderer Blüte. Der Constantisten-Orden scheint hier die erste Rolle gespielt zu

haben. Freilich bekämpfte der bischöfliche Stuhl sofort das Ordenswesen, wie ein aus dem Jahre 1795 erhaltenes Edikt zeigt, und bald darauf erwuchs den Orden auch unter den Studenten selbst eine Gegnerschaft. Schon im April 1800 stellten nämlich vier „Gesellschaften“ — die Namen sind nicht überliefert — einen (im Archiv der Moenania abschriftlich erhaltenen) Comment auf, und vom 26. Mai 1803 ist eine **Germania** aktenmäßig bezeugt, die an diesem Tage ein Kartell mit der Heidelberger Rhenania abschloß. Der von Pfitzner in den „Akademischen Monatsheften“ veröffentlichte Inhalt dieses Kartells betont in fast wörtlicher Anlehnung an das Kartell zwischen Heidelberger und Jenenser Rhenanen die Satisfaktion durch Duell, die Verpönung des Renommierens und die Vernichtung der Orden. Wie aus den Unterschriften hervorgeht, hatte die damalige Würzburger Germania Senior, Subsenior und Sekretär. Das Rezeptionslied dieser alten Germania enthielt nach Pabst die pathetische Strophe:

Die Orden.

Die Gesellschaften.

„Wenn mich die Schauer des Todes umringen,
Wenn sich die Nacht der Verwesung mir zeigt,
Dann soll mich Freundesarm liebend umschlingen,
Dann wird, ihr Brüder, das Sterben mir leicht;
Brüder, dann segnet mein brechender Blick
Noch unser's Bundes erhabenes Glück!“

In welcher Beziehung die Germania zu der Gründung der ersten **dauernden** Landsmannschaften Würzburgs gestanden hat, läßt sich mangels aufklärender Überlieferungen nicht bestimmen; sicher ist nur, daß schon die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts in Würzburg jenen Sieg des landsmannschaftlichen Geistes über das Ordenswesen mit sich brachten, der dann in der Gründung der drei Landsmannschaften Franconia, Moenania und Bavaria seine Bekräftigung fand. Die älteste von ihnen, die **Franconia**, wurde am 26. Juli 1805 als „fränkische Landsmannschaft“ gegründet. Zum Wahlspruch nahm sie sich „Fortuna virtutis comes“, als Farben (apfel-)grün und (pfirsich-)rot, die Hausfarben des Großherzogs von Toscana, der damals von Napoleons Gnaden in Würzburg regierte. Fabricius freilich bestreitet diese allgemein angenommene Herkunft der Farben; er weist darauf hin, daß grün und rot mit Gold in Jena schon lange vorher Frankenfarben gewesen seien, und daß Ferdinand von Toscana erst durch den Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805, also **nach** der Stiftung der Franconia, in den Besitz von Würzburg gekommen sei; er meint, man müsse die Farben der Franconia auf die Farben älterer fränkischer Landsmannschaften zurückführen. Die Franconia selbst scheint indessen an der Herleitung ihrer Farben von den toscanischen Hausfarben festzuhalten, wenigstens hat sich ihr Vertreter in der „Illustrierten Chronik der dritten Säkularfeier der Alma Julia“ (1882) nur in diesem Sinne über den Punkt geäußert. Die für Burschen grün-roten, für Renoncen grün-weißen Bänder wurden bis zu der am 20. Oktober 1873 erfolgten Umwandlung der „Landsmannschaft“ Franconia in ein Waffencorps ungewöhnlicher Weise von links nach rechts getragen; seit 1873 trägt auch Franconia die Bänder von rechts nach links. Da durch mehrere Brände und anläßlich einer im Jahre 1849 erfolgten Demolierung der Kneipe durch Militär alle älteren Dokumente der Verbindung verloren gingen, wissen wir über ihre früheste Geschichte sehr wenig. Am 6. Juni 1814 folgte die Gründung der Landsmannschaft **Moenania**. Die Farben der Verbindung wurden grün-gelb-rot, in Annäherung an die Farben der fränkischen Landsmannschaft, deren „westfränkischer“ Abzweigung mehrere von den ältesten Mitgliedern angehört hatten. Am 23. Dezember 1819 gab sich die „Gesellschaft“ (dies war die damals gebräuchliche Bezeichnung der Landsmannschaften) eine neue Verfassung nach dem Entwurfe des späteren Landrichters Rost; diesen Tag feiert sie noch heute als „kleinen Bundestag“. Seit dem Anfange der zwanziger Jahre als „Corps“ fortbestehend, trotzte die Moenania dem strengen staatlichen Verbot aller studentischen Vereinigungen in der Metternich-Zeit und erhielt sich ununterbrochen bis auf die Gegenwart. An ihrem glänzenden halbhundertjährigen Jubiläum beteiligte sich die ganze Stadt; die Anwesenheit ihres berühmten (1816

Die Landsmannschaften und Corps.

rezipierten) Philisters Philipp Franz von Siebold, des kühnen Erschließers Japans, gab diesem Fest noch eine besondere Weihe. Seit dem 6. Juni 1876 ist die Moenania Waffencorps. Nur neun Monate nach ihr, am 1. März 1815, erstand die Landsmannschaft Bavaria mit den Farben dunkelblau-weiß-hellblau. Da die damaligen Zeitverhältnisse in der Bavaria schon bald nach der Gründung burschenschaftliche Neigungen hervorriefen, suspendierte sie sich 1818, und viele ihrer früheren Mitglieder schlossen sich der deutschen Burschenschaft an; doch schon am 16. Dezember 1819 rekonstituierte sich die Bavaria und bestand dann als „Lebenscorps" fort, bis dieses 1876 in ein Waffencorps umgewandelt wurde; mit diesem letzteren Schritt war indessen nur ein Teil der Philister einverstanden, und da noch andere Mißstände hinzutraten, wurde 1877 die Auflösung des Corps beschlossen. Allein schon am



Das 25. Stiftungsfest der Moenania im J. 1839.
(Aus: Alma Julia. Illustr. Chronik ihrer 3. Säkularfeier. Würzb. 1882.)

10. Oktober 1880 wurde die Bavaria wieder als „Lebenscorps" aufgethan. Den Feldzug 1870—71 machte eine stattliche Zahl jüngerer und älterer „Baiern" mit, und von ihnen blieb einer auf dem Felde der Ehre.

Drei Jahre nach Begründung der Bavaria wurde die Würzburger Studentenschaft von der burschenschaftlichen Bewegung ergriffen. Die unbeschränkte Machtstellung der drei Landsmannschaften, von denen die fränkische noch obendrein die Farben des fremden Herrschers trug, mußte unmittelbar zu dieser Bewegung herausfordern und die national gesinnten Elemente zum Anschlusse an die „allgemeine deutsche Burschenschaft" drängen. Wie S. 100 kurz erwähnt wurde, besuchte Eisenmann, von einem Freunde begleitet, 1817 das Wartburgfest, obschon nur die protestantischen Hochschulen geladen waren, und, durchdrungen von dem Eindruck dieser Kundgebung, riefen die beiden im W.-S. 1817/18 die Würzburger Burschenschaft Teutonia ins Dasein, deren urwüchsige, durch ungewöhnliche Körperkraft ausgezeichnete Mit-

Die Burschenschaft Teutonia.

glieder in schwarzer altdeutscher Tracht einhergingen und sich altgermanische Namen beilegten. Natürlich kam es schnell zu Konflikten mit den Landsmannschaften, aber die „Teutonen“ wußten sich tapfer gegen die Überzahl zu behaupten; so genügte einmal ein Halbdutzend von ihnen, um einen Sturm sämtlicher Franken und Mainländer auf ihre Kneipe im „Pelikan“ (Obere Johannitergasse 6) blutig zurückzuschlagen. Auch friedliche Erfolge hatte Eisenmann bald zu verzeichnen; seinem Ziel, die ganze Würzburger Studentenschaft zu einem einzigen Burschenverbande zu vereinigen, kam er beträchtlich näher durch die bereits erwähnte Auflösung der „Baiern“ und ihre am 27. Juni 1818 erfolgte Verschmelzung mit den Teutonen zu der **Würzburger Burschenschaft Germania**, deren Vertreter bei der Gründung der „Allgemeinen deutschen Burschenschaft“ in Jena wie auch bei den Burschentagen zu Dresden und Streitberg hervorragend mitwirkten. Die Verfassung dieser neuen Germania trug demokratischen Charakter, insofern als die endgiltige Entscheidung jeder Angelegenheit der allgemeinen Versammlung anheimgestellt war. Die Germania. Ein siebengliedriger Vorstand leitete diese Versammlung unter dem Vorsitz eines allmonatlich wechselnden, nach einmonatlicher Unterbrechung wieder wählbaren „Sprechers“; ferner bestand als vermittelnde Instanz zwischen Vorstand und Plenum ein „Ausschuß“, der alle Anträge vorberiet und eventuell modifizierte, außerdem aus seiner Mitte die Unterbeamten der Burschenschaft stellte, wie den „Fechtwart“, den „Festwart“ und den „Turnwart“. Die Mitglieder durften sich im allgemeinen unter einander nicht duellieren; Streitigkeiten solcher Art schlichtete ein Ehrengericht, das jedoch bei besonders schweren Beleidigungen das Duell gestatten konnte. Einem anderen Ehrengericht lag die Regelung der Beziehungen zu den „Gesellschaften“ (Landsmannschaften, Corps) ob, zu denen seit dem Winter 1819 auch die Bavaria wieder zählte; die Mitglieder dieses zweiten Ehrengerichts wurden zur einen Hälfte von der Burschenschaft, zur andern von den drei „Gesellschaften“ zusammengestellt, während die Burschenschaft stets den Vorsitz führte. Schon 1820 zählte die Würzburger Germania 400 Mann, darunter die Söhne der angesehensten fränkischen Adelsgeschlechter. Die Tracht der Würzburger Germanen bestand in einem enganschließenden schwarzen Rock mit übergeschlagenem weißen Kragen, der den Hals und die mit breitem, schwarz-rot-goldenen Band geschmückte Brust frei ließ, und schwarzen Hosen; auch Kanonenstiefel mit Sporen waren zum Teil im Gebrauch. Den Kopf bedeckte in der ersten Zeit ein schwarzes, rot und gelb gesäumtes Barett, bald mit goldenem Stern, bald mit schwarz-rot-goldener Quaste oder Eichel verziert. Als Wahlspruch ist „Gott, Freiheit, Ehre, Vaterland“, aber auch „Ehre, Freiheit, Vaterland“ oder „Freiheit, Ehre, Vaterland“ überliefert. Außer dem „Pelikan“ waren 1818—1825 das Gasthaus zur Post und das Schießhaus Lokale der Burschenschaft, während das Erdgeschoß des Augustinerklosters (des jetzigen Gymnasiums) als Fechtplatz diente und das Guttenbergische oder Staufenbergische Palais oder auch der Guttenberger Wald Schauplatz der Paukereien waren. Am Stoßcomment wurde bis Ende der 20er Jahre festgehalten. 1830 setzte die Burschenschaft den Hiebcomment in Würzburg durch, für besonders schwere Fälle erhielt sich indessen der Stoßcomment bis in die Mitte des Jahrhunderts. Pistolenduelle waren vom studentischen Ehrengerichte prinzipiell untersagt.

Infolge der That Sands wurde auch die Würzburger Burschenschaft 1819 „aufgehoben“, aber nicht eigentlich aufgelöst, da, wie an anderer Stelle (S. 101) erwähnt wurde, die bairische Regierung nachsichtig verfuhr. Die Burschenschaften sangen und Aufhebung der Burschenschaft 1819. fochten sogar im Hofgarten und begleiteten den neuen Parademarsch, zu welchem der burschenfreundliche Kapellmeister eines ihrer beliebtesten Marschlieder verarbeitet hatte, in lautem Chor mit dem entsprechenden Texte: „Rautsch, rautsch, rautschitschi! Revolution!“ Auch die Stiftungsfeste von 1820 und 1821 verliefen glanzvoll und ungestört unter Beteiligung von Gästen aus Erlangen, Heidelberg und Tübingen. 1821 wurde der Bundestag auf der Waldskugel gefeiert, und abends fuhren die Teilnehmer auf mächtigem, eichenlaubbekränzten Schiffe unter klingendem Spiel nach

der Stadt zurück. Bald darauf freilich sah sich auch die bairische Regierung zu schärferem Vorgehen veranlaßt, namentlich infolge des Verrats der Verhandlungen des Dresdener Burschentages; die Entschließungen vom 13. Januar, 10. April und 11. August 1823 verboten alle Studentenverbindungen, warnten vor der Burschenschaft und bedrohten die Angehörigen geheimer Verbindungen mit Relegation und Ausschließung von jeder staatlichen Anstellung. Wiewohl nunmehr für die Würzburger Germania eine Zeit der Abzeichenverpönung, der Polizeiaufsicht, der Haussuchungen und Maßregelungen anhob, blieb sie im Kern unerschüttert; ihre Zusammenkünfte fanden jetzt unter dem Schutze der Nacht statt. Um dieselbe Zeit, unter dem erbitternden Eindruck dieser Zustände und der Karlsbader Beschlüsse, traten auf Betreiben des Jenenser Burschenschafters v. Sprewitz und Eisenmanns gegen zwanzig Würzburger Burschenschafter dem geheimen „Jünglingsbunde" bei. Eisenmann wurde „Vorsteher" des „fränkischen Kreises" dieses Geheimbundes. Obschon sich die Unhaltbarkeit des Unternehmens sehr bald herausstellte, gelang es Eisenmann, auf einer Versammlung der Bundesmitglieder in Würzburg am 28. Mai 1822 neue Mitglieder zu werben, bis im November 1823, wieder durch Verrat, die bairische Regierung von dem Bunde erfuhr. Sie ließ es jedoch, im Gegensatz zu Preußen, bei verhältnismäßig milden Disziplinarstrafen, vorübergehender Verweisung von der Hochschule und Stellung unter Polizeiaufsicht bewenden. Immerhin führte die Verfolgung des „Jünglingsbundes" zur gänzlichen Zersprengung der Würzburger Germania; aber schon nach der Thronbesteigung Ludwigs I. 1825 wurde sie wieder geduldet. In demselben Jahre scheint es zu einer Spaltung gekommen zu sein: in einen Verband von Burschenschaftern, der „bei Eichenberger kneipte", und in die „Concordia", wie sich die ohne offizielle Bewilligung rekonstituierte Germania der Öffentlichkeit gegenüber nannte. 1826 war die Würzburger Germania hervorragend an dem vergeblichen Versuch beteiligt, den Bund der Allgemeinen Deutschen Burschenschaft wieder aufzurichten; noch in demselben Jahre schloß sie sich mit den Erlanger und Münchener Burschenschaften zu einem Verbande zusammen, aus welchem dann die neue Allgemeine Deutsche Burschenschaft hervorging. Am 12. März 1829 vereinigten sich die beiden Parteien der Würzburger Burschen wieder und erlangten am 6. November vom Senate die Bestätigung der sehr vorsichtig abgefaßten Statuten einer neuen Vereinsgründung Amicitia. Die Farben waren rot-grün-schwarz mit Goldverzierung. Freilich ging es trotz der erwähnten Vorsicht nicht ohne Abänderung einzelner Paragraphen ab; auch wurde die neue Verbindung einer „unauffälligen Beobachtung" unterstellt. In dem seit 1825 innerhalb der Deutschen Burschenschaft bestehenden Gegensatze zwischen den strammen und forschen „Germanen" und den zahmeren, dem Comment- und Mensurwesen abgeneigten „Arminen" stand die Amicitia-Germania mit aller Entschiedenheit auf Seite der ersteren, ja man kann sagen, daß das germanistische Prinzip in ihr seine extremste Ausgestaltung gefunden hat. Als 1830 das Präsidium der „Allgemeinen Deutschen Burschenschaft" auf die „Amicitia" übergegangen war, führte das Eindringen arministischer Elemente zu einer Spaltung und damit zum Wiederverlust des Präsidiums; die Amicitia wurde den Würzburger „Arminen" überlassen, während die germanistische Mehrzahl sich als Germania konstituierte. Freilich erfolgte schon nach Ablauf eines Semesters aus Nützlichkeitsgründen die Wiedervereinigung unter dem bisherigen Namen.

Teilnahme am Jünglingsbund.

Die Amicitia-Germania.

Als im Revolutionsjahre 1830 infolge verschiedener Mißverständnisse ein den Studentenverbindungen ungünstiger Umschwung in der Regierungspolitik Ludwigs I. eintrat, wurde auch die Würzburger Amicitia-Germania aufgehoben und eine Untersuchung gegen sie eingeleitet, die aber wegen Beweismangels niedergeschlagen werden mußte, worauf der Senat die Verbindung wieder anerkannte. Die Hervorkehrung politischer Tendenzen und die Beteiligung an öffentlichen Demonstrationen veranlaßte aber die Regierung zu immer schärferen Maßregeln, ganz besonders in Würzburg, wo die Burschenschaft vollzählig dem „Preßverein" beigetreten war und mit allen Mitteln für ihn agitiert hatte. Die liberalen Würzburger Beamten und

Verfolgung und Auflösung der Burschenschaft.

Professoren wurden entlassen oder versetzt, und alle unmittelbar Verdächtigen verhaftet, darunter Eisenmann, den man beschuldigte, nach der Würde eines „Herzogs der Franken" gestrebt zu haben; er wurde zur Festungsstrafe auf unbestimmte Zeit verurteilt und saß bis 1847 gefangen. Trotz all dieser Schläge fristete die Würzburger Burschenschaft noch eine Weile heimlich ihr Dasein fort; erst das Frankfurter Attentat im Jahre 1833, woran sie hervorragend beteiligt war, brachte ihr die endgiltige Auflösung. Als viertes Würzburger Corps war am 12. Dezember 1820 die Helvetia (wohl aus der oben erwähnten Landsmannschaft) entstanden, mit den Farben rot-weiß-rot; sie mußte aber schon am 18. Juni 1824 ihre Auflösung anzeigen. An ihre Stelle trat am 12. November 1824 die rekonstituierte Rhenania mit den Farben blau-weiß-rot, auch sie bestand nicht lange, am 26. März 1828 löste sie sich gleichfalls auf, aber unter Vorbehalt ihrer Rechte, so daß der S. C. einer Der S.C.



Kneipe (Würzburg 1828).
(Nach einer Lithographie, gez. von Eckert, herausgegeben von Förtsch.)

geplanten Suevia die Genehmigung versagte. Am 1. Januar 1836 begründeten 25 Würzburger Studenten, die meist aus dem Herzogtum Nassau gebürtig waren, das Corps Nassovia mit den Farben blau-weiß-orange. 1870 mußte das Corps vorübergehend suspendiert werden, da fast alle Aktiven, von denen einer bei Mars la Tour fiel, in den Krieg gezogen waren. Die Nassovia war das erste Waffencorps des Würzburger S.C. Am 23. Januar 1842 folgte die Stiftung des Corps Rhenania durch einige Münchener Franken und Heidelberger Rhenanen und Pfälzer. Wiewohl vom Ministerium nur als „Rhenopalatia" genehmigt, behielt es seinen ursprünglichen Namen bei. Als Abzeichen wurden die Farben blau-weiß-rot und weiße Mützen bestimmt. 1849 mußte ein Teil der Corpsbrüder wegen Teilnahme an der damaligen politischen Erhebung in der Pfalz landesflüchtig werden. 1859 trat auf den Antrag der Rhenania der Würzburger S.C. als erster von den bairischen S.C. dem Kösener S.C.-Verbande bei.

Als nicht farbentragende Verbindung mit den Grundsätzen der Freundschaft, der Ehre und der unbedingten Satisfaktion wurde am 7. Dezember 1863 die Landsmannschaft Makaria gegründet. Am 16. Juni 1866 beschloß sie, die Farben blau-

gold-rot anzunehmen; die Ausführung dieses Beschlusses verzögerte sich aber infolge des Krieges bis zum 7. Dezember desselben Jahres. 1868 beteiligte sich die „Makaria" an der Begründung des Verbandes deutscher Landsmannschaften. Nachdem die Majorität der Verbindung 1875 als „Guestphalia" Corps geworden war, führte die Minorität beharrlich die Landsmannschaft Makaria weiter, bis diese sich am 9. Juli 1897 selbst unter Beibehaltung von Farben und Cirkel als Corps konstituierte und dem S.C. beitrat. Dieser besteht jetzt aus 7 Corps: der Makaria, der von ihr abgezweigten Guestphalia (grün-weiß-schwarz) und den fünf genannten älteren, Rhenania, Nassovia, Bavaria, Moenania und Franconia.

In den 40er Jahren begannen die burschenschaftlichen Bestrebungen wieder Boden in Würzburg zu gewinnen. Am 21. November 1842 wurde mit Hilfe einer Anzahl auswärtiger Burschenschafter die Germania gegründet, die zunächst als Abzeichen schwarze Mützen trug. Die Ungunst der Verhältnisse zwang sie, den Namen Burschenschaft mit der Bezeichnung „Fortschrittsverbindung" zu vertauschen, doch galten die Germanen, die seit 1847 die Farben schwarz-gold-blau angenommen hatten, allgemein als Burschenschafter. Nach mehrfachen Suspensionen wurde die Germania 1886 wieder aufgethan, aber erst 1896 schloß sie sich dem Würzburger D.C. an. Am 12. Dezember 1848 vereinigte sich eine Anzahl Würzburger Studenten unter dem Namen Palladia, später Teutonia, zu einer wissenschaftlichen Progreßverbindung, um sich dann bald als Burschenschaft mit den Farben blau-weiß-gold zu konstituieren. Am 14. Juli 1860 vertauschten die Mitglieder dieser Burschenschaft Teutonia ihre Farben mit schwarz-rot-gold und konstituierten sich als Burschenschaft Arminia, die durch Gesamtbeschluß als mit der bisherigen Teutonia identisch erklärt wurde. Sie bildet jetzt zusammen mit der Germania und der 1878 gestifteten, aus einem medizinischen Verein Coetus anatomicus hervorgegangenen Burschenschaft Cimbria (violett-silber-schwarz) einen lokalen Deputierten-Convent.

Der D.C.



Photographie S. Williams, Berlin.

Panorama vom Schützenhof.

1851 erfolgte die Gründung der Studentenverbindung Asciburgia durch und für solche Studierenden, die ihre Vorstudien in Aschaffenburg gemacht hatten, zum Zwecke „näheren Verkehrs unter den Mitgliedern, geselliger Unterhaltung, wissenschaftlicher Unterstützung und der Freundschaft fürs Leben". Im W.-S. 1884/85 wurde die Asciburgia freischlagende Verbindung mit den Farben grün-weiß-rot, dann 1894 Turnerschaft und trat als solche dem V.C. bei. Sie ist indessen ebenso wie die 1880 gestiftete Turnerschaft Alemannia (rot-weiß-hellblau) zur Zeit suspendiert.

Die Turnerschaften.

Am 17. November 1864 begründete auf Anregung einer in diesem Jahre zu Würzburg tagenden Katholikenversammlung eine Anzahl von Mitgliedern eines früheren Würzburger Theologenbundes einen katholischen Studentenverein mit dem Wahlspruche „Pro fide et patria" und den Prinzipien „Religion, Wissenschaft, Freundschaft"; er hieß zuerst „Liga", wurde aber schon am 7. Januar 1865 in Walhalla umgetauft und unter diesem Namen im September 1865 in den Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands aufgenommen. Neben der Walhalla existieren in Würzburg noch eine Reihe katholischer Korporationen, von denen die

Katholische Verbindungen.

Marcomannia (hellblau-gold-dunkelgrün) 1871, die Normannia 1876 gestiftet wurden.



Haus des Akademischen Gesang-Vereins.

Der am 23. November 1865 gegründete „Pharmazeuten-Verein" wurde 1885 freischlagende Verbindung und gehörte vorübergehend als Landsmannschaft Teutonia mit den Farben rot-weiß-gelb dem Coburger L.C. an. Sie ist jetzt wieder Verbindung mit denselben Farben. Wie die Teutonia, so geben unbedingte Satisfaktion noch die 1884 gestiftete Salia (blau-silber-schwarz), die Lumpia, die norddeutsche Gesellschaft (gegründet 1878 als Patentia), die wissenschaftlich-gesellige Verbindung Wirceburgia und die 1882 als „Verein Zeitgenossen" gestiftete Saxonia. Am 2. Dezember 1867 gründete eine Anzahl Würzburger Studenten, größtenteils Würzburger Gymnasial-Abiturienten, einen weder farbentragenden noch waffenführenden „akademischen Verein" zum Zwecke der „Geselligkeit", der „Wissenschaftlichkeit" und des „Fortschritts in akademischen Angelegenheiten", mit dem Wahlspruch „Amico semper amicus". Am 26. Februar 1877 wurde der Name des Vereins abgeändert in „Studentenverbindung Adelphia (akademischer Verein)." Aus dieser Vereinigung gingen u. a. die bekannten Broschüren „die deutsche Studentenschaft" (1869) und „die Regeneration der deutschen Studentenschaft" (1870) hervor. 33 Aktive und Philister der Adelphia machten den Feldzug 1870/71 mit und kehrten sämtlich wohlbehalten zurück. Am 23. Januar 1872 folgte die Gründung des „akademischen Gesangvereins Würzburg" unter Mitwirkung zweier Philister des „akademischen Gesangvereins München". Sein Wahlspruch ist: „Der deutsche Sang, die deutsche Treu', zeitlebens lang gepriesen sei!" Das oben abgebildete eigene Heim des Vereins liegt Grasweg 5. Der akademische Gesangverein giebt bedingte Satisfaktion; demselben Prinzip huldigt der A.T.V. Alsatia, der am 1. März 1888 gestiftet wurde.

Sonstige Korporationen.

Mit großartigen Veranstaltungen feierte die Würzburger Universität im Jahre 1882 das Fest ihres 300jährigen Bestehens, zu dem Scheffel das Festlied dichtete. Felix Dahn aber verherrlichte damals das schöne Würzburg mit Versen, die jedem, der selber einmal von den Höhen auf die Stadt herabgeblickt hat, aus dem Herzen geschrieben sind:

Wo, lind rauschend, der alte Main
Sanft geschwungener Höhen Zug,
Freundlich grünendes Thalgefild
Schön gewunden umgürtet:
Da hat günstiger Götter Hand
Milden Segen und Lieblichkeit,
Wohlgefallen und hold Gedeih'n
Ausgeschüttet in Fülle.





1607.

> Courage, Courage:
> So spricht der Gießer Bursche,
> Der da recht den Comment versteht.
> Seht doch den Gießer Burschen an,
> Wie er brav kommersieren kann!
>
> Altes Studentenlied.

Charakter der Stadt.

Wer heutzutage nach Gießen* kommt, wird durch das lebhafte Treiben auf dem ausgedehnten Bahnhofe überrascht, und die Sauberkeit der neuen Stadtteile mit ihren weiten und geschmackvollen Anlagen berührt ihn angenehm. Die innere Stadt hat zwar ihre engen und krummen Gassen behalten müssen, aber dafür entschädigt das rege Treiben in ihnen und die Reinlichkeit, die das Gefühl hervorrufen, daß man sich in einer Stadt befindet, die behäbigen Wohlstand genießt und auf gutem Wege ist, den Wohlstand zu mehren. Im Wechsel der Zeiten ist Gießen aus einem kleinen Landstädtchen zu einer Handelsstadt mit ziemlich bedeutender Industrie geworden. Während früher der Verkehr, obwohl es an der großen Straße vom Main zur Weser lag, an ihm vorüberflutete, weil sonst keine Hauptstraßen die Stadt berührten, ist es jetzt zum Kreuzungspunkt einer ganzen Anzahl Eisenbahnlinien geworden.

Landschaftliche Lage.

Als Landgraf Ludwig V. im Jahre 1605 das Gymnasium und zwei Jahre später die Hochschule gründete, war Gießen Festung, in enge Wälle eingeschlossen; Verkehr und Handel waren unbedeutend, und die Bürger der Stadt waren ihrer Mehrzahl nach auf den Ertrag des Ackers und des Handwerks angewiesen. Es muß uns deshalb Wunder nehmen, wie der Landgraf dazu kam, eine Universität just in Gießen zu gründen. Wüßten wir nicht, daß der Sinn für Naturschönheit damals noch wenig entwickelt war, so läge die Vermutung nahe, daß die schöne Lage der Stadt ihn dazu geführt haben könnte. Nicht großartig freilich, aber lieblich ist das Bild, das die Stadt von Wenzels Garten aus darbietet, wie sie in dem weiten Thale daliegt, das die Lahn in großen Krümmungen durchfließt. Gegenüber erheben sich die beiden Basaltkuppen des Gleibergs und des Vetzbergs mit ihren Burgen, und ringsum begrenzen bewaldete Höhen den Blick. Wer freilich den vollen Genuß der schönen Umgegend haben will, muß weiter gehen durch das Thal hindurch auf die Berge: über den mensurenberühmten Windhof auf den Gleiberg, dessen Burg teilweise wieder hergestellt ist, so daß der Besucher dort neben leiblicher Erquickung den Kunstsinn befriedigt findet, oder auf den Schiffenberg, der, im herrlichen Forst gelegen, selbst an den Wochentagen des Winters von Gästen nicht leer wird. In weiterer Entfernung bietet sich dem Wanderer eine reiche Fülle erstrebenswerter Ziele: das alte Wetzlar mit seinem Dom, seinen Erinnerungen an das Reichskammergericht und an Goethe, mit seiner traulichen Weinstube und den vielen Bierkneipen, Braunfels mit


Photographie E. Williams, Berlin.
Ruine Gleiberg mit Brunnen.

dem prächtigen Schloß und der Dianaburg, die Städtchen im Dillthale, die Badenburg, die viel Studentenblut, Gießener und Marburger, hat fließen sehen, der Staufenberg, der den letzten Studentenauszug sah, der Vogelsberg und die Wetterau mit Kloster Arnsburg und Münzenberg, mit dem Pfahlgraben und den römischen Lagern.

In diese Umgebung also legte Ludwig seine Universität; sie wurde als rein lutherisch gegründet im Gegensatz zu Marburg, wo im Jahre 1605 die reformierte Lehre eingeführt wurde, und Professoren, die in Marburg ihres Amtes entsetzt worden waren, gehörten zu ihren ersten Lehrern. Es kostete Mühe, die kaiserliche Anerkennung zu erhalten; Ludwig mußte selbst darum nach Prag reisen, aber es gelang schließlich, und im Herbst 1607 wurde die neue Hochschule eingeweiht. Der Landgraf gab mit vollen Händen: die Hochschule wurde nach den Begriffen der Zeit reichlich ausgestattet, auch die Reitbahn fehlte nicht, ja, soweit ging die Fürsorge des Landesherrn, daß er auch der Jagdlust seiner Studenten zu genügen suchte; er verlieh ihnen die Jagdgerechtigkeit in der Gemarkung der Stadt. Nur kurze Zeit zunächst erfreute sich Gießen seiner Hochschule. Im Jahre 1625 wurde ganz Oberhessen unter Ludwig V. vereint, und die Gießener Hochschule nach Marburg verlegt, jedoch nicht mit der Marburger vereinigt; die beiden Hochschulen bestanden getrennt an demselben Ort neben einander. Als dann aber die hessischen Lande wieder geteilt wurden, kam die Hochschule nach Gießen zurück (1650), freilich nicht ohne Schwierigkeiten, denn auch andere Städte, Darmstadt, Alsfeld und Grünberg wurden bei dieser Gelegenheit in Betracht gezogen. Die Gießener Bürgerschaft aber bezeigte ihre Dankbarkeit durch Verleihung neuer Vorrechte an die Professoren und Studenten ihrer wiedergewonnenen Hochschule. Damit war die Universität für Gießen endgiltig bewahrt; sie hat seitdem wohl schwere Zeiten durchgemacht, besonders im siebenjährigen Krieg und in den Koalitionskriegen, aber ihre Existenz ist doch nicht mehr ernstlich in Frage gestellt worden. Sie blühte bald auf und, sonderbarer Weise, während sonst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die deutschen Universitäten bei dem schwierigen Verkehr jener Zeiten in höherem Grade Landesuniversitäten waren als jetzt, da für die Wahl der Universität die größere oder geringere Entfernung von der Heimat kaum in Betracht kommt, finden wir in der Gießener Matrikel von 1608—1707 auffallend viele Studenten, die aus weiter Ferne gekommen waren, aus Mecklenburg, Holstein und Dänemark, ein Umstand, der sich wohl nur aus dem guten Ruf und der wissenschaftlichen Bedeutung

Gründung der Universität.

Gießen im 17. u. 18. Jhdt.


Photographie E. Williams, Berlin.
Burg Braunfels.

der Universität erklären läßt. Freilich kam später eine Zeit, die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in der der Ruf der Gießener Professoren und Studenten gleich schlecht war. Wenn wir Laukhard und Bahrdt glauben wollen, so entsprach das „armselige, elende“ Aussehen der Stadt, deren Wälle damals noch standen, der Rohheit, die unter Lehrern und Studenten herrschte. Was uns Laukhard von den Eulerkappereien und von dem Verhalten der Studenten während ihres Aufenthalts auf dem Gleiberg erzählt, klingt schier unglaublich. Und doch müssen wir ihnen wohl glauben, denn ihre Schilderungen werden durch die im Jahre 1779 erlassenen „Pflichten der auf der Universität Gießen sich aufhaltenden Studenten“ vollauf bestätigt, und Goethes Zeugnis ist unanfechtbar. Allein wir dürfen andererseits nicht vergessen, daß mit wenigen Ausnahmen auf anderen Universitäten das Leben ebenso roh war, und daß gerade in dieser Zeit der „tiefsten Rohheit“, von der Goethe spricht, auch die Keime einer besseren Zeit zu erkennen waren; der Ruf freilich, den sich damals Gießen erwarb, haftet sehr mit Unrecht noch heute an ihr.

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, das nach dem Gesagten den tiefsten Stand des Gießener akademischen Lebens zeigt, beginnen die ersten sicheren



Das alte Gießen.
(Nach einem Stich von M. Merian 1650.)

Nachrichten über den Zusammenschluß zu Korporationen innerhalb der Studentenschaft. Wir sind für diese ersten Anfänge des modernen Korporationswesens in der Hauptsache auf Laukhard angewiesen, dessen Angaben leider spärlich und unbestimmt sind. Nach ihm führten im Jahre 1773 relegierte Jenenser den Amicistenorden in Gießen ein, und diesen gegenüber fanden sich die Hessen veranlaßt, sich zu einem Orden zusammenzuschließen. Bald aber, kurz nach 1775, gingen die Hessen in den Amicistenorden auf. Etwas früher, schon um 1770 finden wir Landsmannschaften erwähnt: Darmstädter, Pfälzer — zu ihnen gehörte Laukhard —, Zweibrücker, und wahrscheinlich hat es auch Wetterauer gegeben. Aber diese Landsmannschaften hatten keinen langen Bestand; sie gaben den Behörden Anlaß zum Einschreiten und verschwanden im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts, und auch die Orden fristeten in Gießen nur ein kümmerliches Dasein. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts aber tritt eine Änderung zum Besseren ein. Vielleicht hat schon im Jahre 1801 eine Landsmannschaft Rhenania (blau-weiß-rot) bestanden, mit Sicherheit ist sie aber für das Jahr 1804 nachzuweisen, und in demselben Jahre tritt eine Franconia (schwarz-rot) auf. Diese beiden entwarfen nämlich in Gemeinschaft den vom 1. Juni 1806 ab giltigen „Gießener Burschencomment“. Eine dritte Landsmannschaft Guestphalia taucht 1809 auf und hat mit Unterbrechungen bis 1825 bestanden. Im Jahre 1816 aber scheinen als konstituierte Verbindungen nur die Hassia und Constantia bestanden zu haben. Denn als im Dezember desselben Jahres der bekannte Carl Follen in einer Burschenversammlung ein neues Gesetzbuch,

Anfänge des Korporationswesens.

Orden und Landsmannschaften.

den „Ehrenspiegel", vorlegen wollte, trat ihm Görtz, der Senior der Hassia, mit dem Bemerken entgegen, daß nur die beiden konstituierten Verbindungen in der Versammlung zu reden hätten. „Wir sind nicht Burschenschafter", rief er aus, „wir sind Landsmannschafter! Wer für uns und für Beibehaltung des Comments ist, der ziehe mit ab." Zwei Drittel zogen ab, und die Zurückbleibenden stellten sich Follen zur Verfügung. Sie sagten sich vom Comment los und bekannten sich zum Ehrenspiegel; man nannte sie die „Schwarzen", weil sie die bunten Abzeichen der Corpsstudenten verschmähten und den schwarzen deutschen Rock trugen, und später wegen ihrer radikalen Gesinnung die „Unbedingten". Aus ihnen ging dann die Burschenschaft **Germania** hervor, die sich aber bald unter den Verfolgungen der Behörde auflösen mußte. Nicht viel besser erging es den Landsmannschaften; auch sie sahen sich zu häufigen Suspensionen genötigt. Zur Zeit des zweiten Auszuges nach dem Gleiberg vom 28. Juni bis 1. Juli 1826 — der erste hatte im August 1819 stattgefunden — bestand der S.C. aus der 1820 rekonstituierten **Hassia** (schwarz-grün-rot) und der 1822 gestifteten **Rhenania**; die daneben als „Waffenverbindung" existierende Burschenschaft stand mit ihnen im Paukverhältnis. Der Auszug, der veranlaßt war durch das Vorgehen der Universitätsgerichte gegen die Unparteiischen bei Paukereien, hatte am 20. August die Stiftung der **Vandalia** (blau-weiß-gold) und am 26. August die der **Starkenburgia** (grün-weiß-rot) zur Folge. Mehrfach noch vereinigte sich die Studentenschaft zu Auszügen, zuletzt am 7. August 1846, als die Behörden die infolge von Übergriffen der Polizei erregte Studentenschaft durch Dragoner zur Ruhe bringen wollten. Erst als das Militär fortgeschickt war, kehrten die Studenten nach Gießen zurück; ein Bild des auf dem Staufenberg abgehaltenen Burschenlagers ist von dem Maler Gastauer durch die umstehend wiedergegebene Lithographie der Nachwelt überliefert worden. In den 30er und 40er Jahren gewannen in den Corps zeitweise burschenschaftliche Strömungen die Oberhand, ein Umstand, der teils zu Spaltungen im S.C., teils zur Auflösung einzelner Corps, z. B. der Palatia im W.-S. 1833/34, führte.

Die Gießener „Schwarzen".

Burschenschaft u. Corps.

Gegenwärtig besteht der Gießener S.C. aus der 1839 gestifteten **Teutonia** (grün-dunkelrot-gold), der **Hassia** (schwarz-weiß-rot), die als Stiftungstag den 3. März 1842 und die Farben der an diesem Tage gegründeten Marcomannia angenommen hat, und der **Starkenburgia**, die jetzt carmoisinrot-weiß-gold trägt. Die Burschenschaft, die vom Ende der zwanziger Jahre bis 1847 als Franconia (schwarz-blau-gold) bestand, wird jetzt durch die 1861 als Studentenverein gestiftete **Alemannia** (hellblau-dunkelrot-gold) und durch die **Germania** (schwarz-rot-gold) vertreten; die letztere ist am 14. August 1851 gegründet worden, und zwar von Mitgliedern des „Treubundes", einer Verbindung mit burschenschaftlichen Tendenzen, deren Farben schwarz-rot-grün seit 1888 von der Germania als Ehrenband getragen werden. Die am 11. Februar 1882 als schwarze Verbindung gestiftete **Darmstadtia** ist seit 1893 Landsmannschaft und gehört dem Coburger L.C. an; von sonstigen Verbindungen existieren in Gießen noch die schwarze Verbindung **Blümchen** und die freischlagende Verbindung **Franconia**, die beide unbedingte Satisfaktion geben; dem Prinzip der bedingten Satisfaktion huldigen die Reformverbindung **Adelphia** und der Gesangverein **Ludoviciana**. Der **Wingolf** (schwarz-weiß-gold, schwarze Sammetmütze) besteht seit 1882, von den katholischen Verbindungen gehört die **Hasso-Rhenania** (gelb-weiß-rot) dem Kartellverband katholischer Studentenverbindungen, die **Nassovia** dem Verbande katholischer Studentenvereine an. Ein **Verein deutscher Studenten** ist in Gießen am 4. Februar 1891 gegründet worden.

Die heutigen Korporationen.

Doch wir kehren wieder zu der Geschichte der Universität zurück. Nach einem kurzen Aufschwunge — im Jahre 1829 finden wir 558 Studenten in Gießen — fällt ihre Zahl im Jahre 1837 auf 290, eine Folge teils der Verhältnisse im Hessenlande selbst und des vielfach ungenügenden Zustandes der Gebäude, in denen die verschiedenen Institute der Universität untergebracht waren, teils des Drucks, der in dieser Zeit noch immer auf den deutschen Universitäten überhaupt lastete. Aber damit

Die Universität im 19. Jhdt.

24*



Auszug der Gießener Studenten auf den Staufenberg bei Gießen, 7.—9. August 1846.
(Nach einer sehr seltenen Lithographie im Besitz der Hassia zu Gießen.)



Photographie G. Williams, Berlin.
Panorama von der Starkenburgerkneipe.

scheint auch, und hoffentlich für immer, ein stetiger Fortschritt eingetreten zu sein. Die Gründe dafür liegen nahe. Daß dazu zunächst der größere Bedarf an Beamten infolge der starken Zunahme der Bevölkerung beitrug, ist selbstverständlich. Besonders aber erwies sich als fördernd die Freigiebigkeit, mit der Regierung und Kammern des Großherzogtums die Mittel gewährten, um die Universität den Forderungen der neuen Zeit entsprechend auszugestalten. Das Verdienst, die Kammer und seine Mitbürger immer von neuem darauf hingewiesen zu haben, wie notwendig es sei, größere Mittel zu bewilligen, um die Universität würdig auszustatten, gebührt u. a. dem Abgeordneten G. F. Heyer, der nicht müde wurde, in Wort und Schrift auf dieses Ziel hinzuarbeiten. Der erste große Erfolg dieser Bestrebungen war die Errichtung der **Forstlehranstalt** im Jahre 1825. Dadurch wurde Hessen von den deutschen Staaten der erste, der eine solche Anstalt mit der Universität verband, und wie recht man damit gehabt hatte, zeigte sich bald. Ihr Ruf verbreitete sich über Europa hinaus, und aus allen Weltteilen kamen die Forstleute, um in Gießen ihr Wissen zu erweitern und die Erfolge der vorzüglichen Forstwirtschaft des Großherzogtums in Augenschein zu nehmen. Auf dem einmal betretenen Wege ging man weiter. Im Jahre 1841 wurde die neue Aula vollendet; daran schloß sich die Erweiterung der **Bibliothek** — für deren Neubau kürzlich (im Sommer 1899) ein Grundstück erworben wurde — an, und der botanische Garten, dessen Zustand lange zu berechtigten Klagen Anlaß gegeben hatte, konnte den Bedürfnissen entsprechend umgestaltet werden.

Die Institute.

Tüchtige, zum Teil hervorragende Gelehrte wurden als Lehrer berufen, und wie sehr dies zum Gedeihen der Hochschule beitrug, zeigt vor allem das Beispiel **Liebigs**, der von 1824—1852 in Gießen lehrte, und dem vor etwa einem Jahrzehnt ein Denkmal in den Anlagen, nicht weit von dem neuen Auditorium errichtet wurde. Ihn zu hören kamen aus aller Herren Länder nicht nur Studenten, auch ältere Fachleute, selbst Professoren hielten es nicht für unter ihrer Würde, zu seinen Füßen zu sitzen. So erreichte im Sommer 1847 die Hörerzahl den hohen Stand von 570 Studenten, von denen 159 Ausländer waren und nicht weniger als 57 Chemiker. Jetzt freilich ist diese Zahl wieder bedeutend überholt, denn nach einer



Photographie G. Williams, Berlin
Neues Universitätsgebäude und chem. Laboratorium.


Photographie E. Williams, Berlin
Der Staufenberg von Osten.

Frequenz.

kurzen Zeit des Sinkens hat seit 1866 wieder ein regelmäßiges Steigen stattgefunden, sodaß die Zahl jetzt etwas über 700 beträgt. Daß dieses Steigen sich hauptsächlich in der medizinischen Fakultät und bei den Studierenden der Naturwissenschaften zeigt, darf nicht Wunder nehmen; hat doch gerade für diese der Staat mit voller Hand gegeben. Zeuge dessen sind das aufs freigiebigste ausgestattete chemische Laboratorium und die medizinischen Anstalten, die vor dem SeltertHor ein ganzes und nicht kleines Stadtviertel bilden.

Die politischen Ereignisse unserer Zeit gingen natürlich nicht, ohne Spuren zu hinterlassen, an Gießen vorüber. Die katholisch-theologische Fakultät wurde, hauptsächlich auf Betreiben des Erzbischofs von Mainz, von Ketteler, aufgehoben. Der Krieg zwischen Preußen und Österreich brachte das akademische Leben im Sommersemester 1866 beinahe zum Stillstand, und im Jahre des großen Krieges 1870/71 war der Zudrang der Gießener Studentenschaft zu den Waffen so stark, daß ein großer Teil der Korporationen aus Mangel an Mitgliedern gezwungen war, zu suspendieren, und viele von den Kommilitonen, die für das Vaterland auszogen, sind nicht zurückgekehrt.

Charakter der Hochschule.

Werfen wir zum Schluß einen Rückblick auf den Geist, der auf der Hochschule in den drei Jahrhunderten ihres Bestehens geherrscht hat, so zeigt sie uns alle Vorzüge der kleinen Universität, vor allem ein ausgeprägtes Bewußtsein ihrer Studenten, in erster Linie Studenten zu sein, ein Bewußtsein, das in seiner Ausartung im achtzehnten Jahrhundert, der Zeit entsprechend — und zugleich in mehr oder weniger bewußtem Widerspruch zur Zeit — sich als Rohheit zeigte, in unserer Zeit uns noch als Derbheit, aber als liebenswürdige Derbheit entgegentritt. Auf wissenschaftlichem Gebiet hat ihr Name immer einen guten Klang gehabt, aber vor allem bewährte sie stets und bewährt sie noch heute ein ehrliches Streben nach Freiheit der Forschung und zeigt sich so als würdige Schwester der übrigen deutschen Hochschulen.





1665.

„Zwar sind wir nur des rauhen Nordens Kinder,
Der Ostsee Brausen wiegt uns stürmisch ein,
Doch soll das kalte Vaterland nicht minder
Uns, seinen Söhnen, lieb und teuer sein,
Und locken südwärts auch die grünen Reben,
Das Herz bleibt stets dem Vaterland ergeben!"

L. J. Aschenfeldt.

Der von König Christian IV. von Dänemark und Herzog Friedrich III. von Holstein 1641 den Ständen der Herzogtümer gemachte Vorschlag, eine gemeinschaftliche Landesuniversität zu errichten, war von diesen der Kosten wegen abgelehnt worden. Die fortgesetzten Kriegswirren hinderten Friedrich III., seinen Plan, für sein Land eine Universität zu schaffen, zur Ausführung zu bringen. Erst sein Sohn Christian Albrecht konnte das von dem Vater geplante Werk vollenden und nach eingeholter kaiserlicher Genehmigung die Christiana Albertina zu Kiel gründen. Er überwies ihr die Einkünfte der Gelehrten Klosterschule zu Bordesholm, und die Stadt stellte drei Gebäude zwischen der Klosterkirche und dem Kleinen Kiel, dem alten Stadtgraben, zur Verfügung, die zur Abhaltung feierlicher Akte und als Auditorium dienten, auch zugleich Wohnungen für zwanzig unbemittelte Studenten enthielten. Zu den vielerlei von dem Berichterstatter der Gründungsfeier, Torquatus a Frangipani, aufgezählten Vorzügen, die die Wahl des Universitätssitzes auf Kiel lenkten, gehörte die durch eine leichte Verbindung mit Schweden, Dänemark, Pommern und dem Reiche ausgezeichnete Lage, die liebliche Umgebung der Stadt, die guten Sitten, der Fleiß und das Interesse der Bürger für die Wissenschaften; erwähnt wird auch „der Umbschlagh, der Conflux der Kaufleute und des Adels, und die zahllose Frequenz von Menschen aus allen Orten", sowie der, von Torquatus allerdings nur mit großem Bedenken zu den Vorzügen gerechnete Umstand, daß es an hübschen Mädchen nicht fehle.

Gründung der Universität.

Am 3. Oktober 1665 und in den folgenden Tagen erfolgte die Gründungsfeier der Universität, die mit einem Lehrkörper von sechzehn Professoren und hundertvierzig Studenten ins Leben trat. Zum Kanzler wurde der Graf Kielmann von Kielmannsegg ernannt, während Musäus das erste Rektorat bekleidete. Unter der Regierung Christian Albrechts wuchs die Universität stetig heran, die Zahl der Lehrer und Schüler stieg beständig, und unter diesen waren auch die Nichtholsteiner verhältnismäßig zahlreich vertreten.

Dies änderte sich indessen sehr bald, als namentlich während der Unmündigkeit Karl Friedrichs und später für die Universität nicht hinreichend gesorgt wurde.

Man ließ die Gebäude verfallen und die Professoren hungern; diese wandten sich daher notgedrungen zugleich anderen Ämtern zu, die Theologen dem Seelsorgeramt, die der anderen Fakultäten sonstigen Erwerbszweigen. Noch 1715 mußte es den Professoren verboten werden, zugleich eine Speisewirtschaft oder einen Bierausschank zu halten und an Studenten Getränke auf Kredit zu verkaufen. Besonders schlimm stand es mit der philosophischen Fakultät, deren Professoren „wegen der Seltenheit der Medizinstudierenden" angewiesen waren, ihre Vorlesungen so einzurichten, daß sie auch den Studierenden anderer Fakultäten Nutzen bringen könnten.



Kiel im 17. Jhdt. (Aus: Reyher, Mathesis biblica.)

Die Universität im 18. Jhdt.

Die Jubelfeste der Reformation und des Augsburger Bekenntnisses wurden zwar festlich begangen, das erste Jubiläum der Universität konnte jedoch 1765 der Zeitumstände wegen nicht gefeiert werden, da die Universität, an der im Jahre 1760 im ganzen nur drei Studenten inskribiert wurden, damals dicht vor dem Untergang stand. Die Retterin der Universität war Katharina II. von Rußland, die nach dem Tode Peters III. für ihren Sohn Paul die Vormundschaft in Holstein übernahm. Sie überwies der Universität die erforderlichen Mittel und ließ ihr in dem jetzt als Museum vaterländischer Altertümer dienenden, hart am Schloß belegenen Gebäude ein neues Heim errichten. Als 1773 der herzogliche Anteil von Holstein mit dem königlichen definitiv vereinigt wurde, sorgte man für das Fortbestehen der Universität, und der König von Dänemark hat die von ihm übernommenen Verpflichtungen gehalten. Nach Einführung des zweijährigen Universitätsbanns stieg die Frequenz allmählich wieder; 1791 betrug die Zahl der Studierenden 220.

Studentenleben bis 1800.

Das Studentenleben in Kiel hatte sich, dem norddeutschen Charakter und der durchschnittlichen Armut der Studenten entsprechend, sowohl im Anfang wie später in ruhigen, wenig von dem bürgerlichen Leben abweichenden Bahnen bewegt. Neben der Wohlfeilheit des Unterhalts in Kiel wird das gesittete Benehmen der dortigen Studenten stets gerühmt. Katharina II. verlieh ihnen als Entgelt für den verbotenen Degen eine lila-weiße Kokarde, sowie das Recht, bei Festlichkeiten zwei Anführer mit Generalleutnants- bezw. Generalmajorsrang zu wählen, ein Vorrecht, das auch von den Behörden und vom Hofe bis 1831 ganz ernsthaft anerkannt worden ist, für den Gewählten jedoch immer eine sehr geteilte Freude bedeutete, da die Rangerhöhung mit großen Kosten verbunden war. Bei allen Aufzügen, Festlichkeiten u. s. w. trat die Studentenschaft geschlossen auf; zwar wurden 1774 in einem Edikt die Landsmannschaften und besonders die Orden verboten, doch ist von einem Bestehen der letzteren in Kiel nichts bekannt, und für eine landsmannschaftliche Gliederung war auf der

kleinen, nur von Landeskindern besuchten Universität wenig Raum. Gefochten wurde sehr selten, weil — der Fechtunterricht sehr teuer war. Der Comment schrieb den Korbschläger als Waffe und die Glacé-Auslage vor, und bestimmte, daß nur auf Arm und Brust geschlagen werden durfte. Man trank neben dem Bier sehr viel Kaffee und Thee und braute sich mit Vorliebe, wie heute noch in Schleswig-Holstein, durch Zusatz von mehr oder weniger Spirituosen den sogenannten „Thee- oder Kaffeepunsch".

Die Zeit des Umschlages, d. h. die erste Hälfte des Januar, wenn der Adel und die Landleute ihre Geldgeschäfte für das ganze Jahr regelten, brachte mancherlei Abwechselungen, zu denen besonders die öffentlichen Farobanken gehörten. Die ständigen Kneiporte der Studenten waren außer dem Kaffeehaus in der Dänischen Straße die Gastwirtschaften in Dorf Gaarden (jetzt Bruhn), in Krusenrott, in Düsternbrock, einem alten Haus gegenüber dem jetzigen Torpedohafen der Marine, und der Sandkrug, der auch als Mensurlokal diente.

Zu den Hauptvergnügungen der Studenten gehörten die in der Stadt wie in den umliegenden Dörfern während der Sommermonate in großer Anzahl gefeierten Vogelschießen der Gilden, die stets mit Tanzereien und anderen Belustigungen verbunden waren. Noch heute sind die Tage der Kieler Grünen Gilde, der Gaardener Gilde und vor allem der Ellerbeker „Büttgilde", ebenso wie die Wochen des Kieler Umschlags und der Vierteljahrsmärkte auch für den Studenten etwas stürmische Zeiten. Manche Kontrahage verdankt ihre Entstehung diesen bewegten Tagen, zumal dann die Neigung zu dem genannten schleswig-holsteinischen Nationalgetränk und zu den stark alkoholhaltigen sogenannten „Schifferbowlen" die ohnehin sehr angeregte Stimmung noch zu erhöhen pflegt.

Doch kehren wir zur Zeit der Wende des Jahrhunderts zurück. Damals gründete der Philosoph Reinhold, der den Studenten das Beispiel zur Entfernung des Zopfes gab, einen Klub von Professoren und Studenten, dem auch Niebuhr angehört hat. Er bewirkte ferner die Einrichtung des (S. 240) erwähnten Ehrengerichts, das indessen, weil die größere Einschränkung der Duelle eine arge Verschlechterung des Tones unter den Studenten zur Folge hatte, seine Thätigkeit bald wieder einstellen mußte. An berühmten Professoren wirkten damals an der Universität der Geschichtslehrer Hegewisch, der Mediziner Hensler, die Juristen Thibaut und Feuerbach, etwas später Falck, Twesten, Claus Harms und Langenbeck, Waitz und Droysen. Das deutsche Gefühl war in Kiel zur Zeit der Freiheitskriege nicht gerade sehr stark entwickelt, mehr oder weniger bestand die ganze Bevölkerung aus versteckten Dänen; aber durch das Wirken Dahlmanns vollzog sich dann allmählich eine Aenderung. *Die Universität um die Wende des Jhdts.*

Auch in Kiel wurde ein Burschenverein im Jahnschen Sinne gegründet, der sich Oktober 1817 unter Führung von Uwe Jens Lornsen, von Binzer und Olshausen an dem Wartburgfeste beteiligte. Sehr bald verwandelte er sich in eine burschenschaftliche Korporation und schuf mit dem Institut der Füchse auch das der Finken, d. h. der Nichtaufgenommenen. Er führte den Namen Germania und verlangte von seinen Angehörigen, daß sie Satisfaktion forderten und gaben. Die Zahl der Duelle stieg um 1820 derart, daß, wie mit Entrüstung überliefert wird, in einem Vierteljahr jeder sechste Student eine Mensur hatte. Besonders viel wurde gefochten mit den Mitgliedern der Holsatia (rot-weiß-rot), die sich schon 1818 im Gegensatz zur Burschenschaft zusammengethan hatten. 1833 vereinigte sie sich mit der einige Jahre vorher entstandenen Slesvicia zur Slesvico-Holsatia. 1838 entstand das Corps Saxonia (dunkelgrün-weiß dunkelrot); zu ihren Gründern gehörte auch Rudolf Schleiden, nach dessen eigenen Angaben die Gründung des neuen Corps bezweckte: „den herrschenden, nicht sehr erbaulichen Ton zu verbessern, das etwas wilde Treiben der Holsaten mäßigen und mit den Albertinern an Fleiß wetteifern zu können". *Die Burschenschaft.* *Landsmannschaften und Corps.*

Die Burschenschaft Germania war 1831 aufgelöst worden; schon 1836 schloß sie sich wieder zusammen, die Farben schwarz-rot-gold wurden verdeckt getragen unter den harmlosen Universitätsfarben lila-weiß, und dementsprechend wurde der Name Albertina gewählt. Ihr gehörten der später als Chirurg berühmte Esmarch und Lorenz von Stein, der nachmalige bekannte Nationalökonom, an. Seit 1844 nannte sie sich offen Burschenschaft und trug die Farben weiß-rot-gold.

Das Verhältnis der Studentenschaft unter sich war damals ein gutes, und jetzt entwickelte sich auch in Kiel ein eigentliches studentisches Leben, das sich in Fackelzügen und Komitaten, in der erhöhten Frequenz des Karzers und in dem Ruf, den sich der damalige Oberpedell Biel erwarb, dokumentierte. Aus jener Zeit stammen auch die Verse des Schuhmachergesellenliedes, die Kiel mit den Worten charakterisieren:

Studentenleben der 20er und 30er Jahre.

„Un en Universität is Kiel.
De Pedell, seggt he, de heet Biel,
Und de Rector, seggt he, wesselt af;
Mal weer't Falck, seggt he, mal weer't Pfaff".

Im W.-S. 1820/21 dachte man sogar an einen Auszug; man unterließ ihn aber doch mit der Begründung: „weil wir keine Ausländer sein." Zu etwas ähnlichem kam es indes im W.-S. 1844/45. Anläßlich des schroffen Auftretens eines unbeliebten Professors gegenüber einem Studenten erfolgten Demonstrationen gegen den ersteren, und als die Demonstranten vom akademischen Gericht sehr hart bestraft wurden, wurde die Sperre über die Kollegs verhängt. Die ganze Studentenschaft hielt einmütig zusammen und wurde lebhaft von den Bürgern unterstützt. Da die akademischen Behörden auch nicht nachgaben, so herrschte ein überaus unerquicklicher Zustand, dem schließlich der König durch die gnadenweise Aufhebung der vom Universitätsgericht verhängten Strafen ein Ende machte.

Auch in Kiel blüten dazumal die Händel zwischen den Studenten und den Handwerksburschen; die Anlässe waren dieselben wie auf den anderen Universitäten: die Rivalität um die Gunst der Mädchen, insbesondere auf den Tanzböden, und das von den Studenten in Anspruch genommene, von ihren Gegnern ihnen streitig gemachte Privileg des Farbentragens.

Bald aber machte der Ernst des Lebens dem fröhlichen studentischen Treiben auf lange Zeit hinaus ein Ende. Das Jahr 1848 kam, und mit ihm verschwanden in Kiel die rivalisierenden Studentenverbindungen in einem Studentencorps; die Zechgelage und sonstigen Belustigungen wurden zu Gunsten der von frühmorgens ab betriebenen Waffenübungen eingestellt. In der Nacht vom 23./24. März wurde in Kiel die provisorische Regierung proklamiert, deren hervorragendste Mitglieder Beseler, der frühere Germane, und der ehemalige Holsate Graf Reventlow waren. Am nächsten Tage erfolgte der Abmarsch der Turner und Studenten von Kiel, der mit der Einnahme von Rendsburg siegreich begann und mit der Vernichtung des Corps bei Bau am 9. April so unheilvoll endete. Nach heldenmütigem Widerstand mußte der Rest der mutigen Schar endlich der Übermacht erliegen; gegen 200, darunter sehr viele Studenten, fielen in dänische Gefangenschaft und mußten auf der Dronning Maria eine unverdient unwürdige Behandlung ertragen.

Die Erhebung Schleswig-Holsteins.

Die Christiana Albertina, die vorher stets über 200 Schüler gezählt hatte, deren Hörsäle aber jetzt leer standen, erholte sich nur langsam von dem Schlage. Der Gedanke an ein fröhliches Studentenleben war für lange Zeit verschwunden. Erst 1854 bildete sich wieder eine studentische Organisation, der „Kneipverein" mit wesentlich burschenschaftlicher Richtung; ihm gegenüber schlossen sich bald darauf die landsmannschaftlich Gesinnten zu einem „Paukverein" zusammen, aus dem im nächsten Jahre das Corps Holsatia wieder entstand. 1856 konstituierte sich der „Kneipverein" als Burschenschaft Teutonia mit den Farben hellblau-weiß-gold, die seitdem, infolge eines regelmäßigen Zuzugs, namentlich aus den ländlichen Kreisen der Provinz, sich eines ununterbrochenen Fortbestehens erfreut hat und schon seit langen Jahren die stärkste Korporation der Kieler Universität ist.

Anfänge der heutigen Korporationen.

Nach dem Kriege von 1864 wurde auch die Saxonia rekonstituiert; sie hielt sich nur bis 1870, als in Kiel, wie auf allen deutschen Universitäten, die Hörsäle verödeten und die bunten Schläger mit den kriegerischen Waffen vertauscht wurden. Gleichzeitig mit der Rekonstituierung der Saxonia wurde Ende 1864 die freischlagende Verbindung, spätere Landsmannschaft Troglodytia gegründet, die lange Jahre hindurch neben der Holsatia eine führende und tonangebende Rolle in der Studentenschaft spielte und deren schwarze Mützen und weiße Stürmer, zusammen mit den roten Mützen der Holsaten, bei Studenten und Bürgern das größte Ansehen genossen. Trotz der Verschiedenheit der Verbände unterhielten alle diese farbentragenden Korporationen, zu denen später noch die 1878 als Verbindung Slesvico-Holsatia gegründete Landsmannschaft Cimbria (blau-weiß-rot) hinzukam, ein gemeinschaftliches Paukverhältnis. Ihre Vertreter bildeten eine sogenannte „Behörde", in der über Fragen des Paukcomments, über gemeinsames Auftreten bei Festlichkeiten und das Verhalten der Finkenschaft gegenüber beraten wurde. Gefochten wurde sehr viel und sehr schwer abgeführt; andererseits aber sind Säbel- und Pistolenduelle niemals übermäßig häufig gewesen. Die Schlägermensuren finden seit langer Zeit in dem jetzt zu einem großstädtischen Etablissement umgebauten Kolosseum am Exerzierplatz statt. — Die Behörde



Photographie E. Williams, Berlin

Die Universität.



J. Kürschners Großphotographien. H. Hilger, Berlin.

Gesamtansicht.

Als 1890 die Saxonia aus langer Vergessenheit wieder auftauchte, ging das allgemeine Paukverhältnis auseinander. Die beiden Corps und beide Landsmannschaften gingen numerisch zurück und suspendierten schließlich; nur der Saxonia ist



Photographie E. Williams, Berlin

Der Schloßgarten.

es bisher gelungen, sich (im Jahre 1895) wieder aufzuthun. Hingegen wuchs die Burschenschaft, die seitdem auch mit dem 1885 gegründeten Turnverein Hansea (grün-weiß-schwarz) im Paukverhältnis steht. Der allgemeine Rückgang des farbentragenden Teils der Studentenschaft kam den schwarzen Verbindungen zu gute, die seit dieser Zeit immer mehr an Bedeutung gewannen; von ihnen ist die älteste die 1872 gestiftete Frisia, während die Krusenrotter Kneipe — so genannt nach dem Bierdorf Krusenrott — seit 1875, die Stormaria seit 1883 existieren. Sie haben sich vor allem durch ihren Verkehr in der Kieler guten Gesellschaft, der viele ihrer Alten Herren, namentlich von den Krusenrottern, angehören, eine angesehene und gefestigte Stellung erworben. Mit dem Wachsen der Universität ist in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von Verbindungen entstanden, die ihre farbengeschmückten Schläger ausschließlich bei öffentlichen studentischen Aufzügen führen: der Gesangverein Albingia, der A.T.V. Ditmarsia und der Verein deutscher Studenten; dagegen haben seit einigen Jahren auch der Wingolf (dunkelrot-weiß-gold) und die katholische Studentenverbindung Rheno-Guestfalia (violett-weiß-moosgrün) Farben angelegt. Der nichtfarbentragende katholische Studentenverein Baltia wurde 1886 gegründet. Von den zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen ist der akademisch-theologische Verein besonders hervorzuheben, weil er der älteste theologische Verein auf deutschen Hochschulen ist; er wurde am 18. Februar 1836 gestiftet.

Die jetzigen Verbindungen.



Krusenrotterhaus.

Die Universität unter preußischer Herrschaft.

Unter der preußischen Herrschaft, die die Einwohnerzahl der Stadt Kiel in 35 Jahren von weniger als 20000 auf mehr als 100000 gebracht hat, ist die Frequenz der Universität von etwa 200 auf gegen 900 Studierende im S.-S., 800 im W.-S. gestiegen, unter denen die Mediziner, deren Fakultät mit den glänzendsten Lehrkräften und Lehrmitteln ausgestattet ist, bei weitem überwiegen. Gleichzeitig hat die Universität den kleinlichen Charakter einer ausgesprochenen Landesuniversität verloren: mehr und mehr gehen die Söhne Schleswig-Holsteins, durch die Stellung ihrer Prinzessin nicht nur mit dem deutschen Reiche, sondern auch mit der Krone Preußen eng verbunden, in ihren ersten Semestern auf andere Universitäten; mehr und mehr kommen die Binnenländer, auch aus Süddeutschland, zum Ostseestrand, um dort besonders im Sommersemester kräftige Seeluft zu atmen und das Leben und Treiben einer Seestadt kennen zu lernen. Die stolzen, eisengepanzerten Kolosse der Kriegsschiffe erregen das besondere Interesse jedes Studenten; er lernt ihre Namen und Abzeichen kennen und freut sich an dem Aufblühen unserer jungen Marine, die ihm das wiedergeeinte Vaterland recht augenfällig versinnbildlicht, und deren ferneres Wachsen, als ein Unterpfand für Deutschlands jetzige und dereinstige Machtstellung, auch ihm am Herzen liegt.

Die Stadt.

Der Hofhalt des Prinzen Heinrich, der selbst mehrere Semester an der Christiana-Albertina immatrikuliert gewesen ist, die häufigen Besuche des Kaisers, die an Ansehen ständig zunehmende „Kieler Woche" haben der Stadt einen welt- und großstädtischen Charakter verliehen, zu dessen Entfaltung insbesondere die glänzende Eröffnungsfeier des Nordostsee-Kanals im Sommer 1895 Gelegenheit gab. Das großstädtische Leben entwickelt sich vor allem in der Düsternbrooker Allee, die hinter dem

jetzt vom Prinzen Heinrich bewohnten Schloß beginnt und zunächst durch den Schloßgarten am Universitätsgebäude vorüberführt. Nur durch den Düsternbrooker Weg und die Wasserallee vom Hafen getrennt, blickt dieser schöne Bau, dessen Grundstein 1873 der damalige Kronprinz, nachmalige Kaiser Friedrich gelegt hat und der 1876 feierlichst eingeweiht wurde, mit seiner Front auf einen großen, mit Anlagen und dem Kaiser Wilhelm-Denkmal geschmückten freien Platz. Über den hohen Linden, die den Platz umrahmen, erhebt sich im Hintergrunde das Schloß; weiter zurück liegt, von den Bäumen verdeckt, die Altstadt. Von der breiten Treppe der Universität sieht man zur Rechten die ersten Häuser der neuen Stadt, die an der Stelle des ehemaligen Fleckens Brunswiek entstanden ist. Hier liegen hinter und neben der Universität die in demselben Stile erbauten Institute: hinter ihr die Anatomie, das zoologische und das physiologische Institut und die Kliniken; neben ihr zunächst hinter einer prächtigen alten Linde das 1884 vollendete Bibliotheksgebäude, das in seinen Räumen einen musterhaft geordneten und verwalteten Bücherschatz von über 200 000 Bänden birgt, und das chemische Laboratorium. An beiden vorbei zieht sich die Brunswiekerstraße hinauf bis in das quartier latin Kiels, dessen Mittelpunkt die „Hoffnung“ bildet, früher ein etwas baufällig aussehendes, aber urgemütliches Studentenlokal, jetzt ein von elektrischem Licht durchflutetes Großstadt-Café. Vom Universitäts-Gebäude führt zur linken Hand zwischen Villen und Gärten die Düsternbrooker Allee an Badeanstalten und dem Prachtgebäude der Marine-Akademie entlang zu schattigen Buchenwäldern und schließlich zu einer Anhöhe vor dem Hotel Bellevue, von wo aus sich ein herrlicher Rundblick über den Kriegshafen, die Wieker Bucht bis zu den am jenseitigen, bewaldeten Ufer gelegenen Badeörtern Heickendorf, Möltenort und Laboe bietet. Diese bilden neben den Bierdörfern Krusenrott, Karlsburg u. a. oft das Ziel einer Spritze am Sonntagnachmittag; längere Ausflüge werden am Kanal entlang nach Holtenau und Knoop oder von Neumühlen aus durch das liebliche Schwentinethal nach der Rastorfer Papiermühle oder weiter nach Preetz und den unvergleichlich schönen holsteinischen Seen unternommen.



Photographie E. Williams, Berlin.

Der Kriegshafen.

Die Umgegend.

Man sieht, Kiel bietet an Naturschönheit mehr als die meisten anderen Universitätsstädte; dennoch wird es noch immer nicht so sehr von jungen Füchsen besucht, als von älteren Semestern, namentlich Medizinern, die hier ihre Studien mit dem Examen beschließen wollen. Kiel ist eben Arbeitsuniversität, und das Studentenleben, vor allem das Couleurleben, tritt hier gegenüber dem Vorherrschen der Marine, die der Stadt ihre Signatur verleiht, zurück. Trotzdem ist, wie Kiel selber, dessen fast beispielslose Entwicklung in den Jahren der preußischen Herrschaft lediglich auf einer Benutzung der gegebenen natürlichen Mittel und Vorzüge beruht, auch der alma mater ein weiteres Aufblühen gewiß. Und so schließen wir diese kurze Beschreibung mit dem poetischen Rufe:

Charakter der Universität.

„Heil des schönen Holstenlandes
Königin und Metropole,
Heil der Musenstadt am Meere!“



1694.

Zu Halle auf dem Markt,
Da steht ein großer Riese,
Er hat ein Schwert und regt sich nicht,
Er ist vor Schreck versteinert.
Heine.

Das war ein buntes, lustiges Getümmel in dem kleinen Dörfchen Trotha um die Mittagstunde des 30. Juni im Jahre des Heils 1694. Se. Kurfürstliche Durchlaucht, Friedrich III. von Brandenburg, war soeben mit seinem Gefolge eingetroffen und hielt dort Mittagstafel. Viele Studenten zu Pferde, den Degen in der Faust, waren dem Landesherrn entgegen geritten, um ihm bei dem feierlichen Einzug in die Stadt das Geleit zu geben. Um 3 Uhr brach der Zug auf. Voran Jäger, Halloren, die Leibgarde, der Hofstaat, die Studenten, Pauker und Trompeter, dann der Kurfürst und sein Bruder Markgraf Philipp und zum Schluß ein Heer von Trabanten. Am Leipziger Thor empfingen der Stadtrat und die Professoren den einziehenden Fürsten, und während von allen Türmen geblasen, die Glocken geläutet und die Stücke gelöst wurden, ging's in die festlich geschmückte Stadt hinein, die der Kurfürst ausersehen hatte, seine neue Universität zu beherbergen.

Festliche Einweihung.

Sonnenklar brach der nächste Morgen an, der 1. Juli nach altem, der 12. Juli nach neuem Kalender, der Geburtstag des Kurfürsten und zugleich der neuen Universität. Der Kurfürst hatte auf diese seine jüngste Schöpfung ganz besondere Ehren häufen wollen. Er selbst wollte ihre Einweihung vollziehen und sie nach seinem Namen „Friedrichsuniversität" taufen. Der jeweilige Kur- oder Kronprinz sollte der Rektor der Universität sein. Der Kurfürst hatte ferner die Herren Professoren auf seine Kosten mit einer reichen Amtstracht ausgestattet und zur Einweihungsfeier eine große Summe für die freundliche Bewirtung aller Festteilnehmer und die Belustigung der Stadtbewohner ausgesetzt. Von den benachbarten Universitäten hatten sich 2000 fremde Studenten eingefunden, um das Fest der neuen Universität mitzufeiern. So war es denn auch ein glänzender Zug, der sich an jenem Morgen um 10 Uhr von der Wage aus — in der Rathausstraße —, wo sich nunmehr die Universitäts-Kollegien befanden, nach der Domkirche in Bewegung setzte. Hier hielt zunächst Hofprediger Ursinus die Festpredigt. Darauf eröffnete Staatsminister Paul von Fuchs mit der Inaugurationsrede die Universität im Namen Kaiser Leopolds und auf Befehl des Kurfürsten. Zum Rector Magnificus proklamierte er den Kurprinzen Friedrich Wilhelm und zum Prorektor den Professor der Theologie Dr. Baier. In seiner wohlgesetzten Rede gab Herr von Fuchs als Grund für die Wahl Halles zur Universitätsstadt „die Zierlichkeit und Lustigkeit der Stadt und die gantz höflichen Sitten der Einwohner" an, ein Lob, welches im Laufe der Zeiten verschiedentlich einige Einschränkungen erfahren mußte. Mit anmutiger Wortspielerei, wie sie jene Zeit liebte, führte der Redner aus: „die höchst nutzbare Saltz-

Koten, die aus ihren immerfließenden Quellen das köstlichste Saltz herfürbringen, erinnern einen jeglichen, daß an diesem Ort das wahre unverfälschte Saltz der Weißheit herfürgebracht und mitgeteilt werde." Zum Schluß wandte er sich mit einer beherzigenswerten Mahnung an die Studenten: „entschlaget euch aller Zänkereien und Stänkereien, alles Balgens und Duellierens ... und bedenket, daß ihr nicht eurer selbst, viel weniger dem kalten Sande, sondern dem gemeinen Wesen und dem Vaterlande geboren seid." Am nächsten Tage wurden durch die Dekane der Fakultäten ernannt: 2 Doctores theologiae, 8 Doctores juris, 10 Doctores medicinae und 50 magistri. Somit war die neue Universität ins Leben getreten, die zu allen Zeiten die leuchtende Stätte freier Forschung gewesen ist und sich vor allem den Ruf als eine Pflegerin der theologischen Wissenschaften bewahrt hat.

Der Plan, in Halle eine Universität zu gründen, war bereits im 16. Jahrhundert aufgetaucht, und auch im 17. Jahrhundert, nach Beendigung des 30jährigen Krieges, ging man mehrfach mit dem Gedanken um, eine allgemeine Schule in Halle oder Magdeburg zu gründen. Eine festere Gestalt nahm jedoch dieser Plan erst an, als nach der Säkularisation des Erzstiftes der Exerzitienmeister Michael Milié, genannt La Fleur, vom Großen Kurfürsten 1680 die Genehmigung zur Errichtung einer Exerzitienschule erhielt. Besonderer Huld erfreute sich diese Schule bei dem Kurfürsten Friedrich III., der sie nach seinem Regierungsantritt 1688 bedeutend erweiterte, eine Reitbahn anlegte, ihr den Namen einer Ritterakademie gab und sie unter die Oberaufsicht der Staatsminister von Dankelmann, Grumbkow und von Schwerin stellte. Vorgeschichte.

Zur Blüte aber sollte diese Anstalt erst gelangen durch den Namen des berühmten Rechtsgelehrten Christian Thomasius (geb. 1655 zu Leipzig). Als gottloser Irrgeist verschrieen, mußte er 1690 seine Vaterstadt Leipzig verlassen und fand freundliche Aufnahme bei Kurfürst Friedrich III., der ihn mit einem Gehalt von 500 Thalern unter dem Titel eines kurfürstlichen Rates und Professors an der Ritterakademie zu Halle anstellte. Am Montag nach Trinitatis im Jahre 1690 eröffnete Thomasius seine Vorlesung über Logik, Moral und Naturrecht in deutscher Sprache, damals ein ganz unerhörtes Vorgehen. Dieser Mann, der unbarmherzig die Sonde scharfsinniger Kritik an die Irrtümer jener finsteren Zeit des geistigen Verfalles und der Verwilderung legte und deshalb einerseits aufs heftigste angefeindet wurde, sich andrerseits aber auch einer bewundernden Verehrung der erleuchtetsten Geister und einer beispiellosen Beliebtheit bei der gebildeten Jugend erfreute, kann mit Recht der Eckstein der jungen Universität genannt werden. Überhaupt verdankt die Universität Halle ihr rasches Aufblühen vor allem der gastlichen Aufnahme fremder Elemente, die bei den damals gärenden Gegensätzen in ihrer Heimat keine bleibende Stätte mehr fanden. Ein anderes Beispiel dafür ist der bekannte Theologe August Hermann Francke, der, ebenso wie Thomasius, aus Leipzig vertrieben, im Jahre 1692 nach Halle kam und später an der Universität den Lehrstuhl für orientalische Sprachen inne hatte. Auch die meisten der übrigen neubestallten Professoren, wie Breithaupt, Stryck, Cellarius u. a. hatten einen großen Ruf in akademischen Kreisen, sodaß es nicht Wunder nehmen konnte, daß bereits zur Einweihung der Hochschule sich 765 Studierende eingefunden hatten. Thomasius und Francke.

Ein Jahrhundert ununterbrochener Blüte folgte, die durch das stete Wohlwollen der Regierung, die unangetastete Lehrfreiheit und den Feuereifer der Professoren gefördert wurde. G. A. von Münchhausen schreibt in einem Briefe an Hofrat Gebauer in Göttingen im Jahre 1735: „Es ist gewiß, daß die Universität zu Halle nimmermehr hätte aufblühen können, wenn nicht die ersten Professoren mit ihren Nachfolgern sich ungemein angegriffen; ich bin testis ocularis gewesen, daß sie alle halbe Jahre ihre collegia geendiget, und damit so großen Zulauf sich zu wege gebracht haben; sie haben zu dem collegio der Pandecten allezeit zwei Stunden genommen, und nichts als den einzigen Sonnabend Nachmittag frey behalten". Fleiß der Professoren.



Photographie S. Williams, Berlin

Die Universität.

Vor allem war es die theologische Fakultät an der Universität Halle, die immer bis in die neuesten Zeiten die Fackel der Erleuchtung vorangetragen hat. Sie war es auch, die in kräftiger und freimütiger Weise im Jahre 1787 auf die Bestrebungen des Ministers von Wöllmer reagierte und dessen Plänen, die akademische Lehrfreiheit einzuschränken, aufs entschiedenste entgegentrat. Das Jahr 1788 brachte das Wöllmersche Religionsedikt, das den freien evangelischen Geist, die Freiheit des Forschens und Denkens einzudämmen versuchte, und damit schwere Anfeindungen für die Halleschen Theologen Nösselt und Niemeyer. Ihre Absetzung konnte jedoch, da unterdessen Friedrich Wilhelm III. den Thron bestiegen hatte, nicht durchgesetzt werden. Nichtsdestoweniger wurden noch einige Versuche gemacht, die theologische Fakultät zu reformieren. Im Jahre 1794 kamen zu diesem Zwecke die Oberschulräte Hermes und Hilmer nach Halle. Ihre Anwesenheit aber reizte die brausenden Gemüter der Studentenschaft, die vor das Absteigequartier der hohen Kommission, den goldenen Löwen in der Leipziger Straße, zog und ihnen unter Pereat-Rufen die Fenster einwarf. Über diesen Ausbruch der Leidenschaft erschreckt, zogen die hohen Herren vor, ihre Persönlichkeiten in Sicherheit zu bringen, ohne ihre Reformationspläne ausgeführt zu haben, und verließen am andern Morgen eilends die Stadt. Die Folge dieses Vorganges, der in den Berichten der Visitatoren mit der Lebendigkeit des persönlichen Erlebnisses geschildert wurde, war ein königliches Reskript, das die Säkularfeier der Hochschule verbot. In aller Stille mußte deshalb am 12. Juli 1794 die Erinnerung an den Stiftungstag der Fridericiana gefeiert werden. Ungefähr 250 Studierende, der akademische Senat und die Professoren fanden sich im Garten eines Mitbürgers, des Herrn Leveaux, zusammen, um das Fest mit Musik, Gesang und Rede zu begehen.

Bedeutung der theologischen Fakultät.

Visitation 1794.

Sehr bald aber sollten trübe Tage für die Universität kommen. Der korsische Eroberer trat das alte Europa in den Staub. Auch über den preußischen Staat brach das Unglück mit dem unseligen 14. Oktober 1806, dem Tage von Jena und Auerstädt, herein. Besonders Halle sollte die schwere Hand des Eroberers fühlen. Am 17. Oktober zogen die Franzosen dort ein, am 19. Oktober kam der Kaiser selbst. Eine Deputation der Universität begab sich sofort zu ihm und

Aufhebung der Universität durch Napoleon.



Photographie S. Williams, Berlin.

Das landwirtschaftliche Institut.

bat um Schutz der Hochschule, den der bisherige Befehlshaber, Marschall Bernadotte, bereits zugesagt hatte. Auch Napoleon versicherte die Abgeordneten seines Wohlwollens; allein bereits am nächsten Tage ließ er den Prorektor, Professor Maaß, zu sich rufen, und eröffnete demselben, daß die Universität von diesem Tage an aufgehoben sei. Sämtliche Studenten, mit Ausschluß der geborenen Hallenser, sollten innerhalb 24 Stunden die Stadt verlassen. Kein Bitten half, der kaiserliche Befehl wurde vollzogen. Was Napoleons Sinn so schnell gewandt hatte, ist nicht aufgeklärt. In Paris sagte man, Halle sei zu patriotisch gewesen. Es hieß, die Hallesche Studentenschaft habe am Tage von Jena auf dem Marktplatze ein Pereat auf Napoleon ausgebracht. Auch war durch die Zeitungen das Gerücht gegangen, die Halleschen Studenten hätten dem Könige das Anerbieten gemacht, ein Husarenkorps zu errichten. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß Napoleon nur seinem Haß gegen die deutschen Universitäten und ihre Freiheit der Rede und des Gedankens Ausdruck geben wollte.



Photographie S. Williams, Berlin.

Marktplatz und Marktkirche.

Die Wiederherstellung der Universität ist der unermüdlichen Arbeit des Oberkonsistorialrates Dr. Niemeyer zu verdanken. Niemeyer wurde mit anderen hochangesehenen Bürgern Halles als den französischen Behörden gefährlich auf Napoleons Befehl verhaftet und nach Pont à Mousson geschleppt. Von dort aus setzte er sich mit einflußreichen Bekannten in Paris und Kassel in Verbindung, um zu Gunsten der Universität und der Stadt Halle zu wirken. Unterdessen war das neue Königreich Westfalen entstanden, dem die Stadt zugeteilt wurde. Am 23. Dezember 1807 empfing König Jerome die Deputierten seines jungen Königreiches, unter ihnen die Abgesandten der Universität Halle, die Niemeyer führte. Niemeyer war es auch, der den König durch einen warmherzigen Appell an seine Großmut bewog, die Wiedereröffnung der Universität zu versprechen. Ein Schreiben des Ministeriums vom 29. Dezember 1807 setzte den Wiederbeginn der Vorlesungen auf Ostern 1808 fest. Niemeyer wurde in Anerkennung seiner Verdienste zum Kanzler und beständigen Rektor der Universität ernannt. Am 16. Mai 1808 wurde die Wiederherstellung der Universität in feierlicher Weise vollzogen. Leider fehlten viele Namen, die bisher der Hochschule zur Zierde gereicht hatten, im Lektionsverzeichnis. Erst das Dekret vom 10. Dezember 1809, das für die hohen Schulen des Königreichs Westfalen eine Neuordnung bestimmte und die Universitäten Helmstedt und Rinteln aufhob, brachte der Halleschen Akademie einen neuen Zuzug an Lehrkräften.

Wiederherstellung unter Jerome.

Als im Frühjahr 1813 der Völkerkampf gegen die Fremdherrschaft des Korsen anhob, da ergriff auch der Sturmwind der Begeisterung die Hallesche Studentenschaft. In Scharen eilten sie zu den Fahnen Friedrich Wilhelms, ihres früheren Landesherrn, sehr zum Ärger der westfälischen Regierung. Napoleon selbst, der seine Abneigung gegen Halle, Stadt und Universität, nie gänzlich verwinden konnte, wütete. Auf der Durchreise von Magdeburg nach Dresden erschien er selbst in Halle und überschüttete die Deputierten der Stadt mit Droh- und Schmähworten. Die Universität nannte er den Sitz der Unruhe. Die Schulknaben, die er schon einmal fortgejagt habe, hätten bei den Preußen Dienste genommen. Sein Bruder habe einen schlechten Streich gemacht, daß er die Universität wiederhergestellt habe.

Sie habe aufgehört zu sein! Die Schulknaben sollten nach allen Winden zerstreut werden. „Ich werde die Lehrer eurer Universität fortjagen. Je les chasserai tous", drohte er. Thatsächlich erschien am 15. Juli ein Dekret, welches die Universität zum zweiten Male aufhob, „wegen nicht angemessenen Geistes, welchen mehrere Lehrer und die Studierenden zu Halle während des Aufenthaltes der Feinde hierselbst an den Tag gelegt hätten". Doch keimte im Stillen die Hoffnung auf baldige Erlösung von dem französischen Joch. Die Leipziger Schlacht fegte die Fremdherrschaft hinweg, und Halle kam wieder unter das Szepter Friedrich Wilhelms III., der schon am 15. November 1813 anordnete, „daß die Universität Halle sofort in ihre volle Wirksamkeit eintreten solle". Aber noch konnte die Wissenschaft sich nicht ungestört ihren Aufgaben wieder zuwenden. Das Jahr 1815 brachte neue kriegerische Verwickelungen und damit einen starken Rückgang der Studentenzahl. Gleichzeitig ließ aber auch die Königliche Kabinetsordre vom 12. April 1815, durch welche die Ver-

Die Universität in den Freiheitskriegen.



Eine studentische Schlittenfahrt auf dem Halleschen Markt um 1775.
(Nach einem Stammbuchblatt.)

einigung der Wittenberger Fridericiana mit der Hallenser Friedrichsuniversität ausgesprochen wurde, ein baldiges Wiederaufblühen der Universität erhoffen. Wie schwer die Kriegsnot jener Zeit auf Halle lastete, ergiebt sich aus dem Hörerbestande. Im Jahre 1786 zählte die Universität nicht weniger als 1156 Studenten, im Wintersemester 1812/13 war deren Zahl auf 334 gesunken und fiel 1815 weiter auf 200. Im ersten Semester des Jahres 1816 erholte sich die Universität langsam und wies 500 Studenten auf, bis sie im Jahre 1823 annähernd die alte Höhe mit einem Bestande von 1119 Studenten erreicht hatte.

Ebenso hatten die Kriegsstürme an der altehrwürdigen Fridericiana in dem benachbarten kursächsischen Wittenberg gerüttelt, und ihre Gewalt hatte auch schließlich diese erste Hochschule der Reformation gestürzt. Noch 1802 hatte die Wittenberger Fridericiana ihr drittes Säkularfest prunkvoll begangen. Aber die Kriegsläufte der folgenden Jahre entzogen durch fortwährende Einquartierungen die Universitätsräume ihrer Bestimmung, und schließlich führten die Kämpfe um Wittenberg ihre gänzliche Zerstörung herbei.

Die Kabinetsordre vom 12. April 1815 bestimmte, daß es den akademischen Lehrern Wittenbergs gestattet sei, ihre Lehrthätigkeit interimistisch in

Halle wieder aufzunehmen; das große Universitätsvermögen sollte als **Wittenberger Fundation** besonders verwaltet werden und der theologische und philosophische Teil der Bibliothek als Besitz des in Wittenberg neu zu errichtenden Predigerseminars zurückbleiben. So hatte die Wittenberger Fridericiana zunächst eine Zufluchtsstätte gefunden. Die endgiltige Vereinigungs-Urkunde wurde am 12. April 1817 durch Friedrich Wilhelm III. erteilt, und am 21. Juni desselben Jahres erfolgte die feierliche Einführung der Wittenberger Professoren und die Ablegung des Halleschen Professoreneides vor dem vollzähligen Generalkonzil der Universität. Die sich daran anschließende Wahl des Prorektors ergab eine Ehrung der neuen Kollegen. Zum Prorektor wurde der Wittenberger Professor Dr. Gruber gewählt. So gewann die Hallesche Universität nach langen Leidensjahren durch die Vereinigung mit der gutdotierten Wittenberger an Lehrkräften, Fonds und Studenten. Diese beträchtliche Vergrößerung machte den Wunsch nach einem neuen ausreichenden

Verschmelzung mit der Wittenberger Hochschule.



Hospiz in Halle um 1775.
(Nach einem Stammbuchblatt)

Universitätsgebäude immer dringender, der dann auch zehn Jahre später verwirklicht wurde. Zum 50jährigen akademischen Lehrjubiläum des um die Universität hochverdienten Kanzlers Niemeyer, am 18. April 1827, bewilligte der König zum Bau des neuen Universitätsgebäudes die Summe von 40000 Thalern, der 1831 noch eine Nachbewilligung von 24300 Thalern folgte. Zum Bauplatz wurde das Grundstück des früheren Schauspielhauses am Schulberg ausersehen. — Dieses Schauspielhaus war vordem die Garnison- und Universitätskirche gewesen, die von dem lustigen König von Westfalen in seltsamer Verkennung ihres Zweckes an den Oberbergrat Reil zu einem Schauspielhause geschenkt worden war. — Somit war der Grund zu dem jetzigen Universitätsgebäude gelegt.

Die Studentenschaft hat in Halle stets eine recht selbstbewußte Rolle gespielt, wenn sie sich dabei auch nicht immer von der vorteilhaftesten Seite zeigte. Thomasius hatte in origineller Weise seine Lehrthätigkeit in Halle damit begonnen, daß er der Studentenschaft einen Spiegel vorhielt und ihr derbe Wahrheiten zu hören gab. In seiner Eröffnungsrede „Vom elenden Zustand der Studenten" führt er aus, es gäbe dreierlei Menschen auf der Welt, Bestien, Menschen und Christen. „Die meisten unter euch lauffen auf dem Wege der Bestialität." Und die dreifache Wurzel dieser

Hallesches Studentenleben im 18. Jhdt.

Bestialität sieht er in der Wollust, dem Ehrgeiz und dem Geldgeiz. Die Studenten mögen wohl etwas verwundert auf den freimütigen Lehrer geblickt haben, der sein Kolleg mit einer Strafrede anfing. Viel scheint er damit aber nicht erreicht zu haben, namentlich die, die es eigentlich anging, haben sich in ihrer „Bestialität" nicht stören lassen. Man hört in der ersten Zeit viel von Relegation und Einsperrung in den Turm zwischen Stein- und Galgthor, den die Stadt der Universität als Carcer eingeräumt hatte. Verschiedene strenge Verordnungen des Kurfürsten und später des Königs erschienen, die Exzesse in Wein- und Kaffeehäusern und nächtliches Lärmen unter Musikbegleitung zur Ursache hatten. Auch Francke beklagte sich mehrfach bitter über den Unfug, den die Studenten in der Kirche trieben. Das Skandalöseste dieser Art war wohl die Begebenheit im „Grünen Hof". Eine Compagnie Studenten von ungefähr 18 Mann, die als Zeichen ein grünes Band am Hute trugen, hatte in der Marterwoche des Jahres 1716 ein Saufgelage im Grünen Hof vor dem Steinthor abgehalten und soll dabei „die Paßion agiret" haben. Die folgenden Tage ist „einer nach dem andern in der Raserey gestorben. Einige Pursche haben gemeinet, sie wollen lieber zu Hause als in Halle sterben, haben sich zu Pferde auf der Post, und wo sie gedacht fortzukommen aus dem Staube zu machen bemühet. Es ist aber dessen ungeachtet, einer davon in Leipzig, einer auf der Post nacher Weißenfels, so noch zuletzt die schwere Noth bekommen, noch einer zu Pferde in Halberstadt gestorben." Auch der Wirt, seine Tochter und seine Magd starben desselben plötzlichen Todes. Der Vorfall machte in ganz Deutschland viel Aufsehen und wurde von Mißgünstigen zur Schädigung der Universität Halle ausgenutzt, sodaß die Fakultäten offizielle Darstellungen zur Beschwichtigung veröffentlichten.

Die Anfänge des Farbentragens.

In diesem Zusammenhange wird auch zum ersten Mal das Farbentragen Hallescher Studenten erwähnt. Im nächsten Jahre berichtet die Chronik des Saalkreises von Dreyhaupt ausführlicher über studentische Farben. Danach thaten sich, nachdem ein stud. theol. Guttner mit Gewalt zum Soldaten gepreßt worden war, die Studenten zu ihrem Schutze zu Landsmannschaften zusammen und legten Farben an, und zwar: 1. Märker (pommeranzenfarb), 2. Schwaben, Franken, Schweizer (gelb-schwarz), 3. Pommern (himmelblau), 4. Hessen, Westfälinger (weiß), 5. Sachsen, Thüringer, Voigtländer (gemein rot), 6. Dänen, Holsteiner (violett-silber), 7. Braunschweiger, Lüneburger, Engländer (violett-gold), 8. Ober-, Niederrheiner, Mosellãnder (hoch-rot), 9. Ostfriesen (rot-silber), 10. Mecklenburger (rosa-weiß), 11. Mansfelder, Anhalter, Magdeburger (grün), 12. Schlesier, Böhmen, Österreicher, Lausitzer, Ungarn, Siebenbürger (kirschfarben).

Lange hat allerdings die Farbenherrlichkeit nicht gedauert. Ein Vierteljahr später erschien ein königliches Reskript, welches das Tragen farbiger Abzeichen verbot und die Auflösung der Landsmannschaften forderte. Das erstere gelang durchzusetzen, das zweite nicht vollständig. Einige Nachrichten deuten darauf hin, daß die landsmannschaftlichen Vereinigungen innerhalb der Orden fortlebten. So wird gemeldet, daß eine Vereinigung von 15 Pommern sich in den Constantistenorden aufnehmen ließ und ihn dann um das Jahr 1786 sprengte. In Halle gab es im Ganzen sieben Orden, der Constantistenorden, war der älteste, der, obwohl schon vor der Gründung der Universität Halle auf anderen Universitäten existierend, in Halle seine Mutterloge hatte. Die Zusammenkünfte fanden jährlich in Naumburg a. S. statt.

Die Orden.

Ferner bestanden in Halle ein Unitistenorden, ein Orden „Inviolable in der Loge der Tugend", ein Amicistenorden, ein Defensionsorden und schließlich die Orden der Confidentisten und Concordisten. Obgleich diese Orden sich eigentlich nichts zu Schulden kommen ließen, wurden sie doch von den Behörden nicht geduldet, und sobald etwas von ihrer Existenz verraten wurde, mußten sie stets lange Untersuchungen über sich ergehen lassen. Trotzdem gelang es den Behörden nur selten, ein Ordensmitglied wirklich zu fassen, was dann allerdings die Relegation zur Folge hatte. Nach 1786 verschwinden die Orden; nur vom Unitistenorden wird noch einmal im Jahre 1801 erwähnt, daß sich der Rest des Ordens, 3 Mann, in diesem Jahre auflöste.

Dagegen erscheint in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Halle die Landsmannschaft der Mosellaner. Sie trug grün-weiße Kokarden am Hut und war 70—80 Mann stark. Die Mosellaner zerfielen jedoch wieder in einzelne Landsmannschaften, so in die Märker, Wetterauer, Mecklenburger, Pommern, Kurländer und andere. Wie der Zusammenhang zwischen diesen Landsmannschaften und der sie umfassenden mosellanischen gewesen ist, ist nicht ganz klar. König neigt in seiner Geschichte der Halleschen Studentenschaft der Ansicht zu, daß die mosellanische Landsmannschaft und die übrigen Vereinigungen getrennt existiert hätten, nur seien Mitglieder der ersteren zugleich auch Mitglieder anderer Vereinigungen gewesen. Allmählich rangen sich die Landsmannschaften zu größerer Selbständigkeit durch und fanden schließlich auch eine mildere Beurteilung bei den Behörden. Als infolge einer Denunziation im Jahre 1767 die versuchte Konstitution der niedersächsischen Landsmannschaft unterdrückt wurde, ging man auf die Beschwerde der Sachsen auch gegen die bestehenden Vereinigungen der Märker und Pommern vor, doch kamen die meisten Angehörigen beider Landsmannschaften mit einem Verweise davon. Gegen Ende des Jahrhunderts gelang es den Pommern und Märkern, sich von den Orden völlig zu emanzipieren und den Kampf gegen die Anmaßungen derselben glücklich durchzuführen. Die Folge war ein engerer Zusammenschluß der landsmannschaftlichen Elemente zu Kränzchen, die sogar soweit von den Behörden anerkannt wurden, daß sie mit ihnen über Universitätsfestlichkeiten verhandelten. Diese Kränzchen waren: das märkische, das westfälische, das pommersche, das schlesische, das magdeburgische und das halberstädtische. Die Gnadensonne schien ihnen nicht lange. Die alte Abneigung der Behörden gegen die studentischen Vereinigungen erwachte wieder, und durch Hofreskript wurden sie 1796 aufgelöst. Freilich ohne viel Erfolg. Schon im Jahre 1801 erregten sie wieder den Unwillen der hohen Obrigkeit durch ihren Kampf gegen die Leipziger Studenten, mit denen sie übereingekommen waren, die schwebenden Streitigkeiten zwischen beiden Universitäten durch sechs Partien ohne Sekundanten auszufechten. Von Halle waren zwei Westfalen, zwei Märker, ein Pommer und ein Sachse dazu bestimmt. Leider wurde dabei der Westfale Wiedehoff tötlich verletzt, und die Folge waren neue Untersuchungen gegen die Landsmannschaften. Nun traten indeß die kriegerischen Ereignisse der nächsten Jahre in den Vordergrund. Nach den Befreiungskriegen schlossen sich zunächst die alten Landsmannschaften nicht wieder zusammen, eine gemeinsame Landsmannschaft Teutonia vereinte sie alle. (Unsere Abbildung zeigt eine Tasse mit dem Teutonenzirkel aus dem Jahre 1816, die sich im Besitz der Landsmannschaft Pomerania befindet). Eine unliebsame Prügelaffaire war der Grund zur Auflösung der Teutonia. Die burschenschaftlichen Ideen waren fürs erste in Halle nicht stark vertreten, erst später hört man von einer Burschenschaft, die sich in einen scharfen Gegensatz zu den Landsmannschaften gestellt hatte. Dagegen thaten sich 1819 einige Landsmann-

Die Landsmannschaften.

Die Teutonia.



Tasse mit Zirkel und Wahlspruch der 1814 gestifteten Teutonia.

schaften mit alten bekannten Namen auf: die Pomerania, die Guestphalia und die Marchia, zu denen sich später noch eine Thuringia gesellte. Die staatsgefährlichen Bestrebungen, die man in der Burschenschaft witterte, hatten die Regierung veranlaßt, den Regierungsbevollmächtigten von Witzleben zur Überwachung der studentischen Vereinigungen nach Halle zu senden. Sein rigoroses Vorgehen gegen die Burschenschaft söhnte schnell die Landsmannschaften mit der Burschenschaft aus; vereint zogen sie zu seinem Hause und warfen ihm die Fenster ein. Als Witzleben darauf mit Verhaftungen der Ruhestörer antwortete, protestierte 1822 die Studentenschaft durch einen Auszug aus Halle nach der Broyhanschenke. Erst als man ihnen ein gerechteres Verfahren versprach, kehrten sie zurück. Noch einmal kam es zu groben Ausschreitungen, die fast an offenen Aufruhr grenzten, und zwar in der Sylvesternacht 1830/31. Der damalige Universitätsrichter Schultze war infolge seines Eingreifens in studentische Streitfragen sehr unbeliebt. In der Neujahrsnacht 1831 kam der Unwille in der üblichen Weise zum Ausbruch: die Fensterscheiben mußten daran glauben. Als einer der Attentäter war der Pommer Salomo erkannt worden, der dann am 2. Januar verhaftet wurde. Jetzt kannte die Erregung der Studenten keine Grenzen. An demselben Tage noch versammelte sich der S.C. bewaffnet auf dem Schulberge, um Salomo nötigenfalls mit Gewalt zu befreien. In entschlossener Haltung zog der Haufe vor das Haus des Prorektors Grube und zwang ihn, sich nach dem Carcer auf der Wage zu begeben und Salomo freizulassen. Diese Vorkommnisse erregten den Allerhöchsten Zorn. Der Geheime Regierungs-Rat Delbrück wurde zum außergewöhnlichen Regierungs-Bevollmächtigten ernannt und führte in Halle eine vierwöchentliche Untersuchung, die aber im Ganzen resultatlos verlief.

Auszüge und Tumulte.



Receptionsdecke der Landsmannschaft Pomerania.
(Die aufgestickten Worte lauten: Vivant auctores. Ubi patria ibi bene . . . condita die III. Novbr. 1814.)

Die nächsten Jahre waren für die studentischen Vereinigungen nicht günstig. Infolge des Frankfurter Attentats wurden sie unterdrückt, sobald sie ein Lebenszeichen von sich gaben. Nichts destoweniger entstand 1836 die Borussia und gegen Anfang der vierziger Jahre wurde manches neue Corps unter altem Namen wieder gegründet, so 1840 eine Guestphalia, 1843 eine Pomerania, 1844 eine Thu-

ringia. Auch einige andere Verbindungen mit neuem Namen stammen aus jener Zeit, so der Verein auf dem Pflug, die jetzige Burschenschaft Alemannia, 1843, die Palaiomarchia 1844, der Wingolf 1844, die Salingia 1845 und die Neoborussia 1849. Die starke Beteiligung an dem Feldzug von 1870/71 zwang viele Vereinigungen zur Suspension; einzelne Korporationen zogen bis auf den letzten Mann ins Feld, und die Listen ihrer fürs Vaterland gestorbenen Mitglieder sind ehrenvolle Zeichen für den Heldenmut der akademischen Jugend.



Haus des Wingolf.

Die heutigen Korporationen.

Augenblicklich bestehen in Halle von Burschenschaften, außer der schon genannten Alemannia auf dem Pflug, (violet-weiß-gold), die 1861 gestiftete Germania (schwarz-rot-gold), und die 1897 aus dem Verein deutscher Studenten hervorgegangene Salingia (schwarz-rot-weiß). — Die Corps sind: Borussia (schwarz-weiß-schwarz), Guestphalia (hellgrün-weiß-schwarz), Palaiomarchia (orange-weiß-schwarz), Teutonia (rot-weiß-blau) früher Landsmannschaft, seit 1878 Corps, und ferner die Neoborussia (rosa-schwarz-weiß-schwarz), die bis 1897 Landsmannschaft war. — Von den Landsmannschaften führt Pomerania (hellblau-weiß-schwarz) ihren Ursprung auf das Jahr 1710 zurück (die beistehend abgebildete, noch gegenwärtig in Gebrauch befindliche Rezeptionsdecke stammt aus dem Jahre 1814). Die beiden zum Coburger L.C. gehörigen Landsmannschaften sind Palaiomarchia (rot-weiß-hellblau) und Vitebergia (gest. 1860, dunkelgrün-weiß-hellgrün). — Zum V.C. gehören die beiden Turnerschaften Saxo-Thuringia (rot-weiß-rot) und Vandalia (dunkelgrün-gold-rot) — Von sonstigen Verbindungen sind als die christlichen zu nennen: der Wingolf (schwarz-weiß-gold), die Tuisconia (grün-weiß-rot) und die katholische Silesia (rosa-hellblau-weiß). Von Gesangvereinen existieren in Halle die Fridericiana und die Salia, beide farbentragend. Ferner besteht dort der 1862 gestiftete akademisch-landwirtschaftliche Verein Agronomia, die als pharmaceutischer Verein 1864 gegründete Marchia, die farbentragende Verbindung Saxonia, der Verein deutscher Studenten und eine Anzahl wissenschaftlicher und sonstiger Vereinigungen.



Corpshaus der Guestphalia zu Halle.

Halle erfreut sich seiner glücklichen zentralen Lage wegen großer Beliebtheit bei der deutschen Studentenschaft. Ein Rest alter Romantik liegt noch auf seinem Studentenleben, wenn auch der nivellierende Hauch der neuen Zeit vieles hinweggewischt hat.

Allgemeiner Charakter von Stadt und Universität.

Das Verhältnis zwischen der Einwohnerschaft und den Musensöhnen beruhte stets auf gegenseitigem Wohlwollen, das sich nicht nur auf bloßes Kreditgeben und -nehmen beschränkte. Ein gutes, fast kordiales Einvernehmen herrschte namentlich zwischen den Studenten und der Brüderschaft der Halloren. Der „Schwager", wie der Hallore allgemein genannt wurde, hielt es für sein gutes Recht, des Abends auf einer Studentenkneipe zu erscheinen und dort seinen Tribut in Gestalt verschiedener Schoppen zu sich zu nehmen. Die hochwohllöbliche Polizei läßt den Studenten bei seinen Mensurgeschäften meist ungestört. Gefochten wird in den Lokalen an der Saale, im Weinberg, in Kröllwitz und Trotha, und zwar tagtäglich thut dort der Schläger seine Arbeit, denn auch die zahlreichen Leipziger Korporationen, die in Leipzig nicht fechten dürfen, kommen zu ihren Partieen nach Halle. Zur Friedensvorübung für die Mensur steht der Halleschen Studentenschaft ein großartig eingerichteter Paukboden in der alten Moritzburg zur Verfügung.

Die Bierdörfer der Umgegend bieten außer dem Reiz einer tüchtigen Trinkreise wenig Anziehendes. Die gesamte landschaftliche Schönheit konzentriert sich um die Saale. Saalefahrten mit Liedersang und Becherklang bilden denn auch den natürlichen Bestandteil aller studentischen Festlichkeiten. Und wenn von den felsigen Ufern die bunten Feuer in den weichen Sommerabend leuchten und die leise plätschernden Wellen vergolden, dann geht dem Füchslein das Herz über, er preist sein Schicksal, das ihn nach Halle verschlagen hat, und aus überzeugter Brust klingt sein Lied über das stille Wasser:

In Halle angekommen,
Als Füchslein angenommen,
Da geht es gleich an ein flottes Kommersieren,
Denn studieren
Darf ein krasser Fuchs noch nicht.





1734

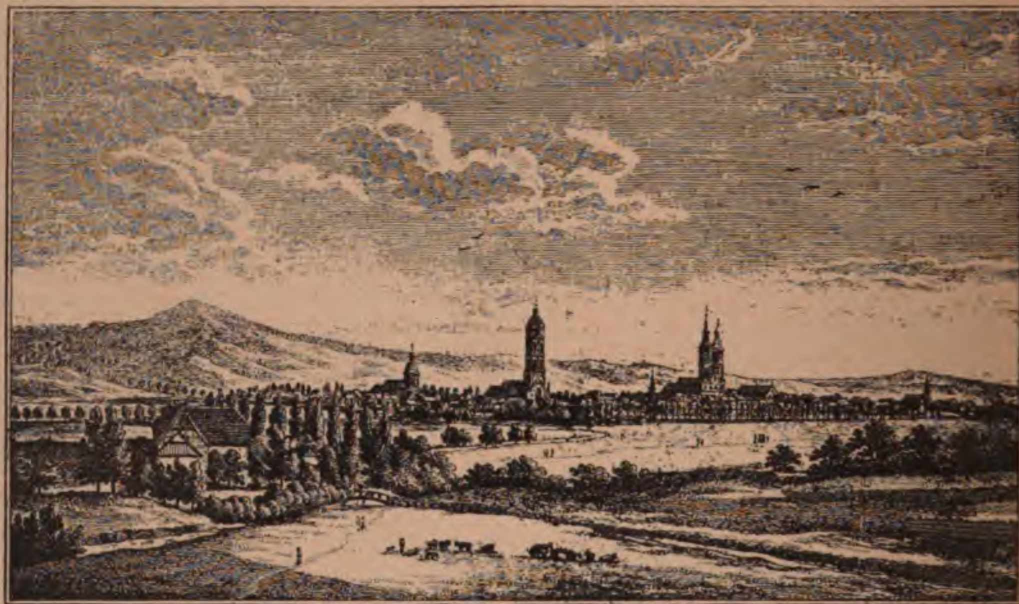
A.: „Sie haben mich gerannt, mein Herr"
„Das ist mir Wurst", entgeanet B.
Und säumt nicht einen Dummen
Dem Herrn A. aufzubrummen.
Göttinger Kontrahiermethode.

Göttingen ist ein besonders augenfälliger Beweis für die Erscheinung, daß der Charakter einer Universität im wesentlichen bestimmt wird durch den Geist, in dem die Universität geschaffen wurde, und daß sich dieser Charakter durch den Wechsel der Zeiten hindurch unter den mannigfachsten Schicksalen fast unverändert behauptet.

Als **Georg August**, der im Jahre 1727 als König Georg II. die Regierung Großbritanniens und der kurbraunschweigischen Lande übernahm, den Plan faßte, gleich anderen deutschen Fürsten eine eigene Landesuniversität zu gründen, ging seine Absicht von vornherein dahin, ein Institut zu schaffen, das den blühendsten unter den Gründung der
schon bestehenden älteren Universitäten in jeder Weise gleich stände. Von dem Rate Universität.
seines umsichtigen und thatkräftigen Ministers, des **Freiherrn von Münchhausen**, unterstützt, stattete er die Universität mit gelehrten Hilfsmitteln und Anstalten so aus, daß sie in der Hinsicht ihres gleichen wenigstens in Deutschland nicht hatte: die öffentliche Bibliothek, der botanische Garten, das anatomische Theater und die Sternwarte übertrafen nach dem Urteil der Zeitgenossen durch ihre zweckmäßige innere Einrichtung die entsprechenden Institute aller übrigen deutschen Universitäten. Gleich von Anfang an suchte man die bedeutendsten und tüchtigsten Gelehrten heranzuziehen; man gewährte ihnen Lehr- und Zensurfreiheit, setzte die Rangstellung und Besoldung der Professoren höher als anderwärts, um sie einerseits zum Aufgeben selbst günstiger Stellungen zu veranlassen, und andererseits ihre Thätigkeit als akademische Lehrer so unabhängig wie möglich zu gestalten. Die Dotierung der Hochschule war mehr als doppelt so reich wie in Halle, sie betrug anfangs über 16000 Thaler jährlich und später noch mehr. Im übrigen wurde das Vorbild Halles festgehalten, doch Reiche
trat hier an die Stelle des Pietismus die Richtung auf allgemeine Bildung, und Dotierung.
zwar bald im neuhumanistischen Sinne; Lehrfreiheit war der Hauptgrundsatz der Verfassung. Große Bedeutung legte man, dem besonderen Wunsche des Königs entsprechend, auf die „ritterlichen Exercitien" und richtete auch die dafür bestimmten Anstalten, wie z. B. die Reitbahn, großartiger ein, als sie an irgend einem anderen Orte bestanden. Auch darin zeigte sich der weite Blick des Gründers der Universität, daß man den Besuch von Göttingen weder den Landeskindern als eine Verpflichtung auferlegte, noch ihn auf solche beschränkte. Durch alle diese Einrichtungen und Maßnahmen hoffte man eine große Zahl von Besuchern, namentlich aus den höheren Ständen, zu gewinnen.

Anfangs freilich standen die Erfolge in keinem rechten Verhältnis zu diesen Bemühungen. Die Hoffnung, von den preußischen Universitäten eine Reihe bedeutender Männer nach Göttingen zu ziehen, wurde durch das strenge Verbot des Königs Friedrich Wilhelm, daß kein Professor seines Staates eine Vokation nach Göttingen annehmen dürfe, vereitelt. Überdies mochte auf manchen Lehrer sowohl wie Hörer das damalige Göttingen, das nach außen hin das Bild einer wehrhaften Festung mit hohen Wällen und Mauertürmen darbot, innerlich aber mit seinen Scheunen und zum Teil nicht fahrbaren Wegen und grasbewachsenen Straßen einem ärmlichen Dorfe glich, wenig Anziehungskraft ausüben. Doch sollten sich diese Verhältnisse dank der Fürsorge der Regierung und dem fast sprichwörtlichen Fleiße der neuen Professoren bald bessern.

Nachdem bereits am 13. Januar 1733 die erforderlichen kaiserlichen Privilegien erteilt waren, wurden am 1. November 1734 die ersten Zöglinge der neuen



Göttingen zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Nach einem Kupferstich.

Anstalt, 148 an der Zahl, inskribiert. Die damalige studentische Bevölkerung wird als eine hergelaufene, aus wenig günstigen Elementen zusammengesetzte, zuchtlose Schar geschildert, mit der Konflikte nur schwer zu vermeiden waren. Der königliche Kommissar Gebauer sah sich genötigt, seine Vorlesungen zu schließen, weil die Studierenden seinem Verlangen, sie sollten, dem damals auf manchen Universitäten herrschenden Brauche entgegen, im Kolleg die Hüte ablegen, nicht nachgeben wollten. Überhaupt gefielen sich die Studenten jener Zeit noch in der Befolgung der rauhen Sitten, wie sie das soldatische Leben des dreißigjährigen Krieges mit sich gebracht hatte: Lärmen und Toben, Vivat- und Pereatrufen, Fenstereinwerfen und Schwerterwetzen störten die nächtliche Ruhe des Göttingers Philister, der ohnehin die Einrichtung der Universität als eine unbequeme Neuerung empfand. Aber der große Ruf, den sich die neue Hochschule schon in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens erwarb, zog sehr bald auch bessere Elemente nach Göttingen. Die vornehme Jugend Deutschlands, besonders der hohe und niedere norddeutsche Adel, begann Göttingen vor anderen Universitäten zu bevorzugen; auch die Ausländer, welche deutsche Verhältnisse kennen lernen wollten, kamen mit Vorliebe nach Göttingen, das durch die Be-

Zusammensetzung der Studentenschaft.

ziehung zu England internationalen Charakter trug. In den neuen staatswissenschaftlichen, politischen und historischen Disziplinen lehrten hier gefeierte Männer wie Pütter, Achenwall, Gatterer, Schlözer, Spittler und Heeren, in Mathematik und Naturwissenschaften Haller, Tob. Mayer, Kästner, Lichtenberg und Blumenbach. Weniger wollten Theologie und Philosophie in Göttingen gedeihen; als Theologe war u. a. Mosheim († 1755) kurze Zeit thätig. Großen Aufschwung nahmen dagegen die Altertumswissenschaften an der neuen Hochschule durch das bahnbrechende Wirken J. M. Gesners und Heynes. Auch die orientalischen Sprachen fanden hervorragende Pflege durch J. D. Michaelis.

Die ersten Lehrer.

Bei solcher geistigen Bedeutung ihrer Lehrer konnte es nicht fehlen, daß die Georgia-Augusta in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts neben Halle und Leipzig die Führung im deutschen Universitätsleben übernahm, und daß sich ihre Frequenz von Jahr zu Jahr steigerte. Mit der Zunahme der Zahl der Studierenden und ihrer veränderten Zusammensetzung, sowie durch die Einquartierung französischer Offiziere während des siebenjährigen Krieges kam ein feinerer Ton auf, der späterhin, von den Professoren begünstigt, für das Göttinger Studentenleben lange Zeit charakteristisch geblieben ist. Mancher mochte hierin einen Vorzug sehen; so rühmt der Verfasser des Buches „Der Göttinger Student" (Göttingen 1813), ihm scheine der gute Ton in Göttingen so fest eingewurzelt zu sein, daß er selbst auf die Ankömmlinge anderer Universitäten vorteilhaft einwirke. Doch konnten viele der von älteren Hochschulen kommenden Studenten an dem steifen und vornehmen Gethue keinen Gefallen finden. Laukhard schreibt in seinen Erlebnissen, ihm habe ein gewisser Sturm erzählt, daß es in Göttingen mit dem Comment „schofel, sehr schofel" aussähe. „Die Kerls wissen dir den Teufel, was Comment ist, halten ihre Kommerse in Wein und Punsch, saufen ihren Schnaps aus Matiergläsern, lassen sich alle Tage frisieren, schmieren sich mit wohlriechender Pomade und l'au de Lavende ein, ziehen seidene Strümpfe an, gehen fleißig ins Konzert zum Professor Gatterer, küssen den Menschern die Pfoten; kurz, Bruderherz, der Comment ist hier schofel. Es giebt noch derbe Kerls, aber die stehen wenig in Ansehen, man hält sie für liederlich, und deswegen müssen sie für sich leben und mit einander ihre Sache allein treiben."

Feiner Ton der Studentenschaft

Ein Comment, wie ihn Laukhards Freund vermißte, existierte in Göttingen erst seit 1809. Der Allgemeine Comment der Göttinger Burschenschaft — hier gleichbedeutend mit Studentenschaft — unterscheidet sich nicht wesentlich von dem jenaischen, weist aber doch einige bemerkenswerte Eigentümlichkeiten auf. Dahin gehört vor allem die Bestimmung über das Gossen- oder Gassenrecht, das im damaligen Göttinger Studentenleben eine große Rolle spielt. Der Comment schrieb vor, um das Ausweichen auf den oft sehr schmalen Trottoirs zu regeln, daß der, welcher die Gosse zur Rechten hätte, dem Begegnenden ausweichen müßte. Natürlich bot dies Gossenrecht die bequemste Gelegenheit zu Kontrahagen, die sich alle in ähnlicher Weise abspielen mochten, wie sie Felix Schnabel in Göttingen erlebte. Dieser, unbekümmert um die geheiligte Institution des Gossenrechts, versetzt einem ihm entgegenkommenden Grafen, der ihm schon vorher wegen seines gezierten Wesens mißfallen hatte, einen nicht gerade sanften Rippenstoß. „Der Graf kam durch den wohlapplizierten Stoß fast aus seiner schönen Haltung; dies genügte dem angreifenden Teil nicht, er drehte sich um und herrschte barsch: ‚Herr, Sie haben mich gerannt!' Anfangs machte der bestürzte Gegner ein rechtes Schafsgesicht, dann aber, als der Gegenüberstehende ihn mit verächtlich lächelndem Blick vom Scheitel bis zur Sohle maß, auch einige Vorübergehende die Szene zu bemerken schienen, ermannte er sich und sagte mit zweifelhafter Stimme: ‚Mein Gott, ich habe ja das Gossenrecht!' — ‚Das ist mir Wurst!' entgegnete der grobe Bürgerliche und versperrte so dem Erschreckten den letzten Ausweg. Mit Resignation fragte dieser endlich nach dem Namen und der Wohnung des Beleidigers und entfernte sich in sehr nachdenklicher Stimmung." Um den hier geschilderten Eventualitäten zu entgehen, empfiehlt der Verfasser der „Interessanten Bemerkungen" — der sich übrigens zur Genüge charakterisiert durch

Der Comment und das Gossenrecht.

den von ihm gegebenen Rat, man solle eine Herausforderung zum Duell vor das akademische Gericht bringen — seinem Leser, keine Notiz zu nehmen „von dem sogenannten Gossenrechte und anderen albernen Gebräuchen, worauf unvernünftige Musensöhne so viel halten. Wenn dir ein Student begegnet, so achte nicht, ob er das Gossenrecht habe oder nicht, mache ihm Platz und warte nicht darauf, bis er dir ausweiche." Im Gegensatz zum jenaischen Comment schrieb der Göttinger als Waffe den Hieber vor und fügte ausdrücklich hinzu, daß man keiner Einladung auf den Stich zu folgen brauche. Die Abschaffung des Rappiers geht nach Meiners auf das Vorkommen eines Todesfalls bei einer Stoßmensur in den sechziger Jahren zurück.

Der Comment empfiehlt angelegentlichst, man solle sich zu seinen Landsleuten halten. Damals existierten fünf Landsmannschaften, die im Comment nicht einzeln namhaft gemacht werden, unter denen aber vermutlich Westfalen, Vandalen, Kuronen



Landesvater der Göttinger Studenten im Kerstlingeröder Walde, in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli 1790.
(Original im Besitz des Corps Brunsviga.)

Anfänge der Landsmannschaften. Hessen, Rhenanen (oder aber Hannoveraner) zu verstehen sind. Die Anfänge landsmannschaftlicher Vereinigungen gehen schon in die erste Zeit nach Gründung der Universität zurück: aus dem Bericht der zur feierlichen Inauguration nach Göttingen abgesandten Helmstädter Professoren vom 30. September 1737 geht hervor, daß die zu ihrer Einholung abgesandten Studenten Kokarden an den Hüten hatten. Zehn Jahre später waren anscheinend die Landsmannschaften durch äußere Abzeichen und gemeinsame Kommerse auf offener Straße so sehr hervorgetreten, daß sich der Senat genötigt sah, ein Edikt gegen den „Nationalismum" und die „Nationalkokarden" zu erlassen; wie es scheint mit wenig Erfolg, denn schon vom Juli 1751 datiert ein erneutes Edikt, worin der Senat seinem Mißfallen über das Tragen von Bändern in verschiedenen Farben Ausdruck giebt und an das 1747 erlassene Verbot von „Brüderschaften, Gesellschaften oder Orden" erinnert. **Die Orden.** Die hier als verboten bezeichneten Orden traten späterhin ganz offen auf, wurden auch von der akademischen Behörde so wenig angefochten, daß diese vielmehr beim 50jährigen Stiftungsfest einem der Orden die Anordnung und Leitung des Festes übertrug. Derselbe Orden war nach Meiners der Haupturheber des großen Auszuges nach Kerstlingerode im

Juli 1790, der, aus einem unerheblichen Streit zwischen einem Studenten und einem Tischlergesellen hervorgegangen, mit einem großen Triumphe der Studenten endete. Vierzehn Tage lang lagerten sie auf dem Kerstlingeroder Felde, bis sie sich mit der akademischen Behörde über die zu erhaltende Genugthuung geeinigt hatten, und kehrten dann, von einem Deputierten der Bürgerschaft und einem Mitgliede der Akademie eingeholt, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen nach Göttingen zurück. Auszug nach Kerstlingerode.

Ähnliche Auszüge der Göttinger Studentenschaft wiederholten sich noch mehrfach, wenn auch nicht immer mit gleichem Erfolge. Im Januar 1806 entstand in Ulrichs Garten ein Streit zwischen Bürgern und Studenten, der dazu führte, daß die durch Übergriffe der akademischen Jägergarde erzürnte Studentenschaft nach Münden auszog. Bei dieser Gelegenheit werden Landsmannschaften erwähnt, nach



Lager der ausgezogenen Göttinger Studenten zu Kerstlingeröderfeld vom 26. bis 29. Juli 1790.
(Original im Besitz des Corps Brunsviga.)

denen sich die Ausziehenden organisierten; von Orden, die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Landsmannschaften in den Hintergrund gedrängt hatten, ist hingegen um die Zeit nicht mehr die Rede. Als im Jahre 1808 die westphälische Regierung eintrat, wurden die Landsmannschaften mit aller Entschiedenheit verboten, doch bestanden sie im geheimen, wenn schon mit Vorwissen der Universitätsbehörden, weiter. In den Jahren 1810 bis zu den Freiheitskriegen erfuhren die Landsmannschaften mannigfache Veränderungen: zu den erwähnten fünf, den Vandalen (blutrot mit Gold), Westphalen (grün-schwarz-weiß), Hannoveranern (rot-blau), Kuronen (grün-blau-weiß), Hessen (schwarz-grün-rot), kamen noch die Friesen mit schwarz-rot, ferner die 1812 gegründeten Pommern (hellblau-weiß) und 1813, als sich die Pommern wieder aufgelöst hatten, die Braunschweiger (schwarz-blau-rot) hinzu. Ein aus der Guestphalia hervorgegangener Klub Bremensia wurde, da nach dem Comment die Siebenzahl nicht überschritten werden durfte, 1812 nach Auflösung der Curonia unter die Landsmannschaften aufgenommen; noch im selben Jahre vereinigte sich die Bremensia mit der Frisia und nahm die Farben grün-rot und den Namen Friso-Bremensia an. Da sich die Cu- Die Landsmannschaften vor den Freiheitskriegen.

ronia noch 1813 wieder aufthat, existierten beim Beginn der Freiheitskriege sieben Landsmannschaften.

Die Erhebung Preußens übte in Göttingen nicht dieselbe Wirkung aus wie anderwärts; das Studentenleben bewegte sich zunächst in denselben Bahnen weiter, und die Landsmannschaften dominierten nach wie vor. Erst als sich seit dem Wartburgfest 1817 der burschenschaftliche Gedanke auf allen Universitäten verbreitete, kam auch in Göttingen die Burschenschaft auf. Sie umfaßte die Hälfte der Studenten und gelangte bald zu einer führenden Stellung, der sich auch die Landsmannschaften unterwarfen. Unter ihren Mitgliedern wurden keine Duelle ausgefochten, doch hatte sie eigene Waffen und gab Auswärtigen Satisfaktion. Im Sommer 1818 trat ein Ereignis ein, das nicht blos das Verbindungsleben, sondern das Studentenleben überhaupt zeitweilig fast ganz unterbrach, nämlich der durch den Streit mit dem Metzger Krische veranlaßte Auszug nach Witzenhausen und der im

Die erste Burschenschaft.



Typen aus dem „Göttinger Studentenstreit" im Sommer 1818.
(Auszug nach Witzenhausen.)

Anschluß daran über Göttingen verhängte Verruf. Die Studentenzahl, die sich auf 1160 belaufen hatte, sank auf 618 und erreichte erst nach Aufhebung des Verrufs die alte Höhe. In den zwanziger Jahren sahen sich die Landsmannschaften genötigt, um den fortwährenden Verfolgungen zu entgehen, den harmloseren Namen „Clubs" anzunehmen. Unter dieser Bezeichnung, ihrem Wesen nach indessen unverändert, waren im W.S. 1828/29 gegen 20 zu einem Senioren-Convent vereinigt.

Der Auszug nach Witzenhausen

Die Pariser Julitage erregten auch in Göttingen die Gemüter und veranlaßten hier einen Sturm im Wasserglase, die sogenannte Göttinger Revolution. Die Studenten, deren Teilnahme an der Auflehnung gegen die Behörden sich anfänglich zum großen Teil darauf beschränkt hatte, daß sie trotz des Verbotes ihre langen Pfeifen auf offener Straße rauchten, wurden nach und nach von dem allgemeinen Taumel ergriffen. Etwa fünfzig Burschenschafter, die von dem Ausbruch der Revolution hörten, als sie gerade auf dem deutschen Haus zum Mittagessen versammelt waren, nahmen ihre Schläger und eilten auf den Markt; hier wurden sie von einem der Verschworenen, dem Senior der Hildesen, nachdem Comment suspendu vereinbart war, gebeten, die Thore zu besetzen. Zu weiteren Entfaltungen revolutionären Thatendranges kam es nicht; der Spaß war schnell zu Ende, sobald

Die Göttinger Revolution.

sich das Militär vor den Thoren der Stadt zeigte. Der Komik der ganzen Sache entspricht die ergötzliche Schilderung, die in Felix Schnabels Erlebnissen von seiner Teilnahme an der Revolution entworfen wird. „An der Seite hing ein Schläger mit Hildesheimer Farben, den rechten Arm bedeckte ein bis über den Ellenbogen reichender, gelbledernег Fechthandschuh, in einem als Gürtel um den Leib gewundenen Shawl steckte eine alte, geladene Pistole, die sicher aber nicht losgegangen wäre. Als Anführer von elf Mann erhielt er ein Thor zu bewachen, von welchem Posten aus er erschreckliche Contributionen an Jeden ausschrieb, dessen Keller und Küche berühmt waren“. Für die Studenten hatte das Ereignis die unangenehme Folge, daß sie zum großen Teil die Universität verlassen mußten, und daß die Verbindungen noch strenger überwacht wurden als bisher.



Corpshaus der Hannovera zu Göttingen.

Im nächsten Jahre, unter dem Prorektorate des Kirchenhistorikers Gieseler, wurde der größte Schüler der Georgia-Augusta, Otto von Bismarck, immatrikuliert. Im ersten Semester, wo er eine „Bude“ im Hause Nr. 299 in der Roten Straße bezog, lebte Bismarck als „Wilder“; noch an die strenge Disziplin des „Grauen Klosters“ gewöhnt, belegte er nicht bloß, sondern hörte auch fleißig nicht weniger als fünf Vorlesungen. Seine Tageseinteilung war, nach Meyer, etwa folgende: „Er hörte morgens um sieben Uhr bei Heeren Länder- und Völkerkunde, um acht bei dem Ästhetiker Amadeus Wendt Logik und Metaphysik, dann eine Stunde Pause, wohl für den Fechtboden. Um zehn Uhr Rechtsencyclopädie bei Hugo, um elf Institutionen bei Göschen. Zwölf Uhr war damals in Göttingen Mittagszeit, nachmittags um vier hatte der junge Studiosus nochmals Vorlesung, eine um jene Zeit viel von Juristen besuchte bei Thibaut über reine Mathematik“. Auch im zweiten Semester, als Bismarck bei den Hannoveranern aktiv wurde, hörte er noch täglich drei Stunden; erst im dritten Semester ließen ihm die Verbindungsgeschäfte für die Kollegien weniger Zeit übrig. Am 7. Juli 1832 wurde Bismarck auf dem Corpsconvent der Hannoveraner — später, als sie die „grünen Hannoveraner“ neben sich hatten, zum Unterschied von diesen die „roten“ genannt — als Renonce erwählt und am 15. August rezipiert. Über Bismarcks Mensuren, insbesondere über sein erstes Duell, ist viel gefabelt worden. Thatsächlich war seine erste Mensur eine Schlägerpaukerei auf zwölf Gängen ohne Anschiß mit dem Jungburschen Cramer von den Braunschweigern. Auf seinen späteren Mensuren hat Bismarck stets viel herausgebissen; nur ein einziges Mal wurde er abgeführt: das Paukbuch der Bremensia weist unter dem 2. Februar 1833 den Eintrag auf: „Biedenweg I, Bremenser, gegen v. Bismarck, Hannoveraner. Forderung vierundzwanzig Gänge mit kleinen Mützen. v. Bismarck im ersten Gange abgeführt“. Bismarck selbst pflegte diese Abfuhr stets als incommentmäßigen, durch das Abspringen der Klinge seines Gegners verursachten Blutigen zu bezeichnen.

Bismarck als Student.



Studentensilhouette Bismarcks.
(Original im Besitz des Corps Hannovera.)

Das Abgangszeugnis, mit dem Bismarck Göttingen verließ, enthält, im Anschluß an den üblichen Vermerk daß er sich Studierens halber in Göttingen aufgehalten habe, ein ziemlich langes Register von Strafen, nämlich: „außer einigen weniger erheblichen Rügen zehn Tage Carcer wegen Gegenwart bei einem Pistolenduell, sodann neben der bedingten Unterschrift des Consilii Abeundi drei Tage Carcer wegen Gegenwart bei einem Duelle und viertägigen strengen Carcer wegen Überschreitung des für

die Gesellschaften der Studierenden vorgeschriebenen Regulativs". Das hier genannte Regulativ stammt von dem Professor Göschen; es gestattete zwar die Verbindungen, unterwarf sie aber bestimmten Beschränkungen und verbot vor allem Abzeichen irgend welcher Art, die Beschickung eines Seniorenconvents und den Besitz gemeinsamer Waffen. Wegen Verstoßes gegen diese Bestimmungen war die Untersuchung gegen einige Corps, die sich aus Anlaß von Mensurstreitigkeiten in Verruf gesteckt hatten, eingeleitet worden; Bismarck, der zu der Zeit Consenior der Hannoveraner war, gab sich als Senior an, wohl um dadurch den wirklichen Senior zu entlasten. Von den ihm zudiktierten vier Tagen Carcer wurde ihm gestattet, drei in Berlin, wohin er sich im nächsten Semester begab, abzusitzen.

Der Progreß. Ende der dreißiger Jahre vereinigten sich die sogenannten Wilden zu einem Verbande, den sie „Progreß" nannten; sie verwarfen das Duell, brachten Ehrenhändel vor ein Ehrengericht und empfahlen ihren Mitgliedern Fleiß und Sittlichkeit. Doch war die Vereinigung von kurzer Dauer, da sie sich bald in kleinere Gesellschaften auflöste, die sich zum Teil Landsmannschaften nannten, ihre Ansichten über das Duell änderten und auch sonst in vielen Stücken die äußeren Formen der Corps übernahmen. Sie wurden auch von diesen anerkannt, fochten auf eigene Waffen gegen sie und bildeten mit ihnen einen gemeinsamen Convent, den A.C. Andere behielten ihre progressistischen Tendenzen länger bei, und aus diesen Progreßverbindungen sind die beiden späteren Burschenschaften Brunsviga und Hannovera hervorgegangen.



Kneipe der Verbindung Frisia.

Zu den Landsmannschaften jener Zeit gehörte auch die Frisia (blau-rot-schwarz), die heute als schwarze Verbindung existiert; sie führt sich mit vollem Recht auf die schon 1811 bestehende alte Landsmannschaft zurück, denn bei allen späteren Umgestaltungen (1846 Corps, 1848 wiederum Landsmannschaft und 1851 schwarze Verbindung) wurde sie jedesmal durch bisherige Mitglieder in veränderter Form fortgesetzt. Die heutige Frisia ist unter den schwarzen Verbindungen deutscher Universitäten die älteste und unter den studentischen Vereinigungen Göttingens die erste gewesen, die ohne das äußere Mittel des Farbentragens eine streng korporative Organisation mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion begründete.

Die Korporationen der 40 er Jahre.

Wie zeitweilig die Frisia, so wandelten sich um dieselbe Zeit auch andere Landsmannschaften in Corps um, so die noch heute bestehende Saxonia (dunkelblau-weiß-hellblau), die Hanseatia (weiß-rot-weiß) und die Brunsviga als Borusso-Brunsviga (schwarz-blau-gold). Infolge davon stand der S.C. in den fünfziger Jahren auf seiner Höhe: nicht bloß numerisch bildete er eine große Macht, neben der die wenigen übrig gebliebenen Progreßverbindungen und Landsmannschaften nicht viel zu bedeuten hatten, sondern es gelang ihm auch vermöge seiner trefflichen Organisation und der sicheren Handhabung des Comments, alle studentischen Angelegenheiten zu beherrschen und selbst eine gewisse Gerichtsbarkeit über die gesamte Studentenschaft auszuüben, deren Anerkennung er sich durch Verrufserklärung u. s. w. zu verschaffen wußte.

Im März 1848 führte ein nächtlicher Konflikt zwischen Corpsstudenten, die vom Abschiedskommers des S.C. heimkehrten, und Landgensdarmen zum Auszug der gesamten Studenten, die sich verabredeten, nur dann heimzukehren, wenn ihre Beschwerden über rücksichtslose Behandlung seitens der Polizeigewalt Gehör gefunden hätten. Da das Recht offenkundig auf Seiten der Studenten war, und Professoren sowohl wie die Bürgerschaft für sie Partei nahmen, gab die Regierung schließlich klein bei, und am 2. Mai 1848 wurde bei dem Wiedereinzug der Studentenschaft ihr zu Ehren ein solenner Festkommers veranstaltet.

Auszug im März 1848.

Seit 1848 ließ man in Göttingen die Verbindungen unbehelligt gewähren, unter der Voraussetzung, daß sie ihre Statuten und die Namen ihrer Chargierten



Auszug der Studenten aus Göttingen am 17. März 1848 mittags 12 Uhr.

dem akademischen Gerichte vorlegten. Man brachte ihnen damit das Vertrauen entgegen, daß sie vermöge der in ihnen herrschenden Disziplin mit dazu helfen würden, die akademische Ordnung aufrecht zu erhalten und Exzesse zu verhüten. Daß man sich hierin nicht täuschte, zeigen die Vorgänge im Sommer 1866: als nach dem Abzug der Hannöverschen Truppen der Pöbel Miene machte zu plündern, halfen alle Verbindungen die Stadt so lange schützen, bis die Preußen einrückten. Einige Jahre vorher, bei Gelegenheit der Feier des 50jährigen Gedenktages der Schlacht bei Leipzig, hatten jedoch noch bedenkliche Ausschreitungen stattgefunden. Streitigkeiten um den Vortritt beim Festzuge veranlaßten die Corps, sich zu separieren, und als am Abend die beiden Festzüge in der Weenderstraße zusammenstießen, kam es zu einem blutigen Kampfe zwischen der nichtfarbentragenden Studentenschaft und dem S.C. Letzterer wurde durch Urteil des akademischen Senats auf ein Semester suspendiert,

eine Maßregel, die der numerischen Stärke des S.C. für lange Zeit Abbruch gethan hat. Seit der Zeit gelangten auch andere Verbände und Korporationen zu gedeihlicher Entwickelung, in erster Linie die Burschenschaft, die durch die beiden schon erwähnten, 1848 als Progreßverbindungen gestifteten Burschenschaften Hannovera (grün-weiß-rot) und Brunsviga (schwarz-rot-gold) vertreten war. Zu der Frisia gesellten sich bis Mitte der sechziger Jahre noch eine Reihe anderer schwarzer Verbindungen: als älteste die seit 1859 bestehende Lunaburgia, ferner die Hildesia, Verdensia, Holzminda, Gottinga und Mündenia. Von diesen wandelte sich eine Anzahl späterhin in farbentragende Korporationen um: die Mündenia (gegründet 1868) ist heute freischlagende Verbindung mit den Farben schwarz-weiß-rot, die Verdensia (schwarz-weiß-schwarz) und die Gottinga (blau-gold-rot), beide im Jahre 1860 gegründet, wurden Landsmannschaften und gehörten dem Coburger L.C. an. Vorübergehend war die Verdensia Corps, mußte aber als solches ebenso wie die zum S.C. übergetretene Hildesia (blau-gold-rot) nach kurzer Frist suspendieren.

Das Jahr 1870 gab der Göttinger Universität Gelegenheit, ihrer Geschichte ein Ruhmesblatt einzuflechten, durch eine That, die sich dem (S. 112 erwähnten) Protest der Göttinger Sieben vom Jahre 1837 würdig anreiht, nämlich die Antwort des Prorektors Dove an die Royal Irish Academy. Diese hatte das Ansinnen an die Universität gestellt, sich an einem Proteste der gelehrten Körperschaften gegen die Konsequenzen der Belagerung von Paris anzuschließen. Für die mannhaften Worte, mit denen der Prorektor die Zumutung zurückwies, wird ihm die akademische Jugend mit dem ganzen deutschen Volke Dank wissen, so lange sie sich ihr heutiges nationales Empfinden bewahrt. „Auch unsere Hochschule“ — so konnte der Prorektor mit Stolz betonen —, die ihre ganze Ehre darin findet deutsch zu sein, hat Hunderte von deutschen Jünglingen unter die Waffen gestellt, die Ungleichheit des Einsatzes nicht achtend, wo wir gezwungen sind, gegen afrikanische Halbwilde oder gegen das zusammengelaufene Gesindel Garibaldischer Abenteurer zu kämpfen.“ Eine Marmortafel in der Aula bewahrt die Namen der Söhne der Georgia-Augusta, die 1870/71 für Deutschlands Ehre ihr junges Leben auf dem Schlachtfelde gelassen haben. Bei allen Waffen des Heeres, in den verschiedensten Regimentern nahmen Göttinger Studierende an den gewaltigen Kämpfen Teil, und manche thaten sich so ruhmvoll hervor, daß bei dem allgemeinen Kommerse zu Ehren der aus dem Felde heimgekehrten Kommilitonen am 15. Juli 1871 der Prorektor den gesamten Ausschuß der Studentenschaft aus Rittern des eisernen Kreuzes zusammensetzen konnte. Das Verbindungswesen war infolge des Krieges völlig in den Hintergrund getreten, da gerade die Mitglieder der Korporationen besonders zahlreich ins Feld gezogen waren, so daß nicht einmal die Chargen völlig besetzt werden konnten. Die Mitgliederzahl der Burschenschaft Brunsviga, der Landsmannschaft Verdensia, der christlich-deutschen Burschenschaft Germania und des Wingolf war durch die Beteiligung am Feldzuge stark reduziert; der Turnverein Cheruscia suspendierte sich, da seine sämtlichen Mitglieder bis auf eins in den Krieg zogen. Von den Corps waren nur die Saxonia, die sich damals fast ausschließlich aus Angehörigen der russischen Ostseeprovinzen zusammensetzte, und Hildeso-Guestphalia organisiert, von der Bremensia und Hannovera waren nur einzelne Mitglieder zurückgeblieben.

Antwort Doves an die Royal Irish Academy.

Die Göttinger Studentenschaft im Kriege 1870/71.

Seit dem Kriege hat das Verbindungsleben im allgemeinen auch in Göttingen noch zugenommen. Die Burschenschaften und Landsmannschaften hatten freilich gegenüber den Corps einen so schweren Stand, daß sie sich zu vorübergehenden Suspensionen oder zum Übertritt zum S.C. genötigt sahen. Von den Landsmannschaften existiert zur Zeit nur noch die Gottinga, während die Verdensia suspendiert und die Hercynia (schwarz-grün-gold) Corps geworden ist; hingegen besteht der D.C. jetzt aus drei Burschenschaften, nämlich außer den Braunschweigern und grünen Hannoveranern noch aus der 1880 gegründeten Alemannia (violett-weiß-rot), zu der 1891 die Mitglieder einer seit 1886 bestehenden, nicht farbentragenden burschenschaftlichen Vereinigung Teutonia vollzählig übertraten. Der S.C.

Die Korporationen nach dem Kriege.

zählt augenblicklich 6 Corps: die oben erwähnte Hercynia, die Bremensia (rot-dunkelgrün-schwarz), die Saxonia (dunkelblau-weiß-hellblau), die Hannovera (rot-blau-gold), die Brunsviga (schwarz-weiß-hellblau) und die aus der Landsmannschaft Hildesia hervorgegangene Hildeso-Guestphalia (moosgrün-weiß-schwarz).

Zu den historischen, mit der Geschichte der Georgia-Augusta eng verknüpften Korporationen gehören außer der Mündenia und den schon genannten schwarzen Verbindungen Frisia, Holzminda, Lunaburgia auch die christlichen Verbindungen: die 1851 gegründete christlich-deutsche Burschenschaft Germania (schwarz-rot-gold) und der Wingolf (schwarz-weiß-gold). Von den katholischen Studentenverbindungen ist die Winfridia 1870, die Palatia (weiß-rosa-moosgrün) 1883 gegründet worden.

Das Interesse an der Pflege des Gesanges und der Turnkunst, die Bestrebungen der Förderung des nationalen Gedankens, sowie der engere Zusammenschluß von Fachgenossen haben auch in Göttingen eine Reihe von Vereinen hervorgerufen, von denen die schon seit 1860 bestehende, jetzt dem V.C. angehörende Cheruscia (schwarz-weiß-rot) und der in demselben Jahre gegründete Studenten-Gesangverein als die ältesten hervorzuheben sind. Neben der Cheruscia existiert seit 1887 als zweite, ebenfalls zum V.C. gehörige Turnerschaft die Ghibellinia (grün-rot-gold, schwarze Mützen). Die beiden Turnerschaften stehen im Paukverhältnis mit der freischlagenden Verbindung Cimbria (blau-weiß-gold), die aus einem 1872 gestifteten pharmaceutischen Verein hervorgegangen ist.



J. Kürschners Grafphotographien — H. Hillger, Berlin.

Auditorium der Universität.

Das heutige Göttingen ist nicht mehr die ‚triste petite ville', wie sie der große Schweizer Albrecht von Haller, der als einer der ersten Lehrer 1736 nach Göttingen kam, nannte. Die bei Gründung der Universität herrschenden Zustände hatten sich schon gegen Ende des Jahrhunderts mit dem Aufblühen der Hochschule so gebessert, daß in den derzeitigen Schriften über Göttingen die vorzügliche Beleuchtung und die gute Beschaffenheit der Hauptstraßen mit den zu beiden Seiten angelegten „breiten Steinen" rühmend hervorgehoben wird. Eine Kleinstadt ist freilich Göttingen auch heute noch, trotzdem es ein gutes Theater, Konzertsäle u. s. w. besitzt. Seine Physiognomie ist die einer „Gelehrtenstadt": fast in jeder Straße liegt ein Haus, das mit dem einen oder anderen berühmten Namen in Verbindung steht. Welch' eine Fülle von Erinnerungen ruft allein ein Gang durch die Weenderstraße wach! In Nr. 8 wohnte im Winter 1796/97 Carl Friedrich v. Savigny, Nr. 26 von Michaelis 1766 bis Ostern 1768 Carl Aug. v. Hardenberg; eins der denkwürdigsten Häuser ist Nr. 36, denn hier wohnten 1773/74 Frhr. v. Stein, dessen spätere Wohnung in der Paulinerstraße durch eine Gedenktafel bezeichnet ist, Winter 1789/90 Alexander v. Humboldt und zwei Jahre später der Dichter Ludwig Tieck. Die Stadt.

Bismarck wohnte, wie bereits erwähnt ist, in seinem ersten Semester in der Rothenstraße, neben dem Hause, wo Bürger von Ostern 1768 an drei Jahre geweilt hat. Später bezog er das kleine vor dem Wall unmittelbar an dem Leinekanal belegene turmartige Häuschen, das heute, mit einer Gedenktafel geschmückt, zu den Sehenswürdigkeiten Göttingens gehört.



J. Kürschners Gruppphotographien — P. Hilger, Berlin

Gesamtansicht.

Von hier hat auch er gewiß sich manches Mal auf den alten, mit Linden bestandenen Festungswällen ergangen und seine Augen über das anmutige Bild, das sich ihm darbot, schweifen lassen. Heute freilich würde er erstaunt sein, wenn er sähe, daß sein ehemaliges Heim, das er sich in jugendlichem Unabhängigkeitsdrange fern von jeder Nachbarschaft, am äußersten Ende der Stadt erkoren hatte, von einer ausgedehnten, villengeschmückten Vorstadt von allen Seiten eingeschlossen ist. Auch der alte Hainberg hat dank dem jahrzehntelangen Bemühen des verdienten Bürgermeisters Merkel ein neues Laubgewand erhalten. Von dort her präsentieren sich die beiden beliebten Wirtshäuser Rohns und Kaiser-Wilhelmspark („Lotzei") gar stattlich dem Beschauer, darüber der Bismarckturm und eine kleine Warte, die der Volkswitz „Caprivіturm" getauft hat. Daneben zeigt sich der hochgelegene Nikolausberg mit seiner alten romanischen, von den Göttingern „Neu-Jerusalem" genannten Kirche und weiterhin das anmutige Leinethal, umsäumt von bewaldeten Hügeln, während in der Ferne der Blick durch die bläulich schimmernden Wälder der Weserberge begrenzt wird.

Die nähere Umgebung.

Dem Spaziergänger bietet schon die nähere Umgebung Göttingens eine Fülle landschaftlicher Anziehungspunkte. Weitere Ausflüge führen zu den seit den ersten Zeiten der Universität als Exkneipen von den Studenten besuchten Dörfern, nach Weende, Bovenden und Nörten. Hier hielten vor 1848 die Verbindungen ihre feierlichen Kommerse ab, hier konnten sie ungestört Bänder und die von der Wachstuchhülle befreiten Mützen tragen. Daß es in früherer Zeit auf diesen Bierdörfern nicht immer ganz ehrbar herging, zeigt die Warnung, die der Verfasser der „Interessanten Bemerkungen" vor diesen „Orten der Verführung" auszusprechen für seine heiligste Pflicht hält. „Denn die niedrigsten Buhlerinnen pflegen sich gewöhnlich da einzufinden, zu tanzen und durch mancherlei Kunstgriffe auch junge unerfahrene Seelen ins Verderben zu locken." Im Sommer ist von Alters her des Sonntagsnachmittags Mariaspring ein beliebter Ausflugsort, wo die Jugend unter dem Schatten alter Eichen sich nach Herzenslust am Tanze erfreuen kann, während die bedächtigen Alten von den amphitheatralisch in den Felsen eingelassenen Sitzplätzen zuschauen.

Exkneipen.



J. Kürschners Gruppphotographien. — P. Hilger, Berlin.

Mariaspring.

Die geschilderten landschaftlichen Reize und sonstigen Vorzüge Göttingens hindern freilich nicht, daß es noch immer in dem Ruf steht, man könne dort gut arbeiten, aber sich schlecht amüsieren. Das hat insofern seine Berechtigung, als Göttingen in der That alle Erfordernisse einer Arbeitsuniversität bietet. Die Fakultäten sind mit den ersten Lehrkräften besetzt, die Kliniken und Laboratorien durchweg neu er-

baut, und von der Bibliothek gilt noch immer, was der Verfasser des „Letzten Wortes über Göttingen“ (Leipzig 1791, S. 80) von ihr sagt: „Man glaubt kaum, bey wie Vielen die Bibliothek ein Bewegungsgrund wird, nach G. zu gehen; selbst bey denen, die vorher ein solches Bedürfniß garnicht gefühlt haben, steigt der Gedanke auf, daß sie doch wohl G. wählen müßten, weil doch da eine so vortreflich brauchbare Bibliothek sey.“

Göttingen ist als teuer verschrieen, aber doch wohl mit Unrecht. Richtig ist allerdings, daß kaum irgendwo anders so viel gepumpt wird wie gerade hier, und man kann es schließlich dem Vater, der seinen Sohn mit ausreichendem Wechsel nach G. schickt und hinterher für Dedikations-, Wirtshaus- und andere Schulden tief in den Geldbeutel greifen muß, nicht verübeln, wenn er Göttingen teuer findet und dem filius einen Klimawechsel vorschlägt. Für den, der hauszuhalten versteht, ist es nicht

Wirtschaftliche Verhältnisse.



Rasemühle bei Göttingen

(Nach einem alten Stammbuchblatt).

erheblich teurer als andere Universitätsstädte, auch wohl kaum jemals kostspieliger gewesen; denn wenn auch anfänglich die Kollegien teurer waren als anderwärts, und der ganze Zuschnitt des studentischen Lebens ein etwas vornehmerer war, so galten doch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 400 Rthlr. als ein normaler Jahreswechsel, mit dem man gut auskommen könne.

Die leidigen Pumpverhältnisse — die sich übrigens neuerdings gebessert haben sollen — gaben schon im vorigen Jahrhundert Anlaß zu lebhaften Klagen, und die Kredit-Edikte, die das Schuldenmachen verhindern sollten, leisteten ihm eher Vorschub. In dem Gutachten, welches die Regierung im Jahre 1756 über das Kredit-Wesen der Studierenden abgefordert hatte, sagt v. Justi: „Es haben mir einige hiesige Traiteurs und andere hiesige Bürger ihre Rechnungs-Bücher gezeigt, nach welchen sie von Studierenden, welche bereits die Universität verlassen haben, 600, 800, 1000 und mehr Thaler bloß an solchen Schulden zu fordern haben, die nach dem Kredit-Edikt erlaubt sind.“ Die natürliche Folge des weitgehenden Kredits waren Überteuerungen von Seiten der Philister, die sich für das, was sie bei dem

Der Pump in Göttingen.



Die Einwohner.

einen verloren, bei dem andern schadlos zu halten suchten. Dadurch kamen die Göttinger Bürger in Mißkredit, ja, man schob ihrem Charakter zu, was doch nur in den Verhältnissen begründet lag. Im „Letzten Wort über Göttingen" versteigt sich der anonyme Verfasser sogar zu der Behauptung: „Der Göttinger Bürger ist roh und tückisch, die Mädchen sind häßlich und plump. Die Prellereien, die der Unaufmerksame von Wirten und Aufwärtern erfahren muß, sind ungeheuer." Unger, demzufolge diese Äußerung in dem Exemplar der Göttinger Bibliothek verschiedentlich mit Randbemerkungen (die letzte vom Jahre 1837) versehen ist, bezeichnet sie als abgeschmackt und hebt vielmehr den guten Humor, die Höflichkeit und Genügsamkeit am Göttinger Volkscharakter hervor.

Von der in Göttingen herrschenden Geselligkeit wird in den Schriften des vorigen Jahrhunderts kein günstiges Bild entworfen. Trotz aller von den Professoren versuchten Veranstaltungen, Assembleen und Picknicks, behielt es lange den Ruf eines ungeselligen Orts, wo sich die Kreise schroff von einander abschlossen. Ein geselliges

Geselligkeit.

Familienleben fehlte damals ganz, und wer nicht gerade durch Empfehlungen in den Häusern der Professoren Zutritt hatte, mochte auch bald auf die Ehre verzichten, bei Privatkonzerten, wie sie beispielsweise Pütter gab, „den Herrn Geheimerath zu hören" oder sich auf einer der allgemeinen Tanzgesellschaften, die hauptsächlich auf die reichen und vornehmen Studenten berechnet waren, langweilen zu dürfen. Erst in neuerer Zeit hat sich das gesellige Leben freier gestaltet, und heutzutage wird ihm sogar eine gewisse Zwanglosigkeit nachgerühmt.



Im großen und ganzen trifft Isaak Iselins herbe Kritik, die er in einem an Anton Birr gerichteten Briefe an Göttingischen Zuständen mit den Worten übt: „Non credo, in toto terrarum orbe esse regionem aeque inhospitalem, aeque inamoenam, aeque insulsam, ac illa est in qua nunc vivo; adeo destituta est ab omnibus, quae vel natura, vel ars, vel incolarum ingenium aliis regionibus tribuere solent" heute nicht mehr zu, dagegen wird hoffentlich für alle Zeiten Geltung behalten, was er rühmend hinzusetzt: Excipio tamen Eruditionem. Vix enim in tota Germania Academiam inveniri puto, quae tot tantaque illustria ingenia fovet ac haec nostra."



Göttinger Trachtenbilder aus den Jahren 1750, 1790, 1830.



1743.

Ist nicht klassischer Boden unser Sand auch?
Zu geschweigen des Donaurheinkanales,
Der an unser Stadt vorbei wird laufen
Und bereits an der Windmühl' unsre schönsten
Bäum' entwurzelt und unsrer Markung einzges
Denkmal, Schade! den Katzenturm verschluckt hat.
Ragt die türmende Veste nicht von Nürnberg
Übers Föhrengehölz des alten Reichswalds
Aus der Ferne zu uns herüber, sichtbar
Einem schärfer Geaugten, der am heitern
Sommerabende schaut vom Fischerstürmchen?
(Friedr. Rückert, im Erlanger Musenalmanach für 1838.)

In der südlichen Ecke des alten Radenzgaues liegt Erlangen. Sand und Föhrenwald bilden die landschaftlichen Reize der Gegend. Zu alten Zeiten hausten hier die Sorben, die dann durch das Schwert Karls des Großen und das Wort des heiligen Bonifazius für Deutschtum und Christenkirche gewonnen wurden. Dieser Missionsthätigkeit verdankt Erlangen seine Entstehung: auf eine Filialkirche des Martinstiftes zu Forchheim führt die Stadt ihren Ursprung zurück. Erst zum Bistum Würzburg, dann zu Bamberg gehörig, kam die Stadt schließlich an die Krone Böhmen. König Wenzel verpfändete sie an seinen Schwager Johann III., Burggrafen von Nürnberg. Da er die Stadt aber nie auslösen konnte, so fiel sie gänzlich an das Haus Hohenzollern, zu dessen Besitz sie, dem Unterland des Fürstentums Bayreuth zugeteilt, bis zum Tilsiter Frieden gehörte.

Die Universität ist eine Gründung des Bayreuther Hofes, und zwar ist wohl Daniel von Superville, der Leibarzt des Markgrafen Friedrich, ihr intellektueller Urheber. Daniel von Superville, ein Abkömmling eines französischen Réfugiés, war von Friedrich dem Großen seiner Lieblingsschwester Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, aufs wärmste empfohlen und hatte sich beim Bayreuther Hofe auch bald dermaßen beliebt gemacht, daß er mit Ehren und Würden überhäuft wurde. Er hat, wohl mit Unterstützung der geistvollen Markgräfin, den Plan zur Universitätsgründung gefaßt und verstand es auch, die Hindernisse, die diesem Gedanken von den fürstlichen Kollegien und dem Konsistorium in den Weg gelegt wurden, hinwegzuräumen. Am 21. März 1742 wurde die Universität im großen Hörsaale des Gymnasiums zu Bayreuth feierlichst eingeweiht und erhielt den Namen Fridericiana. Sehr bald aber ergab es sich, daß Bayreuth nicht der geeignete Platz für die Universität war. Die Räumlichkeiten fehlten, das Leben in der Residenzstadt war für die ärmeren Studenten zu kostspielig, auch kam es bei dem rivalisierenden Verhältnis zwischen Studenten und Offizieren zu mancherlei Unzuträglichkeiten. Und wieder war es Superville, der dem Markgrafen die Verlegung der Universität nach Erlangen anriet. So siedelte denn die Universität am 13. April 1743 nach Erlangen über, nachdem die dort seit 1699 bestehende Ritterakademie aufgelöst war. Kaiser Karl VII. stattete die Universität mit den erforderlichen Privilegien und Rechten aus, und zu

ihrem dauernden Fortbestand bestimmte Markgraf Friedrich in der Stiftungsurkunde, „daß die Friedrichsakademie ohne Abbruch und Änderung in der einmal gemachten Einrichtung ununterbrochen erhalten und vielmehr künftig nach Möglichkeit verbessert, als geschwächt werde." Die Inauguration fand am 4. November 1743 unter mannigfachen Feierlichkeiten und unter Beteiligung der benachbarten Universitäten statt.

Wenn auch die Universität vorläufig noch nicht imstande war, den ihr zugewiesenen Wirkungskreis ihrer beschränkten Hilfsmittel wegen vollkommen auszufüllen, so gelang es doch der rastlosen Thätigkeit ihres ersten Kanzlers, des genannten Daniel von Superville, die Hochschule über die Klippen des Anfangsstadiums sicher hinwegzubringen. Er schenkte der Bibliothek, die noch manche gähnende Lücke aufwies,



Universitätsgebäude und Kirche am Einweihungstage.
(Aus: Historia Academiae Fridericianae Erlangensis.)

Anfänge der Universität. seinen reichen Bücherschatz an medizinischen Werken, er ging auch den Markgrafen bei jeder Gelegenheit zum Wohle der Universität an und erreichte die Einrichtung eines Freitisches für 48 unbemittelte Studenten. Die Studentenzahl war fürs erste noch gering; sie betrug anfangs einige achtzig, doch stieg sie schon im Verlaufe des ersten Jahres auf beinahe 300.

Der Nachfolger des Markgrafen Friedrich, Friedrich Christian, that nur wenig für die Universität. Erst nach seinem Tode unter dem Markgrafen Karl Alexander erfuhr die Hochschule eine bedeutende Förderung. Der neue Regent, der den Wert der Erlanger Universität wohl erkannte, besetzte sofort die erledigten Professuren und richtete bei allen Fakultäten einige neue ein, erhöhte die Gehälter und ließ sich die Verbesserung der Institute sehr angelegen sein. Um auch die Hörerzahl zu heben, erließ er eine Verordnung, wonach alle Inländer zur Erlangung einer Staatsstellung einen zweijährigen Besuch an der Landeshochschule nachweisen mußten.

Um die Verdienste dieses Fürsten zu ehren, nahm die Universität den Namen Friedrich-Alexanders-Universität an, den sie noch heute führt.

Nachdem die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth an das preußische Königshaus gefallen waren, wurden der Universität Erlangen weitere Zuwendungen gemacht; Friedrich Wilhelm II. kultivierte den botanischen Garten vor dem Nürnberger Thor, und Friedrich Wilhelm III. vergrößerte die Fonds und die jährlichen Zuschüsse der Universität um ein bedeutendes. Erlangen unter preußischer Herrschaft

Die Kriegsjahre und die vorübergehende französische Herrschaft erwiesen sich für die Universität als nicht so schlimm, wie man gefürchtet hatte. Ihre Existenz wurde nicht ernstlich bedroht, wenn sie auch mehrere Jahre hindurch nur ein kümmerliches Dasein fristete. Bessere Tage und eine Sicherung aller Verhältnisse kamen für Erlangen mit dem Frieden von Schönbrunn im Jahre 1810, der das Fürstentum Bayreuth der Krone Baiern zuteilte. Zur Hebung der Erlanger Universität war 1809 die 1581 gegründete, der früheren Reichsstadt Nürnberg gehörige Universität Altdorf aufgelöst und deren Bibliothek Erlangen zugewiesen worden. Da Erlangen nunmehr die einzige Hochschule in Baiern war, die eine evangelisch-theologische Fakultät besaß, so wurden die theologischen Lehrstellen vermehrt, und die der Fakultät angehörigen Institute neu organisiert. Ebenso wurde die juristische Fakultät bedacht und vor allem die medizinische durch Neuanlage und Ausbau der Krankenhäuser und Institute erweitert. Als in dieser Zeit, im Jahre 1814, das Schloß ausbrannte, gab König Maximilian Joseph I. es der Universität in Besitz. Nachdem mit nicht zu großen Kosten die Brandschäden ausgebessert waren, wurden in dem zweckmäßig neu eingerichteten Bau die Bibliothek und einige Sammlungen untergebracht. Die Universität seit 1810



Die neue Universität.

Im August 1843 feierte die Universität das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens, wobei auch unter großen Feierlichkeiten das Denkmal ihres Stifters auf dem Schloßplatz enthüllt wurde.

Für die stets steigende Zahl der Studierenden und Professoren, für den wachsenden Umfang der Sammlungen und Institute reichten jedoch die Baulichkeiten nicht mehr aus. In den letzten dreißig Jahren hat die Universität ihre äußere Gestalt vollständig verändert. Vor allem die medizinischen Institute und Kliniken wurden zum größten Teil neu aufgebaut. Das neue Kollegienhaus erstand in den Jahren 1887—89. Auch auf die nächste Umgebung der Universität erstreckte sich die Fürsorge der akademischen Behörden. Die öde Sandfläche, die zwischen Schloß und Springbrunnen lag, wurde im Jahre 1892 in einen üppigen Rosengarten umgewandelt, der dem ernsten Gebäude der Wissenschaft alljährlich einen heiteren, duftigen Rahmen giebt.

Wie in allen kleinen Universitäten, so fühlte sich auch in Erlangen der Student als das tonangebende Element der Bevölkerung, und im Vollbewußtsein seines Wertes schritt er sporenklirrend und mit dem Raufdegen rasselnd über das holprige Pflaster des Städtchens. Ein großer Hut mit einer Kokarde vervollständigte den äußeren Schmuck. Was die sonstige Kleidung anlangt, so zeigte ein „Haupt- Studentenleben im 18. Jhdt.

kerl" seine richtige Auffassung von der akademischen Freiheit darin, daß er sie nach Kräften vernachlässigte. Der Rock mußte mehrere Löcher aufweisen, und der Glanz seiner Wäsche stand im umgekehrten Verhältnis zu seinem flotten Burschentum. Die Erlanger sahen den Musensöhnen allen Unfug als Ausfluß echt studentischen Übermutes nach. Der Bursch trat mit dem Degen „parsch in den Tanzboden, um einige hübsche Gesichtchen zu besehen", und prügelte die Knoten und Bürgerssöhne, die außerdem noch von der hohen Obrigkeit zu Stockhausstrafen verdonnert wurden, während die Studenten frei ausgingen. Die beliebteste Beschäftigung der Studenten war, die Schnurren zu vexieren. Unter dem Rufe „Schnurren heraus" wurden die Hüter des Gesetzes nachts aus ihrer Bastei herausgelockt, und rasselnd und klappernd, lärmend und johlend ging die wilde Jagd durch die nachtstillen Straßen, bis in irgend einem schmalen Gäßchen die Schnurren über die eigens dazu aufgespannten Schnüre zu Fall gebracht waren. Und fühlten die Musensöhne, daß derartige Späße ihrem Thatendrange nicht genügten, so stürmten sie auch wohl halb im Scherz, halb im Ernst die Schnurrenbastei auf dem Marktplatz. Ans Kolleggehen dachte man nicht zu häufig, ein Komitat oder eine lustige Ausfahrt, das waren Gelegenheiten, wo ein Bursch sich sehen lassen konnte. Die Wissenschaft mußte durch forsches Auftreten ersetzt werden. Die Herren Professoren konnten nicht viel gegen dieses Treiben ausrichten. Sagten sie etwas, so wurden die Studiosen aufsässig, erklärten es als einen Eingriff in die akademische Freiheit, zogen zum Thore hinaus in die umliegenden Ortschaften und ließen den Professoren ausrichten, sie möchten zu ihnen herauskommen, wenn sie Kollegien lesen wollten. Sehr streng waren zeitweilig die Gesetze gegen die Studentenmensuren. Ein Duelledikt setzte sogar auf die Tötung im Zweikampf die Strafe des Schwertes und ein unehrliches Begräbnis vor Tagesanbruch für den Gebliebenen. Gefochten wurde — in der oben (S. 213 f.) beschriebenen Manier — sehr viel; öfters wurden auch ganze Suiten gegen die Studenten der benachbarten Universität Altdorf geschlagen, bis sich die Behörden ins Mittel legten und die überhand nehmenden Kämpfe mit scharfen Strafen bedrohten. Daß die Erlanger Studenten nach deutschem Brauch bei ihrem Tagewerk das Trinken nicht vergaßen, versteht sich von selbst. Schon früh kultivierten sie eifrig allerlei sinnige Bierspiele zur Würze des allezeit rühmlichst bekannten Erlanger Bieres. Und als ein Mediziner in seinen Thesen die Behauptung aufstellte: cerevisia Erlangensis rationi supprimendae optime inservit, griff ihn sein Opponent aufs heftigste an und wies nach, daß das Erlanger Bier sogar zum Teile den Ruf der Universität begründet habe.

Studenten und Bürgerstöchter.

Was die Stellung der Erlanger Studenten des vorigen Jahrhunderts zur holden Weiblichkeit anbelangt, so ist es bei dem lockeren Lebenswandel der Herren Studiosen sehr erklärlich, daß die besser gestellten Bürger ihre Töchterlein aufs eifrigste vor ihnen hüteten. Als einstmals die Studenten die Erlanger Bürgerstöchter zu einer Schlittenfahrt eingeladen hatten, erhielten sie überall abschlägige Antworten, wofür sich die akademische Jugend in wenig ritterlicher Weise dadurch revanchierte, daß sie in jeden Schlitten einen Kehrbesen mit Hut und Schleier behangen hineinsetzte. Für ihr liebewarmes Herz mußten sich die Studenten deshalb mit den Töchtern des Volkes und des unteren Bürgerstandes begnügen, was natürlich zu steten Reibereien mit den Bürgerssöhnen und Handwerksgesellen, den Knoten, führte, und diese Streitigkeiten fanden wiederum ihren natürlichen Ausdruck in gewaltigen Holzereien, die in Erlangen an der Tagesordnung waren. So fand alljährlich die Pfingstkirchweihe auf dem altstädter Burgberg, altem Herkommen gemäß, ihren formellen Abschluß in einer solennen Keilerei zwischen Studenten und Knoten. Aber auch Holzereien unter der

Holzereien.

Studentenschaft waren nicht selten. Einmal sogar, als zwei feindliche Parteien sich im Theater trafen, konnten sie selbst dort ihren Haß nicht unterdrücken und scheuten sich nicht, sich vor versammeltem Publikum durchzubläuen. Leider beschränkten sich derartige unliebsame Vorfälle nicht nur auf die rauhe Zeit des vorigen Jahrhunderts. Auch in diesem Jahrhundert, namentlich zu den Zeiten, als die Rivalität

zwischen Burschenschaft und Corps ihre üppigsten Blüten trieb, finden sich derartige Reminiszenzen an mittelalterliche Umgangsformen. Da zwischen beiden kein schlagfertiges Verhältnis bestand, so herrschte der Holzcomment. Gewaltige Schlachten wurden mit Stuhlbeinen und Biergläsern geliefert, so 1818 im Einhorn und im Welsischen Garten und viele andere bis in die neueste Zeit hinein.

Allerdings sind dieses nur vereinzelte Auswüchse eines überschäumenden Kraftgefühls der akademischen Jugend. Die studentischen Sitten im allgemeinen milderten sich auch in Erlangen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, namentlich, nachdem die Markgräfin Sophie Karoline nach dem Tode ihres Gemahls ihren Wohnsitz in Erlangen genommen hatte. Der artige Ton der Kavaliere des kleinen Hofhaltes und der adeligen Studenten, die zu den Hofzirkeln Zutritt hatten, übte auch eine wohlthuende Rückwirkung auf die übrige Studentenschaft aus. E. W. Martius, der im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die Hofapotheke in Erlangen leitete, urteilte darüber: „Man darf wohl sagen, daß der Geist an der hiesigen Hochschule das Mittel gehalten hat zwischen einer stillen und abgeschlossenen, fast klösterlichen Haltung, wie man sie damals in den österreichischen Universitäten fand, und zwischen jener lebhaften, sich oft mit jugendlichem Übermute äußernden Bewegung, wie sie auf einigen anderen deutschen Universitäten sich kundgab".

Aufkommen eines feineren Tons.

Die ersten Formen des studentischen Korporationswesens waren auch in Erlangen die Landsmannschaften und die Orden, jedoch traten beide nicht allzu sehr in den Vordergrund. Die strengen Maßregeln, namentlich des Markgrafen Karl Alexander, mögen wohl die Verbindungen gehindert haben, sich als solche nach außen hin zu zeigen. Als Landsmannschaften werden genannt die Ansbacher, Bayreuther, Mosellaner, Franken und Schwaben. Von den Orden existierten in Erlangen die Harmonisten, Amicisten, Constantisten und Unitisten. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts schritten die Regierungen des Reiches gemeinsam gegen die Orden ein; trotz mehrfacher Aufhebung erstanden sie jedoch stets wieder. Der an Zahl stärkste Orden war der Harmonistenorden, gewöhnlich der Orden der „schwarzen Brüder" genannt. Aus ihm entstand das Corps **Onoldia**, das älteste der heute bestehenden Corps. Durch den im Orden herrschenden Despotismus wurde eine Anzahl Mitglieder veranlaßt, am 22. Mai 1798 ihren Austritt zu erklären. Am 28. Mai desselben Jahres konstituierten sich die Ausgeschiedenen als „Ansbachische Gesellschaft" mit den Farben rot-weiß. Die Onoldia war die erste Korporation, die das landsmannschaftliche Prinzip durchbrach, indem sie wohl den Namen einer Landsmannschaft führte, aber sich in Bezug auf die Heimat ihrer Mitglieder nicht an den Ansbacher Bezirk band. Zu jener Zeit bestanden in Erlangen von Landsmannschaften noch die Berliner, Westfalen und Helmianer oder Franken. Zu Anfang dieses Jahrhunderts löste sich die Franken auf, dagegen that sich im Jahre 1803 eine neue Landsmannschaft auf, die **Baruthia**. Die Uranfänge der Baruthia gehen bis auf die Gründung der Universität zurück. Schon als die Universität noch in Bayreuth ihren Sitz hatte, existierte eine Landsmannschaft der Bayreuther, die nach Erlangen mit übersiedelte. Im Jahre 1798 war die Bayreuther Landsmannschaft eingegangen, und am 14. Juli 1803 entstand die neue Baruthia mit den Farben schwarz-gold-grün. Die Berliner waren unterdessen auch verschwunden, und an Stelle der Westfalen war die von Altdorf herübergekommene Franconia getreten. Bis zum Jahre 1816 blieben die Landsmannschaften ungestört, dann aber wurden sie infolge einiger unliebsamer Vorfälle zwischen den Bayreuthern und Renoncen polizeilich unterdrückt und durften sich nicht allzu sehr in der Öffentlichkeit zeigen. In dieselbe Zeit fällt auch das erste Auftauchen der burschenschaftlichen Idee in Erlangen; Sand und Ulrich kamen hierher, um für die Burschenschaft zu werben. Zunächst dachten sie daran, die Landsmannschaften für ihre Pläne zu gewinnen, und traten der Franconia bei. Sie wurden jedoch von den Landsmannschaften in Verruf gesteckt „wegen ihrer dem bestehenden altherkömmlichen Burschenleben gefährlichen Absichten". Die Teutonia, die diese Beiden mit Gesinnungsgenossen in der Nacht

Anfänge des Korporationswesens.

Orden und Landsmannschaften.

Die Burschenschaft.

kerl“ seine richtige Auffassung von der akademischen Freiheit darin, daß er sie nach Kräften vernachlässigte. Der Rock mußte mehrere Löcher aufweisen, und der Glanz seiner Wäsche stand im umgekehrten Verhältnis zu seinem flotten Burschentum. Die Erlanger sahen den Musensöhnen allen Unfug als Ausfluß echt studentischen Übermutes nach. Der Bursch trat mit dem Degen „parsch in den Tanzboden, um einige hübsche Gesichtchen zu besehen“, und prügelte die Knoten und Bürgerssöhne, die außerdem noch von der hohen Obrigkeit zu Stockhausstrafen verdonnert wurden, während die Studenten frei ausgingen. Die beliebteste Beschäftigung der Studenten war, die Schnurren zu vexieren. Unter dem Rufe „Schnurren heraus“ wurden die Hüter des Gesetzes nachts aus ihrer Bastei herausgelockt, und rasselnd und klappernd, lärmend und johlend ging die wilde Jagd durch die nachtstillen Straßen, bis in irgend einem schmalen Gäßchen die Schnurren über die eigens dazu aufgespannten Schnüre zu Fall gebracht waren. Und fühlten die Musensöhne, daß derartige Späße ihrem Thatendrange nicht genügten, so stürmten sie auch wohl halb im Scherz, halb im Ernst die Schnurrenbastei auf dem Marktplatz. Ans Kolleggehen dachte man nicht zu häufig, ein Komitat oder eine lustige Ausfahrt, das waren Gelegenheiten, wo ein Bursch sich sehen lassen konnte. Die Wissenschaft mußte durch forsches Auftreten ersetzt werden. Die Herren Professoren konnten nicht viel gegen dieses Treiben ausrichten. Sagten sie etwas, so wurden die Studiosen aufsässig, erklärten es als einen Eingriff in die akademische Freiheit, zogen zum Thore hinaus in die umliegenden Ortschaften und ließen den Professoren ausrichten, sie möchten zu ihnen herauskommen, wenn sie Kollegien lesen wollten. Sehr streng waren zeitweilig die Gesetze gegen die Studentenmensuren. Ein Duelledikt setzte sogar auf die Tötung im Zweikampf die Strafe des Schwertes und ein unehrliches Begräbnis vor Tagesanbruch für den Gebliebenen. Gefochten wurde — in der oben (S. 213 f.) beschriebenen Manier — sehr viel; öfters wurden auch ganze Suiten gegen die Studenten der benachbarten Universität Altdorf geschlagen, bis sich die Behörden ins Mittel legten und die überhand nehmenden Kämpfe mit scharfen Strafen bedrohten. Daß die Erlanger Studenten nach deutschem Brauch bei ihrem Tagewerk das Trinken nicht vergaßen, versteht sich von selbst. Schon früh kultivierten sie eifrig allerlei sinnige Bierspiele zur Würze des allezeit rühmlichst bekannten Erlanger Bieres. Und als ein Mediziner in seinen Thesen die Behauptung aufstellte: cerevisia Erlangensis rationi supprimendae optime inservit, griff ihn sein Opponent aufs heftigste an und wies nach, daß das Erlanger Bier sogar zum Teile den Ruf der Universität begründet habe.

Was die Stellung der Erlanger Studenten des vorigen Jahrhunderts zur holden Weiblichkeit anbelangt, so ist es bei dem lockeren Lebenswandel der Herren Studiosen sehr erklärlich, daß die besser gestellten Bürger ihre Töchterlein aufs eifrigste vor ihnen hüteten. Als einstmals die Studenten die Erlanger Bürgerstöchter zu einer Schlittenfahrt eingeladen hatten, erhielten sie überall abschlägige Antworten, wofür sich die akademische Jugend in wenig ritterlicher Weise dadurch revanchierte, daß sie in jeden Schlitten einen Kehrbesen mit Hut und Schleier behangen hineinsetzte. Für ihr liebewarmes Herz mußten sich die Studenten deshalb mit den Töchtern des Volkes und des unteren Bürgerstandes begnügen, was natürlich zu steten Reibereien mit den Bürgerssöhnen und Handwerksgesellen, den Knoten, führte, und diese Streitigkeiten fanden wiederum ihren natürlichen Ausdruck in gewaltigen Holzereien, die in Erlangen an der Tagesordnung waren. So fand alljährlich die Pfingstkirchweihe auf dem altstädter Burgberg, altem Herkommen gemäß, ihren formellen Abschluß in einer solennen Keilerei zwischen Studenten und Knoten. Aber auch Holzereien unter der Studentenschaft waren nicht selten. Einmal sogar, als zwei feindliche Parteien sich im Theater trafen, konnten sie selbst dort ihren Haß nicht unterdrücken und scheuten sich nicht, sich vor versammeltem Publikum durchzubläuen. Leider beschränkten sich derartige unliebsame Vorfälle nicht nur auf die rauhe Zeit des vorigen Jahrhunderts. Auch in diesem Jahrhundert, namentlich zu den Zeiten, als die Rivalität

Studenten und Bürgerstöchter.

Holzereien.

zwischen Burschenschaft und Corps ihre üppigsten Blüten trieb, finden sich derartige Reminiszenzen an mittelalterliche Umgangsformen. Da zwischen beiden kein schlagfertiges Verhältnis bestand, so herrschte der Holzcomment. Gewaltige Schlachten wurden mit Stuhlbeinen und Biergläsern geliefert, so 1818 im Einhorn und im Welsischen Garten und viele andere bis in die neueste Zeit hinein.

Allerdings sind dieses nur vereinzelte Auswüchse eines überschäumenden Kraftgefühls der akademischen Jugend. Die studentischen Sitten im allgemeinen milderten sich auch in Erlangen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, namentlich, nachdem die Markgräfin Sophie Karoline nach dem Tode ihres Gemahls ihren Wohnsitz in Erlangen genommen hatte. Der artige Ton der Kavaliere des kleinen Hofhaltes und der adeligen Studenten, die zu den Hofzirkeln Zutritt hatten, übte auch eine wohlthuende Rückwirkung auf die übrige Studentenschaft aus. E. W. Martius, der im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die Hofapotheke in Erlangen leitete, urteilte darüber: „Man darf wohl sagen, daß der Geist an der hiesigen Hochschule das Mittel gehalten hat zwischen einer stillen und abgeschlossenen, fast klösterlichen Haltung, wie man sie damals in den österreichischen Universitäten fand, und zwischen jener lebhaften, sich oft mit jugendlichem Übermute äußernden Bewegung, wie sie auf einigen anderen deutschen Universitäten sich kundgab".

Aufkommen eines feineren Tons.

Die ersten Formen des studentischen Korporationswesens waren auch in Erlangen die Landsmannschaften und die Orden, jedoch traten beide nicht allzu sehr in den Vordergrund. Die strengen Maßregeln, namentlich des Markgrafen Karl Alexander, mögen wohl die Verbindungen gehindert haben, sich als solche nach außen hin zu zeigen. Als Landsmannschaften werden genannt die Ansbacher, Bayreuther, Mosellaner, Franken und Schwaben. Von den Orden existierten in Erlangen die Harmonisten, Amicisten, Constantisten und Unitisten. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts schritten die Regierungen des Reiches gemeinsam gegen die Orden ein; trotz mehrfacher Aufhebung erstanden sie jedoch stets wieder. Der an Zahl stärkste Orden war der Harmonistenorden, gewöhnlich der Orden der „schwarzen Brüder" genannt. Aus ihm entstand das Corps **Onoldia**, das älteste der heute bestehenden Corps. Durch den im Orden herrschenden Despotismus wurde eine Anzahl Mitglieder veranlaßt, am 22. Mai 1798 ihren Austritt zu erklären. Am 28. Mai desselben Jahres konstituierten sich die Ausgeschiedenen als „Ansbachische Gesellschaft" mit den Farben rot-weiß. Die Onoldia war die erste Korporation, die das landsmannschaftliche Prinzip durchbrach, indem sie wohl den Namen einer Landsmannschaft führte, aber sich in Bezug auf die Heimat ihrer Mitglieder nicht an den Ansbacher Bezirk band. Zu jener Zeit bestanden in Erlangen von Landsmannschaften noch die Berliner, Westfalen und Helmianer oder Franken. Zu Anfang dieses Jahrhunderts löften sich die Franken auf, dagegen that sich im Jahre 1803 eine neue Landsmannschaft auf, die **Baruthia**. Die Uranfänge der Baruthia gehen bis auf die Gründung der Universität zurück. Schon als die Universität noch in Bayreuth ihren Sitz hatte, existierte eine Landsmannschaft der Bayreuther, die nach Erlangen mit übersiedelte. Im Jahre 1798 war die Bayreuther Landsmannschaft eingegangen, und am 14. Juli 1803 entstand die neue Baruthia mit den Farben schwarz-gold-grün. Die Berliner waren unterdessen auch verschwunden, und an Stelle der Westfalen war die von Altdorf herübergekommene Franconia getreten. Bis zum Jahre 1816 blieben die Landsmannschaften ungestört, dann aber wurden sie infolge einiger unliebsamer Vorfälle zwischen den Bayreuthern und Renoncen polizeilich unterdrückt und durften sich nicht allzu sehr in der Öffentlichkeit zeigen. In dieselbe Zeit fällt auch das erste Auftauchen der burschenschaftlichen Idee in Erlangen; Sand und Ulrich kamen hierher, um für die Burschenschaft zu werben. Zunächst dachten sie daran, die Landsmannschaften für ihre Pläne zu gewinnen, und traten der Franconia bei. Sie wurden jedoch von den Landsmannschaften in Verruf gesteckt „wegen ihrer dem bestehenden altherkömmlichen Burschenleben gefährlichen Absichten". Die Teutonia, die diese Beiden mit Gesinnungsgenossen in der Nacht

Anfänge des Korporationswesens.

Orden und Landsmannschaften.

Die Burschenschaft.

[illegible]







[illegible] 26. Februar 1822, [illegible] auf dem Markte. [illegible]

Das Jahr 1822 brachte eine imponierende Kundgebung studentischen Gemeingeistes, den Auszug der Erlanger Studentenschaft nach Altdorf. Am Fastnachtsdienstag veranstaltete die Burschenschaft die Kaiserfahrt nach Bubenreuth, eine sehr gelungene Maskerade, die K. Hase mit prächtigem

Humor in seinen „Idealen und Irrtümern“ beschreibt. Die Lorbeeren der Studenten ließen die Knoten nicht ruhen, und wie sie sich schon sonst wie Studenten gerierten, ihre Farben trugen und ein Kommershaus sich ausgewählt hatten, so ahmten sie auch sofort die Ausfahrt nach und veranstalteten eine Chaisenfahrt nach Bayersdorf. Natürlich ernteten sie bei den Studenten nur Spott und Hohn. Des Abends platzten die erregten Geister auf einander. Die Knoten hielten sich aber nicht lange bei mündlichen Auseinandersetzungen auf, sondern richteten zwei Studenten, die sich in ihr Kommershaus gewagt hatten, übel zu. Auf die Kunde davon erhob sich sofort der Ruf: „Burschen heraus!“ und klirrend, die Rappiere auf den Steinen wetzend, rannten die Studenten zu Hauf und stürmten das Kommershaus der Knoten. Am andern Abend wiederholte sich das Schauspiel. Die Wut der Studenten kehrte sich diesmal gegen die Bierwirtschaft zur Fichte am Gaismarkt. Wie wacker sich auch die Knoten mit Bierkrügen wehrten, es half ihnen nichts, sie erlagen elendiglich. Da die Knoten nun aber über jeden vereinzelten Studenten herfielen, so versammelte sich die gesamte Studentenschaft am nächsten Morgen auf dem Markt und zog nach dem Welsischen Garten, um dort das Weitere zu beratschlagen. Es wurde ein gemeinsamer Auszug nach Altdorf beschlossen, selbst die Professoren hießen diesen Beschluß gut und halfen denjenigen, die in der Eile kein Bargeld auftreiben konnten, mit ihren Mitteln aus. Gegen Abend zogen die Studenten in corpore nach Altdorf, wo sie von der Bevölkerung mit großem Jubel aufgenommen wurden. Die nächsten Tage vergingen unter allgemeiner Festfreude, während ein Ausschuß mit den Behörden über die Bedingungen verhandelte, unter denen die Studentenschaft sich auf eine Rückkehr in die verödete Musenstadt einlassen könnte. Endlich einigte man sich, und für den 5. März wurde die Rückkehr angesetzt. Nachdem die Studenten dem gastlichen Altdorf ihren Dank abgestattet hatten, machten sie sich in 96 Wagen, zwei Vierspännern und viele zu Roß über Nürnberg auf den Weg nach Erlangen. Fünf Postillone ritten voraus, und unter Hörnerklang von mancher schönen Hand bewillkommnet, hielten sie ihren Einzug in Erlangen. Auf dem Marktplatz schlossen sie einen Kreis, sangen das Gaudeamus und gingen in ihre Wohnungen zurück. So endete die Erlanger Sezession.

Auszug nach Altdorf.

Im Jahre 1825 machte der Selbstmord des Grafen Bodmer, eines Burschenschafters, und die Entdeckung des Jünglingsbundes die Behörden wieder auf die Burschenschaft aufmerksam. Sie wurde aufgelöst, und dasselbe Schicksal traf die Corps. Doch während diese Corps ungeschwächt im geheimen weiter existierten, bildete die Burschenschaft vorläufig nur eine lose Vereinigung, die sogenannte „Allgemeinheit“. 1827 löste sich aus dieser Allgemeinheit wegen Meinungsverschiedenheiten in der Duellfrage und in den politisch-religiösen Tendenzen



Bubenreutherhaus.



Uttenreutherhaus.

eine Gruppe heraus, die sich als Burschenschaft Germania (schwarz-gold-rot) konstituierte. Der Rest nahm den Namen Arminia an. 1833 wurden beide Burschenschaften aufgelöst. Dies gab jedoch den Anlaß zu der Gründung der Bubenruthia (schwarz-rot, rote Kranzmützen) im Mai desselben Jahres, an die sich seitdem alle burschenschaftlichen Elemente anschlossen, bis es im Jahre 1849 nochmals zu einer Trennung kam und die alte Burschenschaft Germania neu erstand. Eine dritte Burschenschaft, die Franconia (weiß-schwarz-rot-weiß), wurde durch auswärtige Burschenschafter aufgethan, als im Jahre 1884 die Bubenruthia vorübergehend aus dem A.D.C. austrat.

Die heutigen Korporationen.

Von den Corps hatten die Onoldia und die Baruthia dauernden Bestand. Durch austretende Mitglieder der Onoldia wurden 1840 die Bavaria (hellblau-weiß-dunkelblau) und 1873 die Rhenania (hellblau-weiß-rot) gegründet.

Erlangen ist auch der Geburtsort des Wingolf, dessen Entstehung aus der Uttenruthia (schwarz-gold-schwarz) wir an anderer Stelle (S. 123) verfolgt haben.

Außer den bereits genannten studentischen Korporationen existieren augenblicklich in Erlangen die zum V.C. gehörige Turnerschaft Frisia, gestiftet 1887 mit den Farben braun-weiß-blau, und die 1873 gegründete Pharmacia mit den Farben schwarz-weiß-grün. Schwarze Verbindungen mit bedingter Satisfaktion sind der Studentengesangverein und der A.T.V. Teutonia. Außerdem giebt es zwei farbentragende katholische Verbindungen, die beide 1892 entstanden sind: die Rhenania (blau-weiß-schwarz) und die Gothia (braun-gelb-blau), sowie einige andere studentische Vereinigungen.

Allgemeiner Charakter von Erlangen.

Erlangen wird neuerdings von den Studenten recht gern aufgesucht. Seine Hörerzahl ist in den letzten zwanzig Jahren von 400 auf über 1000 angewachsen. Die freundliche Umgegend hat das ihrige dazu gethan. Über den Hetzlas führt der Weg zu der berühmten Stempfermühle. Bald ist die fränkische Schweiz erreicht und bei fröhlicher Wanderfahrt über Berg und Thal werden Herz und Auge vom Bücherstaub wieder klar gemacht; wer sich dagegen lieber in das Leben der Vorzeit versenkt, der sucht die ehrwürdigen Mauern der alten deutschen Kulturstätten auf, das benachbarte Nürnberg oder Bamberg. Von der Musenstadt Erlangen aber und dem Leben und Treiben in ihr gilt wohl noch heute das, was ein alter Erlanger in seinen „Zügen und Zuständen aus dem Erlanger Studentenleben“ zur Säkularfeier der Universität 1843 sagte: „Andere größere Universitäten mögen an Vielseitigkeit in der Besetzung der wissenschaftlichen Fächer, an Umfang und Reichtum der Sammlungen und an Glanz und Rauschen der äußeren Lebenserscheinungen das niedliche Erlangen übertreffen, dafür hat Erlangen in seinem bescheidenen Dasein andere Vorzüge, und wer Anlage, Eifer und Ausdauer mitbringt, der kann auch hier zum thatkräftigen Mann und seiner Zeit genügenden Staatsbürger sich ausbilden.“





1780.

. . . vor ihnen
Lag das verheißene Ziel, glanzreich; westfälischen Landes
Perle, von Linden umgrünet, vieltürmig, das heilige Münster.
(Hamerling, König von Sion.)

In Münster hatten unter dem Domherrn Gottfried von Raesfeld, demselben, der durch sein hochherziges Testament der Begründer der bekannten Paulinischen Bibliothek geworden ist, am Ende des 16. Jahrhunderts die Jesuiten ihren Einzug gehalten. Durch emsigen Fleiß bemächtigten sie sich der gesamten Unterrichtsanstalten, insbesondere der schola Paulina, die sie in das Gymnasium Paulinum umwandelten, und hatten bereits 1629 den Erfolg, daß Papst Urban VIII. ihre philosophisch-theologische Lehranstalt den damaligen Universitäten gleichstellte und ihr auch das Recht erteilte, den Titel eines Baccalaureus, eines Lizentiaten und eines Magisters zu verleihen. Im folgenden Jahre bewilligten die Landstände die erforderlichen Mittel Vorgeschichte. zur Errichtung einer juristischen und einer medizinischen Fakultät, und Kaiser Ferdinand II. erteilte der Anstalt das Universitätsprivileg. Aber der damals Deutschland verheerende 30jährige Krieg verhinderte die Gründung der geplanten westfälischen Landesuniversität. Die Jesuiten ließen jedoch den wissenschaftlichen Unterricht nicht zu Grunde gehen; sie unterhielten die philosophisch-theologische Lehranstalt weiter, und im 18. Jahrhundert gelang es ihnen, auch ein Collegium medicum und eine juristische Fakultät ins Leben zu rufen. Außer diesen Schöpfungen, die den Grundstock der späteren Universitäts-Akademie bilden konnten, verdankt diese den Jesuiten insofern ihre Entstehung, als zu ihrer Gründung die Güter des 1773 aufgehobenen Ordens, zu dem sogenannten Studienfonds vereinigt, verwandt wurden.



Photographie F. Hundt, Nachfg.

Die neue Akademie.

Das Verdienst, die Universität geschaffen zu haben, gebührt dem damaligen münsterschen Minister, Domherrn und Generalvikar Friedrich Wilhelm Franz Freiherrn von Fürstenberg, der den bekannten Ausspruch gethan hat: „Menschen bilden bleibt alle Zeit die wichtigste Staatsangelegenheit". Noch in demselben Jahre (1773) wurden die Statuten der neuen Lehranstalt sowohl von Papst Clemens XIV. wie von Kaiser Joseph II. bestätigt. Nach Gründung.

Die Universität.

Beendigung der erforderlichen Vorarbeiten konnte am 16. April 1780 die feierliche Einweihung erfolgen. Die Zahl der Schüler war nicht gerade groß, durchschnittlich gegen 300, und unter den Lehrern waren keine hervorragenden Gelehrten, dennoch aber wirkte die Akademie, seit 1786 in einem neu errichteten, ausreichenden Gebäude, als eine gute Lehranstalt, bis die Stürme der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege über sie dahinbrausten und sie ihrem Untergang zuführten. In den handschriftlichen Nachrichten von 1815 heißt es von der Universität Münster, sie sei ein vollkommenes Mittelding zwischen Gymnasium und Universität, auf dem nur katholische Theologen ihre Ausbildung erhalten könnten; es fehle in Münster so ganz an äußeren Kennzeichen der Universität, daß Fremde Jahre lang dort weilen könnten, ohne die Existenz einer Universität zu ahnen.

Die Akademie unter Preußischer Herrschaft.

In dem genannten Jahre kam Münster, das bereits 1803 durch den Reichsdeputations-Hauptbeschluß säkularisiert worden war, nach dem Wiener Frieden endgiltig an die Krone Preußen. 3 Jahre später wurde die Universität von dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg wegen ihrer „Ruflosigkeit" aufgehoben. Die philosophische und die theologische Fakultät blieben bestehen und bilden seitdem die heutige Akademie Münster. Ihre erst 1833 fertiggestellten Statuten stellen die Akademie in ihren Rechten und auch in ihren wissenschaftlichen Befugnissen weit unter die übrigen Universitäten; auch insofern bildete sich ein gewisser Gegensatz zwischen der preußischen Regierung und der Studienanstalt heraus, als mit ihr der Protestantismus dort einzudringen suchte, dem sich indes die erzkatholische Anstalt mit echt westfälischer Hartnäckigkeit widersetzte.



Photographie E. Williams, Berlin.

Prinzipalmarkt.

Die beiden Fakultäten der Akademie sind, was die Lehrkräfte anbelangt, gut besetzt, und die Zahl der Studierenden hat durchschnittlich stets gegen 400 und mehr betragen. An den Kriegen von 1866 und 1870/71 hat die Lehranstalt denselben patriotischen Anteil genommen wie die anderen Universitäten. Bald nach der Gründung des deutschen Reichs begann dann der sogenannte Kulturkampf, der in dem katholischen Westfalen die Gemüter tief erregte; auch die Akademie unterließ nicht, zu wiederholten Malen bei gegebenen Anlässen ihre Sympathie für die katholischen Geistlichen zu zeigen.

Die studentischen Korporationen.

Das studentische Leben Münsters steht in dem Zeichen der katholischen Studentenvereine, von denen die am 17. Dezember 1847 gestiftete Sauerlandia (blau-weiß-grün) der älteste ist. Der Kartellverband der katholischen Studentenverbindungen ist durch die seit 1875 bestehende Saxonia (rot-weiß-grün) vertreten, während die Germania (gegründet am 7. März 1864) ihre Farben rot-weiß-schwarz nicht trägt. Corps und Burschenschaften giebt es bisher in Münster nicht, doch wird das fröhliche Waffenhandwerk von der Landsmannschaft Rhenania, der Turnerschaft Franconia und einigen freischlagenden Verbindungen gepflegt. Die Rhenania (rot-weiß-hellblau, weiße Mützen) besteht seit 1850, die suspendierte Guestfalia (dunkelgrün-weiß-schwarz), die vorübergehend dem Goslarer C.C. angehört hat, ist schon am 19. November 1849 gestiftet worden. Die jetzt zum V.C. gehörige Turnerschaft Franconia (violett-weiß-rot) hat seit ihrer Gründung (im Jahre 1878) eine wechselvolle Laufbahn durchmessen: sie ist freie Burschenschaft, Goslarer C.C.-Ver-

bindung und freie Landsmannschaft gewesen. Mit ihr steht im Paukverhältnis die freischlagende Verbindung Teutonia (schwarz-weiß-grün), die 1887 als Pharmaceutenverein gestiftet wurde. Für die Gründung eines Vereins deutscher Studenten war in Münster kein rechter Boden, wohl aber giebt es dort einen akademischen Gesangverein, einen Schwimm- und Ruderverein, sowie eine Anzahl wissenschaftlicher Vereine. Die meisten der bestehenden Korporationen haben sich zum Zwecke gemeinschaftlichen öffentlichen Auftretens zu einem V(ertreter) C(onvent) zusammengeschlossen. Das Studentenleben Münsters leidet etwas unter der starken Garnison, und naturgemäß haben es die Angehörigen der ihrem Studium und ihrer Vorbildung nach etwas bunt zusammengesetzten philosophischen Fakultät wie die katholischen Theologen nicht zu einer besonderen Rolle in der Gesellschaft bringen können.



Photographie E. Williams Berlin.

Totalansicht.

Allgemeiner Charakter von Münster.

Im übrigen hat Münster, neben seiner Billigkeit, noch eine Reihe anderer Vorzüge aufzuweisen. Die Stadt ist als Hauptstadt der Provinz, obwohl sie von manchen Städten Westfalens an Einwohnerzahl und Regsamkeit des gewerblichen Lebens übertroffen wird, doch der geistige Mittelpunkt des Landes der „roten Erde“. Der eigenartige Reiz Münsters besteht in der Verbindung seines altertümlichen Charakters, der sich in vielen herrlichen Bauten, wie dem Rathaus, dem Dom u. a. kundgiebt, mit dem schmucken modernen Gewande, das es in den weiten grünen Plätzen der Anlagen und in den blühenden Gärten der Vorstädte besitzt. Die Umgebung trägt den Charakter des westfälischen Landes überhaupt: üppige, von weit ausgedehnten Buchen- und Eichenwaldungen umrahmte Fluren wechseln ab mit langen Strecken westfälischer Heide, deren melancholische Poesie auf empfängliche Gemüter einen bestrickenden Zauber ausübt.





1810.

Nun grüß ich dich, du königliche Stadt,
Von hohen Schlössern ragt dein Diadem,
Du hältst umarmt den König und sein Haus;
In deinen Hallen weilt des Landes Rat und Thar,
Der Künste Geist, der Deutschheit Geist,
Schwenkt über dir sein leuchtendes Panier
Und stärket dir das Herz!
(Clemens Brentano, Kantate auf den 15. Oktober 1810.)

Wie seiner Zeit Jena gegründet war zum Ersatz für das verlorene Wittenberg, so wurde die Gründung einer Universität in Berlin in Angriff genommen, nachdem durch die napoleonischen Eroberungen die Universität Halle dem Lande Preußen entrissen war. Der Plan ging von Hallenser Professoren, insbesondere Schmalz, aus und wurde von der Regierung lebhaft aufgenommen und gefördert, nicht zum mindesten von König Friedrich Wilhelm III., der auf den ihm darüber 1807 in Memel gehaltenen Vortrag erwiderte: „Das ist recht, das ist brav! Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat." Trotz dieses königlichen Wortes stieß die Gründung der Universität zunächst, wie es bei dem damals aufs tiefste gedemütigten Staate erklärlich war, auf mancherlei Schwierigkeiten; die Einwohnerzahl Preußens war durch den Tilsiter Frieden auf etwa fünf Millionen herabgesunken, und seine Finanzen waren durch den überstandenen unglücklichen Krieg und die ihm auferlegte Kriegskostenentschädigung aufs heftigste erschüttert. Erst als im Jahre 1808 Wilhelm von Humboldt zum Chef der Sektion für das Unterrichtswesen ernannt wurde, kam es zu einer thatkräftigen Förderung der Vorarbeiten, so daß schon am 16. August 1809 die Stiftungsurkunde der Universität in Königsberg Allerhöchst vollzogen werden konnte. Der Universität wurde das gegenüber dem nachmaligen Palais Kaiser Wilhelms I. und dem Opernhaus gelegene Schloß des Prinzen Heinrich und ein jährlicher Zuschuß von 57 000 Thlrn. zugewiesen.

Gründung der Universität.

Obwohl die offizielle Einweihung erst am 10. Oktober des folgenden Jahres stattfand, begannen die Vorlesungen sofort, und die Universität trat in ihr erstes Semester (W.-S. 1809/10) mit einem Lehrkörper von 54 Dozenten und 5 Sprachlehrern und mit 458 immatrikulierten Studierenden.

Daß die Universität derartig schnell ihre Wirksamkeit entfalten konnte, lag daran, daß wissenschaftliches Streben in Berlin nicht erst aus dem Boden gestampft zu werden brauchte. Von den an der Universität und neben ihr heute bestehenden wissenschaftlichen Instituten fanden sich bei der Gründung bereits eine Anzahl vor; so die 1661 vom Großen Kurfürsten gestiftete, aus kleinen Anfängen schon damals

zu großer Bedeutung gelangte Königliche Bibliothek, der ihre an das Palais Kaiser Wilhelms I. anstoßenden Räumlichkeiten jetzt zu eng werden; ferner das 1710 von Friedrich I. gegründete und 1785 erweiterte Charité-Krankenhaus, mit dem heute zahlreiche für die Ausbildung der älteren Mediziner wichtige Polikliniken in Verbindung stehen.

Berlins geistige Bedeutung um 1810.

Von Friedrich dem Großen war insbesondere die Sternwarte, das Chemische Laboratorium und der große Botanische Garten in Schöneberg geschaffen. Ferner bestanden bereits das Anatomische und Zootomische Museum, das Zoologische Museum, die Sammlung von Gipsabgüssen und die von verschiedenen kunstreichen Merkwürdigkeiten u. a. m. Vor allem aber war es die Königliche Akademie der Künste und Wissenschaften, die Berlin, obwohl es bis dahin nicht Universitätsstadt war, die unbestrittene Führerschaft auf dem Gebiete



Das Universitätsgebäude um 1810.
(Nach einem gleichzeitigen kolorierten Stich.)

des geistigen Lebens im preußischen Staate bereits erobert hatte. Gegründet 1710 auf Anregung von Leibniz durch den prachtliebenden König Friedrich I., war sie unter dem sparsamen Friedrich Wilhelm I. zu einer société littéraire herabgesunken, die ein theatrum anatomicum und das als „Pepinière" der Militärärzte noch heutigen Tages dienende collegium medico-chirurgicum unterhalten mußte, und wurde dann von Friedrich dem Großen als Académie Royale des Sciences et des belles lettres wiederhergestellt. In ihrem unweit der Universität Unter den Linden gelegenen Gebäude waren bereits seit dem siebenjährigen Kriege ständig öffentliche Vorlesungen über fast sämtliche wissenschaftlichen Gebiete gehalten worden; hier trug in der Zeit kurz vor der Universitätsgründung Hegel seine Wissenschaftslehre vor, hier hielt Fichte seine „Reden an die deutsche Nation". Naturgemäß waren es denn auch neben Hallenser Professoren Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, mit denen ein großer Teil der Lehrstühle der neuen Universität besetzt wurde.

Im Herbst 1811 wurde die Universität in Frankfurt a. O. aufgelöst und mit der Universität Breslau vereinigt; die Studierenden zogen aber zum weitaus überwiegenden Teile nach Berlin, wo sich infolge dessen das studentische Leben zu-

nächst ganz entsprechend dem der alten märkischen Landesuniversität entwickelte. Insbesondere sehen wir in Berlin sofort eine Landsmannschaft Marchia, wie sie mit denselben Farben (orange-weiß) in Frankfurt a. O. bestanden hatte und auch in Breslau entstand. Von anderen Landsmannschaften sind nachgewiesen die 1810 gegründete Landsmannschaft der Mecklenburger, die Vandalia, deren Farben als rot-gold oder schwarz-rot angegeben werden, und die Landsmannschaft Guestphalia mit den damals überall von ihr getragenen Farben grün-schwarz-weiß; zu ihren Mitgliedern gehörte der von Leipzig relegierte Theodor Körner.

Die ersten Landsmannschaften.

Für die etwas rauhen und anmaßenden Sitten der damaligen Frankfurter Landsmannschaften war aber in Berlin kein rechter Boden, und so kam es zu mancherlei unangenehmen Konflikten mit den Bürgern, dem Hof und den Juden. Auf der anderen Seite hatten die Landsmannschaften mit der in Berlin gerade zu jener Zeit entstehenden Burschenschaftsbewegung einen harten Kampf zu bestehen.

Die burschenschaftl. Bewegung.



Berlin vom Tempelhofer Feld gesehen.
(Nach einem Stich aus den 20er Jahren.)

Nachdem der 1808 in Königsberg gegründete sogenannte „Tugendbund" aufgelöst war, gründeten Jahn und Friesen im Jahre 1810 den „deutschen Bund". Beide betrachteten die damals florierenden Landsmannschaften als einen Ausfluß der „Völkleinerei" und planten, die sämtlichen Studierenden der Hochschule zu einer geschlossenen und organisierten Studentenschaft oder, wie sie es verdeutschten, zu einer „Burschenschaft" zu verbinden. Der von ihnen dem Rektor des Wintersemesters 1811/12, Fichte, vorgelegte, oben S. 93 ausführlicher charakterisierte Entwurf einer „Ordnung und Einrichtung der deutschen Burschenschaften" stieß aber auf so hartnäckigen Widerstand, daß weder Fichte noch der 1812 zum Rektor gewählte Friesen der Bewegung Durchbruch und allgemeine Anerkennung zu verschaffen vermochten. Doch hat sie zweifellos starke Wirkung gehabt, und die von ihr begeisterten Berliner Vandalen sind nicht nur die Vorläufer, sondern auch, wie wir S. 95 gesehen haben, zusammen mit den Jenenser Vandalen die eigentlichen Begründer der Burschenschaft im späteren Sinne des Wortes gewesen. In Berlin kam es jedoch damals zu einer thatsächlichen Begründung einer solchen studentischen Allgemeinheit nicht, und zwar infolge des Ausbruchs der Befreiungskriege, der andererseits auch die sämtlichen Landsmannschaften zur Auflösung veranlaßte.

Glänzend bewährte sich damals der Gedanke Wilhelm v. Humboldt's, der die zu gründende Universität Berlin zu einer „Burg und Bollwerk und einem Waffenplatz zum Widerstand gegen Napoleon" bestimmt hatte. Im Februar 1813, als Berlin noch von den Franzosen besetzt war, lagen im Senatszimmer Freiwilligenlisten aus, und kurze Zeit darauf strömten Lehrer und Studierende in Scharen ins Feld, insbesondere zum Lützow'schen Jägercorps, und die zurückgebliebenen Professoren ließen sich zu Hause im Landsturm ausbilden. Während des Jahres 1813 wurden 15 Vorlesungen gehalten vor einer Gesamtziffer von 28 Studenten, und Ähnliches wiederholte sich nach dem zweiten Aufruf zu den Waffen im Jahre 1815.

Die Berliner Studentenschaft in den Freiheitskriegen.

Als nach Beendigung der Befreiungskriege die in ihrer Wirksamkeit so jäh unterbrochene junge Universität ihre Thätigkeit wieder aufnahm, war die Zahl der Studierenden zunächst stark gesunken; außer den 43 für das Vaterland auf dem Felde der Ehre Gebliebenen fehlte naturgemäß die große Anzahl derer, die ihren für fast drei Jahre unterbrochenen Studiengang nicht wieder aufnehmen konnten oder wollten. Aber schon 1817 wies die Universität bereits wieder 55 Dozenten auf und 942 Studierende. Wenn sich auch sofort nach den beiden Kriegen, 1814 wie 1816, die Landsmannschaften, insbesondere die Marchia, wieder rekonstituiert hatten, so griffen doch die burschenschaftlichen Ideen weiter um sich und führten 1818 thatsächlich zur Organisation einer allgemeinen Studentenverbindung in dem „Burschenverein", der sich allerdings, weil er nach Provinzen (Landsmannschaften) gegliedert stimmte, von der „Allgemeinen Burschenschaft" nicht unwesentlich unterschied, jedoch mit dieser in Verbindung stand und insbesondere auch auf dem jenaischen Burschentag vom 1. April 1818 vertreten war. Schon 1819 thaten sich indes die Landsmannschaften wieder auf, und die Burschenschaft nahm nunmehr die Stelle einer neben ihnen bestehenden, ihnen im allgemeinen gleichartigen und gleichwertigen Korporation ein. Bald nachher, nach der Ermordung Kotzebues durch Sand, erfolgte die Auflösung der Burschenschaft, sowie — in Berlin von 1821 an — die Unterdrückung **sämtlicher** studentischen Korporationen. Dieser Zustand, die Zeit der sogenannten Demagogenverfolgungen, währte, da die burschenschaftliche Bewegung weiter gährte und bei gegebenen Anlässen, insbesondere beim Ausbruch der Julirevolution in Paris 1830 und gelegentlich des Hambacher Festes (1832) immer wieder hervortrat, bis zum Ende der dreißiger Jahre. Von Berlin, wo Kamptz, Tzschoppe und Dambach wirkten, gingen die Verfolgungen aus, und durch sie hat die Berliner Hausvoigtei, auf der auch Fritz Reuter saß, eine traurige Berühmtheit erworben.

Der Burschenverein von 1818.

Auflösung der Korporationen

Inzwischen war Berlin, das 1830 einen Lehrkörper von 121 Dozenten und eine Studentenschaft von etwa 1100 Hörern zählte, die besuchteste Universität Deutschlands geworden, es hatte München und Leipzig, ja sogar Wien überflügelt. Sofort nach Beendigung des Krieges war der Ausbau der Universität, sowohl ihrer Verfassung und Verwaltung, wie ihrer Lehrthätigkeit eifrigst gefördert worden, und fortgesetzt wurden seitdem die hervorragendsten Gelehrten auf die Lehrstühle der Universität berufen. Zu welcher Blüte die Wissenschaften in Berlin gediehen waren, zeigen die Namen **Schleiermacher** und **Marheinicke** in der theologischen; **Fichte**, **A. W.** und **Friedr. Schlegel**, **Fr. Aug. Wolff**, **Böckh**, **Bopp**, **Lachmann**, **Karl Ritter** in der philosophischen; **Eichhorn**, **Niebuhr**, **Savigny** in der juristischen Fakultät. In großartigem Maßstabe erfolgte die Erweiterung und Vermehrung der wissenschaftlichen Institute, u. a. auch die Gründung der Universitätsbibliothek im Jahre 1829. Die Regierung Friedrich Wilhelms IV. brachte eine weitere Förderung der Lehrmittel und Anstalten. Nachdem **Eichhorn** die Leitung des Unterrichtswesens übernommen hatte, erfolgte die Berufung der Gebrüder **Grimm**, der Juristen **Puchta**, **Gneist**, **Beseler**, der Mediziner **Langenbeck**, **Virchow**, **Gräfe**, **Du Boys-Reymond**, der Historiker **Ranke**, **Treitschke** und **Mommsen**.

Blüte der Berliner Universität.

Das Jahr 1848 brauste mit seinen Stürmen über die Universität hinweg und rief eine gewaltige Erregung in der Studentenschaft hervor. Die Studenten,

Das Jahr 1848. deren schnell von etwa 400 bis auf 700 Mitglieder anwachsendes, von dem Professor Hecker befehligtes Corps einen Bestandteil der ins Leben gerufenen bewaffneten Bürgerwehr bildete, traten bei den Barrikadenkämpfen am 18. März im allgemeinen nicht gerade übermäßig hervor, insbesondere verläugnete sich ihre im Grunde monarchische Gesinnung auch damals nicht. Am 21. März überbrachte der Minister Graf Schwerin die an das Studentencorps gerichtete Einladung in die Universitätsaula, ihn bei dem für den Nachmittag geplanten Umritt durch die Straßen der Stadt zu begleiten. Mit Enthusiasmus wurde der Einladung Folge geleistet. Damit war jedoch das Fraternisieren zwischen den Studenten und den Arbeitern, sowie den polnischen Gefangenen noch keineswegs beendigt. Als am nächsten Tage die Märzgefallenen begraben wurden, folgte in dem feierlichen Leichenzuge auch die Studentenschaft in Wichs und die Professoren in Amtstracht. Allmählich jedoch gelangten Vernunft und Ruhe zum Siege, und bei den letzten Ausläufen der revolutionären



Die Universität um die Mitte des Jhdts.

Bewegung waren bis auf wenige Wühler die Studenten nicht nur nicht beteiligt, sondern traten sogar für die Person des Königs ein. Sie schützten insbesondere das vom Pöbel angegriffene Zeughaus und das für „Nationaleigentum“ erklärte Schloß des damaligen Prinzen Wilhelm.

Schon im W.-S. 1848/49 verschwanden die bewaffneten Studenten, die früheren Zustände kehrten zurück, und die durch die unheilvollen Ereignisse des Jahres aufgelösten Korporationen schlossen sich wieder zusammen. Im Jahre 1838 war es der Marchia (orange-weiß-gold), die während der langen Verfolgungsjahre als Bierkönigtum Lichtenhain vegetiert hatte, gelungen, sich zu dauerndem Bestehen zu rekonstituieren, und in demselben Jahre entstand die Neoborussia (schwarz-weiß-rosa); 1842 wurde die Landsmannschaft Normannia (hellblau-silber-schwarz) gegründet, die noch heute als „Lebenslandsmannschaft“ und als eine der angesehensten unter den Berliner schlagenden Korporationen besteht. Von ihr hat sich 1855 das Corps Normannia (dunkelblau-silber-schwarz) abgezweigt, das seitdem ebenfalls ohne Unterbrechung fortbestanden hat. Nach 1848 finden wir außer der genannten Neoborussia die für kurze Zeit suspendiert gewesene Marchia, ferner die 1845 gestiftete Guestphalia (jetzt grün-weiß-schwarz), die Vandalia (gestiftet 1851 mit den Farben dunkelrot-

weiß-grün) in wechselnder Stärke, mit ihnen fortgesetzt und zwar meist auf Säbel fechtend die Landsmannschaft Normannia, ferner den seit 1843 bestehenden Wingolf (schwarz-weiß-gold). Eine 1848 gegründete Burschenschaft Teutonia bestand mit ziemlich schwacher Mitgliederzahl nur bis 1853, auch eine bald danach gegründete Arminia erfreute sich keiner Dauer. 1859 wurde die Brandenburgia gegründet mit den alten Burschenschaftsfarben schwarz-rot-gold; sie hat ihren Namen vielfach geändert und bestand noch bis vor kurzem in der A.D.C.-Burschenschaft Arminia mit den alten Farben, nennt sich aber jetzt Palaio-Teutonia und trägt rot-weiß-schwarz. Die bisher genannten Korporationen sind die einzigen, die als Teilnehmer an der im Oktober 1860 veranstalteten 50jährigen Jubelfeier der Universität aufgeführt werden. 1862 wurde die Burschenschaft Germania (schwarz-rot-silber, schwarze Sammetmützen) gegründet, die in den ersten Jahren ihres Bestehens die politische Richtung der Burschenschaft eifrigst vertrat und daher großen Anhang gewann; denn inzwischen war die sogenannte Konfliktszeit angebrochen, und die Opposition fand in den studentischen Kreisen reichliche Unterstützung. Erst nach dem glorreichen Kriege von 1866 trat hierin ein Umschwung ein, und als es 1870 zum Kampfe gegen den Erbfeind ging, war von einem Oppositionsgeist nichts mehr zu spüren. Damals konnte König Wilhelm mit Bezug auf die Berliner Studentenschaft bewundernd und staunend sagen: „Das ist ja ganz wie 1813.“



Die Königliche Bibliothek um 1840.

Die Korporationen um 1850.

Die Zahl der Studierenden war im W.-S. 1870/71 auf 2155 gestiegen, die der Dozenten auf 168. Nach einer Abnahme während der Jahre 1872/73 ist die Zahl der Immatrikulierten stetig gewachsen. Sie belief sich im W.-S. 1880/81 auf 4107, im W.-S. 1896/97 auf 5620, und hat jetzt die stattliche Höhe von 6478 erreicht. Zu den Studierenden kommen noch 300 Angehörige der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen, die 1895 aus der Verschmelzung der medizinisch-chirurgischen Militärakademie mit dem Kgl. Friedrich Wilhelms-Institut entstand; außerdem mehrere tausend Hörer und etwa 400 Gastzuhörerinnen. Die Zahl der Dozenten beträgt jetzt etwa 350. Ihre Namen geben an Berühmtheit den oben genannten zum Teil nichts nach; so wirkten in den letzten Jahrzehnten und wirken zum Teil noch, um nur einige Namen zu nennen: Curtius, Droysen, Weber, Helmholtz, Schmoller; von Bardeleben, Leyden, von Bergmann, Waldeyer, Rob. Koch; Bruns, Hinschius, Dernburg, Goldschmidt. Die Zahl der Institute und Seminare — von denen das seit 1886 bestehende Orientalische Seminar besonders hervorgehoben zu werden verdient — geht weit über 50 hinaus. Sie liegen meist im Norden der Stadt.

Frequenz und Lehrkörper.

Und hier, jenseits der Weidendammer Brücke, liegt denn auch das eigentliche Studentenviertel mit seinen teilweise ziemlich minderwertigen Kneipen, Tingel-Tangels, Ballsälen, Nacht-Cafés und zahllosen möblierten Zimmern. Hier befinden sich natürlich auch die meisten der Verbindungskneipen, und hier sieht man infolgedessen zahlreiche farbengeschmückte Jünger der alma mater. Auf die Friedrichstraße mit ihren großen Bierpalästen, unter denen das Siechenbräu das älteste ist, konzentriert sich das studentische Leben außerhalb der Kollegzeit; hier nimmt der Student nach Beendigung der Vorlesungen seine Mittagsmahlzeit ein, „à la carte zu kleinen Preisen“, trinkt dann seinen Nachmittagskaffee in einem der großen, weltstädtisch eingerichteten Cafés oder

Das Studentenviertel.

häufiger wohl in einem der kleineren gemütlicheren Lokale, wo ihm der Trank von der Hand mehr oder weniger schöner Kellnerinnen kredenzt wird. Als Lokal für den Dämmerschoppen sind dann die ebenfalls in der Friedrichstraße gelegenen größeren Ausschänke mit „Damenbedienung" und „Damenkapellen" beliebt. Theater und Konzerte bieten dem Studierenden erhebliche Preisermäßigungen, und namentlich der junge Student thut gut, an Abenden, wo er nicht durch Familienverkehr oder seine Verbindung in Anspruch genommen ist, hiervon recht ausgiebigen Gebrauch zu machen. Denn bei der Vorzüglichkeit des Gebotenen wendet er so seine Mußestunden besser an, als wenn er sich in den Strudel solcher großstädtischen Vergnügungen stürzt, wie sie die Balllokale, Bars, Grill-Rooms und andere Einrichtungen exotischen Charakters bieten, deren Besuch in der Regel einen nicht bloß durch die Leere des Geldbeutels veranlaßten „Moralischen" hinterläßt. Glücklicherweise neigen unsere Studenten im allgemeinen wenig zu diesen Genüssen, die sie neidlos ihren ausländischen „Kommilitonen" überlassen; wer sich zu dem „ewig Weiblichen" hingezogen fühlt, findet Gelegenheit, seine Tanzlust in den billigeren und harmloseren Lokalen der Vorstädte, in Halensee, bei „Schramm" in Wilmersdorf, bei „Kreideweiß" auf dem Tempelhofer Feld und anderswo zu bethätigen. Überhaupt ist das Berliner Universitätsleben bei dem minimalen Kredit, den der Student genießt, durchaus nicht etwa teuer; nirgends kann man, wenn man will oder muß, sich so billig einrichten und dabei doch vergnügt leben wie in der großen Stadt.

Vergnügungen.

Berlin im Sommersemester ist etwas verschrien wegen der Hitze und des Staubes, die dann den Aufenthalt auf dem Berliner Pflaster weniger genußreich machen; aber diese Nachteile werden reichlich aufgewogen durch die nähere und weitere Umgegend Berlins, deren Vorzüge draußen im Lande, wo man noch immer von des „Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse" spricht, viel zu wenig bekannt sind. Unmittelbar vor dem Brandenburger Thor liegt der bei gutem Wetter von Reitern, Wagen und Spaziergängern wimmelnde Tiergarten; mitten hindurch zieht sich die von Radfahrern belebte Charlottenburger Chaussee an der polytechnischen Hochschule und dem Charlottenburger Schloß mit seinem herrlichen Park und dem berühmten Mausoleum vorbei nach der Jungfernhaide und weiter nach Spandau oder Tegel. Das Werk Bismarcks, der nicht minder prächtige und belebte Kurfürstendamm, führt zu dem beliebtesten Ausflugsort Berlins, in den Grunewald; von da aus gelangt man über Schlachtensee und Wannsee durch die märkischen Waldungen und an den blinkenden Havelseen vorüber bis nach Potsdam, das durch seine liebliche Lage und den Reichtum an Sehenswürdigkeiten zu immer neuen Besuchen einlädt. Andere freie Sonntage oder dies academici benutzt der Student zu Tagestouren auf der Bahn oder dem Rad, um die weitere Umgebung Berlins, den Spreewald oder die um das altehrwürdige Kloster Chorin gelegene sogenannte Märkische Schweiz kennen zu lernen.

Umgegend.



Die Universitäts-Bibliothek.

Aber die Fülle edler und minderwertiger Genüsse ist es nicht, die das eigentliche Charakteristikum des Berliner akademischen Lebens ausmacht, ebenso wenig, wie es berechtigt wäre, die Reichshauptstadt etwa als ein modernes Babylon, als ein einziges riesenhaftes Vergnügungs-Etablissement zu be-

trachten, unter welchem Gesichtspunkt es ja freilich mancher Fremde beurteilen mag. Im Gegenteil, Berlin ist eine Stadt ernster, unter höchster Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte rastlos verrichteter Arbeit. Keine andere deutsche Stadt zählt so viel gewerbthätige Personen wie die Metropole, und nahezu zahllos sind die verschiedenen Zweige der riesenhaften industriellen Thätigkeit, die in dem märkischen Sande mit zäher Kraft Wurzel geschlagen hat. Schon im äußeren Ansehen der Stadt prägt sich dies aus. Freilich nicht gerade in dem vornehmen Villenviertel des Westens oder Unter den Linden und auf der Friedrichstraße, wo an jeder Ecke ein Bierpalast steht; wer das arbeitsame Berlin sehen will, muß es in den großen Geschäftscentren am Hausvogtei-Platz, Molkenmarkt und Alexanderplatz, oder in den Fabrikgegenden des Ostens und Nordens aufsuchen. Hier tritt uns in Wahrheit das rastlose Erwerbsleben Berlins entgegen: hier ragen die dampfenden Schlote von über 5000 Fabriken empor, und ein Arbeiterheer von mehr als 600 000 Köpfen ist in diesen Werkstätten der Riesenstadt thätig, nicht eingerechnet die Angestellten der zahllosen kaufmännischen Unternehmungen.



Das Friedrich-Wilhelms-Institut.

Das fleißige Berlin.

Naturgemäß konnte diese gewaltige Anspannung aller Kräfte, dieses rastlose Sichregen und Schaffen, wodurch Berlin sein eigenartiges Gepräge erhält, nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung auch des akademischen Lebens bleiben. Überschäumende Jugendfreude, die Bewahrung altüberlieferter akademischer Bräuche und Anschauungen, alles das konnte inmitten des hastenden Erwerbslebens der Millionenstadt keinen rechten Boden finden. Auch der Student hat hier etwas von der Physiognomie und dem Wesen der Weltstadt angenommen, sein Leben hat im Grunde einen nüchternen, ernsthaften Anstrich erhalten. Wer tagaus, tagein im Getriebe der Großstadt steht, das Rauschen des beständig wogenden Verkehrs um sich herum hört, die Jagd nach Erwerb, das sorgenvolle Mühen um das schwer zu erringende Brot mit ansieht und so einen Einblick erhält in den weitverzweigten Organismus unseres wirtschaftlichen Lebens, der kann an dem Zuge der Zeit nicht gleichgiltig vorbeisehen; er wird vielmehr mit fortgerissen in den Bann tüchtiger Arbeitsamkeit und angespornt, auch seine Kräfte als ein Lernender und Mitwirkender im wissenschaftlichen, politischen und sozialen Leben zu erproben und zu bethätigen.

Dies alles äußert sich bei dem Berliner Studenten in verschiedener Form. Im allgemeinen — Ausnahmen giebt es natürlich auch hier — zeigt sich bei ihm ein ernstes, zielbewußtes Arbeiten auf seinem wissenschaftlichen Gebiete, das schon mit dem ersten Semester einsetzt. Bei allen Vergnügungen, die sich der Student selbstverständlich auch hier gönnt, wird doch der Hauptzweck des Universitätsbesuchs nicht vergessen, und selbst bei den Korporationsstudenten sind hier die Fälle selten, wo erst einige Semester mehr oder minder „um die Ohren geschlagen" werden, ehe es an das Studieren geht. Schon der junge Student sucht und findet daher hier Aufnahme in die Seminarien, wo er unter persönlicher Anregung des Lehrers selbstständig auf seinem Fachgebiet zu arbeiten lernt. Ein weiteres Anzeichen für dieses ernsthafte Streben und tiefere Interesse am Studium bilden auch die zahlreichen Fachvereine, zu denen sich die Studierenden zusammenschließen, um nicht blos Geselligkeit zu pflegen, sondern sich auch in wissenschaftlicher Beziehung gegenseitig zu

Charakter des akademischen Lebens.

fördern. Aber es bleibt nicht blos hierbei, das Interesse des Berliner Studenten greift über das enge Gebiet seines Fachs hinaus und umspannt das gesamte wirtschaftliche und politische Leben. Nirgends dürften daher nationalökonomische Vorlesungen stärker besucht werden als hier, wo die eigentlichen Studierenden der Volkswirtschaft zumeist nur den kleineren Teil der Hörer ausmachen. Das große Interesse gerade an diesen Dingen bezeugt sich auch in der politischen Färbung verschiedener größerer Vereinigungen und in der Gründung sozialwissenschaftlicher Vereine, sowie endlich in dem Besuch öffentlicher Versammlungen, die sich mit sozialpolitischen Fragen befassen.

Die geschilderten Verhältnisse bringen es mit sich, daß der größte Teil der Studentenschaft den Anschluß an eine Korporation mit ihren vielerlei Ansprüchen an Zeit und Mittel des Einzelnen nicht sucht, und daß die Finkenschaft in Berlin zu ganz besonderer Blüte gelangt ist. In jüngster Zeit hat sie sich „organisiert", und zwar in einer Reihe von Abteilungen, die teils nach wissenschaftlichen, teils nach Unterhaltungszwecken geschieden sind, teils körperlichen Übungen dienen. Das Bestreben dieser modernen Bewegung geht dahin, jedes korporativ-studentische Leben zu vernichten, indem sie die „Entfaltung eines neuen studentischen Lebens auf individueller Grundlage" verbunden mit einer „zeitgemäßen Reform des Ehrbegriffes" als Parole ausgiebt. Die Versuche, eine derartige, die ganze Studentenschaft umschließende Organisation zu bilden, scheitern indessen schon an der großen Zahl der Berliner Studentenschaft und an ihrer verschiedenartigen Zusammensetzung. Selbst die Veranstaltung gemeinsamer Festlichkeiten und Kundgebungen ist stets mit den größten Schwierigkeiten verbunden gewesen, obwohl hier die Bemühungen des 1880 gegründeten **Vereins deutscher Studenten**, dessen nationale Tendenz an anderer Stelle (S. 136) eingehend gewürdigt ist, vielfach von Erfolg gekrönt gewesen sind und manche schöne patriotische Feier zu Stande gebracht haben. Der früher bestehende studentische Ausschuß, in dem die einem wirklichen Studententum abgeneigten Elemente ausschließlich die Leitenden waren, ist vor mehreren Jahren durch die akademischen Behörden aufgelöst worden; auch gegen die Bildung sozialwissenschaftlicher Vereinigungen, die oft nur als bloßer Deckmantel für politische, vor allem sozialdemokratische Tendenzen dienen sollten, ist von seiten der Behörden eingeschritten worden.

Die Berliner Finkenschaft.

Das beste Gegengewicht gegen die Auswüchse undeutscher und unstudentischer Bestrebungen bieten die Korporationen, die, obwohl sie, wie gesagt, in Berlin nicht die Rolle spielen wie in kleinen Universitätsstädten oder wie in Leipzig und München, doch sehr zahlreich und in den verschiedensten Nüancen vertreten sind. Zum S.C. gehört außer den bereits erwähnten **Märkern, Normannen, Vandalen** und **Westfalen** noch die 1870 gestiftete **Borussia** (schwarz-weiß). Der D.C. ist, abgesehen von den beiden erwähnten, der **Germania** und **Arminia**, vertreten durch die **Allemannia** (blau-silber-hellrot), die **Franconia** (schwarz-gold-hellrot), die **Hevellia** (grün-silber-rot), die 1877 als Verein Prenzlauer Gymnasialabiturienten gestiftete **Primislavia** (rot-silber-blau), die früher dem Goslarer C.C. und dann dem Coburger L.C. angehört hatte, und die **Saravia** (silber-carmoisinrot-grün). Von den Landsmannschaften ist die **Normannia** als die älteste bereits erwähnt worden; von den übrigen Landsmannschaften gehören jetzt nur noch drei, die **Alsatia** (hellrot-gold-hellblau), die **Guilelmia** (grün-rot-gold) und die **Spandovia** (weiß-blau-gold) zum Coburger L.C., während die 1868 gestiftete **Thuringia** (dunkelblau-gold-rot), die aus dem 1871 gestifteten Verein schlesischer Studierender hervorgegangene **Palaio-Silesia** (orange-silber-rot) und die **Brandenburgia** (violett-weiß-gold) aus dem L.C. ausgeschieden sind. Turnerschaften im V.C. sind die **Borussia** (schwarz-weiß-grün), die **Rhenania** (blau-weiß-rot) und die **Markomannia** (rot-grün-gold). Von sonstigen Korporationen, die alle aufzuzählen zu weit führen würde, seien als die ältesten hervorgehoben die 1859 gestiftete **Cheruscia** (dunkelgrün-weiß-hellblau) und die 1872 gegründete **Marchia** (blau-gold-rot), die beide unbedingte Satisfaktion geben. Schwarze Verbindung mit bedingter Satisfaktion ist die **akademische Lieder-**

Die Korporationen.

tafel, die schon seit 1856 besteht. Älter noch ist außer dem schon erwähnten Wingolf der im W.-S. 1852/53 als katholischer Leseverein gestiftete katholische Studentenverein Ascania; zum Kartellverband der katholisch-deutschen Studentenverbindungen gehört die 1875 gestiftete Suevia (schwarz-gelb-blau).

Obwohl die genannten Verbindungen, von denen die meisten an der Pflege des traditionellen deutschen Studententums festhalten, beim „Antanz" vor der Universität und Sonntagsmittags Unter den Linden, besonders in der Keilzeit, ein starkes Kontingent buntbemützter Studenten aufbieten, sind sie es doch nicht, die dem Berliner akademischen Leben seine Signatur verleihen. Berlin ist vor allen anderen Hochschulen „Arbeitsuniversität", und nur durch rastlose Arbeit ist hier die Wissenschaft zu einer Höhe gestiegen, die der deutschen Reichshauptstadt den ersten Platz unter den Universitäten der Welt verschafft hat. Möge sie diese Höhe durch deutschen Fleiß und die sprichwörtlich gewordene deutsche Gründlichkeit bewahren!





1811.

> So ging der'sch zu halt Tag für Tag.
> Wenn ader Nacht uf der Erde lag.
> Ich kan der'sch schunt nich andersch san.
> Do ging's Gesaufe erscht recht an.
> De Studenten breßen dos „Kommersch",
> (Aus dem Jubiläumslied d. Schles. Ztg. 1861.)

In Breslau wurde auf Betreiben der sogenannten Breslauer Humanisten und auf Bitten des Rates der Stadt bereits im Jahre 1505 eine Universität gegründet, und der Stiftungsbrief am 20. Juli d. J. vom Könige Wladislaus in Ofen vollzogen. *Vorgeschichte.* Erwähnt wird darin die wunderbar glückliche Lage der Stadt, die besondere Schönheit ihrer Häuser und Prachtgebäude und die wohlgesittete Art ihrer Bürger, wodurch sie wohl leicht alle Städte Deutschlands übertreffe. Breslau, jetzt an Einwohnerzahl und Bedeutung die zweitgrößte Stadt Preußens, war schon im Mittelalter eine der bedeutendsten Städte ganz Deutschlands; es beherrschte den Handel nach Polen und erfreute sich eines außerordentlichen Wohlstandes und, was damit stets verbunden zu sein pflegt, einer großen geistigen Regsamkeit seiner Bürger, unter denen die Juden schon früh einen erheblichen Bestandteil bildeten.



Photographie L. Williams, Berlin.

Das Rathaus.

Die damals geplante Universität ist trotz des Wohlwollens der Bürgerschaft niemals in Wirksamkeit getreten, aus Gründen, die bisher nicht erschöpfend aufgeklärt sind. Ein Jahrhundert später nahmen die Jesuiten, die ihre dortige Schule schon im Jahre 1689 auf einen Besuch von 402 Schülern gebracht hatten, den Plan der Gründung einer Universität wieder auf, und besonders der Pater Dr. Friedrich Wolf von Lüdinghausen that energische und geschickte Schritte, um die Anstalt zu einer Universität auszubauen. Freilich stand ihm jetzt der hartnäckige Widerstand von Rat und Bürgerschaft entgegen; denn Breslau war eine durchaus lutherische Stadt geworden. Indes dem geschickten Vorgehen Wolfs gegenüber waren die Tumulte der Bürger, die feierlichen Proteste des Rats sowie die Absendung einer Deputation an den Kaiser in Wien erfolglos. Am

21. Oktober 1702 unterzeichnete Kaiser Leopold das Stiftungsdekret der Universität, die zunächst nur zwei Fakultäten erhielt, eine philosophische und eine theologische, an der auch das kanonische Recht gelehrt wurde.

Am 15. November 1702 wurde die Universität feierlich eröffnet, und gleichzeitig fanden die ersten Promotionen statt. Alle Privilegien, die den anderen Universitäten damals zustanden, waren auch ihr verliehen worden; die Gerichtsbarkeit erstreckte sich jedoch nur auf die immatrikulierten Studenten. Obwohl man sich gewöhnt hat, die Leopoldina als ein Jesuitenkollegium zu bezeichnen, so trifft das doch nicht ganz zu. Beabsichtigt war die Gründung einer wirklichen academia, eines ‚generale ac publicum studium', während die Jesuitenschule nebenher bestehen bleiben sollte. Die Einrichtung der beiden fehlenden Fakultäten war einstweilen nur aufgeschoben, und wurde denn auch später, trotz der vielfachen Bitten der Stadt, sie wenigstens mit diesen beiden Fakultäten zu verschonen, thatsächlich in Angriff genommen. Die beiden Fakultäten konnten aber zu einer gedeihlichen Wirksamkeit nicht gelangen und gingen nach langem Siechtum allmählich fast unbemerkt zu Grunde. *Die Gründung der Leopoldina.*

Außer der Sternwarte, der Buchdruckerei und der berühmten Apotheke wurde der Leopoldina bei ihrer Gründung die von Kaiser Sigismund erbaute alte Burg überwiesen, und hier in der „Jesuitenburg" richteten sich die Jesuiten trotz des fortgesetzten Protestes der Stadt ein. Nach langen Kämpfen erwarben sie auch die um die Burg herumliegenden Bürgerhäuser und erbauten sich dann in den Jahren 1728—36 ein Universitätsgebäude, das noch heute seines Gleichen sucht, obwohl der östliche Flügel infolge der dazwischentretenden Kriegswirren nicht ausgebaut worden ist. Den Mittelpunkt bildet die auch jetzt noch zu Promotionsfeierlichkeiten benutzte große Aula Leopoldina. *Bau des Universitätsgebäudes.*

Die Leitung der Universität lag ganz in den Händen der Jesuiten, insbesondere wurden alle akademischen Behörden, Kanzler und Syndikus, Rektor wie die Dekane und Senioren der Fakultäten, ausschließlich von den geistlichen Oberen ernannt. Die den mittelalterlichen Universitäten eigene Korporationsverfassung hat die Leopoldina nie gehabt; und in diesem Sinne hat man recht, sie nicht als Universität, sondern als ein Jesuitenkollegium zu bezeichnen.

Auch das Leben der Studenten war das von Jesuitenzöglingen. Von akademischer Freiheit, insbesondere von Lehr- und Lernfreiheit war keine Rede, und auch sonst herrschte strenge Zucht, so daß die Studenten der Leopoldina in Breslau niemals eine Rolle gespielt haben oder in einen Gegensatz zu den Bürgern getreten sind, sich im Gegenteil wegen ihres bescheidenen Auftretens ihre Sympathien erwarben. Aus dieser Zeit stammen die vielen noch heute bestehenden Stipendien, die damals von fast sämtlichen Handwerksinnungen für die Studenten gegründet wurden. *Studentenleben an der Leopoldina.*

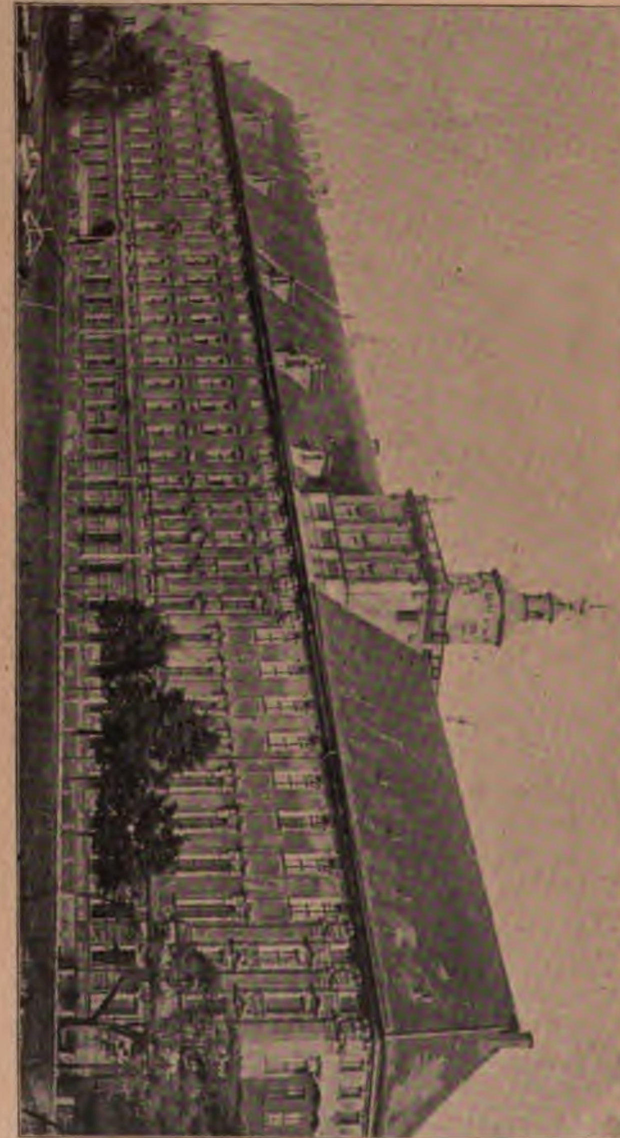
Die Leopoldina, die bei ihrer Gründung bereits 807 Schüler zählte, nahm ständig an Frequenz zu, bis sie 1724 eine Besuchsziffer von 1300 Studenten erreichte. Dann sank die Hörerzahl wieder: im Jahre des ersten schlesischen Krieges hatte sie nur 400 Studierende, nach dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges hörte sie zeitweilig ganz auf. Das Universitätsgebäude wurde als Lazaret, die dazu gehörigen Gebäude als Magazine benutzt.

Als Breslau 1741 preußisch geworden war, bestätigte Friedrich der Große die Privilegien der Leopoldina und versicherte sie seines besonderen Königlichen Schutzes. Er hat sein Königliches Wort erfüllt. Als 1773 der Jesuitenorden durch päpstliches Breve aufgehoben wurde, verbot Friedrich II. die Veröffentlichung des Breve in seinen Ländern, und die Jesuiten wirkten in Breslau fort. Indes schon 1776 wurde eine mildere Form ihrer Aufhebung gefunden, die Güter wurden säkularisiert, und die Leopoldina in eine staatliche Hochschule verwandelt, an der aber nach wie vor ausschließlich jesuitische Elemente thätig waren. Schon 1778 hatte die Universität wieder eine Hörerzahl von 1000 erreicht, nahm dann aber stetig ab, weil sie im Jesuitismus verknöcherte und jeder wissenschaftlichen Bedeutung entbehrte; um die Wende des Jahrhunderts zählte sie 500 Schüler und nach dem für Preußen so un- *Die Leopoldina unter preuß. Herrschaft.*

heilvollen napoleonischen Kriege war ihr Bestand im Jahre 1811 auf 126 Studierende gesunken und auf ein Kollegium von 15 Professoren.

Verschmelzung mit der Frankfurter Universität.

Eine gleiche Anzahl von Professoren für ihre sämtlichen vier Fakultäten zusammen hatte damals die Universität Frankfurt a. O. aufzuweisen, was hinreichend ihren damaligen niedrigen Stand kennzeichnet. So war es erklärlich, daß die im Herbst 1811 erfolgte Vereinigung der Viadrina mit der Leopoldina für die letztere keinen großen materiellen Zuwachs bedeutete; das Vermögen der Frankfurter Universität, das auf die Breslauer übertragen wurde, war sehr gering, und in wissenschaftlicher Hinsicht fand überhaupt keine direkte Bereicherung statt, da von den Frankfurter Professoren keiner nach Breslau übersiedelte, und auch die Studierenden nur zum kleinen Teil dahin gingen, zum überwiegenden Teil dagegen die neugegründete Universität Berlin bezogen.



Das Universitäts-Gebäude.

Die Viadrina Leopoldina seit 1811.

Indirekt und moralisch war indessen die Erweiterung für die Breslauer Universität von der allergrößten Bedeutung. Abgesehen davon, daß in Breslau nunmehr der für unausführbar gehaltene Gedanke einer paritätischen Universität verwirklicht wurde, die weder katholisch noch protestantisch war, sondern ohne einen bestimmten geistlichen Charakter zwei theologische Fakultäten aufwies, trat erst nach dieser Verschmelzung, die am 3. August 1811 von König Friedrich Wilhelm III. vollzogen wurde, die Viadrina-Leopoldina oder mit ihrem offiziellen Namen die Universitas literarum Vratislaviensis in die Reihe der universitates im ursprünglichen Sinne des Wortes.

Diesmal wurde die Neugründung der Universität von den städtischen Behörden und der Bürgerschaft beifällig aufgenommen und begünstigt. Auch staatlicherseits wurden Mittel zu ihrer Reorganisation aufgewendet. Die Einkünfte beider Universitäten, die zusammen gegen 30000 Thaler betragen hatten, wurden auf das Doppelte erhöht und fortgesetzt allmählich gesteigert. Noch im ersten Jahre wurden das zoologische Museum und der botanische Garten begründet, sowie die Königliche und Universitäts-Bibliothek eingerichtet. Mit einem Lehrkörper von

43 Dozenten und 8 Lektoren und einer Studentenschaft von 298 Immatrikulierten trat die neue Universität, die am 19. Oktober 1811 feierlich eröffnet wurde, ins Leben. Die Zahl der Hörer verdoppelte sich in 10 Jahren und erreichte nach weiteren 10 Jahren mit über 1000 Studierenden bis auf weiteres ihre höchste Frequenz.

Auch in Bezug auf das sogenannte akademische Leben trat Breslau erst nach der Vereinigung der beiden Universitäten in die Reihe der anderen. Nach dem Jenenser Comment wird sie seit Michaelis 1811 als honorig anerkannt, d. h. ihr Besuch wurde dem Burschen auf sein akademisches Alter angerechnet. Wie nach Berlin, so wurde auch nach Breslau das Verbindungswesen von Frankfurt a. O. her übertragen, und so sehen wir schon im W.-S. 1811/12 in Breslau die Kränzchen oder Landsmannschaften der Märker (orange-weiß), Schlesier (hellblau-weiß) und Preußen (schwarz-weiß). Die beiden letztgenannten trugen außer ihren Farben noch die (polnische) rosenrote Masche, das gemeinsame Abzeichen aller Breslauer Studenten. Daneben gab es, der Zeitströmung entsprechend, die mit Barett und Schnürrock geschmückten Altdeutschen, die das Turnen zu ihrem Prinzip erhoben. *Die ersten Landsmannschaften.*

Durch die Freiheitskriege wurde alles studentische Leben jäh unterbrochen, denn Breslau war zum Mittelpunkt der Ereignisse geworden. Schon Ende Januar 1813 war der Hof hierher verlegt worden, und von hier erging am 12. März der „Aufruf an mein Volk". Anfang Februar hielt der Professor Steffens eine von glühender Begeisterung erfüllte Rede an die Studierenden, die scharenweise in das Heer, besonders in die Freicorps, eintraten und aus den Hörsälen ins Feld zogen.

Nach Beendigung der Freiheitskriege 1815 schlossen sich zwar die Verbindungen wieder zusammen, aber jetzt von weiteren Anschauungen und besserer Gesinnung beherrscht. Die Silesia et Marchia conjuncta bildeten 1815 das Corps Teutonia (schwarz-rot-weiß), das damals allein bestand und von der ganzen Studentenschaft in seiner führenden Rolle anerkannt wurde. Der polnische Teil der Studentenschaft schloß sich an die mit der Teutonia im Kartell stehende Polonia an. Bald machten sich auch hier die Bestrebungen geltend, die damals überall zur Gründung von Burschenschaften führten, das Bestreben der Finken und Renoncen, sich von der Herrschaft der Corps zu emanzipieren und insbesondere deren Waffenmonopol zu brechen. Die Teutonia folgte dem Zuge der Zeit, sie wurde 1817 mit den Farben schwarz-rot-gold in eine Burschenschaft umgewandelt, der jetzt alle Renoncen deutscher Nationalität als vollberechtigte Mitglieder angehörten. Sie blieb indes im wesentlichen die auf landsmannschaftlicher Basis beruhende korporative Organisation der Studentenschaft. Auch die Polonia konnte sich den in der Luft liegenden Ideen nicht entziehen und nannte sich polnische Burschenschaft. *Die Teutonia.*

Der Beitritt zu der in Jena im Herbst 1818 gegründeten Allgemeinen deutschen Burschenschaft wurde abgelehnt. Bald nachher im November 1818, nachdem die Altdeutschen mit ihren auf Mensurverweigerung und auf Bildung eines allgemeinen Ehrengerichts gerichteten Bestrebungen die Oberhand erlangt hatten, erfolgte, wesentlich infolge der eingeleiteten behördlichen Untersuchungen, die Auflösung der Burschenschaft. Aus ihren Trümmern bildete sich auf der einen Seite die Burschenschaft Arminia, die die alten Farben beibehielt, und auf der andern



Photographie E. Williams, Berlin.

Panorama.


Photographie G. Williams, Berlin.
Das Rathaus mit dem Denkmal Friedrich Wilhelms III.

Seite das Corps Borussia, das die Farben des früheren Corps Teutonia (schwarz-rot-weiß) wiederaufnahm. 1820 entstand das Corps Silesia (zuerst Sileso-Lusatia) mit weiß-rosa-hellblau.

Der zwischen den Corps, der Burschenschaft und den Polen einreißende und bald überaus heftig bethätigte Knüttelcomment führte 1824 zu einer Kabinets-Ordre, in der Breslau als Tummelplatz verbotener Verbindungen bezeichnet, und die Unterdrückung der Verbindungen eingeschärft wird. Das gemeinsame Unglück führte die deutschen Elemente zusammen, so daß sie bis 1826 in einer gemeinsamen Kneipverbindung zusammenlebten und gut mit einander auskamen. Schon 1826 schieden sich indes die Parteien wieder in die landsmannschaftlichen Schmählinger und die burschenschaftlichen Blauhäusler, die sich 1828 bereits wieder als Silesen und Borussen einerseits, als Arminen andererseits konstituierten. Daneben bestand seit 1822 eine Allgemeine studentische Liedertafel, der ursprünglich die Landsmannschafter und Burschenschafter nebenher angehörten, die aber allmählich zu einer selbständigen Korporation wurde und heute als Leopoldina mit den Farben blau-weiß-gold und dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion besteht.

Corps und Burschenschaft in den 20er Jahren.

Bis 1819 galt in Breslau der Stoßcomment; dann wurde er durch den Hiebcomment ersetzt, und zwar war, wie noch heute, der Glockenschläger die Commentwaffe. Die Mensur dauerte nur 6—7 Gänge. Die Ansprüche der Studenten, die meist aus Schlesiern bestanden und vorwiegend den mittleren Bürgerkreisen entstammten, waren bescheiden; ein Monatswechsel von 10—15 Thalern galt als Durchschnitt.

In den dreißiger Jahren folgten neue Unterdrückungen der im geheimen forterißtierenden Korporationen, die sich wieder gegenseitig in Verruf thaten, einen ziemlich wüsten Ton einreißen ließen und stark dem Glücksspiel fröhnten. Erst 1837 wurde wieder eine neue Silesia, das noch jetzt existierende Corps, mit weiß-hellblau-rosa gegründet; sein Verhältnis zu der sehr zahlreichen Burschenschaft Arminia, die sich seit 1833 alte Breslauer Burschenschaft der Raczeks nannte, war das denkbar schlechteste. Dazu kam ein fortgesetztes Rivalisieren der beiden Corps untereinander, das einem besseren Verhältnis erst wich, als nach vielen Zwischenfällen das Corps Lusatia mit den Farben blau-gold-rot gegründet wurde.

Inzwischen war die Zahl der Dozenten mit dem Ende der vierziger Jahre auf etwa 70 gestiegen, und die Zahl der Studierenden, die vorübergehend auf fast 650 gesunken war, betrug wieder gegen 800.

An der Bewegung von 1848 nahm die Studentenschaft lebhaften Anteil; die Studierenden bildeten innerhalb der organisierten Bürgerwehr ein Freicorps. Als im Frühjahr 1848 die Staatsbehörden sich machtlos zeigten, und der Magistrat zur Aufrechterhaltung der Ordnung einschreiten mußte, gehörte der von ihm eingesetzten Sicherheitskommission neben einem Schneidergesellen auch ein Studierender, Namens Horwitz, an. Mit der Zunahme des demokratischen Charakters der Bewegung trat dann allmählich eine Reaktion ein; der Maiaufstand des Jahres 1849, an dessen Barrikadenkampf die Studentenschaft ebenfalls beteiligt war, wurde kräftig unterdrückt, und die Ruhe kehrte zurück.

Das Jahr 1848

Das studentische Leben, insbesondere das der Verbindungen, blieb noch ziemlich lange von einem etwas rauhen Tone beherrscht; bis in die fünfziger Jahre hinein erhielt sich der allgemeine Duzcomment sämtlicher Studierenden. Die Burschenschaft behielt bis in die sechziger Jahre im allgemeinen ihren stark demokratischen Charakter bei, doch gründete sich im Herbst 1848 die Arminia (schwarz-rot-gold) mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß ihre Mitglieder sich der thätigen Teilnahme am politischen öffentlichen Leben enthalten sollten. Als am 10. November 1859 die Breslauer Studentenschaft den 100jährigen Geburtstag Schillers durch einen großen Kommers feierte, wurde in begeisterten Reden dem Wunsch nach deutscher Einigkeit, nach einem deutschen Reiche Ausdruck gegeben, und der Vorschlag des Sprechers der alten Breslauer Burschenschaft (Raczeks) Rudolf von Gottschall, man solle im kleinen dem deutschen Reiche ein Vorbild sein und eine allgemeine große Verbindung bilden, wurde schon am nächsten Tage zur Ausführung gebracht. Sämtliche Breslauer Verbindungs- und Nichtverbindungsstudenten schlossen sich zu der „Allgemeinen Studentenverbindung Viadrina" zusammen; nur der S.C., der den baldigen Zerfall dieser ideal gedachten Vereinigung voraussehen mochte, schloß sich aus. Thatsächlich löste sich die Viadrina sehr bald wieder auf; aus dem Rest einiger weniger Mitglieder, die noch zusammenhielten, ist die heutige Burschenschaft Germania (schwarz-rot-gold, weiße Stürmer) hervorgegangen. Als vierte Burschenschaft ist 1882 die Cheruscia hinzugekommen, die sich 1876 als schlagende Verbindung mit den Farben blau-silber-braun aufgethan hatte und später die noch heute getragenen Farben der 1879 suspendierten Landsmannschaft Posnonia (weiß-rot-schwarz, weiße Mütze) annahm.

Die allgemeine Studentenverbindung Viadrina

Zu den genannten drei alten Corps Borussia, Silesia, Lusatia kam 1864 die als Landsmannschaft gestiftete Marcomannia hinzu; sie suspendierte sich später und wurde 1877 aus der Landsmannschaft Macaria rekonstituiert. Die Macaria (rot-weiß-grün) that sich 1891 wieder auf und gehörte bis W.-S. 1897/98 dem Coburger L.C. an, der jetzt in Breslau nur durch die 1859 als pharmaceutischer Verein gestiftete Vandalia (blau-rot-grün) vertreten ist. Freie Landsmannschaften sind die 1865 gestiftete Glacia (rot-gold-rot), die ihre Farben nicht trägt, und die Silingia (blau-gold-weiß), die keine eigenen Waffen besitzt. Zum V.C. gehören die Turnerschaften Suevia (schwarz-weiß-hellblau) und Franconia (hellgrün-weiß-dunkelblau). Wie diese beiden Turnerschaften sind auch die meisten der übrigen Korporationen mit Ausnahme des schon genannten akademischen Gesangvereins Leopoldina und der 1856 gegründeten katholischen Studentenverbindung Winfridia (grün-rot-gold) erst nach 1870 entstanden: 1871 der Wingolf (schwarz-weiß-gold), 1875 der A.T.V. zu Breslau, 1880 die schwarze Verbindung Wratislavia, 1892 die freie Verbindung Normannia (rot-silber-blau) u. a.

Die heutigen Korporationen.

Breslau, das jetzt über 1600 Studenten zählt, ist wohl eine der billigsten, wenn nicht die billigste der deutschen Universitäten; Wohnungen kosten im Durchschnitt 15—20 Mark monatlich und ein Mittagstisch zum Preise von 75 Pf. gehört schon zu den besseren. Dabei bietet es als Großstadt und als Residenz dem Studierenden mancherlei Annehmlichkeiten und Anregungen. Die Umgebung weist viel Schönes auf: Lohnende Ausflüge werden nach der Brauerei und dem Oderschlößchen in Scheitnig, nach dem Pilsnitzer Eichenwald bei Masselwitz unternommen, mehrtägige Touren nach Schloß Sibyllenort, nach dem herrlichen Trebnitzer Buchenwald, dem Glatzer, Waldenburger und dem Riesengebirge, sowie nach dem Zobten, wo von 1817—1881 die sogenannten Zobtenkommerse der gesamten Studentenschaft abgehalten wurden.

Allgemeiner Charakter von Breslau.





1818.

Nach Bonna blicket, wo die Musen thronen,
Wie prangt sie lieblich in der Anmut Zier!
Wo deutscher Väter wackre Söhne wohnen,
Dich, Rheinlands edle Perle, grüßen wir.
Schenkt fröhlich ein den gold'nen Wein,
Laßt uns dem Vater Rhein und Bonna dieses Glas jetzt weihn.
(Aus dem Taschen-Commersbuch für den Bonner Studenten.)

Gründung der Universität.

Die Universität Berlin hatte in den Befreiungskriegen die Feuerprobe bestanden und die bei ihrer Gründung ausgesprochenen Erwartungen auf das glänzendste gerechtfertigt. So war es natürlich, daß, nachdem im Jahre 1815 durch den Wiener Kongreß die den Franzosen wieder abgekämpfte Rheinprovinz an Preußen gekommen war, sofort die Gründung einer Universität ins Auge gefaßt wurde, die, nach den Worten eines späteren amtlichen Berichts, „dem Preußischen Staate wie eine positiv wirkende Festung dienen“ sollte.

Obwohl die in der Proklamation Friedrich Wilhelms III. vom 8. April 1815 dem Rheinlande versprochene Gründung einer Universität in eine ungleich günstigere Zeit fiel als die der Berliner Universitätsgründung, nämlich in die Periode des allgemeinen Aufblühens, die der endgiltigen Niederwerfung Napoleons folgte, so erging die Kabinetsordre, die die Einrichtung einer Universität in Bonn anordnete, erst am 26. Mai 1818; und am 18. Oktober desselben Jahres wurde die Stiftungsurkunde vom Könige vollzogen.



J. Kürschners Grußphotographien. H. Hilger, Berlin.

Marktplatz mit Rathaus und Brunnensäule.

Außer anderen Städten des Rheinlandes, in denen sich Reste mittelalterlicher Akademieen als Fakultäten vorfanden, wie z. B. Duisburg, war es besonders die reiche Handelsstadt Köln, die die rheinische Provinzial-Universität in ihren Mauern zu sehen wünschte. Der lange und unerquickliche Federstreit wurde schließlich zu Gunsten Bonns entschieden, namentlich durch den Ministerialrat Süvern, der durch einen eingehenden Bericht die maßgebenden Persönlichkeiten zu überzeugen

wußte. Ausschlaggebend sowohl für den Staatskanzler Fürsten Hardenberg, wie den Kultusminister Freiherrn von Altenstein und von Schuckmann, war die herrliche Lage der Stadt am Rhein.

In der That steht Bonn an landschaftlichen Reizen kaum einer der deutschen Universitätsstädte nach. Schon das Panorama, das sich in der Stadt selbst von der Plattform des Arndtdenkmals aus dem Beschauer bietet, gewährt einen Vorgeschmack von all dem Schönen, das hier die Natur in verschwenderischer Fülle zusammengetragen hat. Tief unten der stolze Strom, an seinem Ufer stattliche Villen, in das helle Grün prächtiger Gärten gebettet, weiterhin der Godesberg, Rolandseck und im Hintergrund die Höhen der Eifel, am jenseitigen Ufer Königswinter, der Drachenfels und die prächtige Gruppe des Siebengebirges; zur Linken eine weite freundliche Ebene mit Dörfern reich besetzt und dahinter die Höhenzüge des bergischen Landes. Noch weiter und schöner ist die Aussicht von dem in nächster Nähe der Stadt gelegenen Kreuzberg, zu dem man auf der beliebten Promenadenstraße, der Poppelsdorfer Allee, gelangt; von hier kann der Blick den hellblinkenden Rheinstrom in seinen zahlreichen Windungen bis Köln hin verfolgen und bis zum Westerwald hinüberschweifen. Einer der beliebtesten Spaziergänge in Bonn führt zu dem Kaiser Wilhelm-Park, einem prächtigen Waldgebiet auf dem sogenannten Venusberg im Süd-Westen der Stadt, das zu einem von bequemen Promenadenwegen vielfach durchschnittenen Naturpark umgewandelt ist. Wer sich aber fern von der großen Zahl der Spaziergänger im dichten, einsamen Forst verlieren will, der schlägt weiterhin seinen Pfad nach dem Kottenforst ein, wo man stundenlang unter dem grünen Blätterdach alter prächtiger Bäume stillverschwiegene Pfade wandern kann, nur von einem murmelnden Waldgerinnsel, hellem Vogellaut oder durchs Gehölz brechendem Wild bisweilen aufgestört, bis man in dem Forsthause Venn oder Schönwaldhaus eine freundliche Rast findet. Durch diesen Forst führt u. a. der Weg hin zu dem jetzt als Kur- und Villenort so bekannt gewordenen Godesberg, das mit Bonn in regstem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verkehr steht. Hier sitzt's sich auf der Burg oder drunten in einem der komfortablen Hotelrestaurants beim kühlen Trunk gar gut, während das Auge sich an dem herrlichen Ausblick auf den Strom und das jenseitige Ufer labt, wo schräg gegenüber am Fuß des Drachenfels Königswinter sich anmutig hinlagert. Weiterhin lockt auf dem linksrheinischen Ufer den Wanderer das sagenberühmte Rolandseck, von wo Ritter Toggenburg nach der Geliebten im Nonnenkloster drunten auf der Insel sehnsuchtsvoll hinabgeblickt haben soll. Auf dem gegenüberliegenden, rechtsrheinischen Ufer ist das Örtchen Beuel ein beliebtes Ziel für Ausflüge, und von dort aus sucht man das unterhalb gelegene anmutige Dorf Schwarz-Rheindorf und das historisch interessante Gensen mit seinen Römerfunden auf oder wandert in das anmutige Siegthal. Namentlich auch der waldige Höhenzug mit dem Finkenberge und dem Ennert, von wo aus sich entzückende Ausblicke in das Rheinthal bieten, wird von Beuel aus viel besucht. Zu den schönsten Partieen aber gehört eine Wanderung ins Siebengebirge, dessen beliebteste Punkte der Petersberg mit seiner Fernsicht und das romantische Waldthal sind, wo die berühmte Ruine des Klosters Heisterbach in friedlicher Einsamkeit von ihrer glanzvollen Vergangenheit träumt.

Landschaftliche Lage.

Ausflüge.



Photographie S. Williams, Berlin

Panorama.

28*



Photographie S. Williams, Berlin

Ruine Drachenfels.

Will man aber von Bonn aus in weitere Ferne schweifen, so bieten sich als lohnende Ziele das Ahrthal und die Eifel dar. Der Weg ins Ahrthal führt zunächst nach Altenahr, an dessen Wirtstafel uns ein leckerer Imbis, bestehend in Forellen und Krebsen und dem dort gedeihenden guten Wein, trefflich mundet. Das Auge erfreut sich hier an den hohen, durcheinander ragenden Felskuppen, die das schmale Thal mit dem wild dahin rauschenden Bergflüßchen einschließen. Von hier aus lassen sich prächtige Partieen unternehmen; eine der schönsten ist die romantische Wanderung nach Ahrweiler. Auch zur Eifel, deren glänzende Perle der reizende Kurort Gerolstein ist, führt von hier aus die Straße. Wer aber den schwermütigen, bisweilen sogar düsteren Charakter dieses Berglands kennen lernen will, der muß seinen Weg zu den Maaren nehmen, jenen alten Kesselkratern, in deren Grund nicht selten der dunkle Spiegel eines Sees melancholisch in die weltverlorene Einsamkeit starrt. An die ältesten Zeiten deutscher Geschichte erinnert auch das von Bonn leicht zu erreichende Andernach, von dessen altertümlichen Türmen noch heute einer den Namen Barbarossas trägt.

Kehren wir nach dieser Schilderung der landschaftlichen Vorzüge Bonns und seiner weiteren und engeren Umgebung zu der Geschichte der Universität zurück. In Bonn war bereits, ähnlich wie in Breslau, im Jahre 1773 aus den Mitteln des damals vom Papste Clemens XIV. aufgehobenen Jesuitenordens eine Akademie gegründet, die Maximilian Franz, der Bruder Kaiser Josephs II., unter den pomphaftesten Proklamationen und den größten Feierlichkeiten 1786 zu einem studium generale, zum Range einer Universität erhob. Aber schon 1794, als die Franzosen das Rheinland besetzten, sah sich die Universität gezwungen, die Vorlesungen zu suspendieren, und im Jahre 1797 fiel sie gleichzeitig mit der Universität in Köln der endgiltigen Aufhebung anheim.

Vorgeschichte der Universität

Bei ihrer Neugründung erhielt die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität nach dem Beispiele Breslaus zwei theologische Fakultäten und wurde mit Lehrkräften und Lehrmitteln reichlich versehen. Die Bibliothek, verschiedene Sammlungen und Museen und alle Arten von Instituten sind fortgesetzt erweitert und ausgebaut worden. Mit der Universität verbunden ist die in Poppelsdorf befindliche Landwirtschaftliche Akademie, deren Besucher immatrikulierte, den übrigen völlig gleichstehende Studenten der Universität sind. In dem prächtig gelegenen Poppelsdorfer Schloß befindet sich ein großes naturhistorisches Museum und der botanische Garten. Von der Lehrthätigkeit

Lehrkräfte und Lehrmittel nach der Neugründung.



Photographie S. Williams, Berlin.

Ruine Godesberg.



Bonn vor 50 Jahren.
(Nach einem Stahlstich aus: Daller, Deutschland und das Deutsche Volk.)

und dem wissenschaftlichen Geiste, der an der Bonner Universität in der ersten Zeit ihres Bestehens herrschte, legen die Namen: **Dahlmann, E. M. Arndt, Niebuhr, A. W. von Schlegel, von Bunsen, von Sybel** beredtes Zeugnis ab.

Was das Studentenleben anbetrifft, so entwickelte sich dies, der Zeit gemäß, zunächst unter dem Zeichen der Burschenschaft in der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes. Mit den rheinischen Farben weiß-grün-rot wurde 1819 eine Allgemeinheit, etwa 200 Mann stark, gegründet, die eine Organisation der gesamten Bonner Studentenschaft sein sollte. Ohne irgend welche Aufnahmeformalitäten gehörte jeder ehrenhafte Student ihr als Mitglied ipso jure an. Landsmannschaften, die man nach Jahn sich gewöhnt hatte, als Herde partikularistischer Bestrebungen anzusehen, „wurden nicht geduldet". Die Burschenschaft wuchs im nächsten Jahre auf etwa 300 Mitglieder, zu denen auch Heine gehörte; aber gegen die absolute Gleichstellung der älteren Burschen mit den Füchsen, gegen den allgemeinen Duzcomment und gegen das allgemeine Ehren- und Schieds-Gericht konnte die Reaktion nicht ausbleiben, die zunächst, im S.-S. 1820, in der Gründung der beiden Corps **Rhenania** (blau-weiß-rot) und **Guestphalia** (grün-weiß-schwarz) ihren Ausdruck fand. Sie erfreuten sich jedoch in den folgenden Jahren keines ungetrübten Bestehens und mußten verschiedentlich suspendieren. 1827 rekonstituierten sich die Guestphalen gleichzeitig mit dem schon 1825 erwähnten Corps **Borussia** (schwarz-weiß-schwarz), und 1829 auch die Rhenanen. Wie der S.C., so wurde auch die Burschenschaft zu Anfang der zwanziger Jahre von wechselvollen Geschicken verfolgt. Die Unterdrückungen durch die Behörden führten verschiedentlich zu Auflösungen, doch wurde die Verbindung durch Kneipgesellschaften und andere Organisationen unter wechselnden Namen aufrechterhalten.

Das Verhältnis zwischen Burschenschaft und Corps war durchweg das denkbar schlechteste: meist bestand Verruf; war er einmal aufgehoben, so kamen sofort zahlreiche Duelle zum Austrag, die damals in Erdenich ausgefochten wurden. Nur bei einer Gelegenheit einigte man sich zu gemeinsamem Auftreten, als es sich 1823 darum handelte, energischen Protest gegen das erlassene Verbot des Mitbringens von Hunden ins Kolleg zu erheben, wobei man sogar zu dem alten, aber nicht mehr zugkräftigen Mittel der Verhängung des Verrufs über die Universität griff. Burschenschaften und Corps.

1828 konnte sich auch die Burschenschaft, die seither trotz der Unterdrückung eine feste Organisation gehabt und 1824 im S.C. die Rechte einer Landsmannschaft erhalten hatte, rekonstituieren; sie gewann so schnell an Anhang, daß sehr bald die Teilung der Stimmen zwischen ihr und den Corps je zur Hälfte durchgesetzt werden konnte. In der Burschenschaft überwog weitaus die sogenannte armi-

nistische Richtung; es wurden eigentliche Mitglieder (Burschen) unterschieden von den engeren Renoncen (Füchsen) und den weiteren Renoncen (Verkehrsgästen). Das ständige Ehrengericht war in ein fliegendes, d. h. für jeden einzelnen Fall neu zusammentretendes umgewandelt, und seine Thätigkeit war im wesentlichen nur vermittelnd, nicht entscheidend. Um Politik bekümmerte man sich bedeutend weniger als um Paukboden und Mensur. Kein Wunder, daß die Bonner Burschenschaft in dem Verbande deutscher Burschenschaften, dem sie beigetreten war, sich keines besonderen Ruhms erfreute. Im Gegenteil wurde den Bonner Burschenschaftern stets vorgeworfen, daß sie eigentlich nichts weiter seien als saufende und raufende Corpsstudenten, ohne Ideale.

Der germanistischen Partei in der Burschenschaft gelang es erst 1831, eine besondere Organisation zu schaffen in der von einer Anzahl austretender Renoncen gegründeten Populonia. Aber kurz darauf vernichteten die im Anschluß an das



Bonner Burschenfahrt.

Hambacher Fest und das Frankfurter Attentat wieder energisch aufgenommenen Demagogenverfolgungen das ganze burschenschaftliche Leben.

Die Markomannia, die sich aus der Burschenschaft bildete, ohne politische Stellungnahme und mit den Anschauungen der Corps, trat zu ihnen als Kneipverbindung der Ruländer — so genannt nach der Kneipe von Ruland — in nähere Beziehungen und wurde sehr bald unter dem Namen Saxonia-Pommerania Corps; 1836 nahm die Verbindung den Namen **Saxonia** und die Farben himmelblau-weiß-dunkelblau an.

Obwohl alle Verbindungen verboten waren, und seit 1832 wie auf den anderen preußischen Universitäten, so auch in Bonn, jeder Student bei der Immatrikulation durch Unterschrift eines Reverses sich verpflichten mußte, sich jeder Verbindung fern zu halten, wurde das Verbot doch nur der Burschenschaft gegenüber durchgeführt; das Weiterbestehen der Corps wurde nicht nur geduldet, sondern, da man sie als heilsames Gegengewicht gegen den so gefürchteten burschenschaftlichen Geist betrachtete, sogar gefördert. So entstand aus einer Verbindung der „Kölner" im Jahre 1838 das Corps **Palatia** (violet-weiß-rot) und das Corps **Hanseatia**

(rot-weiß-rot). Letzteres bestand nur einige Jahre und steht in keiner Verbindung mit dem heute noch existierenden Corps Hansea, das 1849 mit den Farben weiß-rot-weiß ins Leben trat.



J. Kürschners Großphotographien. H. Hülger, Berlin.

Die Universität.

Ungefähr 10 Jahre lang hatte der S.C. in Bonn eine unbeschränkt herrschende Stellung inne. Nachdem indes im Jahre 1841 ein zahlreicher Wingolfbund konstituiert war, erhob auch die burschenschaftliche Bewegung wieder ihr Haupt und reorganisierte 1843 mit Hilfe einiger „Kameelkneipen", besonders der Knorschia, und einzelner auswärtiger Burschenschaften die burschenschaftlichen Verbindungen Germania und Fridericia. Der letztgenannten fiel die führende Rolle zu; sie war politisch nicht radikal, führte neben wissenschaftlichen Kränzchen auch das allgemeine Ehrengericht wieder ein und trug, zunächst verdeckt, die alten Burschenschaftsfarben schwarz-rot-gold.

Das Verbot der Mensur innerhalb des Bundes führte im nächsten Jahr zum Austritt von 21 Rheinländern, die die Alemannia gründeten. 1845 zweigte sich von der Fridericia weiter die Franconia ab. Diese vier Burschenschaften bildeten einen A.C. zusammen mit der 1844 gegründeten Landsmannschaft Teutonia, einer erbitterten Feindin der Corps, und der Saxo-Rhenania, zu der sich die beiden, den damals in der Luft liegenden burschenschaftlichen Ideen zuneigenden Corps Saxonia und Rhenania zusammengethan hatten.

Die burschenschaftliche Richtung gewann mehr und mehr Boden, und der A.C. löste sich auf zu Gunsten der „Allgemeinheit", die aus ungefähr 400 Mitgliedern bestand. Wie überall hielt sich auch in Bonn dies Gebilde nur kurze Zeit. 1847 mußte sich die Fridericia, nachdem die Schleswig-Holsteiner Bonn verlassen hatten, auflösen.

Die Alemannia (schwarz-rot-gold) und die Franconia (weiß-rot-gold) blieben bestehen als moderne Burschenschaften, und sie bilden zusammen mit der 1854 als Münsteriana gegründeten Marchia (dunkelblau-gold-rot) den heutigen Bonner D.C. Die Saxo-Rhenania verschwand ebenfalls, um bald als Saxonia und Rhenania ihren alten Platz im S.C. wieder einzunehmen. Die Teutonia (dunkelgrün-rot-gold) blieb zunächst Burschenschaft, wurde in den sechsziger Jahren aber wieder Landsmannschaft im L.C. und in den siebziger Jahren Corps. Nachdem sie 1894 als Landsmannschaft Palaio-Teutonia im Coburger L.C. wieder aufgethan war, gehört sie seit dem vorigen Jahre als Corps Teutonia wieder dem S.C. an.

Das Bonner Studentenleben während der ersten 50 Jahre des Bestehens der Universität unterschied sich nicht sehr von dem, wie es um dieselbe Zeit an anderen Hochschulen üblich war. Um 11 Uhr abends war Polizeistunde, auf deren Innehaltung die Pedelle achteten. Die akademischen Behörden erwiesen sich als sehr wohlwollend, und die Carcerstrafe stellte keine allzu strenge Freiheitsentziehung dar, vielmehr war das Leben im Carcer äußerst vergnüglich, nur wegen der vielen Besuche etwas kostspielig. Das Verhältnis zwischen Studenten und Bürgern war ausgezeichnet, da der harmlose, jugendfrische und vergnügte Sinn der Studentenschaft gut zu dem heiteren, lebensfrohen Volkscharakter der leicht zugänglichen Rheinländer paßte. Eine eigentliche Rolle in der Gesellschaft spielten indessen die Studenten und auch die Korporationen nicht, mit Ausnahme der Borussen, die sich von vorne herein

Bonner Studentenleben.

ausschließlich aus dem begüterten Adel rekrutierten. In dieses Corps trat Prinz Friedrich Karl von Preußen 1846 als Konkneipant ein, und der nachmalige Kaiser Friedrich war während seines von Herbst 1848 bis Frühjahr 1852 dauernden Bonner Studienaufenthalts eifriger Verkehrsgast der Borussen. Von den nahen Beziehungen, in denen unser Kaiser zu dem Corps steht, und die er noch heute pflegt, ist an anderer Stelle (S. 132) bereits die Rede gewesen. 1884—86 war Prinz Friedrich Leopold Bonner Student, und voraussichtlich wird in kurzer Zeit auch der Kronprinz des deutschen Reichs die Hochschule beziehen.

Im August 1868 wurde das 50jährige Jubelfest der Universität unter dem Prorektorat Heinrich von Sybels im Beisein des Königlichen Paars wie des Kronprinzen von Preußen festlich begangen. Seitdem hat die Universität in Bezug auf Frequenz wie auch auf Lehrmittel und Lehrkräfte einen steten Aufschwung genommen, der nur durch die Kriege von 1864 und 1866 und in höherem Grade durch den von 1870/71 unterbrochen wurde.



Haus des Akademischen Juristen-Vereins.

Die Korporationen seit 1870.

Die nach dem Kriege in den sogenannten Gründerjahren auf allen Universitäten erfolgte Schwächung der Corps, verbunden mit der Stärkung der Burschenschaften, dem Aufblühen der Landsmannschaften und der freischlagenden, sowie schwarzer Verbindungen mit und ohne Satisfaktion, und der Gründung von Vereinen mit mehr oder weniger wissenschaftlichen und politischen Bestrebungen ist in Bonn besonders zu Tage getreten. Außer dem schon erwähnten, 1841 gegründeten Wingolf (schwarz-weiß-gold, schwarze Mütze) giebt es an konfessionellen Korporationen fünf katholische Verbindungen, von denen die 1844 gestiftete **Bavaria** (dunkelblau-weiß-hellblau) die älteste ist. Unter den zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen tritt besonders der **Verband philologischer Vereine** hervor, sowie der seit dem 1. Februar 1871 bestehende farbentragende **Akademische Juristen-Verein** (gold-rot-gold), der seit 1873 ein eigenes Haus (Wachsbleiche 4) besitzt. Wie dieser wissenschaftliche Verein, so geben noch eine Reihe anderer Korporationen unbedingte Satisfaktion, sei es auf eigene Waffen, sei es, indem sie Waffen belegen. Dahin gehört die angesehene **Norddeutsche Verbindung** (schwarz-weiß-rot, hellblaue Mützen mit weißer Perkussion), die am 1. Dezember 1869 gestiftet wurde und früher dem Gothaer E. C. angehörte. Der V.C. ist durch die Turnerschaft **Germania** (schwarz-weiß-rot) vertreten. Von den übrigen farbentragenden und nichtfarbentragenden Korporationen mag hier noch der **Verein deutscher Studenten** erwähnt werden; von ihm ist die Anregung zu der Ehrung Bismarcks bei seinem 80. Geburtstag sowie zu der geplanten Errichtung der Bismarcksäulen ausgegangen. Bis auf die katholischen Studentenvereine beschicken alle Studentengruppen die vom akademischen Senat anerkannte Vertreterversammlung der Studentenschaft.





1826.

Kimmst bei uns in Münch'n an,
So wünsch' i dir vor All'n:
A guate Laun', 'n guaten Durscht,
No word's d'r d'rin scho g'fall'n.
Aub, Gstanzl'n.

Allgemeiner Charakter Münchens.

München! Dieses seltsame Gemisch von urwüchsiger stämmiger Bergeskraft und leichtflüssiger sprudelnder Künstlerlaune, knorriger starrköpfiger Eigenart und warmblütiger gewinnender Offenherzigkeit, klaräugiger wissenschaftlicher Forschung und feuchtfröhlicher Bierseligkeit! Das Bier ist es ja, was München für den jungen Fuchs mit einem besonderen Nimbus umgiebt. Schon bei der Einfahrt in den Bahnhof würde auch dem Unkundigen klar, daß er sich der Biermetropole nähert. In endloser Reihe stehen auf den Geleisen die bekannten weißen Güterwagen der Brauereien mit den weltberühmten Zeichen, dem Löwen, dem Spaten, den beiden Hacken und all den andern. Und sobald man aus der Bahnhofshalle tritt, steigt über den Dächern das alte Wahrzeichen Münchens auf, die Thürme Unserer Lieben Frauen, oder wie der Münchener sie profanierend nennt, „die Maßkrüge." Die harmlose Fröhlichkeit und Gelassenheit, die das Füchslein so schnell heimisch werden ließ in der fremden Stadt, hat allerdings in den letzten Jahren einem schärferen Zuge Platz machen müssen. München hat den Großstadtstic bekommen. Die chaussierten Straßen, die im Winter Schnee und Regen, und im Sommer der Sprengwagen in einen zähen Urschlamm verwandelten, die aber der Münchener nichtsdestoweniger mit dem stolzen Namen „Macadam" belegte, haben jetzt wirkliches Steinpflaster und elektrisches Licht erhalten. An Stelle der feuchten, winkligen, uralten und so urgemütlichen Bierkeller sind prunkende Bierpaläste entstanden.

Die Großstadt.

Und wenn früher ein heimwärts strebender Student, der nächtens eine Gaslaterne ausdrehte oder einen Polypen anulkte, mit einem oder zwei Thalern Geldbuße davonkam, so haben jetzt gestrenge Richter harte Haft- oder gar Gefängnisstrafen auf die Verübung groben Unfuges gesetzt, da solch loses Treiben unmöglich noch in den Rahmen der werdenden Weltstadt paßt. Dennoch erfreut sich München bei der gesamten Studentenschaft in Nord- und Süddeutschland der gleichen Beliebtheit, namentlich die Jüngeren, die noch Zeit haben und ein oder zwei Semester riskieren können, ziehen in Scharen nach der Isarstadt. Des Neuen giebt's genug! Lenkt der eine zuerst seine Schritte nach dem Hofbräuhause, wo er selbst sein Krügel ausschwenkt und füllen läßt, so hat der andere nicht eher Ruhe, als bis er die zahlreichen Sammlungen, Pinakotheken und Glyptothek durchwandert hat. Sehr reichhaltig gestaltet sich im Winter das Kunstleben. Die Theater, das Residenztheater, das Königliche Schauspielhaus, eine der besten Wagnerbühnen, und das Gärtnertheater stehen den

Kunstgenuß.

Studenten zu ermäßigten Preisen offen, und Künstlerkonzerte finden fast allabendlich statt. Den zweiten Teil des Winters nimmt ein tolles Carnevalstreiben ein, das die ausgelassenste Faschingslaune mit süddeutscher naiver Harmlosigkeit verbindet, dabei aber jedes Kokettieren mit weltstädtischen Raffiniertheiten weit von sich weist. Mit dem Dreikönigstage beginnen die Münchener Redouten, denen sich bald die Künstlerbälle und andere Maskenfeste anschließen. Die graue Katerstimmung des Aschermittwochs hält in München nicht lange vor. Mit dem Anfang März hebt die Salvatorzeit an. Wie zu einem heilbringenden Brünnlein pilgert vierzehn Tage hindurch Jung und Alt, Vornehm und Gering zu dem Urquell im Zacherkeller, um in dem schweren dickflüssigen Trank Pönitenz für manche Wintersünde zu suchen.

Der Sommer hat andere Freuden. Mit wenigen Schritten erreicht man von der Universität aus den umfangreichen „Englischen Garten" mit seinen weiten Rasenflächen und seinen hohen Baumkronen, oder man wandert die Isar aufwärts auf kiesigem Pfade den Abhang hinauf. Unter stillen ernsten Wipfeln führt

Ausflüge. der Weg, und aus der Tiefe dringt das Brausen und Rauschen des tosenden Bergflusses. Großhesselohe und Pullach sind gewöhnlich das Ziel der Wanderung. An den Sommerabenden nach der fast unerträglichen Hitze des Tages, die der Kalkboden der Stadt erzeugt, sind die kühlen Gärten der Bierkeller an der Bahn oder auf der andern Seite der Isar in Haidhausen die bevorzugten Aufenthaltsorte. Will man etwas mehr Zeit an einen Ausflug wenden, so fährt man nach Süden, dem Gebirge zu, das man an hellen Tagen aus der Ferne herüber blauen sieht. In dreiviertel Stunden ist der Starnberger See erreicht mit seinen klaren Wellen und dem lieblichen Grün seiner Gestade, aus dem verstohlen weiße Villen hervorlugen. An der südlichen Schmalseite des Sees aber baut sich die gewaltige Felsenmasse der Alpen auf vom Karwendelgebirge bis zur Zugspitze, greifbar deutlich und doch in sehnsuchterweckender Ferne. Alpenfahrten sind denn auch bei der Münchener Studentenschaft sehr beliebt; der Sonnabend und Sonntag wird meist dazu benutzt. Schnell trägt das Dampfroß die Ausflügler nach Tegernsee, Tölz, Garmisch oder Partenkirchen, oder weiter hinein in die imposante Gebirgswelt des Königssees, nach dem nicht allzu fernen Salzburg oder Innsbruck.



J. Kürschners Bruckphotographien — H. Hillger, Berlin.
Hofbräuhaus.

Fast könnte es scheinen, als seien der Freuden zu viele, um auch das Studium zu seinem Rechte kommen zu lassen. Und doch ist gerade München auch der Ort angestrengter wissenschaftlicher Arbeit. Dafür bürgt schon eine glänzende Reihe hervorragender Namen unter seinen Professoren.

Vorgeschichte. Die Universität führt ihre Gründung auf Herzog Ludwig den Reichen zurück. Dem Beispiele anderer Fürsten folgend hatte der Baiernherzog sich von Papst Pius II. die erforderlichen Privilegien erbeten und im März 1472 die Universität zu Ingolstadt eröffnet. In dem Eröffnungspatent bestimmte der Fürst, daß Lehrer und Studenten dieselben Ehren genießen sollten, wie vordem in Athen und dazumal in Wien und Bologna. Die feierliche Einweihung der Universität erfolgte am 26. Juni desselben Jahres; noch heute feiert die Universität München diesen Tag als ihren Stiftungstag.

Gründung von Ingolstadt. Die neue Universität zählte vier Fakultäten: die theologische, juristische, medizinische und artistische, die man heute die philosophische nennen würde. Bereits im ersten Semester hatten sich 489 Studierende immatrikulieren lassen. Ihre Zahl belief sich auch für die Folge stets auf 400—600.



München vor 50 Jahren.
(Nach einem Stahlstich aus: Tuller, Deutschland und das Deutsche Volk.)

Eine bedeutende Rolle spielte die Universität Ingolstadt nach 40jährigem Bestehen, als der Ingolstädter Professor Johann von Eck in den Kampf gegen Luther eintrat. Ingolstadt blieb fortan eine entschiedene Gegnerin der Reformation. Gegen das Jahr 1550 gelang es den Jesuiten, festen Fuß in Ingolstadt zu fassen, und trotz eines erbitterten dreißigjährigen Kampfes der Fakultäten gegen den Orden bekamen die Jesuiten die Hochschule vollkommen in ihre Macht, was eine schwere Schädigung für die Selbständigkeit der Wissenschaft und einen allgemeinen Niedergang für die Universität bedeutete. Eine lange, trübe Zeit des geistigen Verfalls folgte. Die Jesuiten suchten sich außer der theologischen auch der übrigen Fakultäten zu bemächtigen und ertöteten durch Denunziantentum jede freiere wissenschaftliche Regung. Lange, nachdem sich bereits überall die Wissenschaft von dem mittelalterlichen Wust befreit hatte, war in Ingolstadt von dem neuen Geist noch nichts zu spüren. Eine Wendung zum Besseren trat erst mit dem Jahre 1746 ein, als J. A. Ickstadt, der ehemalige Lehrer des Kurfürsten Max Joseph III., zum Direktor und Professor für öffentliches Recht an der Universität zu Ingolstadt bestellt wurde. Ickstadt trat erfolgreich in den Kampf gegen das Jesuitentum ein und erstritt schließlich die wissenschaftliche Freiheit. Er war es auch, der zuerst den Gedanken einer Verlegung der Universität von Ingolstadt nach München anregte.

Der Jesuitismus in Ingolstadt.

Nach einem kurzen Rückfall in den alten jesuitischen Geist unter dem Kurfürsten Carl Theodor kam es endlich zu der längst gewünschten Verlegung der Universität aus Ingolstadt. Der Kurfürst Max Joseph gab kurz nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1799 seine Einwilligung zu dem Plan, und als im Jahre 1800 wieder einmal Kriegsgefahr die alte Feste Ingolstadt bedrohte, wurde die Universität provisorisch nach Landshut verlegt. Kurz nach ihrer Uebersiedelung im Jahre 1802 nahm die Universität den Namen „Ludwig-Maximilians-Universität" an.

Verlegung der Universität nach Landshut

Aber auch in Landshut war ihres Bleibens nicht lange. Am 31. Mai 1826 wurde die endgiltige Verlegung nach München beschlossen, und im Herbst desselben Jahres siedelte sie in ihr neues Heim, das ihr in dem Wilhelmischen Gebäude eingerichtet war, über. Am 14. November 1826 eröffnete die Universität mit großer Feierlichkeit ihre Thätigkeit in München. Eine Zeit des raschen Aufblühens folgte. Zahlreiche Neuberufungen in den Lehrkörper erfolgten, und die Zahl der Studierenden stieg sofort auf 1630. Das stets steigende Wachstum führte zu der Errichtung des neuen Universitätsgebäudes im Jahre 1840. Ihre Blüte und jetzige Höhe verdankt die Universität vor allem der steten eifrigen Fürsorge des Königs Maximilian II. Mit freigebiger Hand verdreifachte der königliche Mäcen die Staatszuschüsse der Hochschule, und seiner lebhaften Anteilnahme an der Wissenschaft gelang es, Männer wie

Eröffnung der Münchener Universität

Liebig, Sybel, Windscheid, Carrière und viele andere für die Münchener Universität zu gewinnen. Neue Institute entstanden, und die alten wurden vergrößert. Allerdings hat es die Entwickelung Münchens zur Großstadt mit sich gebracht, daß, während die Universität, die Bibliothek und verschiedene Stifte im Nordosten der Stadt liegen, die medizinische Fakultät mit ihren Kliniken im entgegengesetzten Stadtteil, im Südwesten Platz gefunden hat.

Ingolstädter Studentenleben.

Was nun das Studentenleben der Universität in ihren früheren Tagen, zur Zeit ihres Sitzes in Ingolstadt, anbetrifft, so ist darüber nur wenig bekannt. Doch lassen die spärlichen Nachrichten darauf schließen, daß die Zöglinge der jesuitischen Zucht nicht viel besser waren, als die Studenten der anderen Universitäten. Verschiedentlich wird über allerlei nächtlichen Unfug unter Lärmen und Abbrennen von Feuerwerk geklagt. Die Raufhändel nahmen oft einen beängstigenden Umfang ein, konnten aber durch alle Erlasse nicht unterdrückt werden. Auch die Trinkleistungen der Ingolstädter Studenten gaben denen anderer Hochschulen nichts nach. Von einer Kompagnie, die den bezeichnenden Namen „zum Brand" führte, ist aus dem Jahre 1595 berichtet, daß ihrer 10 in einer Nacht zusammen 135 Maß Wein vertilgt haben. Überhaupt scheinen die Ingolstädter Studenten darauf gesehen zu haben, daß gewisse Eigentümlichkeiten ihrer Verbindungen sofort durch den Namen gekennzeichnet wurden. So gab es dort eine „eichene Kompagnie", welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, mit eichenen Knüppeln über nächtliche Passanten herzufallen.

Die Landsmannschaften in Landshut u. München.

Festere Gestalt nahm das Verbindungsleben erst in Landshut an. Im Jahre 1803 bildete sich die Suevia (schwarz-weiß-hellblau), und in einem Berichte des Rektors der Universität an den König vom Jahre 1806 werden außer ihr noch eine fränkische und eine baierische Landsmannschaft (schwarz-weiß-hellblau) genannt. Im Jahre 1813 entstanden zwei weitere Landsmannschaften, die pfälzische und die tirolische. Die letztere ging jedoch, ebenso wie schon vorher die fränkische, bald darauf ein, und die übrigen drei Landsmannschaften wurden durch energische Maßregelung von seiten der Behörden zurückgedrängt. Sobald die Strenge der Regierung etwas nachließ, erwachte das Korporationsleben wieder. Schwaben und Pfälzer, diese mit den Farben scharlach-hellblau-weiß, bestanden noch, und die Bavaria (weiß-hellblau-weiß) that sich von neuem auf. Aus der letzteren trat 1821 eine Anzahl Mitglieder aus und konstituierte sich als neues Corps Isaria (hellgrün-weiß-dunkelblau). Die Übersiedelung der Universität nach München erlöste auch die Corps von den behördlichen Chikanen. Im Jahre 1827 gestattete König Ludwig I. das Bestehen studentischer Verbindungen. Aber sehr bald kam ein Rückschlag. Die Ideen der Julirevolution im Jahre 1830 schienen auch einige Verwirrung in den Köpfen der Münchener Studentenschaft angerichtet zu haben. Es wurden dem König allerlei Berichte von aufrührerischen Bestrebungen, deren Herd die Studentenverbindung Germania sein sollte, hinterbracht. Und als es in der Christnacht des Jahres 1830 zu einem Zusammenstoß zwischen lärmenden Studenten und der Gensdarmerie kam, wurden die studentischen Verbindungen unterdrückt,

Die Münchener Corps.



Die Universität.

ja sogar die Universität wurde vorübergehend geschlossen. Zu den Corps, die ihre Existenz in dieser Zeit der Verfolgung nicht eingebüßt hatten, trat im Jahre 1836 ein neues Corps, die **Franconia** mit den Farben dunkelgrün-weiß-dunkelrot. Die tollen Jahre 1847 und 48 brachten neue Aufregungen für die Münchener Studentenschaft. Die bekannte Tänzerin Lola Montez hatte es verstanden, verschiedene Burschen der Palatia in ihre Netze zu verstricken und sich aus diesen, die von ihrem Corps dimittiert wurden, eine Art Leibgarde zu schaffen. Die dimittierten Pfälzer konstituierten sich als Corps „Alemannia", das sich der steten Förderung durch seine einflußreiche Gönnerin erfreuen konnte. In der Studentenschaft genoß das neue Corps allerdings keine große Achtung, der S.C. steckte es in Verruf, und wo ein Alemanne sich zeigte, wurde er von den anderen Studenten mit Hohn empfangen. Sehr erregte Szenen spielten sich im Kolleg und auf der Straße ab, und da Lola Montez jede Demonstration gegen ihre Alemannen auch als persönliche Beleidigung auffaßte, setzte sie schließlich die Schließung der Universität durch. Am 9. Februar 1848 verkündete der Rektor einen allerhöchsten Befehl, wonach die Universität bis zum nächsten Wintersemester geschlossen werden sollte, und die auswärtigen Studenten innerhalb dreier Tage München zu verlassen hätten. Ungeheure Aufregung hatte sich unterdessen auch der Bürgerschaft bemächtigt. Der Pöbel lärmte und johlte vor dem Hause der Tänzerin, und die Bürgerschaft wandte sich, um ernsteren Tumulten vorzubeugen, mit einer Adresse an den König. So gab dieser schließlich seine Einwilligung dazu, daß die Universität den Unterricht sofort wieder aufnehmen sollte, und Lola Montez, die Urheberin des ganzen Skandals, aus der Stadt entfernt werde. Von den Verwünschungen des Volkes verfolgt, verließ sie schleunigst den Schauplatz ihres unheilvollen Einflusses, und mit ihr verschwand ihre Leibgarde, das Corps „Alemannia".



J. Kürschners Großphotographien. H. Hillger, Berlin.

Bavaria und Ruhmeshalle.

Das Jahr 1848.

Die weiteren Ereignisse des Jahres 1848 gingen gleichfalls nicht spurlos an München vorüber. Wenn es auch nicht zu einer Revolution, kaum zu ernsten Straßenunruhen kam, so benutzte man doch die damals so beliebte Phrase, daß „das Vaterland in Gefahr sei", zur Bildung von allerhand Freicorps. Auch die Studenten konnten diesem Zuge der Zeit nicht widerstehen. Die fünf Corps und die zahlreichen anderen Verbindungen, die der neuen Koalitionsfreiheit ihre Entstehung verdankten, bildeten verschiedene Studentenfreicorps, deren Aufgabe allerdings nur in einem wenig anstrengenden Wachtstubendienst mit entsprechendem Bierkonsum bestand. Eine ernste



Maximilianeum.

Verwendung haben diese Studentenfreicorps nie gefunden. — Von den studentischen Verbindungen, die in jener Zeit auftauchten, haben sich nur das jetzige Corps Macaria (schwarz-weiß-rot) und die Burschenschaften Algovia, jetzt Arminia (schwarz-dunkelrot-gold) und die Danubia (weiß-hellgrün-rosa) gehalten. Die übrigen verschwanden bald wieder. Unter den heutigen Korporationen der Universität München blicken, soweit sie noch nicht erwähnt sind, nur noch die Landsmannschaft Teutonia (hellgrün-weiß-rosa), die aus dem 1831 gegründeten pharmazeutischen Verein hervorgegangen ist, und die katholische Studentenverbindung Änania (grün-weiß-gold), gestiftet 1851, auf ein längeres Bestehen zurück.

Die heutigen Korporationen.

Außer den bereits genannten Korporationen bestehen augenblicklich in München zwei weitere Burschenschaften: Cimbria (schwarz-gold-dunkelrot) und Rhenania (blau-gold-schwarz), drei Corps: Brunsviga (violett-weiß-gold), Ratisbonia (weiß-scharlachrot-himmelblau) und Transrhenania (blau-weiß-rot), — die beiden letzteren waren bis zum Jahre 1898 Landsmannschaften —, verschiedene Turnerschaften: die Munichia (rot-weiß-schwarz), Ghibellinia (hellblau-weiß-schwarz) und Noris (violett-weiß-rot), zwei Landsmannschaften: die zum L. C. gehörige, 1879 gestiftete Guestphalia (schwarz-weiß-grün) und die Salingia (violett-weiß-grün) und schließlich zwei freischlagende Couleur tragende Verbindungen: Schyria und Cheruskia. Satisfaktion geben die schwarzen Verbindungen: Babenbergia, Bedavia, Apollo, Thuringia, Agraria und der akademisch pharmazeutische Verein. Couleur tragen auch die konfessionellen Verbindungen, der evangelische Wingolf und die katholische Rhätia. Außerdem giebt es eine große Anzahl sportlicher und wissenschaftlicher Vereinigungen.



Die chirurgische Klinik.

Das Verbindungsleben ist überhaupt in München sehr stark entwickelt. Wenn es auch bisher, im Vergleich zu Berlin und Leipzig, nicht sehr viele studentische Vereinigungen gab — in der letzten Zeit ist in diesem Punkte eine Änderung eingetreten —, so waren doch die einzelnen Verbindungen stets sehr stark. Schlagende Korporationen mit einem Bestande von 30 Aktiven sind nichts Seltenes, einige Corps bringen es sogar auf über 40 Aktive; und recht stattlich repräsentiert sich die wogende Menge der farbigen Mützen bei den Promenadenkonzerten vor der Feldherrnhalle.

Die Gesamtzahl der in München Studierenden ist in den letzten 25 Jahren verblüffend schnell in die Höhe gegangen. Im Jahre 1875 hatte München 1012 Studenten, 1885 bereits 2825, 1888 war es weiter gestiegen auf 3809, und jetzt hat es die 4000 längst überschritten. Eine seltene Vereinigung glücklicher Umstände hat dieses schnelle Wachstum begründet. München gewährt eben alle Vorzüge der Großstadt mit der Einfachheit und Anspruchslosigkeit kleinstädtischer Lebensverhältnisse, die edelsten Kunstgenüsse in dem Rahmen einer großartigen Landschaft, heitere Lebensfreude und ernste Wissenschaftlichkeit. Und darin liegt für München wohl auch die beste Gewähr für weiteres Blühen und Gedeihen seiner Universität.



1872.

> Stoßt an drum: Neustraßburg soll leben,
> Soll wachsen und kraftvoll gedeih'n
> Als Straße für geistfrisches Streben,
> Als Burg der Weisheit vom Rhein!
>
> Scheffel (1872).

In „Wahrheit und Dichtung" erzählt uns Goethe, daß er sofort nach seiner Ankunft in Straßburg, um das sehnlichste Verlangen zu befriedigen, zum Münster geeilt sei, und daß dieses altehrwürdige Gebäude auf ihn einen Eindruck ganz eigener Art gemacht habe, den eines ungeheueren Wunderwerkes, daß ihn hätte erschrecken müssen, wenn es ihm nicht zugleich als ein geregeltes faßlich und als ein ausgearbeitetes sogar angenehm vorgekommen wäre. Um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heiteren Sonne zu versäumen, welche ihm das weite reiche Land auf einmal offenbaren sollte, bestieg er eilig das Gebäude.

Goethes Schilderung der landschaftlichen Lage.

„Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeitlang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichtum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheines folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Iller bewässert; selbst westwärts, nach dem Gebirge zu, finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald und Wiesenwachs gewähren, sowie der nördliche mehr hügelige Teil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachstum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von teils angebauten, teils waldbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte."

In der von diesem „Paradies" umgebenen Stadt, in der sich von altersher eine deutsche Hochschule befand, ist, nachdem sie mit deutschem Blute dem deutschen Volke zurückgekauft war, die erste und bisher einzige Reichsuniversität gegründet worden, die seit 1872 neben die bestehenden Landesuniversitäten getreten ist, zur Heranbildung deutscher Männer, zur Förderung deutscher Wissenschaft und deutschen Volksgeistes.

In Straßburg war im Jahre 1566 die „als eine Krone aus dem (1538) gegründeten Gymnasium herausgewachsene Akademie" von Maximilian II. als solche anerkannt worden. Ihre Gründung verdankt sie dem Kreise der Humanisten, insbesondere Wimpfeling und dem ersten Rektor Johann Sturm; sie war gedacht als eine Hochburg des Humanismus und des Protestantismus und erhielt durch ihre Anlehnung an das Stift St. Thomä einen ausgesprochen kirchlichen Charakter. 1621

Geschichte der alten Universität.



(Aus dem Straßburger Trachtenbüchlein. Straßburg 1606.)

erhielt die Anstalt von Kaiser Ferdinand II. die sämtlichen Rechte und insbesondere Promotionsbefugnisse, sowie auch den Namen einer Universität, was durch ein glänzendes Fest feierlich begangen wurde. 1667 wurde zwar auch das erste Jahrhundertsfest mit großem Gepränge gefeiert, inzwischen aber hatten die Stürme des 30jährigen Krieges den Glanz der Universität stark beeinträchtigt. Die an Zahl etwa 200 starke Studentenschaft hielt zwar bessere Disziplin als an den meisten anderen Universitäten, was darauf zurückgeführt wurde, daß die Universität keinen besonderen Gerichtsstand besaß, doch waren auch hier fortgesetzte Erlasse gegen das Duell- und Schuldenwesen, zur Einschärfung der Kleiderordnungen und vor allem gegen den in den Nationen organisierten Pennalismus erforderlich; in der Mitte des 17. Jahrhunderts werden als Landsmannschaften aufgeführt: die Ulmer, die Rothenburger und die Wormser.

Straßburg unter franz. Herrschaft.

Als 1681 die Stadt Straßburg an Frankreich kam, wurde ihr in den Kapitulationsbedingungen die Aufrechterhaltung des bisherigen Standes der Universität zugesagt, und diese Verpflichtung ist von den französichen Königen gewissenhaft gehalten worden: auch auf französischem Boden blieb die Straßburger Hochschule protestantisch und deutsch. Indes nahm ihre Frequenz und darnach auch ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit beträchtlich ab. Aus dem Jahre 1716 ist uns überliefert, daß nur sehr wenige Vorlesungen gehalten wurden, und dabei wird ganz besonders über die Professoren Klage geführt, die sich die collegia vorher bezahlen lassen und dann nicht halten! In diesem Jahrhundert hat die Universität indes noch einen berühmten Lehrer und einen noch berühmteren Schüler aufzuweisen: der erstere war Schöpflin, über den letzteren findet sich in den Universitätsbüchern die folgende Eintragung: „6. 9. 1771 hielte H. Goethe Francfurtensis ad Moenum seine disputationem juridicam sistentem positiones juris“.

Studentenleben im 18. Jhdt.

Das studentische Leben dieser Zeit war kein eigentliches deutsches Studentenleben, dazu war es trotz eines gewissen leichtlebigen Zuges zu gesittet. Es blieb nicht ohne Einfluß, daß die Universität, zu der man seit 1770 auch Israeliten zuließ, viel von französischen Studenten bezogen wurde. Für den Geist der Universität, der Professoren wie der Studenten, bezeichnend ist die 1787 vorgenommene Ehrung der Tochter des großen Historikers Schloezer, die mit akademischer Feierlichkeit ehrenhalber in die Matrikel eingetragen wurde, und ferner zwei Jahre später die auf Ansuchen der Studierenden von der Universitätsbehörde gebilligte Einrichtung, daß die bei der Promotionsfeierlichkeit als Paranymphen verkleideten Knaben durch Mädchen ersetzt wurden.

Der französischen Revolution war es vorbehalten, diese Bildungsstätte zu vernichten. Nachdem die Güter eingezogen und die meisten der Professoren eingekerkert waren, hörte die Universität, deren Eintragungen bis 1792 fortgesetzt wurden, allmählich von selber auf. Zwar ging, als die Ruhe im Innern wieder hergestellt



(Aus dem Straßburger Trachtenbüchlein.)

war, die französische Regierung daran, in der Hauptstadt Elsaß-Lothringens wiederum dem wissenschaftlichen Unterricht eine Stätte zu eröffnen, aber an eine Aufrechterhaltung der historischen Traditionen dachte man damals nicht; in Straßburg die deutsche Hochschule zu neuem Leben zu erwecken, lag den französischen Gesetzgebern der damaligen Zeit begreiflicherweise vollständig fern.

Vernichtung der Universität durch die frz. Revolution.



Wan der Pedell führt den Ornat So hat er einen Doctorat.

(Aus dem Straßburger Trachtenbüchlein.)

Schon im Jahre 1794 wurde eine medizinische Spezialschule und bald darauf auch eine pharmazeutische nach Straßburg gelegt. Ende 1803 wurde eine protestantische Akademie eingerichtet, die seit 1808 den Namen eines séminaire protestant führte, und 1806 kam eine école de droit nach Straßburg. Alle diese Anstalten wurden 1808 mit der Organisation des französischen Unterrichtswesens zu einer Académie erhoben, der auch eine Faculté des lettres et des sciences angegliedert wurde; diese Akademie erhielt schließlich auch den Titel einer Université de France, aber sie verdiente diesen Titel nicht; denn sie blieb eine rein äußerliche lose Verbindung der verschiedenen neben einander bestehenden Lehranstalten. Der Krieg von 1870 machte ihr ein Ende, da bald nach der Annexion der Reichslande ihre Aufhebung verfügt wurde.

Dagegen brachte die Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit dem deutschen Mutterlande diesem eine neue deutsche Hochschule. Dem vormaligen badischen Minister Freiherrn von Roggenbach, der mit den Organisationsarbeiten betraut war, ist es zu danken, daß bereits am 1. Mai 1872 die neue Universität in Straßburg feierlich eröffnet werden konnte unter Teilnahme der wissenschaftlichen und Universitätskreise ganz Deutschlands und der Schweiz, die stets in nahen Beziehungen zu der alten Universität gestanden hatte.

Neugründung 1872.

Die Hochschule hat 5 Fakultäten: die evangelisch-theologische, die rechts- und staatswissenschaftliche, die medizinische, eine philosophische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche. Der Schwerpunkt liegt in der medizinischen Fakultät, die bei weitem die besuchteste ist; sie ist ausgestattet mit Instituten und Kliniken, die denen jeder anderen Universität ebenbürtig sind. Schon 1874 wurde mit dem Bau der Universitätsgebäude, und zwar zunächst der medizinischen Fakultät begonnen, und nach ihrer Vollendung im Jahre 1884 wurden sie mit großen Feierlichkeiten eingeweiht. Inzwischen war die junge Universität stattlich herangewachsen. Die Frequenz, die im ersten Semester nur 212 Studierende betrug, hatte bereits im fünften Semester der Universität die Zahl 600 weit überschritten. 1875, in ihrem zehnten Semester, demselben, in dem ihr die Ehre des Kaiserbesuchs und die Verleihung des Namens „Kaiser Wilhelms-Universität" zu teil wurde, war sie von über 700 Studierenden besucht, und seit dem Jahre 1882 ist ihre Frequenz so ständig gestiegen, daß sie jetzt einen Bestand von über 1000 Studierenden aufweisen kann.



Ein Frembter Herr im Doctorat Also seine begleitung hat

(Aus dem Straßburger Trachtenbüchlein.)

An Studentenverbindungen nahm die neue Universität zwei an der früheren Lehranstalt um


J. Kürschners Großphotographien. Die Universität. H. Hilliger, Berlin.

die Mitte der fünfziger Jahre gegründete, die Wilhelmitana und die Wingolfverbindung Argentina mit herüber. Dazu kamen 1875 bezw. 1882 die katholischen Studentenverbindungen Franconia und Badenia. Sofort bei der Eröffnung der Universität hatte sich aus auswärtigen Inaktiven des S.C. das Corps Rhenania mit den Farben blau-silber-rot konstituiert; im folgenden Jahre wurde die Palatia gegründet (rot-weiß-violett), die vorübergehend den Namen Saxonia führte, 1878 das Corps Suevia (rot-weiß-schwarz), und 1880 trat die bisherige Landsmannschaft Alsatia-Lotharingia als Corps Alsatia (grün-weiß-rot), später Palaio-Alsatia mit den Farben gelb-weiß-rot zum S.C. über. Aus dem im Jahre nach der Universitätsgründung ins Leben getretenen pharmaceutischen Verein hat sich die jetzige freie Landsmannschaft Normannia (blau-weiß-orange) gebildet. Der D.C. konstituierte sich 1880 in den beiden Burschenschaften Germania (schwarz-silber-rot) und der jetzt suspendierten Alemannia (schwarz-rot-gold). Im folgenden Jahre entstand der A.T.V. Alsato-Lotharingia, der jetzt als Alsatia (rot-weiß-blau) zusammen mit der 1896 gestifteten Saxonia (schwarz-hellblau-weiß) den V.C. vertritt. Ein Jahr später folgte die Gründung des Gesangvereins Arion, und 1883 konstituierte sich auch in Straßburg ein „Verein deutscher Studenten". Alle aufgeführten Korporationen, zu denen noch eine Reihe wissenschaftlicher und sonstiger Vereine hinzukommt, traten bei dem oben erwähnten Universitätsfest von 1884 zum gemeinsamen Festzug, Fackelzug und Commers zusammen, und haben vorher wie nachher in verhältnismäßig gutem Einvernehmen gelebt. Das beste Zeichen dafür ist der Umstand, daß der 1878 begründete „Ausschuß der Studentenschaft" trotz seiner verschiedenartigen Zusammensetzung noch immer besteht; ihm gehören außer den Vertretern der Korporationen noch 4 gewählte Vertreter der nichtinkorporierten Studenten an.

Korporationen

Mit Lehrkräften ist die Straßburger Universität von Anfang an trefflich ausgestattet gewesen. Bereits in ihrem zweiten Semester wirkten 68 Lehrer an ihr, und die Zahl hat sich inzwischen mehr als verdoppelt. Wenn auch ein Straßburger Lehrstuhl dem Ehrgeizigen unter den Universitätslehrern noch immer nicht als das Endziel seiner Wünsche erscheinen mag, so sind doch unter den Größen der deutschen Wissenschaft viele, die für kürzere oder längere Zeit der Reichsländischen Hochschule angehört haben, unter andern — um nur einige der bekanntesten Namen zu nennen — Varrentrapp, Laband, Lenel und Röntgen.

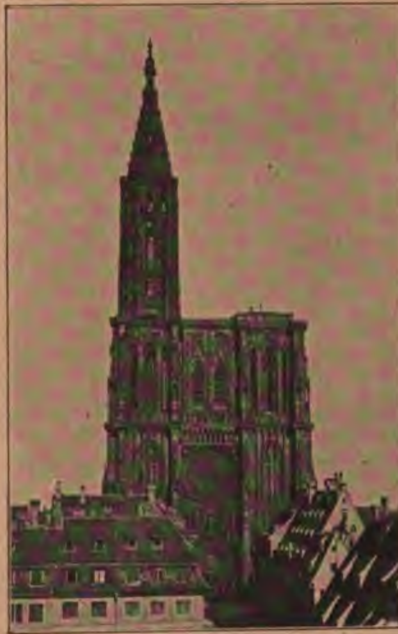
Lehrkräfte und Institute.

Besonders in der ersten Zeit ihres Bestehens hat die Hochschule den Charakter einer „Arbeitsuniversität" getragen, und wer in dieser Erwartung nach Straßburg kommt, findet sich auch heute nicht getäuscht, denn außer den vielen schon erwähnten erstklassigen wissenschaftlichen Instituten kommt den Studierenden vor allem die hervorragende, unmittelbar nach Annexion der Reichslande eingerichtete Universitäts- und Landesbibliothek zu statten, die jetzt schon über 600000 Bände zählt und in Deutschland an Bedeutung nur von den Bibliotheken in München, Berlin und Göttingen übertroffen wird. Alle die genannten vortrefflichen Einrichtungen der Universität machen es erklärlich, daß die Zahl der Studenten nach 25jährigem Bestehen bereits über 1000 hinausgewachsen ist; hinzu kommt als anziehendes Moment die

Charakter der Hochschule.

Billigkeit des Lebensunterhalts und der offene, freundliche und gesellige Charakter der Bürger.

Was die altehrwürdige Stadt Straßburg sowie ihre nähere und weitere Umgebung an Anregung dem Studierenden bietet, das ist gewiß nicht geringer geworden seit den Zeiten Goethes, der das geistige Leben des damaligen Straßburg so meisterhaft geschildert hat. Eins aber hat heute der Student vor dem Studiosus Goethe voraus, nämlich das erhebende Bewußtsein, daß seine alma mater auf deutschem Boden steht, und daß das Münster, dieses herrliche Symbol deutscher Art und deutscher Kunst, wieder auf deutsche Lande hinausblickt.





Die technischen Hochschulen.

Erkenntnis rastlos, nützlich anzuwenden,
Das ist der heut'gen Technik heiß Bemüh'n!
Was sie erringt, das streut mit vollen Händen
Der Menschheit sie als reiche Gabe hin!
So steht sie da an des Jahrhunderts Wende
Verschwistert jeder älteren Disziplin!
D. Witt (Prolog gesprochen bei der Jubelfeier der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg).

In der Geschichte der deutschen technischen Hochschulen, deren Entstehung fast ausnahmslos in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fällt, zeigen sich die verschiedensten Ausgangspunkte, die zuerst instinktiv, später bewußt zu einem gemeinsamen Ziele hingeführt haben. Die gesamte Entwickelung dieser Hochschulen ist auf's engste verknüpft mit den mächtigen Wandlungen und dem Aufschwunge der deutschen Kultur. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war unser Vaterland den Nachbarländern Frankreich und England, nicht minder dem jungen amerikanischen Staate auf den Gebieten der Industrie und der Technik unverkennbar unterlegen. Nicht zum geringen Teile waren an diesen Zuständen die verheerenden Kriege schuld, unter denen Deutschland zu leiden hatte. Als nun im zweiten

Die ersten Anfänge.

Jahrzehnt friedliche Zustände eintraten, sann man auf Mittel und Wege, den Verkehr und die Industrie zu heben. Als ein wesentliches Mittel wurde alsbald die Pflege des technischen Unterrichts erkannt. Dies führte zur Gründung höherer Gewerbeschulen und ähnlicher Anstalten, aus denen sich dann später die heutigen technischen Hochschulen entwickelten.

Bereits früher waren Anstalten ins Leben gerufen worden, welche ähnliche Ziele verfolgten. So war 1745 in Braunschweig von Herzog Karl I. auf Vorschlag des Abtes Jerusalem eine Lehranstalt unter dem Namen Collegium Carolinum ins Leben gerufen worden, die als Vorbereitung zum Universitätsstudium, zum Studium der Technik und als Bildungsanstalt für sonstige höhere Berufsarten des praktischen Lebens dienen sollte. Schon damals, vor anderthalb Jahrhunderten, wurde in dem Entwurfe zu dieser Anstalt mit den denkwürdigen Worten auf die Bedeutung des Technikers hingewiesen: „Diejenigen, welche in den größten Welthändeln der Welt nützen, die

Das Collegium Carolinum bis 1814.

mit Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, der Handlung, der Verbesserung der Naturalien, Vermehrung des Gewerbes und der Haushaltung, das ist die Landwirtschaft, umgehen, die sich auf mechanische Künste legen, die zu Wasser und zu Lande, über und unter der Erde das gemeinsame Beste suchen, machen einen ebenso wichtigen Teil des gemeinen Wesens als die Gelehrten aus." Das neu gegründete Collegium Carolinum, welches seinen Studierenden in dem Kollegiengebäude auch Wohnung und leibliche Verpflegung bot, nahm gleich anfangs einen bedeutenden


Die Berliner Bauschule vor 50 Jahren.
(Nach einer Federzeichnung von Loeillot.)

Aufschwung. Als aber dann nach den unglücklichen Kriegen zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts das Herzogtum Braunschweig von Napoleon dem Königreiche Westfalen einverleibt worden war, wurde das Collegium Carolinum im November des Jahres 1808 in eine Militärschule umgewandelt. Doch schon 1814 verfügte der Herzog Friedrich Wilhelm, daß „die Stiftung Karls I., das Collegium Carolinum, zu einem ewigen Gedächtnisse seines erlauchten Ahn in einem den gegenwärtigen Bedürfnissen der Zeit und den Anforderungen des Landes angemessenen, so viel als möglich erweiterten Umfange wieder hergestellt werden sollte." In demselben Jahre begannen auch wieder die Vorlesungen, doch wurde mit der Lehranstalt ein Pensionat nicht wieder verbunden.

Die Berliner Bauakademie.

Ähnlichen Zwecken wie das Collegium Carolinum sollte die im Jahre 1799 zu Berlin gegründete Bauakademie dienen, die jedoch schon mehr den Charakter einer technischen Schule trug. Sie bezweckte „die theoretische und praktische Bildung tüchtiger Feldmesser, Land- und Wasserbaumeister, auch Bauhandwerker, vorzüglich für die Königlichen Staaten." Unter den Unterrichtsfächern finden wir Maschinenlehre, Baukonstruktion, Strom- und Deichbaukunst, Schleusen-, Hafen-, Brücken- und Wegebaukunst verbunden mit zeichnerischen Übungen. Die Vorbedingungen waren geringe: Vollendung des vierzehnten Lebensjahres, Beherrschung der deutschen Sprache, elementare Kenntnis der lateinischen und französischen Sprache und Beherrschung der gewöhnlichen Rechnungsarten. Für die Feldmesser war ein Studium von $1\frac{1}{2}$ Jahren, für die „Baukünstler" ein solches von $2\frac{1}{2}$ Jahren in Aussicht genommen. Bald jedoch sah man ein, daß der Erfolg des Unterrichts unter der geringen Vorbildung der Besucher zu leiden hatte, und es wurde wenige Jahre nach der Gründung bestimmt, daß die Aufzunehmenden auf einem größeren Gymnasium die dritte Klasse, auf einem gewöhnlichen die zweite Klasse absolviert haben müßten. Außerdem mußte, wer zum eigentlichen Baustudium Zulassung wünschte, im praktischen Feldmessen und Nivellieren geübt sein und ein Elevenjahr bei einem Bauoffizianten oder Feldmesser zurückgelegt haben. Der Unterricht wurde schulmäßig gehandhabt, Repetitorien wurden abgehalten, und Lehrer wie Schüler waren während des Unterrichts der strengsten Kontrolle des Direktoriums unterworfen.

Die beiden bisher genannten Anstalten blieben zunächst die einzigen Bildungsstätten für Techniker, bis sich schließlich doch die Überzeugung allenthalben Bahn brach, daß es bei der zunehmenden Anwendung wissenschaftlicher und technischer Grundsätze auf die Gewerbe und bei der eröffneten Konkurrenz mit anderen Völkern unumgänglich notwendig wäre, Unterrichtsanstalten nicht nur für die Ausbildung der Gewerbetreibenden überhaupt, sondern insbesondere auch für die **Ausbildung der höheren Techniker** zu errichten. Eine höhere technische Bildung sollte auch die Vorurteile gegen den gewerblichen Berufsstand überwinden helfen und von dem übermäßigen Zudrang zum Gelehrtenberuf und zum Staatsdienste abbringen. So sehen wir denn fast zur selben Zeit verschiedene Schulen mit dem mehr oder weniger ausgeprägten Charakter einer technischen Lehranstalt entstehen, in **Berlin** 1821, in **Karlsruhe** 1825, in **Darmstadt** 1826, in **München** 1827, in **Dresden** 1828,

Gründung weiterer Gewerbeschulen.

in Stuttgart 1829, in Hannover 1831. Die Organisation dieser Anstalten war allerdings noch durchaus verschieden: während einige, wenn auch nur in schwachen Umrissen, bereits bei ihrer Gründung die zukünftigen Hochschulen erkennen lassen, verrieten Lehrplan und Unterrichtsmethode der anderen, wie primitiv die Anschauungen über das Wesen der neu entstehenden Technik waren, welch geringe Grundlage wissenschaftlicher Bildung man für hervorragende Leistungen als zureichend erachtete.

Das Gewerbeinstitut in Berlin.

Berlin ging in der Gründung den anderen Städten voran. Hier wurde am 1. November 1821 unter dem Namen „technische Schule" eine Unterrichtsanstalt eröffnet, welche nach dem von dem damaligen Vorsitzenden der technischen Deputation für Gewerbe, Beuth, entworfenen Organisationsplane die Aufgabe haben sollte, „dem angehenden Fabrikanten und Handwerker nicht nur eine allgemeine Bildung und eine Einsicht in Dinge zu geben, welche zu wissen jedem Handwerker not thut, sondern auch gerade so viel Vorkenntnisse, als zum gewöhnlichen Betriebe eines technischen Gewerbes nötig sind." Die aufzunehmenden Schüler durften nicht unter 12 und nicht über 16 Jahre alt sein und brauchten sonst nur geringe Vorbedingungen zu erfüllen. Die „technische Schule" sollte aus zwei Klassen mit je einjährigem Kursus und mit höchstens je 30 Schülern bestehen. Der Unterricht, der unentgeltlich war und sich im wesentlichen auf Naturwissenschaften, Mathematik, Chemie und technisches Zeichnen erstreckte, wurde durchaus schulmäßig gehandhabt. Der rege Besuch der Anstalt führte bald zu ihrer Vergrößerung, auch erhielt sie 1827 den Namen „Gewerbeinstitut". Es wurde ein chemisches Laboratorium eingerichtet, und 1838 der Unterricht in den Elementen der Bau- und Maschinenkonstruktion in den Lehrplan aufgenommen. Mit Rücksicht auf die gedeihliche Entwickelung, welche inzwischen die Provinzial-Gewerbeschulen nahmen, deren Fortsetzung das Gewerbeinstitut bilden sollte, wurde diesem in den vierziger Jahren die Ausbildung von Technikern zugedacht, die zur Einrichtung und Leitung von Fabriken befähigt wären. Nachdem dann auch 1848 die Schüler der oberen Klassen die Berechtigung zum Hören der Vorlesungen an der Universität erhalten hatten, brachte das Jahr 1850 dem Gewerbeinstitut eine durchgreifende Reform: jetzt mußten die Aufzunehmenden die Entlassungsprüfung bei einer Provinzial-Gewerbeschule, einer Realschule oder einem Gymnasium bestanden haben, der Unterricht dauerte 3 Jahre, war im ersten Jahre für die Schüler aller Fachrichtungen ein gemeinschaftlicher, später trat eine Trennung nach den Fächern ein. Der Unterricht blieb zunächst noch unentgeltlich, da jedoch der Andrang zum Gewerbeinstitut von Jahr zu Jahr zunahm, so wurde vom Jahre 1856 ab für den Besuch eines vollständigen Jahreskursus ein Honorar von 40 Thalern erhoben.

Die Bauakademie bis 1859.

Inzwischen hatte sich auch die in Berlin befindliche Bauakademie kräftig weiter entwickelt. Im Jahre 1823 wurde sie in zwei Abteilungen geteilt, eine für die höhere Baukunst, die andere für das Technische des Bauwesens. Die erstere war von keinem Bestande, während die andere zu rascher Blüte gelangte. Im Jahre 1831 wurde dann der Name „Bauakademie" in „Allgemeine Bauschule" umgewandelt, auch wurden die Aufnahmebedingungen entsprechend den neu erlassenen Prüfungsvorschriften für die Baubeamten Preußens von neuem gesteigert. Das Ende des nächsten Jahrzehnts gab der Anstalt ihren



Das Polytechnikum in Charlottenburg.

alten Namen „Bauakademie" wieder und brachte zugleich eine weitere Verschärfung der Prüfungsvorschriften für die Staatsbaubeamten und somit der Vorbedingungen für die Aufnahme in die Bauakademie, damit aber auch die von den Studierenden lebhaft begehrte Lernfreiheit. Als Vorbildung für das vorbereitende Studium zum Staatsbaudienst wurde dann 1855 die Reife des Abganges zur Universität verlangt; im Jahre 1859 erhielten jedoch auch die Abiturienten der neu eingerichteten Realschulen erster Ordnung die Gleichberechtigung hinsichtlich der Zulassung zu den Prüfungen für den Staatsbaudienst.

Gründung der polytechnischen Schule in Karlsruhe.

Einen bei weitem anderen Entwicklungsgang als die Berliner Anstalt zeigt die im Jahre 1828 als „Polytechnische Schule" in Karlsruhe ins Leben gerufene Lehranstalt. Sie ging aus drei Anstalten hervor, aus der Bauschule des Oberbaudirektors Weinbrenner, einer privaten Gewerbeschule in Freiburg und der von Oberst Tulla eingerichteten Lehranstalt für Planzeichnen und andere Zweige des Ingenieurwesens. Die polytechnische Schule wurde gebildet aus zwei allgemeinen Klassen mit dem Eintrittsalter von 13 Jahren und aus zwei mathematischen mit einem solchen von 15 Jahren, einer Handels- und Gewerbeklasse mit einer merkantilen und einer technischen Abteilung. Die Unterrichtsgegenstände waren im wesentlichen die einer Realschule, nur einige technische Fächer, wie Technologie, wurden gelehrt, während der höhere Unterricht für Ingenieure und Architekten in einer kurz vorher gegründeten Ingenieurschule und in dem architektonischen Institut von Weinbrenner erteilt wurde. Doch schon 1832 wurden diese höheren Schulen und zugleich eine Forstschule mit der polytechnischen Schule vereinigt. Die bisherigen zwei allgemeinen Klassen erhielten als Vorschule eine etwas losere Verbindung. Diese Neuorganisation, welche zugleich der Anstalt einen in Bezug auf die Professoren akademischen Charakter verlieh, die zum Teil noch sehr jungen Zöglinge jedoch einer mehr schulmäßigen Behandlung unterwarf, erwies sich als außerordentlich segensreich und verhalf der Anstalt zu einer raschen Entwicklung. Das Eintrittsalter in die Vorschule wurde im Jahre 1860 auf 14 Jahre erhöht, 3 Jahre später jedoch wurden die Vorschule und die erste mathematische Klasse aufgehoben, da sie durch die in demselben Jahre in Karlsruhe gegründete höhere Bürgerschule überflüssig geworden waren. Das Eintrittsalter in die polytechnische Schule erhöhte sich dadurch auf 17 Jahre.

Die höhere Gewerbeschule in Dresden.

Weit langsamer entwickelte sich dagegen die 1828 zu Dresden ins Leben gerufene technische Bildungsanstalt, bei welcher übrigens im Beginn einzig und allein die Rücksicht auf den Zustand der sächsischen Industrie maßgebend war, und bei deren Gründung man ausschließlich die mechanische Technik als Lehrgegenstand im Auge hatte. Man beabsichtigte hier eine zugleich praktische und wissenschaftliche Vorbildung für den Maschinenbau und glaubte das Ziel durch eine enge Verbindung mit einer mechanischen Werkstatt erreichen zu können, in der die Schüler während eines großen Teils ihrer Unterrichtszeit zu arbeiten hatten. Nach einigen Jahren teilte man die Anstalt in eine untere und eine obere Abteilung, von denen die erstere mit den übrigen Gewerbeschulen gleichmäßig organisiert wurde, während die obere einer höheren technischen Ausbildung dienen sollte und so zugleich die Grundlage zu einer weiteren Entwicklung bildete. Gegen Ende des dritten Jahrzehnts wurde denn auch „die vollständige Ausbildung wissenschaftlicher Techniker vom Fach" als Aufgabe der Anstalt bezeichnet. Noch immer aber konnte man sich nicht zu einer freieren Organisation entschließen, die allein in ihrem Verfolge zur Bildung von technischen Hochschulen führen konnte, und die bereits andere technische Schulen Deutschlands angenommen hatten. Erst im Jahre 1851, als die Lehrstätte in eine „polytechnische Schule" verwandelt wurde, beseitigte man die untere Klasse und teilte die obere in drei Abteilungen ein, eine für Maschinenbau, eine zweite für Bauingenieurwissenschaften und eine solche für Chemie. Nach einem bald darauf durchgeführten weiteren Organisationsplane bot die Schule die Mittel zur Erwerbung einer umfassenden wissenschaftlichen Ausbildung für Techniker. Die Vorträge wurden fortan akademischer

gestaltet, an dem obligatorischen Besuch derselben aber streng festgehalten, obgleich man im Jahre 1865 das Maturitätsprinzip bei der Aufnahme einführte.

Mit noch größeren Schwierigkeiten als die bisher besprochenen Schulen hatten die Lehranstalten in Stuttgart und Darmstadt zu kämpfen, welche in ihren Anfängen manche Berührungspunkte mit einander zeigen. Beide sind hervorgegangen aus einer Verbindung technischer Bildungsanstalten mit Realschulen.

Das Polytechnikum in Stuttgart. Die ersten Ausgangspunkte des Stuttgarter Polytechnikums sind im Jahre 1829 zu suchen, wo man der Stuttgarter Realschule zwei höhere Klassen hinzufügte, mit dieser Anstalt die damalige Kunstschule in Verbindung setzte und so die „Vereinigte Kunst-, Real- und Gewerbeschule" ins Leben rief. Die Begründung eines umfassenden Unterrichts in den wissenschaftlichen und künstlerischen Grundlagen der verschiedenen technischen Berufsarten wurde als Aufgabe dieser Anstalt bezeichnet. Bei der raschen Entwicklung der Industrie und dem steten Fortschreiten der Technik erkannte man jedoch bald das Ungenügende dieser Einrichtung, trennte daher im Jahre 1832 die verschiedenen Anstalten von einander und errichtete eine selbständige Unterrichtsanstalt für die technischen Fächer unter dem Namen „Gewerbeschule", deren Schülerzahl sich in wenigen Jahren auf mehrere Hunderte erhöhte. Im Jahre 1840 erhielt die Gewerbeschule den Namen „Polytechnische Schule", doch waren mit ihr immer noch fremdartige Elemente verbunden, welche der Ausbildung des Instituts zu einer höheren technischen Lehranstalt hinderlich waren. Man



Das Polytechnikum in Dresden.

entschloß sich denn auch nach einigen Jahren dazu, den unteren Kursus für Knaben von 14 Jahren von der Schule abzutrennen, ebenso für die Bauhandwerker, die das Polytechnikum als sogenannte Winterschüler besuchten, eine Baugewerkschule zu errichten. In der Folgezeit war das Streben darauf gerichtet, neben der Verbesserung und der Vervollständigung des allgemein wissenschaftlichen, insbesondere mathematischen Unterrichts den eigentlichen Fachunterricht weiter auszubilden. Dies geschah denn auch von Jahr zu Jahr mehr. Als einen gewissen Abschluß dieser Entwickelung kann man das Statut vom Jahre 1862 betrachten, nach welchem sich die Anstalt in eine untere, mit dem allgemein wissenschaftlichen Unterricht sich befassende sogenannte mathematische Abteilung und in die obere, auf den eigentlichen Fachunterricht hinzielende technische Abteilung gliederte. Letztere bestand aus vier Fachschulen, nämlich für Architektur, Ingenieurwesen, Maschinenbau und chemische Technik. Für die mathematische Abteilung wurde das 16. Jahr, für die technische Abteilung das 18. Jahr als Altersgrenze festgesetzt und die Disziplinarbestimmungen für die erstere nach Analogie des Obergymnasiums, für die letztere nach Analogie der Universität eingerichtet.

Das Darmstädter Polytechnikum. War für das Stuttgarter Polytechnikum die „Vereinigte Kunst-, Real- und Gewerbeschule" der Ausgangspunkt gewesen, so spielt bei der Gründung des Polytechnikums zu Darmstadt diese Rolle die daselbst 1826 errichtete „Real- und Technische Schule", die 1836 in eine höhere Gewerbe- und Realschule umgewandelt wurde. Die höhere Gewerbeschule umfaßte zunächst zwei Hauptklassen mit je zwei Semesterkursen, von denen sich die untere unmittelbar an die Realschule anschloß, während

sich die obere in zwei Ordnungen, die chemische und die mechanische, teilte, zwischen denen die Schüler freie Wahl hatten. Bereits 1839 wurde eine weitere Klasse errichtet, der von nun ab die Beschäftigung mit den eigentlichen technischen Fächern zufiel, während die beiden unteren Klassen eine gediegene Grundlage in der Mathematik und den Naturwissenschaften geben sollten. Bei einer stetigen ruhigen Entwickelung während der nun folgenden Jahre finden wir die Oberklasse 1849 in drei für sich bestehende Abteilungen gegliedert, eine mechanisch-technische, eine chemisch-technische und eine Bauklasse. Daneben bestand noch eine landwirtschaftliche Klasse. Der Anstalt die Einrichtungen einer polytechnischen Schule zu geben, gelang freilich erst im Jahre 1859: von da ab bestand sie aus zwei sogenannten allgemeinen Klassen und fünf Fachabteilungen: einer chemisch-technischen, einer mechanisch-technischen, einer Bauklasse, einer Ingenieurklasse und einer landwirtschaftlichen Klasse. Die beiden allgemeinen Klassen mit je einjährigem Kursus dienten als gemeinsame Vorbereitungsschule. Die Aufnahme in die untere allgemeine Klasse setzte ein Alter von 16 Jahren und das Bestehen einer Aufnahmeprüfung voraus, doch genügte es auch, die Obersekunda eines Gymnasiums oder die Prima einer Realschule mit Erfolg besucht zu haben. Trotz dieser Organisation war in den folgenden Jahren ein starker Rückgang in dem Besuche zu verzeichnen, da Hessen für die Staatsbaubeamten ausdrücklich ein dreijähriges Universitätsstudium vorschrieb. Ja, es kam sogar so weit, daß im Jahre 1864 die höhere Gewerbeschule zu der sogenannten „Technischen Schule“ umgestaltet und damit für kurze Zeit auf eine niedere Stufe herabgedrückt wurde.


J. Kürschners Grußphotographien. H. Hilger, Berlin.
Die Technische Hochschule in Hannover.

Eine durchaus stetige Entwicklung nahm die 1831 in **Hannover** eröffnete „**Höhere Gewerbeschule.**“ Bei geringen Vorbedingungen für die Aufnahme sollte der Unterricht alle die Wissenschaften umfassen, welche den Gewerbetreibenden der verschiedensten Klassen, dem Handwerker, dem mechanischen Künstler und dem Fabrikanten zu ihrer vollständigen Ausbildung erwünscht sein könnten. Dabei sollte Rücksicht genommen werden auf die Anwendungen, welche für den Betrieb der Landwirtschaft von Bedeutung sind. Auch sollte allen anderen Personen, welche für ihren Beruf des Studiums der reinen und angewandten Mathematik, der Naturwissenschaft oder des Zeichnens bedürfen, reichlich Gelegenheit dazu gegeben werden, insbesondere sollte die Schule geeignet sein zur Ausbildung in allen Zweigen der Bauwissenschaft, zur Belehrung des angehenden Forstmannes, praktischen Geometers, Pharmazeuten und Kaufmanns. Der Unterrichtskursus war je nach dem Grade der erstrebten Ausbildung ein zweijähriger oder ein dreijähriger. Der Unterricht wurde nicht klassenweise, sondern nach einzelnen, in sich abgeschlossenen Fächern erteilt, in deren Wahl den Schülern Freiheit gelassen wurde. Die fortschreitende Entwicklung der Anstalt veranlaßte 1845 die Aufnahme der Mechanik, der Baukunst, des Maschinenbaues, des Straßen- und Brückenbaues in den Lehrplan der Anstalt, welche 1847 zur „Polytechnischen Schule“ erhoben wurde. Zu Anfang der fünfziger Jahre wurde auch ein Vortrag über technische Chemie eingerichtet, und in der Folgezeit wurde der Unterricht im Bauingenieurwesen und im Maschinenbau erweitert und vertieft.

Die höhere Gewerbeschule in Hannover.

Während sich so die neu gegründeten technischen Bildungsanstalten weiter entwickelten, hatte auch das 1745 zu Braunschweig gegründete Collegium Caro-

linum weitere Fortschritte zu verzeichnen. Im Jahre 1835 wurde es unter bedeutender Erweiterung seines Lehrplans in drei Abteilungen, eine humanistische, eine technische und eine merkantilische, zerlegt. Den Anforderungen der Zeit entsprechend und in richtiger Würdigung der weitgehenden Verbesserung der Gymnasien, wurde ernstlich dahin gestrebt, die technische Abteilung immer mehr in den Vordergrund treten zu lassen. Unter Aufhebung der humanistischen und merkantilischen Abteilungen wurde denn auch 1862 das Collegium Carolinum in eine polytechnische Schule umgewandelt.

Das Collegium Carolinum wird polytechnische Schule.

Wenn wir nun einen Blick zurückwerfen auf die Entwickelung der technischen Bildungsanstalten Deutschlands bis zum Anfang der sechziger Jahre, so erkennen wir trotz der ganz verschiedenen Wege, welche sie betraten, um ihren Aufgaben gerecht zu werden, doch überall das Bestreben, für die einzelnen Fachrichtungen auch besondere Klassen zu schaffen. Infolge des großartigen Aufschwunges, den die technischen Berufswissenschaften nahmen, hatte sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die Anstalten sich nur dann zu wirklichen Hochschulen entwickeln könnten, wenn der Unterricht in den einzelnen technischen Fächern zur vollen Geltung käme. Der Grund dafür, daß trotz einer derartigen Gliederung Darmstadt hinter den anderen Schulen zurückblieb, ist in anderen Umständen zu suchen. Einmal trugen hierzu viel die bereits erwähnten Vorschriften bei, welche von den Staatsbaubeamten Hessens als Vorbildung ein dreijähriges Universitätsstudium verlangten, sodann aber fehlte es auch vor allem an den nötigen Geldmitteln zur Heranziehung genügender Lehrkräfte für die kräftig emporblühenden Bauingenieurwissenschaften. Der Bau der Eisenbahnen hatte den Technikern ein großes Arbeitsfeld und die Aussicht auf langjährige, interessante und lohnende Beschäftigung eröffnet, zudem wurde an der Vervollständigung der Kunststraßen kräftig gearbeitet, sodaß ein großer Andrang zu dem Fache der Bauingenieure stattfand und sich damit das Bedürfnis ergab, an den technischen Lehranstalten die Ingenieurwissenschaften mehr als bisher zu pflegen. Da Darmstadt diesen Anforderungen nicht genügte, so ging die Zahl der Besucher außerordentlich zurück, zum Teil auch wohl aus dem Grunde, weil die Gewerbeschule nicht den Namen einer polytechnischen Schule, den die anderen höheren Gewerbeschulen Deutschlands bereits führten, annahm und deshalb vielfach für eine Handwerkerschule gehalten wurde. Als ein Mißgriff muß es betrachtet werden, daß man infolge des Rückgangs der Schule diese zu einer „Technischen Schule“ umgestaltete, anstatt die vorhandenen Lücken auszufüllen und die Anstalt so auf gleiche Stufe mit den anderen technischen Bildungsanstalten zu stellen. In ihrer neuen Form bot die Schule für die auf eine höhere Bildung angewiesenen Techniker zu wenig, für die zukünftigen Baugewerkmeister und Bauaufseher dagegen zu viel. Der weitere Rückgang der Schule führte im Jahre 1868 zu einer Neuorganisation, wobei es nun allerdings möglich war, die bisher bei den übrigen polytechnischen Schulen gemachten Erfahrungen zu verwerten. Die Anstalt wurde zu einer polytechnischen Schule mit dem Charakter einer Hochschule erhoben, der Universität gleichgestellt und erhielt sechs Abteilungen: die allgemeine Schule, die Bauschule, die Ingenieurschule, die Maschinenbauschule, die chemisch-technische Schule und die landwirtschaftliche Schule.

Entwickelung der techn. Bildungsanstalten in d. 60 er Jahren.

Neuorganisation der Darmstädter Hochschule 1868.



Das Münchener Polytechnikum.

Fast zu derselben Zeit erfolgte die Neuorganisation der **Münchener Schule**, deren Anfänge in der 1827 gegründeten polytechnischen Zentralschule zu suchen sind. Dieselbe wurde 1833 mit der kameralistischen Fakultät der Universität München verbunden. Jedoch schon 1840 wurde diese Verbindung aufgehoben und durch einen Ingenieurkursus an der polytechnischen Schule ersetzt. Die 1864 ergangene technische Schulordnung, welche sich auch auf die anderen beiden polytechnischen Schulen zu Nürnberg und Augsburg bezog, änderte wenig, erst das Jahr 1868 brachte eine vollständige Neugestaltung, durch die Nürnberg und Augsburg zu Industrieschulen umgewandelt wurden, während München den Charakter einer **technischen Hochschule** erhielt. Es wurden fünf Abteilungen errichtet: die allgemeine Schule, die Ingenieur- und die Hochbauschule, die mechanisch-technische und die chemisch-technische Schule.

Neugestaltung der Münchener Schule 1868.

Bereits vier Jahre früher als München und Darmstadt war **Karlsruhe** in seinem Verfassungsstatut vom Jahre 1865 zu einer Hochschule erklärt und dadurch im Range den Universitäten gleichgestellt worden, während **Dresden** trotz einer Neuorganisation von demselben Jahre, in welcher das Reifezeugnis einer Realschule oder eines Gymnasiums als Aufnahmebedingung festgesetzt wurde, erst durch das Verfassungsstatut vom Jahre 1870 dem Range nach zu einer technischen Hochschule erhoben wurde.

Karlsruhe und Dresden, techn. Hochschulen.

Von den preußischen Lehranstalten ist aus den sechziger Jahren zu berichten, daß Hannover vor allem den Unterricht im Bauingenieurwesen bedeutend erweiterte. Im Jahre 1868 wurde es neben der Berliner Bauakademie als Vorbildungsinstitut für die Staatsbaubeamten anerkannt. Das Berliner Gewerbeinstitut erhielt im Jahre 1860 eine neue Verfassung, welche den Studierenden das Recht der Lernfreiheit zuerkannte. Die rein wissenschaftlichen Fächer wurden von denjenigen getrennt, welche die Ausbildung für die einzelnen Zweige der Technik erstreben, und der Unterricht im Schiffbau eingeführt. Da das Gewerbeinstitut in der Folgezeit immer mehr den Charakter einer akademischen Lehranstalt annahm, so erhielt es 1866 den Namen „Gewerbeakademie" und wurde 1871 bei der Feier des fünfzigjährigen Bestehens für eine „**Technische Hochschule**" erklärt.

Entwickelung der Berliner Bauakademie zur techn. Hochschule 1875.

So sehen wir denn in dem siebenten Jahrzehnt die technischen Lehranstalten Deutschlands zielbewußt Wege betreten, deren Verfolg zu der im Anfange ungeahnten Bedeutung dieser Bildungsstätten führen mußte. Die zu Beginn der Entwicklung tastenden, unsicheren Schritte wandelten sich in eine stete, energische Vorwärtsbewegung, seitdem man die Aufgaben und die Ziele der technischen Wissenschaften klar erkannt hatte. Da man ferner einsah, daß die allgemein menschliche Bildung mit einer fruchtbringenden Fachbildung in steter Wechselwirkung stehe, so fing man an, allseitiger und nachhaltiger Gewicht darauf zu legen, daß die Techniker neben einer **vollendeten, echt wissenschaftlichen Fachbildung** auch eine **umfassende allgemeine Bildung** besäßen, und verschärfte demgemäß die Bedingungen für die Aufnahme. Um jedoch denen, welche den Aufnahmebedingungen nicht genügten, die Möglichkeit zu einer gründlichen technischen Ausbildung zu lassen, konnten dieselben als Hospitanten an den Vorlesungen und Übungen teilnehmen. In der Folgezeit brach sich auch die Überzeugung Bahn, daß die studierende Jugend durchweg von einem Geiste beseelt war, welcher Vertrauen verdiente. Außerdem war man sich dessen bewußt, daß die bloße Organisation der Fachschulen nicht imstande wäre, das ungeheure Gebiet der technischen Wissenschaften genügend einzuteilen, um den vielseitigen Anforderungen technischer Praxis zu genügen, und verstand sich so zur Gewährung der **Lehr- und Lernfreiheit**. Den heutigen Technischen Hochschulen kam man ferner auch schon dadurch näher, daß man fast allgemein ein vierjähriges Studium einführte und für diejenigen, welche sich nicht dem Staatsdienste widmen wollten, Absolutorialprüfungen, zum Teil auch schon Diplomprüfungen zum Ausweise der erlangten wissenschaftlichen Ausbildung einrichtete. Bezeichnend für diesen Zeitabschnitt ist es auch, daß man immer mehr darnach hinstrebte, die unmittelbare Leitung der Anstalten in die Hände ihrer eigenen Organe, der Direktoren und der

Vorstände der einzelnen Abteilungen, zu legen. Eine weitere Fürsorge für die Ausbildung der Wissenschaften ist auch darin zu erblicken, daß man das Institut der Privatdozenten einführte und ihre Habilitation unter Zuweisung der für ihre Kollegien eingehenden Unterrichtsgelder zuließ.

Fortschritte in den 70er Jahren.

Der in den sechziger Jahren betretene Weg zum weiteren Ausbau der technischen Bildungsanstalten wurde in dem folgenden Jahrzehnt energisch verfolgt und führte auch zu einem gewissen Abschluß der Entwicklung, welcher dadurch zum Ausdruck gebracht wurde, daß zum Schluß der siebziger Jahre fast alle Anstalten die amtliche Bezeichnung „Technische Hochschule" erhielten. Die allgemeinen Klassen, die bei einem Teile der Hochschulen noch bestanden und gewissermaßen eine Vorschule bildeten, wurden aufgehoben und an ihre Stelle besondere Abteilungen für allgemeine Wissenschaften gesetzt. Der Grund dafür, daß man sich nicht schon früher zu diesem Schritte hatte entschließen können, ist in dem Umstande zu suchen, daß die außerpreußischen Realschulen sich noch nicht so weit entwickelt hatten, um eine genügende Vorbildung für das Studium der technischen Wissenschaften zu geben. Diese Aufgabe mußten daher die Hochschulen noch selbst übernehmen, und erst nach einer eingehenden Reform der Realschulen konnte man zur Aufhebung der allgemeinen Schule schreiten, die den Hochschulen lange Zeit hindurch den Charakter einer gewissen Zwiespältigkeit aufgedrückt hatte. Immer mehr sehen wir jetzt das Bestreben in den Vordergrund treten, das Maturitätsprinzip bei der Aufnahme der Studierenden nach Möglichkeit durchzuführen, ein Bestreben, das wesentliche Unterstützung durch die Vorschriften für die Baubeamten fast aller Staaten Deutschlands erhielt, nach welchen von ihnen als Vorbedingung das Reifezeugnis eines Gymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung gefordert wurde. Dort, wo noch keine Diplomprüfungen eingeführt waren, schuf man solche, wo sie bereits abgehalten wurden, erhöhte man die Anforderungen für die Zulassung zu denselben.



J. Kürschners Großphotographien. H. Pilger, Berlin

Die Technische Hochschule in Stuttgart.

Gründung und Entwickelung der Aachener Schule.

An all diesen Fortschritten nahm die inzwischen im Jahre 1870 zu Aachen mit dem Charakter einer technischen Hochschule eröffnete polytechnische Schule teil. Ihr kamen von vornherein die Erfahrungen zu gute, welche man an den verwandten Anstalten gemacht hatte, und so blieb ihr der mühselige Weg der Entwicklung erspart, den jene hatten zurücklegen müssen. Zu Anfang war hier der Unterricht der Architekten und Ingenieure zu einer Fachschule vereinigt, bald jedoch schritt man zur Einrichtung besonderer Abteilungen für beide Fachrichtungen. Ebenso trat an die Stelle der allgemeinen Schule eine Abteilung für allgemeine Wissenschaften, insbesondere für Mathematik und Naturwissenschaften. Überhaupt finden wir eine große Übereinstimmung in dem Ausbau dieser Anstalt mit demjenigen der Hochschulen zu Hannover und zu Berlin. Hier hatten schon seit geraumer Zeit ernste Erwägungen darüber stattgefunden, ob es nicht ratsam wäre, die Bauakademie und die Gewerbeakademie zu einer Anstalt zu vereinigen, da sich beide mit der Zeit in ihrer Organisation, ihren Aufgaben und ihren Zielen immer näher gerückt waren. Zwar waren an der ersteren vornehmlich Architektur und die Bauingenieurwissenschaften, an der letzteren Maschineningenieurwesen, Chemie und Hüttenkunde in den Lehrplan aufgenommen, doch bildeten auf beiden die mathematischen und andere allgemeine Wissen-

schaften in gleicher Weise die Grundlage zu den eigentlichen Fachstudien. Eine Vereinigung beider mußte daher unbedingt zu einer Ersparnis an Lehrkräften führen, und die dadurch verfügbaren Mittel konnten zu einer weiteren Ausgestaltung des Unterrichts verwandt werden. Der Plan kam im Jahre 1879 zur Ausführung, indem durch ein provisorisches Verfassungsstatut die Vereinigung der Anstalten ausgesprochen und dem neuen Institut der Name „Technische Hochschule" gegeben wurde. Im Jahre 1882 wurde das provisorische Statut durch das noch jetzt in Kraft stehende ersetzt, wie überhaupt die meisten der heut noch giltigen Verfassungen der Hochschulen aus dem Anfang der achtziger Jahre stammen.

Bemerkenswert ist es, daß sich gerade zu dieser Zeit eine große Abnahme in der Zahl der Studierenden an allen deutschen technischen Hochschulen zeigt. Nach dem riesenhaften Aufschwunge der Bauthätigkeit, insbesondere im Eisenbahnbau, welcher Ende der sechsziger Jahre und nach dem französischen Kriege zu verzeichnen war, fand ein sehr starker Andrang zu den technischen Hochschulen und demgemäß eine Überproduktion an Technikern statt. Die Unterbringung derselben in der Praxis machte demnächst große Schwierigkeit, und es erfolgte nun ein Rückschlag, der den Besuch der technischen Hochschulen wesentlich beeinträchtigte. Dieser Zustand dauerte jedoch nur ganz kurze Zeit, denn der ungeheure Aufschwung der Technik in den beiden letzten Jahrzehnten forderte neue Kräfte, die ihre Vorbildung nur auf den technischen Hochschulen erlangen konnten. Die Zahl der Studierenden der Hochschulen wuchs daher bald wieder und erreichte bei ständigem Wachsen bis zur Jetztzeit eine fast ungeahnte Höhe, sodaß man in Preußen die Gründung einer vierten Hochschule zu Danzig beschloß. Im Winterhalbjahr 1898/99 betrug die Hörerzahl in Berlin nahezu 3500, in Karlsruhe etwa 1100, in Hannover 1200, in Aachen nahezu 500. Die Hochschulen mußten vielfach vergrößert, ihre Unterrichtspläne bedeutend erweitert werden. Die Entwickelung der deutschen Kriegs- und Handelsflotte trug wesentlich zum Ausbau des Unterrichts im Schiff- und Schiffsmaschinenbau bei. Ferner hatte die Elektrotechnik durch die epochemachenden Entdeckungen der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Elektrizität und der Nutzbarmachung des dynamo-elektrischen Prinzips einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die elektrische Beleuchtung und die elektrische Kraftübertragung standen im Vordergrunde des Interesses bei Technikern und Laien. In richtiger Würdigung dieses jüngsten Zweiges technischer Thätigkeit wurden in den achtziger Jahren an allen Hochschulen Vorlesungen aus dem Gebiete der Elektrotechnik eingeführt, deren Vermehrung dann bald zur Einrichtung einer neuen Abteilung führte. Diese war an einzelnen Hochschulen, wie Aachen und Karlsruhe, eine selbständige, bei den anderen wurde sie in die Abteilung für Maschineningenieurwesen eingegliedert. Zugleich wurden auch fast überall elektrotechnische und elektrochemische Laboratorien ins Leben gerufen. Da ferner in der Neuzeit bei dem Unterricht im Maschinenbau das bisher vorherrschende Prinzip der theoretischen zu Gunsten einer praktischen Lehrmethode zurückgedrängt wurde, so schritt man in den letzten Jahren an einzelnen Hochschulen auch zur Einrichtung von Maschinenlaboratorien. Nichts wurde unterlassen, was zur Förderung und Vertiefung der technischen Wissenschaften führen konnte, sodaß sich am Schlusse des Jahrhunderts die Hochschulen ebenbürtig den obersten Bildungsstätten des Landes, den Universitäten, an die Seite stellen konnten.

Entwickelung bis zur Gegenwart.

Als Zweck und Aufgabe der technischen Hochschulen hatte es sich im Laufe der Entwickelung laut ihren Verfassungsstatuten herausgestellt, „für den technischen Beruf im Staats- und Gemeindedienst, wie im industriellen Leben die höhere Ausbildung zu gewähren, sowie die Wissenschaften und Künste zu pflegen, welche zu dem technischen Unterrichtsgebiet gehören". Die verschiedenen technischen Berufszweige finden in entsprechenden Abteilungen und dem Lehrkörper ihre Vertretung. Gewöhnlich bestehen die Hochschulen aus den Abteilungen für Architektur, für Bauingenieurwesen, für Maschineningenieurwesen, für Chemie und Hüttenkunde und für allgemeine Wissenschaften. Außerdem sind Schiff-

Einrichtung der Hochschulen.

und Schiffsmaschinenbau sowie Elektrotechnik in eine der Abteilungen eingefügt oder bilden für sich je eine besondere Abteilung. Unter den Unterrichtsgegenständen der allgemeinen Abteilung finden wir vor allem Mathematik und Naturwissenschaften, sodann aber auch die neueren Sprachen, Philosophie, Rechtskunde, Verwaltungs- und Staatswissenschaft und Volkswirtschaftslehre. Die letztgenannte Abteilung soll neben der erforderlichen Vorbildung für die Fachstudien eine gediegene allgemeine Bildung verleihen, da ja die Studierenden auch dazu herangebildet werden sollen, später wirksame Räder in dem Triebwerk der leitenden Gesellschaftsschichten zu werden und für die Förderung der allgemein menschlichen, der sozialen und staatlichen Interessen thätig zu sein. Es soll ihnen daher ein Einblick gewährt werden in die rechtliche Ausgestaltung des privatwirtschaftlichen wie des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens und insbesondere in diejenigen Rechtsgebiete und Rechtsnormen, welche für die Weiterentwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse von Bedeutung sind. Einige technische Hochschulen dienen neben der Ausbildung in den oben bezeichneten technischen Berufszweigen noch der Ausbildung in anderen Fächern, wie z. B. dem Kameral- und Forstfache, dem Bergfache und der Landwirtschaft, um in den betreffenden Staaten die Errichtung besonderer Fachschulen zu vermeiden, doch sind diese Nebenaufgaben von keiner weiteren Bedeutung für die Hochschulen.

Abteilungen.



Verlag von Zedler u. Vogel Darmstadt.

Das Polytechnikum in Braunschweig.

Wie die Universitäten, so sind auch die technischen Hochschulen vom Staate unterhaltene Anstalten und unterstehen überall unmittelbar den obersten Landesbehörden. Sie sind fast durchweg in der ersten Kammer des Landes vertreten, auch erfolgte in Preußen im Jahre 1898 die Berufung je eines Mitgliedes der drei technischen Hochschulen als Vertreter der Anstalt in das preußische Herrenhaus auf Lebenszeit. Die unmittelbare Leitung der Hochschule liegt in der Hand eines **Rektors** oder Direktors, dem ein Ausschuß aus der Gesamtheit der ordentlichen Professoren, meist **Senat** genannt, sowie Verwaltungsbeamte zur Seite stehen. Der Rektor wird vom Landesfürsten nach vorangegangener Wahl durch die Professoren auf ein Jahr oder eine bestimmte Zeitperiode ernannt. Als Zeichen seiner Würde trägt er eine goldene Kette mit Medaille, außerdem führt er in Berlin den Titel Rector magnificus. Ihm liegt die Vertretung der Hochschule ob. Außerdem werden für die einzelnen Abteilungen, welche den Fakultäten an den Universitäten entsprechen, jedoch nicht so scharf wie diese von einander getrennt sind, Vorstände gewählt. Diese haben für die Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit des Lehrgangs innerhalb ihrer Abteilungen zu sorgen, auf Lücken und Mängel aufmerksam zu machen, Studienpläne zu entwerfen und andere Verwaltungsgeschäfte zu erledigen. Ferner haben sie Vorschläge zu machen für die Berufung neuer Lehrkräfte. Der **Lehrkörper** setzt sich aus ordentlichen und außerordentlichen Professoren, Privatdozenten und Assistenten zusammen. Die Dozenten sind, soweit sie etatsmäßige Stellen bekleiden, pensionsberechtigte Staatsbeamte mit einem festen Gehalt, beziehen aber außerdem noch einen Teil der Kollegiengelder, während die Einnahmen der Privatdozenten lediglich aus dem für ihren Unterricht eingehenden Honorar bestehen. Die Aufgabe der Dozenten ist es, die ihnen über-

Verwaltung.

Der Lehrkörper.

tragenen Vorlesungen abzuhalten, sodann aber auch, Wissenschaft und Kunst unmittelbar, also abgesehen vom Unterricht, zu pflegen, weiter zu entwickeln, die Ergebnisse zu sammeln und zu sichten.



Kunstanstalt Lauß u. Isenbeck, Darmstadt.

Die technische Hochschule in Darmstadt.

Dem Entwicklungsgang der technischen Hochschulen entsprechend zerfallen die Hörer in Studierende und Hospitanten, doch sind die Aufnahmebedingungen für die Studierenden an den einzelnen Anstalten noch verschieden. Im allgemeinen ist allerdings die Bestimmung getroffen, daß als Studierende, und zwar mit der späteren Berechtigung zur Ablegung der Staatsprüfungen im Baufache, nur Schüler mit dem Reifezeugnisse eines Gymnasiums oder Realgymnasiums zuzulassen sind, doch soll auch das Reifezeugnis einer Anstalt mit siebenjährigem Lehrkursus und ebenso der Nachweis des an einer neunjährigen Anstalt zurückgelegten siebenjährigen Kursus (Primareife) noch ausnahmsweise bis auf weiteres zur Zulassung als Studierender berechtigen, allerdings nur mit der sogenannten kleinen Matrikel und nur mit der Aussicht, nach vollendetem Studium die Diplomprüfungen ablegen zu können. Von den Hospitanten wird der Nachweis genügender Vorbildung, zum mindesten der Besitz des Berechtigungszeugnisses zum einjährig-freiwilligen Militärdienst, verlangt. Die Aufnahme erfolgt durch Erteilung der Matrikel, deren Giltigkeit sich auf vier Jahre erstreckt, nach Umständen aber verlängert werden kann. Jeder Studierende hat nach freier Wahl einer bestimmten Abteilung beizutreten. Da nun die Besucher der Hochschulen neben ihren Studien gewöhnlich die Sommerferien zum praktischen Arbeiten in Werkstätten und Fabriken benutzen, so sind die Sommerferien länger als an den Universitäten, die Osterferien dafür aber etwas kürzer.

Hörer und Aufnahmebedingungen.

Ferien.

Der Unterricht besteht aus Kollegien, Übungen im Entwerfen und Konstruieren und aus praktischen Übungen in den Laboratorien. Die Studierenden sind in der Auswahl der Vorlesungen unbeschränkt, doch wird ihnen die Befolgung der für die einzelnen Studienzweige ausgearbeiteten Lehrpläne empfohlen, nach denen im allgemeinen ein vierjähriges Studium vorgesehen ist. Wie es sich ja nun von selbst versteht, daß der Chemiker seine Ausbildung hauptsächlich im Laboratorium erhält, so ist man in der letzten Zeit dazu gekommen, auch bei den anderen Fachrichtungen ein großes Gewicht auf die praktischen Arbeiten im Laboratorium zu legen, bei denen die Studierenden in kleinen Gruppen Übungen in Untersuchungen und Messungen an Maschinen vornehmen. Das Unterrichtsziel dieser Übungen kann zwar nicht darin liegen, den gesamten Vorrat an thatsächlichen Erfahrungen, von welchem der heutige Maschinenbau Gebrauch macht, oder auch nur einen wesentlichen Teil davon jeden Studierenden von neuem erleben zu lassen, um ihn so von der Zuverlässigkeit früherer Beobachter unabhängig zu machen, es soll vielmehr nur der Sinn für die experimentelle Untersuchung angeregt und insoweit entwickelt werden, daß der künftige Ingenieur spätere Anlässe und Gelegenheiten zur Vornahme belehrender oder geschäftlich notwendiger Experimente richtig erledigen und wissenschaftlich verarbeiten, d. h. für neue Aufgaben nutzbar machen lernt. Professor Riedler sagt in seiner Rede zum Antritt des Rektorats an der Berliner Hochschule:

Der Unterricht.

„Die Notwendigkeit der wissenschaftlichen Forschungsarbeit für unsere ganze Thätigkeit hat dazu geführt, daß beispielsweise die Abteilung für Maschineningenieurwesen eine große Erweiterung ihrer Laboratorien erfahren hat. Sie muß, um in der Materialienkunde, Maschinenlehre, Wärmemechanik und Elektromechanik überhaupt wissenschaftliches Verständnis zu ermöglichen, durch Laboratoriums-Übungen richtige Beobachtung und Schlußfolgerung und wissenschaftliche Forschung lehren."

Zum Nachweise des Erfolges der Studien können **Prüfungen** abgelegt werden, welche teils im Auftrage und unter Mitwirkung der Staatsbehörden, teils lediglich von Professoren der Hochschule abgehalten werden. Auf Grund vollständiger Ablegung der Hochschulprüfungen, nämlich einer Vorprüfung in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern, einer akademischen Schlußprüfung in den Fachkenntnissen und einer selbständigen Arbeit, der Diplomarbeit, erteilt die Hochschule Diplome, welche beurkunden, daß der Inhaber für sein Fach wissenschaftlich und technisch gebildet ist. Leider war es bis noch vor ganz kurzer Zeit trotz oft wiederholter Bemühungen nicht gelungen, einen Titel zu finden, welcher das mit einer solchen Prüfung wohlverdiente Anrecht auf wissenschaftliches Ansehen in erwünschter Weise zum Ausdruck bringt. Die **Diplomprüfung** wird vielfach in den Abteilungen abgelegt, für die es keine Staatsprüfungen giebt, wie in der chemischen, oder in denen ein großer Teil der Studierenden sich der Privatindustrie zuwendet, wie in der Abteilung für Maschineningenieurwesen. Wer in Berlin die Diplomprüfung innerhalb der Fachgebiete der Abteilungen für Maschineningenieurwesen, Chemie und Hüttenkunde mit Auszeichnung besteht, kann ein Reisestipendium von 1500 Mark erhalten. An Diplomierte aller Fachgebiete können, sofern sie die Prüfung mit Auszeichnung bestanden haben, silberne Preismedaillen verliehen werden. In Dresden können an solche, die die Diplom- oder erste Staatsprüfung mit vorzüglichem oder sehr gutem Erfolge bestanden haben, Reisestipendien bis zu 1200 Mark verliehen werden. Auch in Stuttgart ist das Bestehen einer Diplom- oder ersten Staatsprüfung Voraussetzung zum Genuß eines Reisestipendiums, in der Regel nicht unter 1000 Mark.

Diplomprüfung.

Eine Lösung der leidigen Titelfrage und zugleich eine hohe Anerkennung für die technischen Hochschulen brachte gelegentlich der Feier des hundertjährigen Stiftungsfestes der Berliner Hochschule im Oktober 1899 der folgende Erlaß des Kaisers:

„Auf den Bericht vom 6. d. Mts. will Ich den Technischen Hochschulen in Anerkennung der wissenschaftlichen Bedeutung, welche sie in den letzten Jahrzehnten neben der Erfüllung ihrer praktischen Aufgaben erlangt haben, das Recht einräumen: 1) auf Grund der Diplom-Prüfung den Grad eines **Diplom-Ingenieurs** (abgekürzte Schreibweise, und zwar in deutscher Schrift: Dipl.-Ing.) zu erteilen, 2) Diplom-Ingenieure auf Grund einer weiteren Prüfung zu **Doktor-Ingenieuren** (abgekürzte Schreibweise, und zwar in deutscher Schrift: Dr.-Ing.) zu promovieren, und 3) die Würde eines **Doktor-Ingenieurs** auch **Ehren halber** als seltene Auszeichnung an Männer, die sich um die Förderung der technischen Wissenschaften hervorragende Verdienste erworben haben, nach Maßgabe der in der Promotions-Ordnung festzusetzenden Bedingungen zu verleihen."

Erteilung des Doktorgrades.

Neues Palais, den 11. Oktober 1899.

gez. **Wilhelm R.**

ggez. Studt.

Außer den erwähnten Diplomprüfungen bilden die **Staatsprüfungen** den Abschluß der Studien, doch ist für die Zulassung zu diesen das Reifezeugnis eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung Vorbedingung. Für Baiern gelten allerdings die Diplomprüfungen in München zugleich als erste Staatsprüfung für das Bau- und Maschinenfach. Die Staatsprüfungen bestehen aus einer Vorprüfung und zwei Hauptprüfungen, die Maschineningenieure müssen außerdem noch die Prüfung als Lokomotivführer ablegen. Ferner ist für

Die Staatsprüfungen.

die Studierenden des Maschinen-, Schiff- und Schiffsmaschinenbaufaches die Ableistung eines praktischen Elevenjahres erforderlich. Nach der ersten Hauptprüfung, die frühestens nach Ablauf von vier Studienjahren stattfinden kann, erfolgt die Ernennung zum Regierungs-Bauführer bezw. Kaiserlichen Marine-Bauführer, nach der zweiten Hauptprüfung die Ernennung zum Regierungs-Baumeister bezw. Kaiserlichen Marine-Baumeister. Die Vorprüfung ist ähnlich derjenigen der Diplomprüfungen,



J. Kürschners Originalphotographien. P. Hillger, Berlin.
Große Baugewerkschule in Karlsruhe.

die Hauptprüfungen erstrecken sich auf Klausurarbeiten und eine mündliche Prüfung; zur zweiten Hauptprüfung gehört außerdem noch als häusliche Probearbeit die Bearbeitung eines größeren Entwurfes nach gegebenem Programme, für welche eine Frist von neun Monaten vorgesehen ist. Seit diesem Jahre haben die Schiffs- und Schiffsmaschinenbauführer vor ihrer Ernennung außerdem den Nachweis der Befähigung zum Leutnant zur See der Reserve des Seeoffiziercorps zu erbringen. Die Prüfungen für den Staatsdienst im Baufache stimmen in den wesentlichsten Punkten für alle deutschen Bundesstaaten überein, Braunschweig und Preußen erkennen sie gegenseitig an. Bei ausgezeichnetem Bestehen der Prüfungen können Reisestipendien und silberne Preismedaillen verliehen werden.

Wenn man bedenkt, daß die meisten Bauführer im Staatsdienste während ihrer zweijährigen bezw. dreijährigen weiteren Ausbildung und während des Baumeisterexamens, das etwa ein Jahr in Anspruch nimmt, noch keine Einkünfte haben, so muß das Studium eines technischen Faches dem Universitätsstudium gegenüber als ein ziemlich teures bezeichnet werden, da für die Studiendauer im Durchschnitt etwa 1000 Mark an Honorar zu zahlen sind. Hierzu kommt noch die Anschaffung von Büchern und von Zeichenutensilien, welche die nicht geringe Ausgabe von etwa 500 Mark erfordert. Allerdings werden die weniger Bemittelten durch verschiedene Benefizien unterstützt, durch Erlaß des Honorars, durch einmalige Geldunterstützungen und durch Stipendien, deren es eine ganze Reihe giebt. Auch die Lösung von Preisaufgaben, die von den meisten technischen Hochschulen ausgeschrieben werden und deren eigentlicher Zweck es ist, zu besonderen Studien anzuregen und aufzumuntern, ermöglicht den Studierenden das Erlangen von Geldmitteln. Ferner sind an allen Hochschulen für die Studierenden Krankenkassen eingerichtet, die ihnen im Falle einer Erkrankung wesentliche Unterstützungen gewähren.

Kosten des Studiums.

Benefizien.

Diese Krankenkassen stehen meist in Verbindung mit den an allen Hochschulen bestehenden Vereinen oder Verbänden der Studierenden, welche durch einen Ausschuß vertreten werden. Die Ausschüsse sind eine Folge des Emporblühens der Vereine und Verbindungen, die nach Gewährung der akademischen Freiheit in großer Zahl an den Hochschulen ins Leben gerufen wurden. So sehen wir denn auch, daß ein Teil dieser Ausschüsse reine Korporationsausschüsse sind, während sie an anderen Hochschulen in allgemeinen, von allen Studierenden besuchten Studentenversammlungen gewählt werden. — Ein Verkehr zwischen diesen Ausschüssen hatte schon lange bestanden, doch trat man dem Gedanken der Gründung eines „Verbandes der Studierenden deutscher technischer Hochschulen“ erst 1895 anläßlich der Huldigungsfahrt der deutschen Studentenschaft nach Friedrichsruh zum Fürsten Bismarck näher. Der Plan, welcher in einer Vertreterversammlung am 31. März besprochen wurde, fand allgemeine Zustimmung, und die Hochschulen Darmstadt und Hannover wurden sofort mit der Aus-

Die Ausschüsse an den Hochschulen.

Verband der Ausschüsse.

arbeitung der Verbandssatzungen betraut. Am 13. Juli 1895 versammelten sich die Abgeordneten der einzelnen Hochschulen zu einer ersten Vertreterversammlung in Darmstadt, in der die vorgelegten Statuten endgiltig genehmigt wurden. Nach diesen Statuten bezweckte der Verband unter Ausschluß politischer und religiöser Tendenzen einen engen Zusammenschluß sämtlicher deutschen technischen Hochschulen, um in Sachen von gemeinsamem Interesse durch gemeinsames, einiges Vorgehen schneller und sicherer zum Ziele zu gelangen. Es wurde bestimmt, daß die ordentlichen Versammlungen regelmäßig im Laufe des Sommersemesters in Eisenach stattfinden sollten. Die Vorortschaft wechselte jährlich mit Beginn des Wintersemesters in alphabetischer Reihenfolge der Hochschulen. Als offizielles Organ dienten dem Verbande die in Hannover wöchentlich einmal erscheinenden „Akademischen Mitteilungen". Die zweite Vertreterversammlung, welche sich mit der Maturitäts- und der Ausländerfrage an den deutschen technischen Hochschulen beschäftigte, fand am 22. August 1896 zu Eisenach statt; die dritte tagte Ende August 1897 und hatte zum Gegenstande der Besprechung abermals die Ausländerfrage, sodann auch die Titelfrage. Da es sich jedoch herausstellte, daß die Bestrebungen des Verbandes von keinem Erfolge gekrönt waren, so trat Berlin im Juli 1898 aus dem Verbande unter Veröffentlichung einer Denkschrift aus, worin es die Mißerfolge des Verbandes als Grund seines Austritts bezeichnete. Doch schon im Oktober 1899 fand gelegentlich der Feier des hundertjährigen Stiftungsfestes der Berliner Hochschule eine Neugründung des Verbandes statt; dieses Mal wurde aber als Zweck des Verbandes nur eine würdige Vertretung und ein enger Zusammenschluß der Hochschulen aufgestellt.

Die Korporationsverbände.

So finden wir denn, weit mehr als auf den Universitäten, auf den technischen Hochschulen unter den Studierenden das Bestreben ausgebildet, ein gemeinsames Ganzes zu bilden, um nach außen hin als eine große Körperschaft auftreten und sich so besser Ansehen und Anerkennung verschaffen zu können. Es ist dies um so höher zu schätzen, als an den Hochschulen die verschiedensten Korporationen mit den verschiedenartigsten Prinzipien bestehen. Wie an den Universitäten, sehen wir auch hier die Korporationen mit gleichen Tendenzen zu größeren Verbänden sich zusammenschließen. So traten am 29. Dezember 1863 die Corps der Hochschulen Karlsruhe, Stuttgart und Zürich zu einem Bunde zusammen, dem sie den Namen „Allgemeiner Senioren-Convent" (A. S.-C.) gaben. In den siebziger Jahren traten die Corps der übrigen technischen Hochschulen, auch diejenigen der Bergakademien, dem Verbande bei, der in der Folgezeit den Namen „Weinheimer Senioren-Convent" annahm und sich alljährlich zu einer Vertreterversammlung der Corps in Weinheim an der Bergstraße versammelte. Unzufriedenheit einzelner Corps mit der Organisation und der von vielen gehegte Wunsch, einen Verband allein der Corps auf technischen Hochschulen zu bilden, führte im Jahre 1883 zur Auflösung des W. S.-C., doch wurde er bereits im nächsten Jahre von den Corps der Hochschulen Stuttgart, Hannover und Braunschweig wieder ins Leben gerufen. Zur Zeit umfaßt er die Corps sämtlicher Hochschulen mit Ausnahme von München.

Weit jünger als der Verband der Corps ist derjenige der Burschenschaften. Diese gründeten 1889 den Niederwald-Deputierten-Convent, der jedoch schon 1896 wieder aufgelöst wurde. Noch in demselben Jahre traten die Burschenschaften mit maturer Grundlage zum „Germania-Deputierten-Convent" zusammen. Der bei der Gründung angenommene Name wurde nachträglich in „Binger Deputierten-Convent" umgewandelt, da alljährlich in Bingen am Rhein die Vertreter zu einer Versammlung zusammenkommen. Zum B. D.-C gehören zur Zeit sieben Burschenschaften auf sechs Hochschulen.

An farbentragenden Verbänden ist sodann noch der 1895 gegründete Auerbacher Landsmannschaft-Senioren-Convent zu nennen, dem fünf Landsmannschaften auf drei Hochschulen angehören. Wie die beiden andern genannten Verbände giebt auch dieser unbedingte Satisfaktion und schlägt Bestimmungsmensuren.

Das Prinzip der unbedingten Satisfaktion vertritt auch der im Jahre 1885 gegründete **Fuldaer Vertreter-Convent**, ein Verband von fünf nicht farbentragenden Verbindungen auf 4 Hochschulen.

Neben diesen Verbänden finden wir eine große Anzahl von Vereinen an den technischen Hochschulen, deren Gründung auf einen direkten Einfluß der an den Universitäten bestehenden Verbände zurückzuführen ist. Diese Vereine traten dann den betreffenden Verbänden bei, und so zählen denn z. B. der **Kyffhäuser-Verband** und der **Akademische Turn-Bund** eine ganze Reihe von Vereinen der technischen Hochschulen zu den ihrigen. Von besonderer Bedeutung ist der Akademische Turnbund, der durch Vereine fast an allen technischen Hochschulen vertreten ist, für diese dadurch geworden, daß er der erste Verband an den technischen Hochschulen war, welcher das Maturitätsprinzip streng durchführte.

Besonders deutlich zeigt den Einfluß der Korporationen der Universität auf die Bildung ähnlicher an den technischen Hochschulen die **Königl. Technische Hochschule in Berlin**, wo wir eine ganze Reihe von Korporationen finden, denen sowohl Studierende der Universität als auch der Hochschule angehören. Den größten Einfluß in studentischen Angelegenheiten haben sich hier die beiden nicht farbentragenden akademischen Vereine „**Hütte**" und „**Motiv**" und der „**Akademische Turnbund**" zu sichern gewußt, welche neben anderen Korporationen und der Wildenschaft stets je einen Vertreter, häufig sogar deren zwei in den Ausschuß der Studierenden entsenden. Berlin. Der A.V. Hütte (weiß-blau), der älteste Verein der Hochschule, ist von Euler, „dem Hüttenvater", 1846 gegründet, verfolgt gesellige und wissenschaftliche Ziele und besitzt ein eigenes Haus. Das hervorragendste vom A.V. Hütte herausgegebene Werk ist das Ingenieurtaschenbuch. Der A.V. Motiv (blau-gold), der ähnliche Bestrebungen hat, ist nicht viel später, nämlich 1847, gegründet worden. Der A.T.B. ist durch vier Vereine, den A.T.V. **Berlin**, den A.T.V. **Arminia**, den A.T.V. **Kurmark** und den A.T.V. **Cheruscia** (rot-weiß-orange, 1895) vertreten, von denen die drei ersten, alle mit den Farben schwarz-rot-gold, auch an der Universität bestehen und zusammen den A.T.B. Berlin bilden. Von den farbentragenden Korporationen sind zunächst zu nennen die vier Corps des W.S.C. **Rheno-Guestphalia** (1866, schwarz-rot-silber), **Saxonia** (1867, schwarz-grün-gold), **Guestphalia** (1870, grünweiß-schwarz) und **Pomerania** (1872, blau-weiß-gold), sodann die beiden Burschenschaften des B.D.C. **Gothia** (orange-weiß-schwarz, 1890) und **Baltia** (hellblau-weiß-dunkelblau, 1894), ferner die Burschenschaft **Cimbria** (weiß-schwarz-rot-weiß, 1888), die zum Allgemeinen Deputierten-Convent gehört, die Burschenschaft **Vandalia** (rot-gold-grün, 1893), Mitglied des Allgemeinen Deutschen Burschenbundes, und der A.T.V. **Stauffia** (schwarz-weiß-hellblau, 1897). Zu erwähnen sind ferner die F.V.C. Verbindung **Berolina** (blau-weiß-schwarz, 1886), der **Verein deutscher Studenten** (schwarz-weiß-rot, 1881), der Akademische Verein **Silesia** (hellblau-weiß-rosa, 1865) und eine ganze Reihe anderer wissenschaftlicher und geselliger Vereine.

Der in edler Kunstform gehaltene, gewaltige Monumentalbau der in Charlottenburg im Tiergarten zwischen dem Hippodrom und der Berlin-Charlottenburger Chaussee gelegenen Hochschule, ausgeführt nach Entwürfen von Lucae und Hitzig, wurde im Jahre 1884 durch Kaiser Wilhelm den Großen eingeweiht. Die Berliner Hochschule ist die bei weitem größte aller technischen Hochschulen Deutschlands und nimmt jetzt nahezu 3500 Studierende in ihren Mauern auf. Ihr Lehrplan weist insofern eine Verschiedenheit mit denjenigen der anderen Hochschulen auf, als hier der Schiff- und Schiffsmaschinenbau eine besondere Abteilung bilden. Da diese über die hervorragendsten Lehrkräfte und die vorzüglichsten Sammlungen verfügt, gewährt sie den Studierenden dieser Fachrichtung anderen Hochschulen gegenüber ganz bedeutende Vorteile. Doch auch alle anderen Abteilungen haben umfangreiche Sammlungen von bedeutendem Werte aufzuweisen, und die chemischen Laboratorien, das elektrotechnische und das Ingenieurlaboratorium sind aufs beste eingerichtet. Außerdem sind mit

der Hochschule verbunden die Prüfungsstation für Heizungs- und Lüftungseinrichtungen, die mechanische Werkstatt, die Königliche Prüfungsstation für Baumaterialien und die Königliche Mechanisch-Technische Versuchsanstalt, welche die Aufgabe hat, „Versuche im allgemeinen wissenschaftlichen und öffentlichen Interesse anzustellen und auf Grund von Anträgen der Behörden und Privaten Festigkeitsversuche auszuführen." Sie besteht aus der mechanisch-technischen Abteilung, einer Abteilung zur Prüfung von Papier und einer solchen zur Prüfung von Schmiermitteln.

Der Berliner Hochschule reiht sich würdig die Herzogl. Technische Hochschule Carola-Wilhelmina zu Braunschweig an die Seite. Sie feierte im Juli 1895 ihr hundertjähriges Jubiläum, wobei den zahlreich erschienenen Gästen Gelegenheit gegeben wurde, die Stadt sowie die Hochschule selbst mit ihren Sammlungen und Laboratorien zu besichtigen. Im Innern der Stadt, wo sie ihr interessantes, altdeutsches Bild treu bewahrt hat, bildeten die prächtigen Plätze und Kirchen einen Hauptanziehungspunkt, besonders die im Jahre 1172 von Heinrich dem Löwen begründete Domkirche mit den Grabdenkmälern und Wandgemälden und der alten Crypta, der Grabstätte für die Mitglieder des Braunschweigischen Fürstenhauses, von denen nicht weniger als neun den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden haben. Interessant war auch die Besichtigung der Kunstschätze des am Steinthor gelegenen, in stattlichen Gebäuden untergebrachten herzoglichen Museums. Vielfach besucht wurde die Hochschule selbst, das mineralogische Kabinet, das physikalische Kabinet mit seinen historischen Schätzen, die Maschinensammlung, der Saal für mechanische Technologie, die Architektursammlung und die Bibliothek.

Braunschweig.

Als eine eigenartige Einrichtung muß die an der Hochschule bestehende Abteilung für Pharmazie angesehen werden. Die Reichsapothekerprüfungen, die von einer mit der Hochschule verbundenen Prüfungskommission abgehalten werden, haben Giltigkeit für das deutsche Reich. Hier besteht auch die löbliche Vorschrift, daß neben den Lösungen der Preisaufgaben die besten selbständigen Arbeiten, die in einem der beiden chemischen Laboratorien und in dem physikalischen und elektrotechnischen Laboratorium im laufenden Studienjahre ausgeführt sind, prämiiert werden können.

Entsprechend der geringen Zahl an Studierenden, 382 im Sommersemester 1896, finden wir hier weit weniger Korporationen als in Berlin. Der W.S.C. ist durch die beiden Corps Rhenania (blau-gold-rot, 1855) und Teutonia (grün-weiß-rot, 1871) vertreten, der B.D.C. durch die Burschenschaft Thuringia (grün-weiß-blau, 1868) und die Burschenschaft Germania (schwarz-rot-gold, 1861), ferner bestehen noch die Freie Burschenschaft Alemannia (schwarz-rot-gold, 1875), die F.V.C. Verbindung Brunonia (schwarz-weiß-rot, 1878), die freie schlagende Verbindung Hercynia (grün-weiß-braun, 1866), der A.T.V Alania (rot-weiß-blau, 1888), der A.G.V. Brunsvigia (hellblau-gelb-hellblau, 1878), Mitglied des Deutschen Akademischen Sängerbundes, und einige andere, in den neunziger Jahren gegründete wissenschaftliche Vereine.

Die nächstälteste der Technischen Hochschulen ist die 1825 gegründete Großherzogl. Technische Hochschule zu Karlsruhe, der Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Baden, die etwa 10 km. östlich des Rheins in der Rheinebene am Saume des Hardtwaldes liegt. Der Bauplan der Stadt gleicht einem Fächer, dessen Ausgangspunkt das Schloß bildet, von wo die Straßen strahlenförmig auslaufen. Neben dieser in den älteren Stadtteilen streng durchgeführten eigenartigen Anlage sind breite gerade Straßen mit zahlreichen architektonisch bemerkenswerten öffentlichen Gebäuden und Privatbauten charakteristisch für das Äußere der Stadt. Zu Spaziergängen bietet der Stadtpark mit dem Stadtgartensee, der Schloßgarten, der Lautenberg und der Wildpark, zu Erbummeln Maxau mit den Rheinbädern, Durlach mit dem Turmberg, der Stutensee, ferner der Schwarzwald, der Odenwald und Heidelberg willkommene Gelegenheit.

Karlsruhe.

Die Hochschule, deren Hörerzahl im Jahre 1896 eine Höhe von über 800 erreichte, umfaßt neben den Abteilungen für allgemeine Wissenschaften, Architektur,

Ingenieurwesen, Maschinenwesen und Chemie noch besondere Abteilungen für Elektrotechnik und für Forstwesen. Eigenartig für die Hochschule ist es, daß sich die Studierenden außer den Diplomprüfungen für Bau- und für Maschineningenieurwesen, für Architektur, für Forstwesen und für Chemie, nach einem Studium von zwei Semestern an der Hochschule auch Fachprüfungen unterziehen können, durch welche sie ein ausführliches Zeugnis über die von ihnen erworbenen Kenntnisse in einer Gruppe von Lehrgegenständen erlangen können. Die Hochschule ist reich an Sammlungen für alle Lehrgegenstände, besitzt außerdem ein mechanisches und ein elektrotechnisches Laboratorium, chemische Laboratorien, ein botanisches und ein zoologisches Institut, sowie verschiedene andere Lehrmittel.

Akademische Verbände jeglicher Richtung finden wir an der Hochschule vertreten, so den W.S.C. durch die Corps Franconia (grün-weiß-rot, 1839), Bavaria (blau-gold-rot, 1847), Saxonia (grün-weiß-schwarz 1856), Alemannia, (weiß-blau-rosa 1860) und Frisia (hellblau-weiß-schwarz, 1860), den A.L.S.C. durch die Landsmannschaften Rhenania (blau-weiß-rot, 1873) und Obotritia (blau-gelb-rot, 1897), den A.T.B. durch den A.T.V. Cimbria (grün-gold-rot, 1895), den F.V.C. durch die Verbindung Cheruskia (blau-weiß-grün, 1870). Ferner finden wir den Karlsruher D.C., bestehend aus den Burschenschaften Arminia (schwarz-gold-blau, 1876), Germania schwarz-gold-rot, 1877) und Tuisconia (gold-weiß-violet, 1877), den Karlsruher V.C., gebildet von den schwarzen Verbindungen Fidelitas (schwarz-weiß-rot 1856), Palatia (rot-blau-weiß, 1871) und Sinapia (blau-weiß-gelb, 1871), die freie Burschenschaft Teutonia (schwarz-rot-gold, 1843), die Forstverbindung Hubertia (grün-gold-schwarz, 1868), die schwarze Verbindung Humpen (blau-weiß-orange, 1862), den Akademischen Architekten-Verein (blau-weiß-gold, 1835) und mehrere andere wissenschaftliche und gesellige Vereine.

Zwei Jahre später als die Technische Hochschule zu Karlsruhe, wurde die Königl. Technische Hochschule zu München gegründet, welche außer den üblichen Abteilungen noch eine landwirtschaftliche besitzt. Sie ist eine der besuchtesten Hochschulen Deutschlands und erreichte im Wintersemester 1897/98 eine Frequenz von 1928 Hörern, und zwar verteilten sich dieselben auf die einzelnen Abteilungen folgendermaßen: Die Allgemeine Abteilung hatte 411, die Ingenieur-Abteilung 348, die Hochbau-Abteilung 306, die Mechanisch-Technische Abteilung 679, die Chemisch-Technische Abteilung 145, die Landwirtschaftliche Abteilung 39. Davon waren 1345 Zuhörer aus Baiern, 293 aus dem übrigen Deutschland, die anderen waren Ausländer. Zu erwähnen ist dabei noch, daß im Sommer die Zahl der Nichtbaiern eine größere ist als im Winter, weil die Studierenden dann gern das herrlich gelegene München mit den anderen Hochschulen vertauschen. Von den Lehrmitteln sei hier neben den vorzüglichen Sammlungen das mathematische und das geodätische Institut, das physikalische, das elektrotechnische und das mechanisch-technische Laboratorium, das Laboratorium für theoretische Maschinenlehre, das mineralogische, das chemische, das elektrotechnische und das chemisch-technische Laboratorium, sowie dasjenige für Gasanalyse erwähnt.

München.

Neben den schon früher erwähnten Diplomprüfungen, die zugleich für die Kandidaten des Staatsbaufaches Geltung haben, werden in München Semestralprüfungen in den einzelnen Lehrgegenständen und auch theoretische Prüfungen im Berg-, Hütten- und Salinenfache für die Kandidaten im Staatsdienst abgehalten.

Die an der Hochschule bestehenden Corps und Burschenschaften gehören nicht den an den technischen Hochschulen gegründeten Verbänden an, nehmen vielmehr eine Sonderstellung ein. Der S.C. der Münchener Hochschule setzt sich zusammen aus den Corps Cisaria, (kirschrot-weiß-grün, 1851), Rheno-Palatia (hellblau-weiß-hellblau, 1858), Vitravia (dunkelblau-weiß-rosa, 1863) und Germania (blau-gold-rot, 1863), der D.C. aus den Burschenschaften Stauffia (schwarz-weiß-rot auf goldenem Grunde, 1893) und Gothia (karminrot-schwarz auf goldenem Grunde, 1896). Der A.T.B. ist durch den A.T.V. Agilolfia (rot-weiß-blau, 1878) vertreten. Ferner bestehen noch an

der Hochschule der Ingenieur-Verein, der Maschinen-Ingenieur-Verein, der Architekten-Verein, der Chemiker-Verein, der Polytechnische Klub, der Akademisch-Landwirtschaftliche Verein Agraria und der Katholische Studentenverein Erwinia.

Weit später als die übrigen höheren technischen Lehranstalten Deutschlands, erst im Jahre 1890, erhielt die Königl. Technische Hochschule zu Dresden die amtliche Bezeichnung „Technische Hochschule". Sie bezog im Jahre 1875 das jetzige neue Gebäude am Bismarckplatz, eine Zierde der Stadt, die wegen ihrer anmutigen Lage in einer reizenden Thalsohle an beiden Ufern der Elbe und wegen ihrer Kunstschätze von Herder das deutsche Florenz genannt worden ist. Auf dem linken Ufer treten die das Thal einfassenden Höhenränder ziemlich weit zurück, während sich auf dem rechten Ufer der Boden unmittelbar hinter der Stadt zu einer waldbedeckten Hochfläche erhebt. Der nach Süden gerichtete Abfall dieses Hochlandes gegen den Strom hin ist oberhalb der Stadt von Loschwitz bis Pillnitz stellenweise zur Weinkultur verwendet, und es bilden die in einer ununterbrochenen Reihe malerisch über die Gehänge zerstreuten Villen mit den Dörfern Loschwitz, Wachwitz, Niederpoyritz, Hosterwitz und Pillnitz eine Zierde des Elbthals. Auch die unterhalb der Stadt besonders auf dem rechten Elbufer gelegenen Anhöhen wurden früher zum Weinbau benutzt, dienen jetzt aber nach dem Auftreten der Reblaus zum Teil der Erdbeerzucht. Reiche Gelegenheit zu Erbummeln bietet sich daher den Studierenden, nahezu 800 im Jahre 1896 an der Zahl, die sich auch hier zu verschiedenen Vereinigungen zusammengeschlossen haben. So ist der W.S.C. durch die Corps Teutonia (schwarz-rot-weiß, 1859), Thuringia (schwarz-hellblau-weiß, 1866) und Marcomannia (karminrot-weiß-gold, 1860), der B.D.C. durch die Burschenschaft Cheruscia (schwarz-rot-gold, 1861), der A.T.B. durch den A.T.V. Germania (rot-weiß-grün, 1898), der Kyffhäuser-Verband durch den Verein Deutscher Studenten (schwarz-weiß-rot, 1895), der Akademische Sängerbund durch den A.G.V. Erato (blau-weiß-blau, 1861) vertreten. Der Maschinen-Ingenieur-Verein, der Chemiker-Verein, der Ingenieur-Verein und der Architekten-Verein haben sich zu einem Verbande wissenschaftlicher Vereine vereinigt.

Dresden.

Neben den sonst auf technischen Hochschulen eingerichteten Prüfungen werden hier auch Prüfungen für die Kandidaten des höheren Lehramtes der technischen und mathematisch-physikalischen Richtung abgehalten. Von den zur Verfügung stehenden Lehrmitteln mögen hier die Sammlungen und das elektrotechnische und die chemischen Laboratorien Erwähnung finden.

Dem Alter nach folgt die 1829 gegründete Königl. Technische Hochschule zu Stuttgart, der Haupt- und Residenzstadt Württembergs, vom Nesenbach durchflossen, der in der Vorstadt Berg in den Neckar mündet. Die Stadt liegt in einem weiten Thalkessel, von anmutigen Rebenhügeln und waldigen Höhen umgeben. Aus der um den Marktplatz gelegenen engen Altstadt mit der ländlichen Eßlinger und der „reichen" oberen Vorstadt entwickelte sich im neunzehnten Jahrhundert eine große regelmäßig gebaute, an großartigen Gebäuden reiche Stadt, die an der Entwicklung der italienischen Renaissance durch hervorragende Meister wichtigen Anteil hat. Auch die 1864 erbaute, 1879 erweiterte Hochschule ist im italienischen Renaissancestil aufgeführt. Hier finden neben den Studierenden der technischen Fächer auch die Pharmazeuten und die Kandidaten des höheren Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienstes ihre Ausbildung, ferner bereitet die Abteilung für Mathematik, Naturwissenschaften und allgemein bildende Fächer auf die realistischen Lehramtsprüfungen vor. Pharmazeutische Approbationsprüfungen werden an der Hochschule abgehalten. Reich an Sammlungen für alle Lehrfächer, besitzt sie außerdem Laboratorien für Physik, allgemeine Chemie, chemische Technologie und Elektrotechnik. Die Frequenzzahl beläuft sich auf etwa 600.

Stuttgart.

Von den Korporationen der Hochschule gehören die Corps Stauffia (schwarz-gold-schwarz, 1847) und Rhenania (rot-weiß-hellblau, 1859) zum W.S.C., die Landsmannschaft Saxonia (blau-weiß-rot, 1865) zum A.L.S.C. und der Akademische Liederkranz (blau-weiß, 1866) zum Akademischen Sängerbunde. Von den weiteren Ver-

einigungen sind noch zu nennen: das Corps Bavaria (hellblau-weiß-dunkelblau, 1886), die Freie Burschenschaft Alemannia (schwarz-gold-rot, 1866), die Landsmannschaft Ghibellinia (blau-rot-gold, 1862), Freischlagende Verbindung Ulmia (schwarz-weiß-schwarz, 1881), Akademische Verbindung Sonderbund (1859, Satisfaktion nur auf Säbel), Freie Akademische Verbindung Gothia (violett-weiß-rot, 1898), Verbindung Alania (grün-weiß-rot, 1870), sowie die schwarzen Korporationen: Verbindung Gaudeamus (schwarz-gold, 1868), Verbindung Hilaritas (schwarz-rot, 1873), Akademischer Verein Hütte (rot-weiß, 1870), Akademischer Architekten-Verein (schwarz-rot-schwarz, 1869), Akademischer Ingenieur-Verein (schwarz-rot), Mathematisch-Naturwissenschaftlicher Verein (1874), Verkehrswissenschaftlicher Verein (1888), Chemische Gesellschaft (schwarz-weiß-rot, 1871) und Akademischer Pharmazeuten-Verein (schwarz-weiß-grün, 1887).

Die zweitälteste der preußischen Technischen Hochschulen ist die 1831 gegründete Königl. Technische Hochschule zu Hannover, der Hauptstadt der Provinz Hannover. Die Stadt liegt in einer ebenen, wohl angebauten Gegend zu beiden Seiten der von hier aus schiffbaren Leine. Vom Nordwesten der Stadt aus führt eine prächtige vierfache Lindenallee durch Gärten hindurch nach dem Schloß Herrenhausen. Hannover Links von der Allee befindet sich die Villa Solms und der Georgenpark mit Teichen und Schloß, rechts der Marstall und das großartige fünftürmige Welfenschloß, das seit 1880 Sitz der Hochschule ist und zur Erweiterung derselben im Jahre 1895 auf dem westlichen Flügel des Hauptgebäudes einen umfangreichen Anbau erhielt. Die Technische Hochschule zu Hannover eilte in den sechziger Jahren den meisten anderen in der Entwicklung voran. Sie zählte im Wintersemester 1898/99 1197 Studierende einschließlich 339 Hospitanten und sonstige Hörer und verfügt neben reichen Sammlungen über Laboratorien für Physik, Elektrotechnik, für anorganische und für technische Chemie und Mineralogie. Die Prüfungen entsprechen den in Berlin eingeführten, doch stellt Hannover keine Preisaufgaben.

Von den in Hannover bestehenden Korporationen gehören dem W.S.C. an die Corps Saxonia (grün-weiß-schwarz, 1852), Slesvico-Holsatia (blau-weiß-rot, 1852), Visurgia (orange-weiß-schwarz, 1861), Alemania (grün-rot-gold, 1865) und Ostfalia (blau-weiß-orange, 1869). Ferner sind zu nennen die Burschenschaft Arminia (blau-rot-gold, 1898), Burschenschaft Germania (schwarz-rot-gold, 1891), das Corps Neo-Hannovera (rot-weiß-schwarz, 1866), die F.V.C.-Verbindungen Hannovera (rot-weiß-schwarz, 1866) und Armino-Hercynia (schwarz-rot-gold, 1873), Freie Turnerische Verbindung Macaria (blau-weiß-blau, 1888), Freie Turnerschaft Tuisco (rosa-weiß-moosgrün, 1892), Polytechnischer Gesang-Verein (hellblau-weiß-hellblau, 1848), Naturwissenschaftlich-Technischer Verein (schwarz-grün-gelb, 1874), Akademischer Verein Gothia (grün-weiß-gold, 1876), Akademischer Reit-Klub (1888), Verein Akademischer Radfahrer (grün-weiß-rot, 1886) und Akademischer Verein (1874).

Die Großherzogl. Technische Hochschule zu Darmstadt rechnet ihr Bestehen von der Gründung der höheren Gewerbeschule im Jahre 1836 in Darmstadt, der Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Hessen, die in der Mitte zwischen Darmstadt Rhein und Main gelegen ist, dort, wo die Vorhöhen des Odenwaldes und der Bergstraße in die Ebene übergehen. Die Umgebung der Stadt ist sehr waldreich und hat namentlich im Osten und Süden ausgedehnte Laubwaldungen mit schönen Partien und Spaziergängen. Beliebte Ausflugspunkte sind die Ludwigshöhe mit Aussichtsturm, Fasanerie und Einsiedel im Wildpark, Traisa und in größerer Nähe der Karlshof und das heilige Kreuz. An der Hochschule finden wir neben den Abteilungen für die technischen Wissenschaften Lehrfächer für Pharmazeuten und Geometer, es werden daher neben den Staatsprüfungen und den Diplomprüfungen für die Studierenden der technischen Fächer auch Staatsprüfungen für Pharmazeuten abgehalten, ferner außerordentliche Prüfungen, durch welche Studierende, welche nicht dem deutschen Reiche angehören, ein Zeugnis über die von ihnen erworbenen Kennt-

nisse in einer Gruppe von mindestens drei Lehrgegenständen erlangen können. Neben den Laboratorien für Physik und für alle Zweige der Chemie, für Elektrotechnik, für Maschinenmeßkunde und mechanisch-technologische Übungen bilden die reichen Sammlungen der Hochschule, sowie die Hofbibliothek, die Kunstsammlungen im großherzoglichen Museum und der Botanische Garten willkommene Lehr- und Bildungsmittel.

In Darmstadt, das über 1000 Studierende zählt, bestehen folgende Korporationen: Im W.S.C. befinden sich die Corps Hassia (grün-weiß-rot, 1840), Rhenania (violett-weiß-gold, 1872) und Franconia (schwarz-weiß-grün, 1889), dem A.L.S.C. gehören an die Landsmannschaften Hasso-Borussia (schwarz-weiß-orange, 1898) und Starkenburgia (blau-weiß-gelb, 1897), dem A.T.B. der A.T.V. Alemannia (blau-gold-rot, 1894), den Darmstädter D.C. bilden die Burschenschaften Germania (schwarz-dunkelrot-gold, 1845—79) und Rheno-Guestphalia (weiß-grün-rot, 1894), mit denen die Freie Burschenschaft Frisia (schwarz-weiß-blau, 1885) im Paukverhältnis steht. Die Akademischen Freischlagenden Verbindungen Chattia (blau-weiß-rosa, 1894) und Teutonia (karmoisinrot-weiß-gold, 1896) haben sich zum Darmstädter Verbands-Burschen-Convent zusammengeschlossen; außerdem bestehen an der Hochschule noch einige in den neunziger Jahren gegründete gesellige und wissenschaftliche Vereine.

Als jüngste reiht sich den anderen Hochschulen die Königl. Technische Hochschule zu Aachen an die Seite, die, im italienischen Renaissancestil erbaut, in der alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser im Oktober 1870 gegründet wurde, während sich jenseits der nahen französischen Grenze kriegerische Ereignisse abspielten. Die Stadt liegt in einem Thalkessel, welcher von der Wurm bewässert und von den Vorhöhen des Hohen Venn umgrenzt wird. Sie ist berühmt durch ihre Mineralquellen, Heilquellen ersten Ranges, welche schon die Römer benutzt haben. Eigenartig für diese Hochschule ist die Einrichtung von Lehrfächern für Bergbau und seit 1898 auch für Handelswissenschaften. Der Lehrplan für letztere bezweckt in einem zweijährigen Kursus eine Ausbildung der Studierenden entweder nach der rein kaufmännischen oder nach der kaufmännisch-technischen Seite, je nachdem der Studierende sich in reinen Handelsunternehmungen oder in der Leitung gewerblicher Unternehmungen bethätigen will. Was Prüfungen und Lehrmittel anbelangt, so gleicht die Aachener Hochschule denen in Berlin und Hannover. Bei einer Frequenzzahl von etwa 500 im Wintersemester 1898/99 hat sie die geringste Zahl von Korporationen unter den Hochschulen aufzuweisen: Die B.D.C.-Burschenschaft Alania (blau-rot-gold, 1876), Akademischer Architekten-Verein (blau-rosa-blau, 1873), Akademischer Verein Delta (schwarz-gold-rot, 1871), A.T.V. Rheno-Borussia (rot-weiß-rot, 1871), Akademischer Verein der Chemiker, Berg- und Hüttenleute (grün-weiß-rot, 1872), Akademischer Verein der Maschinentechniker (blau-weiß-schwarz, 1873), Akademischer Studenten-Verein Hollandia (rot-weiß-blau, 1885), Katholische Studenten-Verbindung Franconia (schwarz-grün-gold, 1898) und den Katholischen Studenten-Verein Carolingia (silber-blau-gold, 1871).

Aachen.





Bibliographie.*)

Zeitschriften.

Akademische **Monatshefte**, Organ der Corpsstudenten. Jg. 1. 1884 ff. Starnberg b. München. gr. 4°.

Akademische **Blätter**. Verbandsorgan der Vereine deutscher Studenten. Jg. 1. 1886/87 ff. Berlin. 4°.

Coburger **L. C.-Zeitung**. Jg. 1. 1886 ff. Magdeburg. 4°.

Burschenschaftliche **Blätter**. Jg. 1. 1887 ff. Berlin. 4°.

Allgemeine Deutsche **Universitäts-Zeitung**. Zeitschrift f. geistige Bestrebungen. Organ f. d. Interessen d. allgem. deutschen Studentenschaft. Jg. 1. 1887 ff. Berlin. 4°.

Academia. Monatsschrift des C.V. der katholischen deutschen Studentenverbindungen. Jg. 1. 1888/89 ff. Berlin. 4°.

Akademische **Monatsblätter**. Organ des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands. Jg. 1. 1888/89 ff. Groß-Strehlitz. 4°.

Kartell-Zeitung akademisch theologischer Vereine auf deutschen Hochschulen. Jg. 1. 1890/91 ff. Berlin. 4°.

Der **Schwarzburgbund**. Organ der vereinigten christlichen Studentenverbindungen Uttenruthia in Erlangen, Burschenschaft Germania in Göttingen, Tuisconia in Halle, Nordalbingia in Leipzig, Sedinia in Greifswald, Nicaria in Tübingen. (Als Hs. gedruckt). Jg. 1. 1891 ff. Dierdorf. 4°.

Hochschul-Nachrichten. Monatsübersicht über das gesamte Hochschulwesen des In- und Auslandes, hrsg. von Paul v. Salvisberg. Jg. 1. 1890 ff. München. 4°.

Akademische **Revue**. Zeitschrift f. d. internationale Hochschulwesen. Hrsg. v. Dr. Paul v. Salvisberg. Jg. 1—3. 1894/95—1896/97. München 1895—97. 4°.

Deutsche **Hochschulzeitung**. Unabhängiges Organ f. die studier. u. studierte Welt deutscher Zunge. Publikationsorgan d. Leipziger Finkenschaft. Jg. 1. 1896/97 ff. Leipzig. 4°.

Berliner **Hochschulzeitung**. Offizielles Organ der Berliner und Hallenser Finkenschaft. Jg. 1. Nr. 1 ff. 1899. Berlin. 4°.

Landsmannschaftliche **Korrespondenz**. Organ f. deutsche Landsmannschaften. Hrsg. von Jul. Kirchhoff. Jg. 1. 1898 ff. Naunhof b. Leipzig. 4°.

Deutscher **Universitäts-Kalender**. Hrsg. v. Ferd. Ascherson [später: u. W. Seelmann]. Erscheint seit S.-S. 1872. Berlin. 1872 ff. 8°.

Minerva. Jahrbuch der Universitäten der Welt [Jg. 2 ff.: der gelehrten Welt]. Jg. 1. 1891/92 ff. Straßburg. 8°.

Geschichte des Universitätswesens und des Studententums.

Im Allgemeinen.

Meiners, C., Über die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten. Bd. 1. 2. Göttingen 1801—2. 8°.

—, Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen unseres Erdteils. Bd. 1—4. Göttingen 1802—5. 8°.

Raumer, Karl v., Geschichte der Pädagogik. Bd. 4. Die deutschen Universitäten. Stuttgart 1854. 4. Aufl. Gütersloh 1874. 8°.

Dolch, Oskar, Geschichte des Deutschen Studententums von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen. Leipzig 1858. 8°.

Hart, James Morgan, German Universities. New-York 1874. 8°.

Pernwerth von Bärnstein, Adolf, Beiträge zur Geschichte und Litteratur des deutschen Studententumes. Würzburg 1882. 8°.

Kaufmann, Georg, Die Geschichte der deutschen Universitäten. Bd. 1. 2. Stuttgart 1888—96. 8°.

Paulsen, Friedr., Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. 2. umgearb. Aufl. Bd. 1. 2. Leipzig 1896. 8°.

Briefe eines Vaters an seinen Sohn nach dessen Abgang auf die Universität. Von * . *. 2. Aufl. Breslau 1896. 8°.

Fabricius, Wilhelm, Die deutschen Corps.

*) Mit dieser Bibliographie soll nicht etwa ein erschöpfendes Verzeichniß der gesamten über das deutsche Hochschulwesen und Studententum erschienenen Literatur gegeben werden; sie verfolgt vielmehr den Zweck, einerseits die im Text, der mit Literaturnachweisen nicht belastet werden sollte, nur kurz oder garnicht citierten Quellen anzuführen, andererseits die rein studentischen, namentlich von den Korporationen ausgehenden Publikationen zu verzeichnen, ohne indessen auch hier Vollständigkeit anzustreben.

E. hist. Darstellung mit bes. Berücksichtigung d. Mensurwesens. III. Taus. Berlin 1898. 8°.

Mittelalter.

Zarncke, Friedr., Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Beiträge zur Geschichte und Charakteristik derselben. Beitr. 1 [einziger]. Leipzig 1857. 8°.

Paulsen, Friedr., Die Gründung der deutschen Universitäten im Mittelalter. In: Historische Zeitschrift hrsg. von H. v. Sybel. Bd. 45. 1881.

—, Organisation und Lebensordnungen der deutschen Universitäten im Mittelalter. In: Historische Zeitschrift hrsg. von H. v. Sybel. Bd. 45. 1881.

Denifle, Heinrich, Die Universitäten des Mittelalters bis 1400. Bd. 1. Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400. Berlin 1885. 8°.

Humanismus und Reformation.

De generibus ebriosorum et ebrietate vitanda questio facetiarum et urbanitatis plena: quam pulcerrimis optimorum scriptorum flosculis referta: in conclusione quodlibet Erphurdiensi anno Christi MDXV circa autumnale equinoctium scolastico more explicata. Nurnbergae 1516. 4°.

Platter, Thomas, Selbstbiographie. Hrsg. u. a. v. H. Düntzer in „Collection Spemann". Bd. 18. Stuttgart 1881. 8°.

Muther, Theodor, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation. Erlangen 1866. 8°.

Siebzehntes Jahrhundert.

Tholuck, A., Vorgeschichte des Rationalismus. T. 1. Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologischen Fakultäten. Abt. 1. 2. Halle 1853—54. 8°.

Beyer, C., Studentenleben im 17. Jahrhundert. Kulturgeschichtl. Bilder. Schwerin i. M. 1899. 8°.

Deposition.

Manuale scholarium, qui studentium universitates aggredi ac postea in eis proficere instituunt. (Heidelberg 1480.) Hrsg. von Fr. Zarncke in: Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Leipzig 1857.

Dinckelius, Johannes, De origine, causis, typo et ceremoniis illius ritus, qui vulgo in scholis Depositio appellatur, oratio. Additum est judicium Reverendi Patris D. Doctoris Martini Lutheri de hoc ritu. Typusque eiusdem ritus, Heroico carmine descriptus. Authore Friderico Widebrando. (Erphordiae) 1579. 8°.

Quaestio status de jure et natura Beanorum. [o. O.] 1632. 4°.

Weber, Wilh., Ausführliche Erzehlung, wie es mir zu Altorff in der Deposition ergangen ist. Anno 1636, den 29. Juni. Nürnberg 1637. 4°.

Ritus depositionis. Argentorati 1666. 8°.

Hoffmann, Valentinus, Laus depositionis Beanorum. Jenae 1657. 4° u. öfter.

Fabricius, Wilhelm, Die Akademische Deposition (Depositio cornuum). Frankfurt a. M. 1895. 8°.

Pennalismus.

Quistorpius, Johannes, Orationes duae. Una, in qua Schoristae, Altera, in qua nationalia collegia, seu nationales societates Delineantur. Rostochii 1627. 4° u. öfter.

Meyfart, Johann Matthaeus, Christliche Erinnerung von der auß den Evangelischen Hohen Schulen in Teutschlandt an manchem ort entwichenen ordnungen und erbaren Sitten. o. O. 1636. 4°.

Schroeder, Joach., Hellklingende ... Friedens Posaune, D. i., Eine Christeyffrige Vermahnung zum Friede ... gehalten in Rostock (1639). Rostock 1640. 4°.

Pennalismus proscriptus profligatusque ab Academia Jenensi. Jenae 1661. 2°.

Schöttgen, Christian, Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlich gewesenen Pennal-Wesens. Dresden u. Leipzig 1747. 8°.

Fridericianisches Zeitalter.

Picander's Teutsche Schauspiele, bestehend in dem Akademischen Schlendrian 2c. Berlin, Frcft. u. Hamb. 1726. 8°.

Laukhard, F. C., Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben. Ein Beitrag zur Charakteristik d. Universitäten in Deutschland. T. 1—5. Halle [T. 3 ff.: Leipzig] 1792—1802. 8°.

Taschenbuch für Studenten und ihre Freunde. Halle 1797. 8°.

Graf Guido von Tauffkirchen oder Darstellung des zu Jena aufgehobenen Mosellaner- oder Amicisten-Ordens. Weißenfels u. Leipzig 1799. 8°.

Laukhard, Friedr. Chr., Der Mosellaner- oder Amicisten-Orden nach seiner Entstehung, inneren Verfassung und Verbreitung auf den deutschen Universitäten dargestellt u. zur Zurechtweisung der Schrift: Graf Guido von Tauffkirchen. Halle 1799. 8°.

Fabricius, Wilh., Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zu den gleichzeitigen Landmannschaften. Jena 1891. 8°.

Wiederaufrichtung des deutschen Reichs.

(Stark,) Über den Geist des deutschen Studentenlebens, insbesondere zu Jena. Jena 1816. 8°.

S(tourdza), de, Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne. Paris 1818. 8°.

Amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft aus den Untersuchungs-Akten gezogen und zunächst zur Verwarnung für alle Studierende auf den Königlich Preußischen Universitäten bestimmt. Halle 1824. 8°.

Der deutsche Student. E. Beitrag z. Sittengeschichte d. 19. Jahrhunderts. Von A. v. S. (Auch m. d. Tit.: Felix Schnabels Universitätsjahre.) Stuttgart 1835. 8°.

Pabst, C. R., Theod. Müllers Jugendleben in Mecklenburg und Jena. Aarau 1861. 8°.

Keil, Rob. u. Rich., Die Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena. Jena 1865. 2. neu bearb. Aufl. 1883. 8°.

Vademecum für den deutschen Corpsstudenten. Leipzig (später: Jena) 1879 ff. 8°.

Kösener S. C.-Kalender, Taschenbuch für den deutschen Corpsstudenten. München (später: Leipzig) 1889 ff. 8°.

Handbuch für den deutschen Burschenschafter. Hrsg. von G. H. Schneider. 4. Ausg. Berlin 1897. 8°.

Coburger L. C.-Taschenbuch. Taschenbuch für den deutschen Landsmannschafter des Cob. L. C. Jena 1896. 8°.

Vademecum für den deutschen V. C.-Studenten. 6. Aufl. W. S. 1896/97. Leipzig-Reudnitz. 8°.

Taschenbuch für die Mitglieder des Kyffhäuser-Verbandes der Vereine deutscher Studenten. 3. Aufl. Berlin 1897. 8°.

Petersdorff, Herm. v., Die Vereine deutscher Studenten. Zwölf Jahre akad. Kämpfe. 2. verm. Aufl. Leipzig 1895. 8°.

Siemering, Die Huldigungsfahrt der deutschen Studenten zum Fürsten Bismarck am 1. April 1895. Berlin 1895. 4°.

Waitz, H., Geschichte des Wingolfbundes. Darmstadt 1896. 8°.

Kußmaul, A., Jugenderinnerungen eines alten Arztes. Stuttgart 1899. 8°.

Die Universität und ihre Einrichtungen.

Stein, Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland. Leipzig 1891. 8°.

Die deutschen Universitäten. Für die Universitätsausstellung in Chicago 1893 unter Mitw. zahlreicher Universitätslehrer hrsg. von W. Lexis. Bd. 1. 2. Berlin 1893. 4°.

Ueber Studentenschulden. Halle 1839.

Baumgart, M., Die Stipendien und Stiftungen (Convicte, Freitische u. s. w.) Berlin 1885. 8°.

Die Stipendien an den deutschen Universitäten. E. Handbuch f. Stud. Nach amtlichen Quellen bearb. u. hrsg. v. e. Univ.-Beamten. 6. Aufl. v.: „Wie bewirbt man sich um Stipendien". Leipzig [1895?]. 8°.

Horn, E., Die Disputationen u. Promotionen an den deutschen Universitäten vornehmlich seit dem 16. Jahrhundert. Leipzig 1893. 8°.

Baumgart, M., Grundsätze und Bedingungen zur Erlangung der Doktorwürde bei allen Fakultäten der Universitäten des deutschen Reichs. 5. Aufl. Berlin 1898. 8°.

Horn, E., Kolleg und Honorar. E. Beitr. z. Verfassungsgesch. d. deutschen Universitäten. München 1897. 8°.

Studentische Sitten und Gebräuche.

Jus potandi oder Deutsches Zech-Recht. Commentbuch des Mittelalters. Nach dem Original von 1616 mit Einleitung neu hrsg. v. Max Oberbreyer. Heilbronn (1877). 2. Aufl. 1880. 8°.

Schluck, Martialis, Dissertatio de norma actionum studiosorum seu von dem Burschen-Comment. o. O. 1776.

Bier-Comment des Leipziger L. C. W.-S. 1887/88. Leipzig 8°.

Revidierter Allgemeiner Berliner S.C.-Bier-Comment. Offizielle Ausg. Neu revid. u. angenommen W.-S. 1886/7. 4. Aufl. Berlin (1894). 8°.

Carmina Burana. Latein. u. deutsche Lieder u. Gedichte e. Hs. d. XIII. Jhs. aus Benedictbeuren auf d. k. Bibliothek zu München. Hrsg. v. J. A. Schmeller. 3. unveränd. Aufl. Breslau 1894. 8°.

K(indleben), C. W., Studentenlieder Aus den hinterlassenen Papieren eines unglücklichen Philosophen, Florido genannt. Halle 1781. 8°.

Keil, Rob. u. Rich., Deutsche Studentenlieder des siebzehnten und achtzehnten Jahrhundertes. Lahr (1859). 8°.

Kopp, A., deutsches Volks- und Studenten-Lied. Berlin 1899. 8°.

Kluge, Fr., Deutsche Studentensprache. Straßburg 1895. 8°.

Das Fechten und die Mensur.

(Lebkommer, Hans,) Der Altenn Fechter anfengliche Kunst. Franckfurt am Meyn (1529). 4°.

Meyer, Joachim, Gründtliche Beschreibung der freyen Ritterlichen vnnd Adelichen kunst des Fechtens, in allerley gebreuchlichen Wehren. Straßburg 1570. 4°.

Verolinus, Theodorus, Der Künstliche Fechter oder klare Beschreibung der freyen, ritterlichen und adelichen Kunst des Fechtens im Rappier, Düsacken und Schwerdt. Würzburg 1679. 2°.

Heumann, Chr. Aug., Historia de gladio academico. In: Jo. Volckmar Bechmann, Tractatus de privilegiis ac juribus studiosorum. Jenae 1741. 4°.

Roux, Anweisung zum Hiebfechten. Jena 1840. 8°.

—, Deutsches Paukbuch. Jena 1858. 2°.

Scheidler, Nochmalige Erörterung der Frage „Hieb oder Stoß?" Jena 1843. 8°.

Castle, Egerton, Schools and masters of fence from the middle ages to the eighteenth century. Londen 1885. 4°.

Fix, L'escrime dans les universités allemandes d'après Ludwig Caesar Roux, Friedr. Schulze, W. Fehn etc. Paris 1896. 8°.

Die Jenenser Stoßmensur. In: Burschenschaftl. Blätter. Jg. 2. 1888. S. 302.

Die studentische Mensur Einst und Jetzt In: Akad. Monatshefte. Jg. 7. 1890. S. 277.

Auf Mensur vor 50 Jahren. In: Akad. Monatshefte. Jg. 11. 1894. S. 2.

Dietz, E., Über die Entwickelungsgeschichte der Bestimmungsmensur in der Burschenschaft. In: Burschenschaftl. Blätter. Jg. 7. S.-S. 1892. S. 33.

Dietz, E., Über studentischen Verruf. In: Burschenschaftl. Blätter. Jg. 8. W.-S. 1893/94. S. 149.

K(irchhoff), J(ul.), Das Fechten sonst u. jetzt. Reform oder nicht Reform. In: Landsmannschaftl. Korrespondenz. Jg. 1. S. 145.

Die einzelnen Hochschulen.

Heidelberg.

Hautz, Joh. Friedr., Geschichte der Universität Heidelberg. Nach handschriftl. Quellen nebst den wichtigsten Urkunden. Bd. 1. 2. Mannheim 1862—64. 8°.

Ruperto-Carola. Illustrierte Fest-Chronik der V. Säcular-Feier der Universität Heidelberg. (Hrsg. v. K. Bartsch. Heidelberg 1886.) 2°.

Palatinus, Theodor, Heidelberg und seine Universität. Freiburg i. B. 1886. 8°.

Heyck, Ed., Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts. Nach Briefen u. Akten. Heidelberg 1886. 8°.

Das Corpsleben in Heidelberg während des neunzehnten Jahrhunderts. Heidelberg 1886. 8°.

Dietz, Ed., Die deutsche Burschenschaft in Heidelberg. E. Beitr. z. Kulturgesch. deutscher Universitäten. Heidelberg 1895. 8°.

Leipzig.

Zarncke, Friedr., Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren. (Leipzig 1857.) 8°.

Kreußler, Heinr. Gottlieb, Geschichte der Universität Leipzig von ihrem Ursprunge bis auf unsere Zeiten. Dessau 1810. 8°.

Brasch, Moritz, Geschichte der Universität Leipzig. München 1890. 4°.

Friedberg, Emil, Die Universität Leipzig in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1898. 8°.

Gretschel, C. C. C., Leipzig und seine Umgebungen. Leipzig (1828). 8°.

Wustmann, Gustav, Leipzig durch drei Jahrhunderte. E. Atlas z. Gesch. d. Leipz. Stadtbildes, im 16., 17. u. 18. Jahrh. Leipzig 1891. 2°.

Zarncke, Friedr., Aufsätze und Reden zur Kultur- und Zeitgeschichte. Leipzig 1898. 8°.

Zinck, Paul, Studentisches Leben in Leipzig zur Zeit des Kurfürsten August (1553—1586). T. 1. 2. In: Zeitschrift für Kulturgeschichte. Bd. 6, H. 4 u. 5. 1899.

Der Leipziger Student vor hundert Jahren. Neudruck aus d. Wanderungen und Kreuzzügen durch e. Teil Deutschlands von Anselmus Rabiosus d. Jüngeren. Leipzig 1897. 8°. (Leipziger Neudrucke. Bdch. 1).

Günther, Otto, Zur Geschichte des Leipziger Musenkrieges im Jahre 1768. Leipzig 1894. 8°.

(Andree, Richard), Geschichte des Corps Lusatia zu Leipzig 1807—1898. Leipzig 1898. 8°.

Meltzer, Moritz, Verzeichnis der Stipendien und Benefizien, welche ausschließlich oder doch event. für Studierende an der Universität Leipzig fundiert sind. 2. Aufl. Leipzig 1885. 8°.

Rostock.

Die Matrikel der Universität Rostock. Hrsg. v. Adolph Hofmeister. I—III. Rostock 1889—96. 4°.

Krabbe, Otto, Die Universität Rostock im 15. u. 16. Jahrh. T. 1. 2. Rostock u. Schwerin 1854. 8°.

Krause, K. E. H., Zur Geschichte der ersten Jahre der Universität Rostock. Progr. Rostock 1875. 4°.

Greifswald.

Kosegarten, Joh. Gottfr. Ludw., Geschichte der Universität Greifswald mit urkundl. Beilagen. T. 1. 2. Greifswald 1856—57. 4°.

Haeser, H., Zur Geschichte der medicinischen Fakultät Greifswald. Breslau 1879. 8°.

Schlegel, Gottl., Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der K. Universität zu Greifswald. Berlin u. Stralsund 1798. 8°.

Baumstark, E., Die Universität Greifswald vor hundert und vor fünfzig Jahren. Akad. Festschr. Greifswald 1866. 4°.

Ziegler, J., Geschichte der Stadt Greifswald. Greifswald 1897. 8°.

Gesterding, Konr., Stiftungen, Stipendien und Benefizien für Studierende an der Universität Greifswald. Greifswald 1894. 8°.

Freiburg.

Schreiber, H., Geschichte der Stadt und Universität Freiburg im Breisgau. T. 2: Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg. Neue Ausg. T. 1—3. Freiburg 1868. 8°.

Die Universität Freiburg seit dem Regierungsantritt des Großherzogs Friedrich von Baden. 1852—81. Freiburg i. Br. u. Tübingen 1881. 4°.

(Mayer, Hermann,) Geschichte der Universität Freiburg in Baden in der ersten Hälfte d. XIX. Jahrh. Tl. 1—3. Bonn 1892—94. 8°.

Die Urkunden über die der Universität Freiburg i. B. zugehörigen Stiftungen (von 1497—1875) nebst den auf das Stipendienwesen bezüglichen Verfügungen. Freiburg i. B. 1875. 8°.

Tübingen.

Bök, Aug. Friedr., Geschichte der herzogl. Württembergischen Eberhard Carls Universität zu Tübingen im Grundrisse. Tübingen 1774. 8°.

Klüpfel, K., Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. Tübingen 1849. 8°.

—, Die Universität Tübingen in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1877. 4°.

Autenrieth, J. H. F. v., Über den Geist, der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges auf der Universität Tübingen herrschte. E. akad. Rede. Tübingen 1832. 8°.

Mohl, Rob. v., Geschichtliche Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studierenden während des 16. Jahrh. Tübingen 1840. 3. Aufl. 1899. 8°.

Roth, Rudolf, Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen. 1. Aus dem Jahre 1519. (Univ.-Progr.) Tübingen 1867. 4°.

Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen. Festgabe bei der vierten Säkularfeier ihrer Gründung. Tübingen 1877. 8°.

Kugler, Bernhard, Die Jubiläen der Universität Tübingen nach handschriftl. Quellen dargestellt. Festprogr. Tübingen. 1877. 8°.

Geschichte des Corps Franconia. In: Akad. Monatshefte. Jg. 7. 1890. S. 20.

Das Corpsleben Einst und Jetzt in Tübingen. In: Akad. Monatshefte. Jg. 8. 1891. S. 247.

Geschichte der Tübinger Burschenschaft 1817—1852. In: Burschenschaftl. Blätter. 5. 1. 1891. S. 203.

Geschichte des Corps Rhenania. In: Akad. Monatshefte. Jg. 9. 1892. S. 151.

Tübingen und seine Umgebung. H. 1—3. 2. vollst. umgearb. Aufl. Tübingen 1884—90. 8°.

Fink, K., Tübingen. Zürich 1892. 8°.

Marburg.

Justi, Karl Wilhelm, Grundzüge einer Geschichte der Universität zu Marburg. Marburg 1827. 8°.

Sybel, Heinrich v., Die Universität Marburg und das kurhessische Unterrichtswesen. 1. Die Universität. Marburg 1848. 8°.

Heppe, Heinrich, Geschichte der theologischen Fakultät zu Marburg. Marburg 1873. 8°.

Henke, E. L. Th., Die Eröffnung der Universität Marburg i. J. 1653. Marburg 1862. 8°.

(Buchenau, G.,) Die 350jährige Jubelfeier der Universität Marburg am 30., 31. Juli und 1. Aug. 1877. Marburg 1879. 8°.

Das Corps Hasso-Nassovia. In: Akad. Monatshefte. Jg. 7. 1890. S. 73.

Die Marburger Corps Anfang der vierziger Jahre. In: Akad. Monatshefte. Jg. 8. 1891. S. 150.

Marburger Burschenkomment 1833. In: Akad. Monatshefte. Jg. 9. 1892. S. 347.

Die ersten 9 Jahre der Marburger Burschenschaft. In: Burschenschaftl. Blätter. Jg. 6, 1. 1892. S. 169.

Königsberg.

Sahme, Arnoldus Henricus, praes., Godofr. Alb. Pauli resp., An academiae in emporiis sint erigendae? Regiomonti 1704. 4°.

Arnoldt, Dan. Heinr., Ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der Königsbergischen Universität. Tl. 1. 2. Königsberg i. Pr. 1746. 8°.

—, Zusätze zu seiner Historie der Königsbergischen Universität nebst einigen Verbesserungen derselben. ib. 1756. 8°.

Goldbeck, J. F., Nachrichten von der K. Universität zu Königsberg i. Pr. und den daselbst befindlichen Lehr-, Schul- und Erziehungs-Anstalten. Leipzig u. Dessau 1782. 8°.

(Metzger, Joh. Dan.), Über die Universität zu Königsberg. E. Nachtrag zu Arnoldt u. Goldbeck. Königsberg 1804. 8°.

Stettiner, Paul, Aus der Geschichte der Albertina (1544—1894). Königsberg 1894. 8°.

Prutz, Hans, Die Königliche Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. im neunzehnten Jahrhundert. Königsberg 1894. 8°.

Töppen, Max. Die Gründung der Universität zu Königsberg und das Leben ihres ersten Rektors Georg Sabinus. Königsberg 1844. 8°.

Amtliche Nachrichten über die Feier des dritten Säkularfestes der Albrechts-Universität zu Königsberg. Königsberg 1844. 8°.

Bonk, Hugo, Das Jubelfest des dreihundertfünfzigjährigen Bestehens der Albertus-Universität am 26. u. 27. Juli 1894. Nach amtl. Mitteilungen. Königsberg 1895. 8°.

(Gottlieb, Christian), Bemerkungen eines Reisenden über einen Teil von Ost- und Westpreußen. In Briefen an seinen Freund. Berlin 1799. 8°.

Nachrichten über Leben und Schriften des H. Geheimrathes Dr. Karl Ernst von Baer, mitgeteilt von ihm selbst. St. Petersburg 1865. 8°.

Seraphim, A., Kur-, Liv-, Estländer auf der Universität Königsberg. Riga 1893. 8°.

Jena.

Schwarz, J. C. E., Das erste Jahrzehnd der Universität Jena. Jena 1858. 8°.

Loening, Rich., Über ältere Rechts- und Kulturzustände an der Fürstl. Sächs. Gesamt-Universität Jena. Rede. Jena 1897. 4°.

Ausführliche Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der jenaischen Akademie. Jena 1751. 4°.

Briefe über Jena. Frankfurt u. Leipzig 1793. 8°.

(Kühl, Anton), Zeichnung der Universität Jena. Für Jünglinge, welche diese Akademie besuchen wollen. Leipzig 1798. 8°.

Keil, Rich. u. Rob., Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1548—1858). Leipzig 1858. 8°.

(Schneider, Gust. Heinr.,) Die Burschenschaft Germania zu Jena. Jena 1897. 4°.

Würzburg.

Bönicke, Christian, Grundriß einer Geschichte von der Universität zu Wirzburg. Tl. 1. 2. Wirzburg 1782—88. 4°.

Wegele, Franz X. von, Geschichte der Universität Wirzburg. T. 1 Geschichte. T. 2 Urkundenbuch. Wirzburg 1882. 8°.

Kölliker, Albert von, Zur Geschichte der medicinischen Fakultät an der Universität Würzburg. Festrede. Würzburg 1871. 4°.

Alma Julia. Illustrierte Chronik ihrer dritten Säkularfeier. Redaktion v. Aug. Schäffler. (Nr. 1—12.) Würzburg 1882. 2°.

Pfitzner, Das Kartell zwischen der Würzburger „Germania" und Heidelberger „Rhenania". In: Akad. Monatshefte Jg. 11. 1894.

Haupt, Herm., Die alte Würzburger Burschenschaft 1817—1833. E. Beitr. z. Universitätsgesch. in d. Reaktionszeit. (S.-A. a. d.

„Festschrift z. 50j. Jubelfeier d. Würzb. Burschenschaft Arminia".) Würzburg 1898. 8°.

Gießen.

Die ältesten Privilegien und Statuten der Ludoviciana. Hrsg. von H. Wasserschleben. (Univ.-Progr.) Gießen 1881. 4°.

Die Matrikel der Universität Gießen 1608—1707. Hrsg. von Ernst Klewitz und Karl Ebel. (S.-A. a. d. „Mitteilungen d. Oberhessischen Geschichtsver." N. F. Bd. 2—6.) Gießen 1898. 8°.

Hoffmann, Hermann, Ein Beitrag zur Geschichte der Hochschule zu Gießen. Akad. Festrede. Gießen 1866. 4°.

Lutterbeck, Anton, Geschichte der katholisch-theologischen Fakultät zu Gießen. Gießen 1860. 8°.

Bock, Alfred, Aus einer kleinen Universitätsstadt. Kulturgeschichtl. Bilder I. Gießen (1896). 8°.

Kiel.

Thieß, Joh. Otto, Gelehrtengeschichte der Universität zu Kiel. Bd. 1, T. 1. 2. Kiel 1800—3. 8°.

Ratjen, H., Geschichte der Universität zu Kiel. Kiel 1870. 8°.

Volbehr, Friedr., Beiträge zur Geschichte der Christian-Albrecht-Universität zu Kiel. Kiel 1876. 8°.

Thaulow, Das Christian-Albrecht-Stift an der Kieler Universität. Kiel 1881. 8°.

—, Gustav, Die Feierlichkeiten bei der Einweihung der Kieler Universität 1665. Nach der Beschreibung des Barons Alexander Torquatus à Frangipani in gedrängter Übersicht. 2. verb. Aufl. Kiel 1876. 8°.

Volbehr, Friedr., Die Einweihungsfeier des neuen Universitätsgebäudes zu Kiel, 24. bis 26. Oktober 1876. 8°.

Eckardt, H., Alt-Kiel in Wort und Bild. Kiel 1899. 4°.

(Hoppe, Adolf,) Chronik der akademischen Verbindung „Frisia" 1872—1897. Kiel 1897. 8°.

Halle.

Dreihaupt, Joh. Christoph v., Pagus Neletici et Nudizici oder ausführliche, diplomatisch histor. Beschreibung des ... Saal-Creyses, u. aller darin befindlichen Städte. T. 1. 2. Halle 1749—50. 2°.

Hoffbauer, Joh. Chr., Geschichte d. Univ. zu Halle. Halle 1805. 8°.

Schrader, Wilhelm, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle. T. 1. 2. Berlin 1894. 8°.

Hertzberg, Gustav, Kurze Übersicht über die Geschichte der Universität in Halle a. S. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Halle a. S. 1894. 8°.

Hertzberg, Zur Geschichte der Vereinigung von Wittenberg und Halle. Progr. z. Feier d. 50jähr. Vereinigung. Halle 1867. 4°.

Die Universität Halle seit den Befreiungskriegen. Verbindungswesen und Streben nach einem allgemeinen Studentenleben daselbst. Sudenburg-Magdeburg 1845. 8°.

König, Aus zwei Jahrhunderten. Geschichte d. Studentenschaft u. d. student. Korporationswesens an d. Univ. Halle. Nach urkundl. Quellen. Halle a. S. 1894. 8°.

Göttingen.

Rößler, E. F., Die Gründung der Universität Göttingen. Entwürfe, Berichte und Briefe der Zeitgenossen. Göttingen 1855. 8°.

Meiners, Kurze Darstellung und Entwickelung der hohen Schulen des Protestantischen Deutschlands, besonders der hohen Schule zu Göttingen. Göttingen 1808. 8°.

Dove, Richard, Einige Gedenkblätter aus der Geschichte der Georgia Augusta seit 1837. Göttingen 1887. 8°.

(Mackensen, W. F. A.), Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer. Leipzig 1791. 8°.

Rintel, Moses, Versuch einer skizzierten Beschreibung von Göttingen nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit. Göttingen 1794. 8°.

Interessante Bemerkungen über Göttingen als Stadt und Universität betrachtet. Glückstad 1804. 8°.

Der Göttinger Student. Göttingen 1813. 8°.

Aktenmäßige Darstellung der Vorfälle, welche im letztverflossenen Sommer auf der Universität zu Göttingen stattgefunden. Hannover 1818. 8°.

Der Studentenstreit oder die neuesten unruhigen Ereignisse auf der Universität zu Göttingen im July und August 1818. Witzenhausen 1818. 8°.

The University of Goettingen at the beginning of the year 1835. London 1836. 8°.

Unger, Göttingen und die Georgia Augusta. Göttingen 1861. 8°.

Mejer, Otto, Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. Linden-Hannover 1889. 8°.

Geschichte der Göttinger Friesen von 1811 bis 1895. Lingen 1895. 8°.

(Römpler), Versuch einer Geschichte der Burschenschaft Hannovera z. Göttingen. Göttingen (1897). 8°.

Geschichte der Burschenschaft Brunsviga. Göttingen 1892. 8°.

Alte-Herren-Zeitung der Verbindung Cimbria. Jg. 1. 1896 ff. Göttingen. 8°.

Erlangen.

Fikenscher, Georg Wolfg. Aug., Geschichte der K. Preuß. Universität zu Erlangen von ihrem Ursprunge bis auf gegenwärtige Zeiten. (T. 1.) Coburg 1795. 8°.

—, Vollständige akademische Gelehrtengeschichte der K. preuß. Friedrich-Alexander Universität zu Erlangen von ihrer Stiftung bis auf gegenwärtige Zeit. Abt. 1—3. Nürnberg 1806. 8°.

(Engelhardt), Die Universität Erlangen von 1743—1843. Erlangen 1843. 8°.

Papst, Joh. Geo. Friedr., Gegenwärtiger Zustand der Friedrich Alexanders Universität zu Erlangen. Erlangen 1791. 8°.

(Bardeleben, K. L. H.), Darstellungen aus der Welt der Erlanger Musensöhne zur Rückerinnerung und Beherzigung. Frankfurt und Leipzig 1798. 8°.

Züge und Zustände aus dem Erlanger

Studentenleben. M. hist. Notizen ... v. e. ehemaligen Erlanger Studenten. Nürnberg und Erlangen 1843. 8°.

Kalb, Wilhelm, Die Alte Burschenschaft und ihre Entwickelung in Erlangen m. bes. Berücks. d. Alten Germania. Erlangen 1892. 8°.

(Rügemer, Karl), Geschichte der Baruthia zu Erlangen 1803—93. München 1893. 8°.

Reuter, Friedrich, Die Erlanger Burschenschaft 1816—1833. E. Beitr. z. innern Gesch. d. Restaurationszeit. Erlangen 1896. 8°.

Münster.

Denkschrift über die Rechte der Akademie zu Münster auf ihre Lokalitäten. Münster 1850. 4°.

Tibus, Ad., Die Stadt Münster. Ihre Entstehung u. Entwicklung bis auf d. neuere Zeit. Münster 1882. 8°.

Detten, Georg v., Münster i. W., seine Entstehung und das Kulturbild seiner 1000 jährigen Entwicklung. Münster 1887. 8°.

Bahlmann, P., Aus Münsters Vergangenheit. E. kurze Stadtgeschichte. Münster i. W. 1898. 8°.

Schücking, L., u. F. Freiligrath, Das malerische u. romantische Westfalen. 4. Aufl. Paderborn 1898. 8°.

Berlin.

Daude, Die Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Systematische Zusammenstellung der für dieselbe bestehenden und reglementarischen Bestimmungen. Berlin 1887. 8°.

Wagner, Ad., Die Entwicklung der Universität Berlin 1810—1896. Rektoratsrede. Berlin 1896. 4°.

Böckh, Aug., Rede zur Jubelfeier d. Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin 1860. 8°.

Die Bewegung der Unabhängigen Studentenschaft zu Berlin. Berlin 1892. 8°.

Breslau.

Reinkens, Jos., Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina. Festschrift. Breslau 1861. 4°.

Die Jubelfeier der Universität Breslau vom 1. bis 6. August 1861. Nebst e. Abriß der Geschichte der Universität. Breslau 1861. 8°.

Gründung und Entwicklung der Breslauer Burschenschaft. Festgabe zu ihrer fünfzigjährigen Jubelfeier am 26. u. 27. Oktober 1867. Breslau 1867. 8°.

Müller, H., Geschichte des Corps Silesia. E. Festschr. z. 60 jähr. Stiftungsfeste 1837, 1897. (Breslau 1897.) 8°.

Meister, F., Stipendien und Unterstützungen in Breslau. Breslau 1889. 8°.

Bonn.

Sybel, H. v., Die Gründung der Universität Bonn. Festrede. Bonn 1868. 8°.

Varrentrapp, C., Beiträge zur Geschichte der kurkölnischen Universität Bonn. Bonn 1868. 4°.

Hessel, K., u. P. Siller, Geschichte der Burschenschaft Fridericia zu Bonn 1843—47. Berlin 1895. 8°. (Veröffentlichungen d. Archivs f. d. deutsche Burschenschaft. Bd. 2.)

München.

Prantl, Carl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München. Z. Festfeier ihres 400 jähr. Bestehens. Bd. 1. 2. München 1872. 8°.

Haushofer, Max, Die Ludwig-Maximilians-Universität zu Ingolstadt, Landshut und München in Vergangenheit und Gegenwart. München 1890. 4°.

Die 400 jährige Stiftungs-Feier der Kgl. Ludwigs-Maximilians-Universität München. München 1872. 4°.

Pfisterer, Carl, Erinnerung an Suevias sechzigjährige Jubelfeier. Augsburg 1865. 8°.

Kurz, Ferd., Der Anteil der Münchener Studentenschaft an den Unruhen der Jahre 1847 und 1848. (Lola Montez — Studentenfreicorps.) München (1893). 8°.

Straßburg.

Die Einweihung der Straßburger Universität am 1. Mai 1872. Offizieller Festbericht. Straßburg 1872. 8°.

Erichson, Alfred, Das Straßburger Universitätsfest vom Jahre 1621. Straßburg 1884. 8°.

Heitz, Emil, Zur Geschichte der alten Straßburger Universität. Rede. Straßburg 1885. 8°.

Hausmann, S., Die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg. Ihre Entwicklung u. ihre Bauten. Straßburg 1897. 4°.

Hoseus, Heinrich, Die Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg, ihr Recht und ihre Verwaltung. E. Festschr. z. 1. Mai 1897. Straßburg 1897. 8°.

Euting, J., Beschreibung der Stadt Straßburg und des Münsters. 6. Aufl. Straßburg 1890. 8°.

Die technischen Hochschulen.

Baumeister, R., Die technischen Hochschulen. Berlin 1886. 8°.

Riedler, A., Unsere Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts. 4. Aufl. Berlin 1898. 8°.

—, Die technischen Hochschulen u. ihre wissenschaftlichen Bestrebungen. Rede z. Antritt des Rektorates der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin geh. i. d. Aula am 1. Juli 1899. Berlin 1899. 4°.

Die technischen Hochschulen in Preußen. Eine Darstellung ihrer Geschichte und Organisation. Berlin 1899. 8°.

Scheffler, W., Die technischen Hochschulen und Bergakademien. 6. Ausg. Leipzig 1893/94. 8°.

Heilbronner, M., Wie lauten die Examensbestimmungen der technischen Hochschulen Deutschlands und der Schweiz? Karlsruhe 1898. 8°.

Die Stipendien an den technischen Hochschulen. Ein Handbuch f. Studierende. Leipzig-Reudnitz 1897. 8°.

Offizieller Vademecum für die Studierenden der deutschen technischen Hochschulen. Hannover 1899. 8°.

Das 150jährige Jubiläum der Herzogl. Technischen Hochschule zu Braunschweig im Juli 1895. Braunschweig 1895. 8°.

Festschrift der Herzogl. Technischen Hochschule Carola-Wilhelmina, dargebr. d. naturwissenschaftl. Theilnehmern an der 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, hrsg. v. Heinr. Beckurts. Braunschweig 1897. 8°.

Festschrift d. Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin zur Feier der Einweihung ihres neuen Gebäudes am 2. November 1884. Berlin 1884. 4°.

Die Großherzogliche technische Hochschule Karlsruhe. Festschrift zur Einweihung der Neubauten im Mai 1899. (Stuttgart 1899.) 4°.

Entwickelung der technischen Hochschule in Karlsruhe von der Gründung bis zur Gegenwart 1828—92. (Karlsruhe 1892.) 8°.

Kluckhohn, A., Über die Gründung u. bisherige Entwicklung der K. technischen Hochschule zu München. Rede. München 1879. 4°.

Festschrift zur Einweihung des neuen K. S. Polytechnikums zu Dresden am 4. Nov. 1875. Dresden 1875. 4°.

Launhardt, Die Königliche Hochschule zu Hannover von 1831—1881. Hannover 1881. 8°.

Festschrift zur Jubelfeier des 50jährigen Bestehens der Technischen Hochschule zu Darmstadt. Darmstadt 1886. 4°.

Die neuen Gebäude d. großherzogl. Technischen Hochschule zu Darmstadt. Festschrift zur feierl. Einweihung der Neubauten am 28. Okt. 1895. Darmstadt 1895. 8°.





Namen- und Sachregister.*)

*) Abkürzungen: B. = Burschenschaft, C. = Corps, G. = Gesangverein, L. = Landsmannschaft, N. = Nation, O. = Orden, T. = Turnerschaft (Turnverein), V = Verbindung (Verein), k. V. = katholische Verbindung, t. = an der technischen Hochschule.

T.

U.

V.

W.

Z.



Verzeichnis der Bilder.



Berichtigungen und Zusätze.

S. 78. Die Unterschrift zu den Siegeln muß lauten: „Siegel der thüringisch-meißnischen und der rostockischen Landsmannschaft zu Rostock".

S. 110. Z. 1 v. u. lies „Neckar-" statt Nektar-.

S. 124. Z. 17 v. u. lies „Appell" statt Appel.

S. 169. Z. 10 v. u. lies „das" statt daß.

S. 201. Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Dr. Fabricius beruht die Unterschrift zu dem Bilde auf dieser Seite auf einem Irrtum. Das Bild, dessen Original die Unterschrift trägt: „Laubobers Leichenbegängnis", stellt einen Studentenulk dar, und zwar handelt es sich, da „Laubober" (= Grünober) in der deutschen Karte dasselbe ist, wie „Dame" in der französischen, vermutlich um die scherzhafte Verspottung eines gegen das Kartenspielen gerichteten Verbots.

S. 298. Die Landsmannschaft Silesia ist mit dem Beginn des W.-S. 1899/1900 rekonstituirt worden.

S. 317. Die Farben der Germania sind schwarz-gold-rot v. u., die der Derendingia rot-weiß-blau.

S. 341. Z. 4 v. u. lies 1894 statt 1814.

S. 376. Das Bild „Kiel im 17 Jhdt." ist mit Genehmigung des Herrn Verlagsbuchhändlers Eckardt seinem Werke „Alt-Kiel in Wort und Bild" entnommen worden.




Stanford University Libraries
3 6105 005 024 141



LIBRARY, SCHOOL OF EDUCATION
66068
Auf Deutschlands hohen Schulen
66069


Stanford University Libraries
3 6105 005 024 141


Auf Deutschlands hohen schulen
66068
LIBRARY, SCHOOL OF EDU